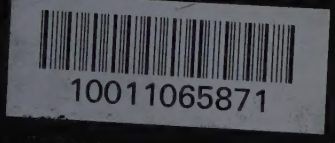

10011065871

Claremont
Graduate School
and
University Center
Library

Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

LANGUAGE
LITERATURE

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Dr. Albert Ostertag.

Siebenter Jahrgang. 1863.

Basel,

im Verlag des Missions-Comptoirs.

In Commission

bei J. F. Steinkopf in Stuttgart und Bahnmaier's Buchh. (C. Detloff) in Basel.

Druck von C. Schultze.

CLAREMONT GRADUATE SCHOOL
AND
UNIVERSITY CENTER LIBRARY

7368

164816

Inhalt.

Seite.

Rundschau auf den Missionsgebieten der Gegenwart.
Erste Abtheilung: Afrika 1
Zweite Abtheilung: Amerika und ein Theil Asiens . . 68
Dritte Abtheilung: Hinter-Asien und die Inselwelt . . 137
Der Traum und seine Wirkung in der Heidenwelt. Ein Bild aus der Buschneger-Mission 21
Blicke in die muhamedanische Welt 49
Eine brüderliche Zurechtweisung 91
Erinnerungen an Dr. Christian Gottlob Barth . . . 97
Die Lage der Taipings in China 164
Die Staatsumwälzung in Japan 189
Die Mission in Melanesien 212
Rosette Schrumpf. Erste Abtheilung 237
„ „ „ Zweite Abtheilung 314
„ „ „ Dritte Abtheilung 369
Der Missionar und die Eingebornen 269
Die indische Presse 338
Die Revolution in Madagaskar 354
Zur Erinnerung an Christian Martig, geb. an der Lenk, Canton Bern, den 4. Febr. 1833, gest. auf der Rhede von Samarang den 28. Nov. 1862. (Erste Abtheilung) 401
„ „ „ (Zweite Abtheilung) 450
Einige Urtheile über die chinesische Mission 429
Die dänische Mission und Kirche in Grönland . . . 497
Sektirerei in der Südsee 517
Missionszeitung:
Stimmen aus der indischen Volkspresse 46
Die Berliner Gesellschaft „zur Beförderung der evang. Missionen unter den Heiden" im Jahr 1861 . . . . . 93 u. 133
Die Missionen der Brüdergemeinde, nach dem Stande vom Jahr 1862 134
Brittisch Indien im Jahr 1862 179
Vierte allgemeine Missions-Conferenz in Indien 182
Die Pilgermission auf St. Chrischona 185

Seite.

Sierra Leone 226
Das nördliche China. (Rückblick auf das Jahr 1862) . . . 227
Die Mission der Brüdergemeinde am Himalaya 231
Das Christenthum in Indien, vom politischen Standpunkt aus betrachtet 298
Auf welche loyale Elemente England in Indien zählen darf . . 303
Census der Bevölkerung in der Türkei 305
Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft im Jahr 1863 . . . 306
Die Wesleyanische Missionsgesellschaft im Jahr 1863 . . . 311
Die London-Missionsgesellschaft im Jahr 1863 311
Die Baptisten-Missionsgesellschaft im Jahr 1863 311
Das dänische Missionswesen . . . . . 361 u. 398
Die evangelische Mission und die englische Politik in China . . 392
Die Polygamie in Indien 493
Statistik von Ceylon 496

Missionsliteratur:

Die Geschichte der Welt vor und nach Christus von Dr. H. Dittmar 48
Die Waffen des Lichts. Ein christl. Lebensbild v. Agnes Gräfin Schwerin 234
Die praktische Theologie, dargestellt von Dr. Fr. Ehrenfeuchter . . 265
Missions-Weltkarte, entworfen von Dr. R. Grundemann . . 267
Kleine Missions-Bibliothek, 4r Band: Oceanien; v. Dr. G. E. Burkhard 311

Bibelblätter:

I. Hieronymus Savonarola.
II. Die Geschichte eines irländischen Knaben.
III. Johann Bunyan.
IV. 1. Der Pastor, der Rathsherr und der General.
2. Ein Samenkorn und seine Frucht.
3. Nöthiget sie, hereinzukommen.

Illustrationen.

1. **Scene an einem Fluß in Yoruba.**
2. **Die anglikanische St. Andrewskirche am Red River, Rupertsland.**
3. **Brahmanische Zöglinge einer englischen Schule in Bombay.**
4. **Der Palast Alumbagh oder „Garten der Welt" in Lacknau, Provinz Audh, Indien.**
5. **Dr. Christian Gottlob Barth.**
6. **Die drei Buddha's in China.**
7. **Des Missionars Heimwesen.**
8. **Basuto-Krieger.**
9. **Feldarbeit der Basuto's.**
10. **Johann Bunyan.**
11. **Eine chinesische Landschaft.**
12. **Buddhisten-Tempel in Ceylon.**
13. **Im Urwald auf Neuseeland.**

Scene an einem Fluß in Yoruba.

Rundschau

auf den Missionsgebieten der Gegenwart.

Erste Abtheilung: Afrika.

Als der selige J. Campbell im Jahr 1813 nach Südafrika gieng, um die Stationen der Londoner Missions-Gesellschaft zu bereisen, war eine große Versammlung theilnehmender Freunde in der Kirche zum Gebet vereinigt. Dr. Waugh predigte über das Wort, das Gott zu Josua sprach: „Wie ich mit Mose gewesen bin, also will ich auch mit dir sein. Ich will dich nicht verlassen, noch von dir weichen." (Jos. 1, 5.) Der gute Mann heftete seine adlergleichen Augen auf den Freund und sagte im Tone der zärtlichsten Zuversicht: „Wie Ich mit van der Kemp gewesen bin, so will Ich mit dir sein, Campbell." Dann hob er die nassen Augen zum Himmel, faltete die zitternden Hände und rief aus: „Ich zweifle nicht im mindesten, das große Haupt der Kirche wird diese Anwendung der Verheißung bekräftigen." Das Wort machte gewaltigen Eindruck, am meisten auf Campbell selbst, der mit bewegtem Herzen berichtet, welch wunderbaren Eingang der Herr ihm schon in der Kapstadt bereitete, und wie ihm jene Verheißung über alle Aengsten und Mühen der weiten Reisen durchhalf.

Obige Scene mag nicht ganz nach unserm Geschmack sein; das Wort selbst aber muß in dieser Anwendung auf das Werk der Mission von uns gut geheißen werden. Wie oft wiederholte es sich von den ersten Patriarchen an bis zum größten der Apostel, dem in Schwachheit, Furcht und großem Zittern die Zusicherung und Hilfe kam: Ich bin mit dir! Was wäre uns die ganze Schrift, wenn sie nur erzählte, was einmal geschah, und nicht auch dieselbe Kraft und

Freudigkeit, denselben reichen Trost aus Gottes Mund uns gewährte, der die heiligen Männer Gottes zu ihren Aufgaben befähigte. So aber geht die selige Zusicherung Seines Beistandes von einem Geschlecht aufs andere über. Er ist mit Josua gewesen, wie mit Mose; mit den ersten Jüngern nicht mehr, als mit denen, so durch ihr Wort gläubig wurden. Auch unserm Geschlechte von Gottes Knechten gilt das Wort: „Gleichwie du mich gesandt hast in die Welt, so sende Ich sie auch in die Welt;" ist der Vater immer mit Ihm gewesen, so sind auch seine heutigen Boten nicht allein gelassen. Sterben die Väter weg,— wir schreiben noch voll vom Eindruck, den der Heimgang des seligen Dr. Barth, 12. November 1862, auf die Missionsfreunde in allen Ländern umher gemacht hat, — der Herr bleibt auch bei den Kindern. Er ist bei ihnen alle Tage bis an der Welt Ende.

Eine kurze Umschau auf dem Felde der äußern Mission wird uns zeigen, daß das wirklich der Fall ist. Wir fangen mit Afrika an, dem nächstliegenden Welttheil. Wie viel ist dort in den fünfzig Jahren geschehen, seit Campbell zuerst die Mission vom Küstensaum ins Innere verpflanzte! Doch beschränken wir uns auf die neuesten Erfahrungen auf diesem Gebiet, welche wir einem übersichtlichen Bericht des Präsidenten der Basler Missionsgesellschaft entnehmen, den er auf der Genfer Conferenz der evangelischen Allianz im September 1861 ablegte,*) gleichsam eine Fortsetzung von des seligen Dr. Barths Bericht von 1855.

„Was die evangelische Mission in den letzten sechs Jahren gewirkt hat, läßt sich mit Einem Worte bezeichnen: überall sehen wir Fortschritt, wirklichen Fortschritt, Fortschritt in jeder Beziehung. Das zu beweisen, dürfen wir uns nicht in Allgemeinheiten verlieren, — unsere Zeit ist zu kostbar; wir gehen straks auf die Sache selbst ein und laden euch zu einer Rundschau auf dem Missionsgebiet ein. Wir werden dabei aufsuchen, was seit 1855 Wichtiges erzielt worden ist, und begnügen uns, daraus einige allgemeinere Betrachtungen abzuleiten, wie sie der Anblick dieser Eroberungen von selbst darbietet." ... „Wie zahlreich sind die Feinde, die Afrika's Beglückung im Wege stehen und sich zu seinem Untergang verschwören! Da ist einmal

*) Vergl. Les conférences de Genève 1861. Première Semaine 1.—7. Sept. S. 205 ff. Wir bemerken dabei, daß Alles, was aus diesem schönen Bericht in unsern Aufsatz aufgenommen ist, zwischen Anführungszeichen („—") steht. Die Ergänzungen führen die Rundschau bis auf die Gegenwart fort.

das mörderische Klima, welches unter den Streitern für das Evangelium und für wahre Bildung so viele Opfer gefordert hat und noch fordert. Da ist ferner der Islam, der sich nur ermannt, um Christen zu schlachten und das Innere Afrika's zur Einöde zu machen. Hier wenigstens steht diese Religion noch in voller Manneskraft; noch schreitet sie rüstig vorwärts vom Nordosten gegen Süden und Westen. Wohin sie dringt, zertritt sie allen Widerstand und knechtet, was sich ergiebt; sie läßt dem armen Neger keine Wahl zwischen Sklaverei und Tod. — Da ist ferner der Sklavenhandel, der jedes Jahr Afrika eine halbe Million Kinder entzieht und seit 1859 mit neuem Eifer betrieben zu werden scheint. Dieser verdammungswürdige Handel ist es, der die ewigen Kriege der verschiedenen Völker und Stämme hervorruft und fortführt. Dazu kommen noch die entsetzlichen Schlächtereien und Menschenopfer, unter welchen das Todtenfest des Königs von Dahome (1860—61) nur Eine Schauderscene aus Tausenden vor uns entrollt."

Ja, der Feinde Afrika's sind viele und ihre Macht scheint noch nicht gebrochen. Aber mit herzlichem Danke vernehmen wir, daß der bedauerliche Aufschwung, den der Sklavenhandel genommen hat, denn doch nur ein zeitweiser war. Anders ist es geworden, seit die amerikanische Regierung, vom Ernst des Bürgerkriegs übermocht, ihre Eifersucht gegen die Untersuchungen von Fahrzeugen, die unter ihrer Flagge fahren, durch englische Kreuzer, soweit unterdrückt hat, daß sie nun brittischen Kriegsschiffen in gewissen Breiten gestattet, auch verdächtige amerikanische Schiffe anzuhalten. Sie hat noch mehr gethan. Obwohl der Sklavenhandel zur See auch vom amerikanischen Gesetz für Seeräuberei erklärt war, wurde er doch ungescheut von Amerikanern betrieben, bis im Februar vorigen Jahrs der Gerichtshof von Newyork das erstemal wagte, einen Kapitän Gordon, der desselben schuldig befunden war, zum Tode zu verurtheilen. Damit ist nun, im Zusammenhang mit der Entwerthung des Sklaveneigenthums in den Südstaaten, ein großer Schritt gethan, um die Betheiligung der Amerikaner an diesem schändlichen Handel möglichst zu beschränken.

Aber die Menschenopfer dauern fort. Was hat nur Missionar West im Asanti-Reich erfahren, das er behufs einer Erneuerung der Mission in seiner Hauptstadt Kumasi besuchte. Schon unterwegs sah er die Blutlachen von drei Lieblingssklaven, welche ihrem gestorbenen Herrn in die andere Welt nachgeschickt wurden. In Kumasi

selbst wurden Männer und Weiber geopfert, um die Leichenbegängnisse der Vornehmen zu verherrlichen; über die Maßen schauerlich ist die Beschreibung einer Hinrichtung durch ausgesuchte Martern, in der Straße, welche „Nie-Blut-trocken" heißt. Ist das nicht ein Name, der dort auf ungeheure Länderstrecken auszudehnen wäre? Und wenn alles Bruderblut zum Himmel schreit, ruft es nicht auch uns zu, alle Kräfte daran zu wagen, daß jene breite Straße endlich trockne?

Noch einschneidender sind die neuesten Berichte von Dahome. Da trieb sich ein holländischer Kaufmann Euschart, Handelsgeschäfte zu ordnen, in der Hauptstadt Weidah umher. Plötzlich wird ihm ein Stab des Königs überbracht, der ihn zur Hauptstadt kommen heißt. Von Bewaffneten begleitet, muß er sich ins Innere tragen lassen. Der König hatte noch keinen Holländer gesehen, sein Vater ebensowenig, und da gerade Menschen in Masse zu tödten seien, habe er große Freude, einen Holländer dabei zu haben. Am 1. Juli (1862) empfieng ihn der König im Kreise seiner Amazonen, schüttelte ihm die Hand und sprach portugiesisch mit ihm: die nächsten drei Tage solle er zu Hause bleiben. Am fünften aber wurde er auf den Marktplatz geführt, wo viele Schlachtopfer in der Nacht gefallen waren. Reihen von frischen blutigen Menschenköpfen umgaben den Platz, der mit Blut gesättigt war. Es waren Gefangene von Ischagga, der unglücklichen Yorubastadt, welche der König im März überfallen und völlig geleert hatte; nun hatten sie nach schrecklichen Martern ihr Ende gefunden. An einem Baum aber hieng ein Schwarzer in europäischer Kleidung, an Händen und Füßen gekreuzigt, mit Nägeln durch Stirne und Herz. Zum Hohn war ihm der baumwollene Schirm unter den gebogenen linken Arm gesteckt. Das war Simon Doherty, der Katechet und Hirte der kleinen Gemeinde, welche der König aus Ischagga weggeführt hatte. Weil er den Gekreuzigten gepredigt hatte, sollte er die Gemeinschaft Seines Todes inne werden! — Ein Erdbeben unterbrach die Blutscenen. Es war am 10. Juli, da auch in Akrā die Basler-Missionshäuser erschüttert und eiligst geleert werden mußten. Aber, wie es auch an andern Orten gedeutet wurde, dem Dahomefürsten bedeutete der Erdstoß nur, daß seines Vaters Leichenfeier (Kostüme) noch nicht genügend ausgefallen sei. Drei Ischagga Häuptlinge wurden vorgeführt: „sie sollen seinem Vater sagen, er werde die Kostüme immer trefflicher feiern." Einem jeden wurde eine Flasche Branntwein gereicht und dann der Kopf abge-

schlagen. Dann wurden 24 Männer, in Körbe gebunden, hergeschleppt, dem tanzenden Volke vorgeworfen und unter scheußlichem Triumphgesang enthauptet. Das war am 10. Juli. Doch wozu die einzelnen Greuel erzählen, sie stehen alle im Buche geschrieben! Wir eilen zum Schlusse. Da sitzen 32 Männer auf Stühlen festgebunden um zwei Tafeln; der König betet seinen Fetisch an und sie müssen seine Gesundheit trinken; 50,000 Truppen, darunter 10,000 Amazonen, paradiren vor ihm, mit 24 Kanonen. Dann werden die Gefangenen, es sind die Ischagga Christen, mit stumpfen Messern geköpft, ebenso auf dem andern Schaffot 16 christliche Weiber, und das Blut wird mit dem Opferblut von Pferden und Alligators gemischt. Nun erst durfte Herr Euschart, mehr todt als lebendig, Abome verlassen, um den Engländern an der Küste zu sagen, daß der König unfehlbar im November gegen Abbeokuta ziehen werde. Das berichtet auch der wesleyanische Missionar Bernasko, der (Ende August) die Hoffnung hegte, etliche der übrigen christlichen Gefangenen freigegeben zu sehen, aber selbst vom Tyrann in Gewahrsam gehalten wird.*)

Was sollen wir dazu sagen? Ist das auch Fortschritt? Ja wir wagen auch diese Kreuzigung eines treuen Hirten, die herzerschütternde Schlachtung einer ganzen hoffnungsvollen Gemeinde, einen Fortschritt zu nennen und unsern wunderbaren Gott anzubeten, der auch mit diesen unsern Brüdern bis zum letzten Augenblick gewesen und noch ihr Gott ist. Wir meinen zu spüren, daß wir an diesem Vorgehen des armen Königs Badahung nicht mehr blos ein von den Vätern ererbtes Werk der Unwissenheit zu tragen haben, sondern daß

*) Die November-Post aus Westafrika bringt unter Anderem folgendes Schreiben von einem Missionar in Abbeokuta: „Der politische Zustand dieses Landes wird ohne Zweifel gegen Ende dieses oder im Anfang des kommenden Jahres einen ganz andern Anblick gewähren. Es wird und muß zu einer Krisis kommen. Der Herr verleihe uns eine gnädige Errettung aus diesen Nöthen, auf daß Sein Königreich noch fester als zuvor unter diesem Volke gegründet werde. Unsre Gefahr wird groß sein, wenn die Dahomier den Angriff auf Abbeokuta ausführen, indem zugleich andere Feinde, die Ibadaner, mit einer großen Armee im Südwesten liegen. Viele unsrer Eingebornen haben den Muth verloren. Kommen die Dahomier, so werden Tausende davonlaufen.... Gegen uns Engländer hat König Badahung einen besonderen Grimm, und er soll schon einen Platz bestimmt haben, wo wir abgeschlachtet werden sollen. Der Grund davon liegt wohl darin, daß die englische Regierung den Sklavenhandel an der Küste aufs kräftigste bekämpft und an dessen Statt einen rechtmäßigen Handel in Gang zu bringen sucht."

der bewußte Haß gegen Christum und seine Kirche bereits mit hereinspielt. Hat er aber seine Hand erhoben gegen Den, der auf dem Thron sitzt, so dürfte er wohl auch früher oder später zu fühlen bekommen, mit wem er in die Schranken getreten ist, ob er nun zuerst gegen Abbeokuta mit seinen 2000 betenden Christen unter 100,000 heidnischen Einwohnern, oder gegen das in englische Hände gefallene Lagos ziehen wird. Die kirchliche Missionsgesellschaft hat zur allgemeinen Fürbitte für das bedrohte Abbeokuta aufgefordert, aber auch den elenden König, sein Volk (Matth. 5, 44) und ihre Gefangenen (Ps. 102, 21) darin einzuschließen nicht vergessen. Der Herr ist mit uns, so sage Israel. (Ps. 124.)

In heitererm Licht, so viele Grabhügel es auch bescheint, liegt Sierra Leone vor uns. „In dieser Kolonie war schon 1853 das Werk Gottes dergestalt erstarkt, daß von England aus ein Bischof dafür ernannt wurde. Freilich hat man schon 1860 den vierten hinsenden müssen; die drei ersten, ausgezeichnete Christen, waren dem mörderischen Klima erlegen. Wie wunderte sich, 1857, der edle Bowen bei seiner Ankunft über die stattlichen Kirchen und Pfarrhäuser, über den Zudrang der Neger zu Kirche und Schule. Die Hälfte der Prediger bestand aus Negern, und die Christen der verschiedenen evangelischen Kirchengemeinschaften (10,685 Methodisten und 2187 freie Methodisten neben etwa 24,000 Kirchlichen) waren brüderlich verbunden. Nun ist die Kolonie kaum mehr eine Mission zu nennen, sie ist eine Kirche, und eine lebendige. Sie hat ihre Ordnungen mit Kirchenzucht, fängt an, selbst für ihren Unterhalt zu sorgen (zunächst 1854 für die Gemeindeschulen, die jährlich 800 Pf. St. erforderten), und die eingebornen Pfarrer haben sich so erprobt, daß man sich beim Tode des dritten Bischofs (1860) schon fragen konnte, ob nicht der Zeitpunkt gekommen sei, einen Neger zu dieser Würde zu erheben."

Seither erst wurden (1. Nov. 1861) zehn schwarze Geistliche aus Missionaren der Kirchlichen Gesellschaft zu Pfarrern erhoben, die ihren Unterhalt aus der Gemeinde beziehen, ein Wechsel, den Bowen eingeleitet, Bischof Beccles vollendet hat. Nur vier Kirchen, zwei in Freetown und zwei auf dem Lande, bleiben vorerst noch unter der Leitung der Missionsgesellschaft. Die Gemeinden zeigen sich eifrigst bemüht, die Kirchengebäude herzustellen und die Gehalte ihrer Prediger zusammenzubringen (im Betrag von jährlichen 1000 Pf. St.); ebenso erfreuen sich die niedern und höhern Schulen eines neuen Aufschwungs.

Dabei wird nicht vergessen, was man der Mission schuldet. In rührender Weise haben die Prediger ihre große Verpflichtung gegen dieselbe beim Austritt aus dem amtlichen Verband ausgesprochen; sie arbeiten selbst auch, ihren schwarzen Brüdern in der Ferne und Nähe Licht und Leben zu senden. Regentstown allein hat vier Missionare an die Ufer des Nigers geschickt, für die in jeder Betstunde ernstliche Fürbitte aufsteigt. Ebenso wird das nördlich von Freetown gelegene Bullom-Ufer von der Mission in Angriff genommen, und die Ausdehnung, welche das Gebiet der Kolonie durch Besetzung des Queiah-Landes gewonnen hat, öffnet ihr neue Pforten in weite Strecken, welche bisher durch den Bürgerkrieg verschlossen waren.

„Die [amerikanische] Kolonie Liberia hat sich [beinahe] ebenso weit emporgearbeitet. Schon im Jahr 1854 konnte ein fremder Bischof sagen: 'Noch nie habe ich so ordnungsliebende Leute gesehen; man hört hier kein rohes Reden. Der Sonntag wird streng gefeiert und die Kirchen sind voll aufmerksamer Zuhörer.' Auch hier, wie auf der Mission von Kap Palmas, ist das Wachsthum der Gemeinden zu völliger Unabhängigkeit von fremden Predigern bedeutend vorgeschritten; so werden die jungen Gemeinden vom Wechsel ihrer Hirten in Folge des Klima's weniger zu leiden haben."

Bekanntlich ist Liberia eine Stiftung amerikanischer Freineger, welche 1847 sich zu einer Republik organisirten und, nun 16,000 an der Zahl, über 480,000 Eingeborne auf einer schmalen Uferstrecke von 250 Stunden christlichen Einfluß ausüben. Bischof Payne hat (April 1862) die erste Convocation (Synode) der bischöflichen Kirche gehalten and dieselbe durch die ganze Kolonie neu organisirt. Ebenso führt Bischof Burns über 1400 methodistische Kirchenglieder genaue Aufsicht. Eine hohe Schule unter Aufsicht der Presbyterianer bildet besonders die zukünftigen Beamten des Staats, wie auch eine zunehmende Zahl von tüchtigen Predigern. Auch amerikanische Lutheraner betheiligen sich (1860) an dem großen Werk und finden vorzugsweise Eingang unter den herbeiströmenden Kongo-Negern. Immerhin behält dieser eigenthümlich gebildete Freistaat nach amerikanischer Schablone etwas Ungefüges, so lange weitaus die Mehrzahl der Bevölkerung aus unwissenden Heiden besteht. Um so anerkennungswerther ist der merkbare Fortschritt, der im Vergleich mit Sierra Leone überaus wenig gekostet hat.

Nur kurz erwähnen wir die methodistische Mission am Gam-

bia (mit 813 Kirchengliedern), welcher sich nun eine französische Mission am Senegal, unter dem Schutze eines wahrhaft evangelischen Gouverneurs, im Norden anschließen wird, wie im Süden die Arbeit am Pongas-Fluß, von kirchlichen Missionaren aus Barbados betrieben (320 Kirchenglieder), trotz vieler Opfer an Ausdehnung gewinnt.

„Die Basler Mission auf der Goldküste, angefangen im Jahr 1829, hat in kurzer Zeit zwölf Arbeiter durch den Tod verloren, worauf der überlebende Missionar Ries im Jahr 1844 die Mission auf frischer Grundlage erneuerte. Seither hat sie zwar immer noch viele Opfer gekostet, zählt aber auf sechs Stationen 700 [jetzt über 750] Christen. Neben drei Bildungsanstalten für die Jugend erhebt sich ein Katechistenseminar, das zwanzig [jetzt dreißig] junge Christen für das Predigtamt erzieht. Daneben werden die indolenten Neger zu Handwerkern angeleitet. Die Arbeit schreitet bis auf sechs Tagereisen ins Innere vor."

Mit zwei nach der Goldküste zurückkehrenden Missionaren ist nun (1862) der erste in Basel gebildete Neger-Missionar ins Arbeitsfeld eingetreten, und auch der Erdstoß, welcher (10. Juli) die Missionshäuser in Akrā unbewohnbar machte, hat durch den Eindruck, den er auf die Negerherzen ausübte, vorherrschend gute Folgen gehabt. Erfreulich ist ferner, daß die Fragen, welche der immerhin gemilderte Fortbestand der Sklaverei unter christlichen Eingebornen hervorrief, in befriedigender Weise gelöst worden sind. Theilweise auf demselben Gebiet breiten sich methodistische Missionen (mit 1100 Kirchengliedern), doch mehr der Küste entlang, und neuerdings gegen Asanti hin aus.

„Die Bremer Mission, östlich vom Woltafluß gelegen, verfolgt muthig ihre Eroberungen [auf fünf Stationen]; sie fürchtet sich nicht, sogar unter Kannibalen sich niederzulassen." Auch sie wird durch kostbare Opfer an Menschenleben fortwährend geprüft, und ist durch die Launen der Häuptlinge und die Wuth der Fetischpriester beständig bedroht; doch wird auch hier nicht umsonst gelitten. Das Erdbeben hat dort verschiedene Deutungen erfahren; in einem Dorfe hat es zu Einstellung der Sonntagsarbeit und Bitte um regelmäßigen Gottesdienst der Missionare geführt.

Wenn der Bericht fortfuhr: „Noch immer sind Badagry und Lagos große Sklavenmärkte," so muß das nun gestrichen werden. Schon längerher sind Badagry und Lagos vom Sklavenhandel gereinigt, der nur noch in Weidah, dem Hafen Dahome's, von einem Brasilianer

betrieben wird, während die Eroberung Porto Novo's (1861) und die Besetzung von Lagos durch die Engländer, der Mission auch dort eine neue Thüre geöffnet hat.

Hinter dieser Sklavenküste, die nahe daran ist, ihren Namen nicht mehr zu verdienen, erstreckt sich das gesegnete Yoruba land. „Da hat man 1859 in Abbeokuta fröhliche Bibelfeste gefeiert und Bibelleser unter die Heiden und Muhamedaner der Umgegend geschickt. Das Seminar bildet Lehrer; eine Zeitschrift, der Iwe Irohin (Morgenstern) beeinflußt die öffentliche Meinung, und die Civilisation schreitet mit dem Christenthum voran. Baumwollenpflanzungen bedecken das öde Land und vertheuern die einst so werthlosen Arbeitskräfte. Das sehen auch die Einwohner und laden, wie der König von Ketu, zu neuen Missionsanfängen ein, um desselben Segens theilhaftig zu werden. Und doch bedroht noch immer der schreckliche Krieg zwischen den Städten Abbeokuta, Ibadan und Idschaye, das lieblich aufblühende Werk."

Leider dauert dieser Krieg noch fort, auch da nun Idschaye (März 1862) erobert und verbrannt ist, wenige Tage nachdem der Tyrann von Dahome das westlicher gelegene Ischagga überfallen und völlig zerstört hatte. In zwei Gemeinden ist damit das Werk langjähriger Geduldsarbeit vernichtet. Abbeokuta ist nicht blos von Dahome bedroht, sondern schon durch die innern Kriege so zerrüttet, daß die Pflanzungen wieder zur Wüste werden und der Aberglaube die allbereits abgeschafften Menschenopfer aufs Neue empfiehlt. Dennoch ist das Evangelium ein wirksamer Sauerteig; die Schulen blühen, der öffentliche Götzendienst kommt immer mehr in Abnahme und die 3000 Yoruba-Christen lernen sich auf den lebendigen Gott und nicht auf Menschenhilfe verlassen. Letztere hat besonders den Missionaren in Ibadan so sehr gemangelt, daß sie ohne die wunderbarste Versorgung von Tag zu Tag hätten verhungern müssen, so gänzlich ist durch den Krieg die Verbindung mit der Küste abgeschnitten. Der Herr aber wird die Gebete erhören, welche von christlichen Freunden in England für Abbeokuta und Ibadan aufsteigen.

Ebenso ist die Niger-Mission, „erneuert im Jahr 1857 durch Anlegung der Stationen Gbebe und Onitscha," und nun von zehn eingebornen Arbeitern besetzt, der dringenden Fürbitte der Christen anbefohlen, da sie, nach Anlegung einer neuen Station Akassa an der Nun-Mündung, vom Feinde schwer bedroht ist. Die den Christen

günstigen Häuptlinge sind, wie es scheint, durch Gift bei Seite geschafft worden.

Auch in Kalabar haben die schottischen Missionare fortwährend einen schweren Stand. Nicht blos der junge König Eyo hat die von ihm gehegten Hoffnungen getäuscht (er starb im Mai 1861 an den Folgen von Ausschweifungen, bußfertig, wie man hoffen darf); auch unter den andern Getauften erlebt man je und je schmerzliche Rückfälle. Doch ist das schauerliche System von stellvertretenden Strafen, wonach jeder Vornehme einen Mord durch Hinrichtung seines Sklaven büßen konnte, abgeschafft, und auch Zwillingskinder werden endlich am Leben gelassen.

„Die Vertreibung der Baptisten von der Insel Fernando Po durch die spanische Regierung hat zur Gründung einer neuen Station 'Viktoria' am hohen Kamerunberge (1858) geführt, wohin sich ein Theil der Bekehrten gezogen hat. Von da aus haben die Missionare Reisen ins Innere gemacht und Städte entdeckt, die man in einem Tage nicht durchziehen kann." Für die Verluste der Mission durch die spanische Unduldsamkeit hat dieselbe endlich eine Entschädigung im Betrag von 1500 Pf. St. erhalten.

„Gegenüber von der Insel St. Thomas haben die Amerikaner eine Mission an der Mündung des Gabun, welche trotz des mörderischen Klima's Fortschritte macht." Ist auch der arme König Glaß, ungeachtet er ganze Predigten frei wiederholen konnte, unbekehrt verschieden (1861), so kommen doch jetzt unerwartet viele bekümmerte Seelen, sich zum Taufunterrichte zu melden. Und in der presbyterianischen Mission auf der Insel Corisko regt sich noch ein frischerer Geist unter den Zöglingen der tüchtigen Schulen, welche nach ihrer Bekehrung und Ausbildung auf das Festland gesandt werden, Stationen zu gründen.

„In Südafrika stoßen wir zunächst auf die Stationen der Barmer Missionare, welche im Damaralande mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, daß sie keine europäischen Missionare mehr hinzusenden beschlossen, während sie im dürren Namaquagebiet nur schwache Erfolge sehen durften." Nachdem aber der merkwürdige Häuptling Jonker, erst Freund, dann Feind der Missionare, mit Kriegsruhm gesättigt gestorben ist (1861), läßt es sich auch hier zu schönerem Aufblühen der Stationen an.

Von der großen Kapkolonie, so reich besäet mit Missionen

der verschiedenen Kirchen und Gesellschaften sie vor uns liegt, läßt sich kaum ein anderes Bild entwerfen, als daß das weite Land „nun ein entschieden christliches geworden ist."

Was aus der wunderlichen Vermischung so vieler europäischen und afrikanischen Stämme und abgesprengter Stammreste in den Kolonien vom Kap und von Natal hervorgehen wird, ist noch jedem Menschenauge verborgen. Holländische Bauern, französische Hugenotten, englische und schottische Ansiedler nebst deutschen Legionären, dazu muhammedanische Malayen, ostindische Kuli's samt Chinesen, vermischt mit Hottentotten, Namaqua's, Buschmännern, Kaffern und andern aus dem Innern verschlagenen Volkstrümmern, sie alle wachsen zu einem noch unbekannten Ganzen zusammen, das von der christlichen Kirche in ihren verschiedensten Formen durchsäuert wird. Dazu sind nicht nur Arbeiter der Brüdergemeinde, der Barmer und Berliner Missionen und die wackern Herrmannsburger samt holländischen und französischen Predigern geschäftig, sondern auch die Anglikaner mit ihrem thätigen Bischof, die schottischen Presbyterianer, die Londoner Independenten, die Methodisten und Baptisten bringen reiche Ernten ein, während neuestens auch die Katholiken sich anstrengen, festen Fuß zu fassen. Höchst segensreich hat in diesen letzten Jahren eine Erweckung besonders unter dem Grundstock der holländischen Bauern gewirkt. Auch ihre bisher überaus konservative und thatenlose Kirche hat sich nun zur Missionspflicht ermannt und fängt in den zwei Freistaaten, im Norden des Oranje, zu wirken an. Der Präsident des Oranje-Freistaats hat selbst 1862 einer Missionskonferenz der verschiedenen Kirchen, welche durch die Erweckung einander näher geführt worden waren, beigewohnt und dabei bekannt, er habe früher die Mission zum mindesten für „unnöthig" gehalten, jetzt aber biete er ihr Ländereien und jegliche Förderung, die in seiner Macht stehe, mit Freuden an. Diese Umwandlung wird in ihrer ganzen Bedeutung verstanden werden, wenn wir im Allianz-Bericht lesen, wie dieser Präsident noch 1861 „der entschiedene Feind alles englischen Wesens in Politik und Religion" genannt werden konnte. „Hat er doch lange dem Missionar Moffat den Durchzug nach Norden verweigert. Und wie viel hatten die Pariser Stationen in seinem letzten Krieg gegen Moschesch zu leiden, aus welchem freilich klar erhellte, zu welchem Grade die Basuto's durch das Evangelium umgewandelt worden sind. Denn welch ein Kontrast zwischen einem Basuto-Lager bei der ersten

Ankunft der französischen Missionare und einem halbchristianisirten Basuto-Dorfe im Jahr 1859!"

„Von den Kaffern sind bekanntlich mehrere Stämme durch einen falschen Propheten (1856) verführt worden, all ihr Vieh zu schlachten, in der Hoffnung, damit dem Weltlauf eine andere Richtung zu geben, und die Vertreibung der Weißen, somit die völlige Herrschaft der Schwarzen im Lande ihrer Väter herbeizuführen. Es folgte aber nichts, als eine entsetzliche Hungersnoth, welche sie trieb, sich über die Kolonie zu verbreiten und Almosen zu betteln. Der edle Sir G. Grey versah sie mit Brod und Arbeit, ließ ihnen Hütten bauen und christlichen Unterricht geben. So hat der Plan zur Vertreibung der Weißen den Schwarzen das Evangelium nahegebracht, das sie im eigenen Lande so gleichgültig aufgenommen hatten."

Ja, viele Kaffern sind da und dort gewonnen worden; für das große Reich der Zulu-Kaffern aber scheint die rechte Stunde noch nicht geschlagen zu haben. Die Hermannsburger und Norweger, englische und amerikanische Missionare stimmen darin überein, daß wir noch auf die Neugeburt dieser reichbegabten Nation geduldig warten müssen, daß aber die bisher gereiften Früchte einen sichern Vorschmack von der einstigen schönen Ernte geben.*)

„In Folge von Livingstone's Entdeckungen haben sich drei Missionen fürs Innere von Südafrika gebildet. Erstlich haben die Londoner (1858) ihren Helmore, Price ꝛc. zu den Makololo am Zambese geschickt, dann hat der alte Moffat seinen Einfluß beim König der Matebele benützt, um Missionare, darunter seinen eigenen Sohn, bei ihm einzuführen. In schmerzlicher Weise ist die erstere Mission vorerst vereitelt worden." Helmore und die Mütter mit mehreren Kindern wurden nämlich 1860 vom Fieber weggerafft, Price auf dem Heimweg mit den Kleinen vom König der Makololo ausgeplündert; „dagegen hat der greise Despot der Matebele die Missionare freundlich aufgenommen und läßt sie seinem ganzen Volke frei predigen." Der

*) Was sollen wir auch davon halten, daß Bischof Colenso, berühmt als Mathematiker, der die Glaubwürdigkeit der Sündflutsgeschichte bezweifelte, durch die Einwürfe eines Zulu an der Wahrheit der Bücher Mosis (und der heiligen Schrift) irre geworden ist. Daß den Weisen und Klugen das Geheimniß Gottes zum Anstoß wird, ist ja nichts Neues. Wohl möchte das rohe Naturkind von einem Zulu eher zu Christus kommen, als der wohlmeinende und ehrliche, aber dem einfältigen Glauben gründlich entfremdete Bischof!

Fürst ist wohl seinem Ende nahe, die Missionare hoffen aber das Beste von seinem präsumtiven Thronerben. Auch Missionar Price mit einem jüngern Mitarbeiter ist schon in Kuruman bei dem vielgeprüften, doch immer freudigen Moffat wieder angelangt, um eine neue Mission im Innern zu gründen.

„Nicht ferne vom Zambese haben endlich die Missionare der zwei englischen Universitäten unter dem Geleite Dr. Livingstone's eine Mission gegründet." Diese hochkirchliche Mission hat schon ihre ersten Proben bestanden. Sie hatte leider mit den Sklavenhändlern aus der portugiesischen Besitzung Mozambik mehr als einen Zusammenstoß, der sie zum Gebrauch der Waffen nöthigte; die Nöthigung im strengsten Sinn ist freilich nicht bewiesen.*) Der Missionsbischof Mackenzie hat aber die ersten Anfänge einer Gemeinde gesammelt, 160 Personen, meist Kinder, welche von den Sklavenhändlern zurückgelassen

*) Die Hauptstation dieser neuen Mission war in dem hochgelegenen Magomero, unter dem Stamm der Manganja's. Einem Schreiben des Missionsbischofs Mackenzie zufolge (21. und 25. Aug. 1862) war eine Abtheilung des benachbarten Adschawa-Stammes von den Portugiesen in Mozambik aufgestachelt worden, die Dörfer der Manganja's anzugreifen, die Männer zu tödten und die Weiber und Kinder als Sklaven an sie (die Portugiesen) um einen Spottpreis zu verkaufen. „Wir giengen zu den Adschawa's und versuchten dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Eben hatten sie drei Dörfer verbrannt. Trunken von ihren Siegen,... überschütteten sie uns mit einer Flut von vergifteten Pfeilen und nöthigten uns zur Selbstwehr... Nach unsrer Rückkehr nach Magomero drangen unsre Manganja's beständig in uns, mit ihnen zum Kampf gegen ihre grausamen Feinde auszuziehen. Wir wiesen sie anfangs damit ab, daß wir erklärten, wir müßten zum Schutz der Weiber und Kinder (mehr als 100), die unter unsrer Pflege waren, auf dem Platze bleiben. Erst die Erwägung, wie scheußlich die Feinde um uns her wütheten, und wie entsetzlich das Loos der in die Sklaverei abgeführten Weiber und Kinder sei, brachte uns zu dem Entschluß, mit unsern Leuten zum Kampf auszuziehen." — Aber diese Theilnahme der Missionare an dem Kampf führte zu keinem Resultat. So stand ihnen nur ein dreifacher Weg offen: entweder noch weiter mit den Adschawa's zu fechten; oder in Magomero zu warten, bis auch dieses Dorf angegriffen würde; oder endlich den Platz ganz zu verlassen und an einem ruhigeren gefahrloseren Punkte sich niederzulassen. Sie entschlossen sich zu letzterem. Sie zogen mit allen ihren Pflegbefohlenen hinab nach dem Schire-Fluß, wo sie in Tschibisa's Dorf eine Zufluchtstätte gefunden haben. „Wir sind tiefgebeugt," schreibt einer der Missionare von dort, „über die schweren Prüfungen, die über uns ergangen sind; aber wir verzagen nicht. Wir sind noch immer der gewissen Zuversicht, daß der Herr Großes mit diesem Lande vorhat, wenn auch wir die Zeit der gnädigen Heimsuchung nicht mehr erleben dürfen."

oder ihnen abgenommen wurden. Solche Sklaven kosten dort 1—3 Franken das Stück! Mit diesen ist unter vielen Leiden die erste Station Magomero unter den Manganja's begonnen worden. Die Kinder wurden das Alphabet gelehrt und lernten sich in die neue Ordnung schicken, an welcher ihnen das ungewohnteste war, daß auf Stehlen und andere Sünden Strafen folgten. Am 3. Januar aber verließ der Bischof mit Missionar Burrup die Station und schlief fünf Nächte unter freiem Himmel. Dann verschafften sie sich einen Kahn und fuhren den Schire-Fluß hinab. Unglücklicherweise stürzte der Kahn um; sie wurden völlig durchnäßt und verloren eine Kiste mit Kleidern und Arzneien. Trotz der freundlichen Aufnahme eines Häuplings wurde der Bischof vom Fieber befallen, das seine von Leiden erschöpfte, sonst kräftige Konstitution in kurzer Zeit untergrub. Der abergläubische Häuptling bestand am 31. Januar auf Entfernung des Kranken aus seinem Zelt. Bald darauf starb der edle Mann, Burrup begrub ihn auf der andern Seite des Flusses, so schwach er selbst war; Fieber und Ruhr machten auch seinem Leben (23. Februar) ein Ende. Sodann unterlag Livingstone's Gattin derselben Krankheit wie einst ihre Schwester (Frau Helmore); dennoch hofft der unentmuthigte Pilger auf einen erfreulichen Fortgang der mühevollen Arbeit. Schon ist ein neuer Bischof, Tozer, mit zwei Missionaren zur Verstärkung der Mission abgegangen. Wir sehen aber an diesen Anfängen der Mission im Innern Südafrika's, wie viel Geduld der Herr von seinen Knechten verlangt, ehe er sie an die fröhliche Erntearbeit gehen heißt.

Wie wenig war noch im letzten Jahre „von der schönen und glücklichen Insel Madagaskar" zu sagen, „wo sich unter fortwährender Verfolgung der Geist der alten Blutzeugen in aller seiner Herrlichkeit gezeigt, und die Zahl der Gläubigen auf 5000 vermehrt hat. Die Zeit scheint gekommen, da das Evangelium wieder freien Lauf erhalten wird. Die alte blutbefleckte Königin liegt im Sterben. Man macht sich auf einen Erbfolgekrieg zwischen ihrem, dem Evangelium zugeneigten Sohne und ihrem heidnischen Neffen gefaßt."

Während das gesprochen wurde, war schon die 80jährige Ranavalona (nach französischen Berichten 16. August 1861, nach englischen 23. August) verschieden, und ohne Kampf hatte der christenfreundliche Prinz unter dem Namen Radama II den Thron bestiegen, Dank den entschlossenen Anordnungen des Reichsfeldherrn. Der junge Prinz

Rakoto (er mag 32 Jahre alt sein, und war seit seiner Geburt von der 50jährigen Mutter wie von der Nation fast als eine Wundergabe betrachtet worden) hatte an Ramboasalama, seinem Vetter und Schwager, einen gefährlichen Nebenbuhler; denn dieser Vertreter der verfolgungssüchtigen, den Ausländern abgeneigten Partei, schreckte vor keinem Mittel zurück, hatte auch schon einmal Mörder gegen den Vetter gedungen, sich bereits in Paris eine Königskrone und Kaisermantel bestellt, und besaß großen Einfluß am Hofe. Aber als die Königin starb, war schon Rakoto von 10,000 Bayonnetten umgeben und der Kronfeldherr fragte das versammelte Volk: „Nicht wahr, Radama II ist der König unsrer Wahl und ihr wollt keinen andern?" Mit unendlichem Jubel klatschte die unübersehbare Menge Beifall zu, die Soldaten warfen ihre Schilde und Gewehre in die Höhe, jedermann fühlte, daß die 33jährigen Ketten gebrochen seien. Es lebe Radama II! rief Alles wie aus Einem Munde. Ramboasalama wäre in Stücke zerrissen worden, hätte ihn nicht der Prinz geschützt; Verbannung von der Hauptstadt war die einzige Strafe seiner Ränke, — eine Milde, welche dem herzguten, aber wohl etwas schwachen Könige gefährlich werden konnte, hätte nicht der Tod des Nebenbuhlers im April 1862 ihn von dieser Gefahr befreit.

Schnell drangen nun die Missionare in die geöffnete Pforte ein. Aber welche? Jesuiten von der Insel Reunion unter der Leitung des apostolischen Präfekten Jouen. Es liegt ein Schleier über den Ursachen, welche diesem Manne solchen Einfluß über den Prinzen verschafft haben. Wohl ist er der thätigste Arbeiter an der katholischen Mission, welche seit 1845 die große Insel ins Auge gefaßt und von verschiedenen Seiten her in Angriff genommen hat. Einmal hören wir von seiner Theilnahme an einer Verschwörung, welche schon in den fünfziger Jahren den Prinzen Rakoto hätte auf den Thron befördern sollen; dann redet er dem Prinzen zu, sich unter Frankreichs Protectorat zu stellen. Ein andermal erzählt er uns selbst, wie er fünf christliche Howa's nach Reunion nahm, die bis dahin „all ihr Vertrauen auf Christus gesetzt hatten," nun aber katholisch getauft, dem Schutz der Maria anbefohlen und nach Madagaskar eingeschmuggelt wurden. Er ist nicht ohne Mitgefühl für „unsere Brüder, die protestantischen Howa's! Singen sie doch auf dem Weg zur Richtstätte Hymnen zum Preise des Erlösers!" Schon 1860 ahnt er, „welch eine Perle im Diadem der Braut Christi, der heiligen apostolisch

römisch-katholischen Kirche," diese Insel werden könnte, und wirkt für diesen Zweck unermüdlich. Er ist auch jetzt der erste auf dem Platz. Am 24. September 1861 langt er mit französischen Priestern an und bittet um die Erlaubniß, eine Mission in der Hauptstadt selbst zu gründen, die ohne weiteres gewährt wurde.

Spät erst folgten die evangelischen Missionare nach. „Die katholischen Priester thun Alles, um das Volk anzuziehen," schrieben (2. Oct. 1861) vier madagassische Prediger an Missionar Lebrun in Mauritius; „betet doch für uns, daß der Herr unser keinen versucht werden lasse, ihren Lehren Gehör zu geben. Alles fragt hier nach Gottes Wort; bringet Bibeln und Traktate. Die gefangenen Christen sind alle freigelassen." Darauf besuchte Lebrun die Insel, wurde aber vom Fieber befallen und mußte umkehren, nachdem er sich von dem ausdauernden Glauben der schwergeprüften Gemeinden versichert hatte. Erst im Juni kehrte der alte Ellis in die Hauptstadt zurück, in welcher er früher Jesum gepredigt hatte. Er wurde von den Christen im Triumph empfangen, hat auch beim König den besten Eingang gefunden, so daß er täglich die heilige Schrift mit ihm liest und bereits Gottesdienst im Palast halten durfte. Daneben unterrichtet er die Söhne der höchsten Beamten und leitet die Verhandlungen der eingebornen Prediger. Sechs andere Missionare landeten mit reichen Büchervorräthen im Juli, und die protestantische Mission ist somit in vollem Gang.

Noch aber bleibt Vieles unklar, wenigstens was die Stellung des Königs zum Glauben betrifft. Priester Jouen, hieß es früher, habe ihn getauft. Dagegen berichtet der französische Offizier, welcher dem König zur Thronbesteigung Glück zu wünschen hatte, daß er zwar den Priestern freundlich zugethan sei, allein zwei Gattinnen und außer ihnen eine Maitresse habe. Englische Offiziere aber hielten ihn für einen Deisten eigener Art, der jedenfalls der modernen Bildung von Herzen ergeben sei, wie er denn auch die Verbindung mit Frankreich und England aufs angelegentlichste pflegt. Die evangelischen Missionare meinen, er suche ernstlich nach Wahrheit in der Schrift und dulde mehr die katholische Mission, als daß er sie fördere. Dagegen veröffentlicht Pater Jouen einen Brief des Königs an den Papst, worin er (unter dem 7. Nov. 1861) demselben seine Thronbesteigung anzeigt und erzählt, wie derselbe, um sein Volk zu heben, Missionare und Ordensschwestern habe kommen lassen, und nun für

die Lösung seiner schweren Aufgabe auf den Beistand der Fürbitte und des Segens Seiner Heiligkeit vertraue, den er sich mit kindlicher Ehrfurcht erbitte. Ob der König, dessen Unterschrift jedenfalls fehlt, dieses Schreiben wirklich abgeschickt hat, bleibt vorerst noch im Dunkeln. Uns beschäftigt in höherem Maaße der Zustand der madagassischen Gemeinden.

Hierüber hat Jouen (8. November 1861) Folgendes zu sagen: „Schon sucht der Feind den Samen des Unkrauts auf dem Acker des Hausvaters auszustreuen. Die methodistischen (!) Missionare, welche unter der Regierung Radama's I sich während zehn Jahren [eher fünfzehn] in der Hauptstadt behaupten konnten, dann aber von der Königin vertrieben wurden, ließen nach deren Tode nicht lange auf sich warten. So sind sie wiedergekommen, um die Ernte, welche, wie sie sagen, von Rechtswegen ihnen gehöre, uns streitig zu machen. Doch scheinen glücklicher Weise die Christen, welche sie herangebildet, und deren Christenthum hauptsächlich in der Lesung der Bibel besteht, keine Vorurtheile gegen die katholische Religion zu haben; und wir dürfen hoffen, daß sie bald einsehen werden, wie groß der Unterschied ist, welcher zwischen dem Protestantismus und der heiligen katholisch-apostolisch-römischen Kirche besteht, — dem Protestantismus, sage ich, mit seinen kalten und irrigen Grundsätzen, und der katholischen Kirche mit ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit, ihren trostvollen Lehrsätzen, ihrer Einheit des Glaubens, mit dem Glanz ihres Kultus, den Schätzen ihrer Liebe, den Gnaden ihrer Sakramente und der allvermögenden Kraft ihres heiligsten Opfers."

Die evangelische Mission schrickt vor dem Kampfe mit diesen Mächten so wenig zurück, daß sie vielmehr des Glaubens lebt, die einfache Bibelkenntniß, welche die Madagassen in der Zeit ihrer blutigen Verfolgung getröstet und lebendig erhalten hat, werde auch hinreichen, ihnen jetzt zu zeigen, wo die Wahrheit liegt. Auch von den Aposteln des Unglaubens, welche Paine's Schmähschriften gegen die Bibel in Madagaskar einzuführen sich beeilt haben, wird der einfältige Bibelglaube nicht viel zu fürchten haben. Aber wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt! Noch läßt sich der Stand der Gemeinden nicht ganz überschauen; aber auch die unvollständigen Berichte, welche bisher eingelaufen sind, geben eine Zahl von 7000 Christen an, unter denen 740 Kirchenglieder am h. Abendmahl theilnehmen. Auch hat man nicht irgendwelche Ursache, an dem christlichen

Leben in diesen Gemeinden zu zweifeln. Missionar Ellis wünscht, die Christen der Heimat könnten die Berichte hören, wie eifersüchtig diese madagassischen Brüder über der Reinheit ihrer Gemeinden halten, und welche Thatbeweise von der Kraft des erfahrenen Glaubens unter ihnen an's Licht kommen. Die Prediger der Gemeinden erhalten keinen gewissen Unterhalt, können sich daher nicht ausschließlich dem Dienst am Worte widmen; dennoch ist ihre Amtsführung überaus segensreich. Von den neuen sechs Londoner-Missionaren wird sich einer die Ausbildung von Lehrern angelegen sein lassen, wozu der König bereits ein geräumiges Haus von Steinen hat aufführen lassen. An 1500 Personen wohnten Ellis' Predigten an, und die Gottesdienste in vier temporären Kirchengebäuden dauern, vor wechselnden Versammlungen, den ganzen Sonntag fort. Indessen wenden sich die katholischen Missionare an das musikalische Talent der Madagassen und lassen sie Loblieder auf Maria singen, vermischt mit dem Preise des unvergleichlichen Königs Radama II.

Nun hat sich auch der Bischof von Mauritius aufgemacht, der Krönung des Königs beizuwohnen und im Einklang mit den Londoner Missionaren eine anglikanische Mission zu gründen, damit die jetzt so günstige Stimmung zu möglichster Ausdehnung des christlichen Unterrichts benützt werde. Möge der Herr auch dieses Unternehmen segnen und Madagaskar mit Freuden ernten lassen, was mit heißen Thränen und reichlichem Blutvergießen gesäet worden ist.

„Dicht neben Madagaskar liegt die Insel Mauritius mit ihren 300,000 Einwohnern, von welchen 200,000 Hindu's, zur Arbeit auf den Zuckerpflanzungen eingeführt, nun die Hauptbevölkerung bilden. Unter ihnen besonders macht die Mission bedeutende Fortschritte. Befreit von den tausend Banden, welche sie zu Hause an's Heidenthum fesseln, hören sie hier das Evangelium von Missionaren und Gehilfen aus Südindien und Bengalen, und tragen in ihr Vaterland die köstliche Perle zurück, um auch dort in ihren Familien und Geschlechtern als Evangelisten zu wirken. 'Roh und wild haben wir sie hergeführt, friedlich und aufgeklärt, bibellesend und betend führen wir sie zurück,' bemerkte ein Schiffskapitän, der von dieser wunderbaren Umwandlung selbst noch nichts erfahren hatte. In dieser Weise scheint Mauritius ein Licht- und Lebensherd für alle Gestade des indischen Meeres werden zu sollen." So durfte am letzten Himmelfahrtsfest Missionar Anforge 78 Waisen taufen, von denen 59 lange

Unterricht genossen und dringend nach der Taufe verlangt hatten; dazu sechs erwachsene Indier und vier Afrikaner. Taufzeuge war der edle Gouverneur in eigener Person.

„Noch steht Missionar Rebmann vereinzelt auf der Ostküste Afrika's; aber er wird verstärkt werden, und seine Arbeit unter den Wanika scheint endlich einen erfreulichen Aufschwung zu nehmen." Er hat nun einen Mitarbeiter erhalten, und seine Erstlinge, sechs getaufte Wanika, erfreuten das Herz des Missionar Krapf, als er im Anfang vorigen Jahrs, nach zehnjähriger Abwesenheit, Rabbai Mpia wieder besuchte. Wie ganz anders sah es nun aus als 1857, da die räuberischen Masai das ganze Land verheerten und auch den Missionar zur Flucht zwangen. Die schwere Heimsuchung hat ihr Werk gethan und endlich die harten Wanika dem Evangelium zugänglicher gemacht. Krapf aber hat, von zwei englischen methodistischen Missionaren und zwei deutschen Brüdern von der Krischona begleitet, im J. 1861 eine Untersuchungsreise in jene Gegenden gemacht und versucht, zwei Stationen anzulegen. Die Provinz Usambara fand er durch Bürgerkrieg unzugänglich. Drei seiner jungen Begleiter wurden krank und mußten im großen katholischen Spital auf Zansibar ärztliche Hülfe suchen. Den einen der Engländer trieb ernste Krankheit, die beiden Krischona-Brüder völlige Entmuthigung nach Europa zurück. Nur Einer blieb in Afrika und hat nun in einiger Entfernung von Mombas eine Station gefunden, wo er im Segen arbeiten zu können hofft. Krapf selbst konnte seinen Plan, durch das Innere von Afrika (die Galla-Länder) heimzukehren, um der Bürgerkriege willen nicht ausführen, und ist im November wieder in Würtemberg angekommen.

„Noch bleibt der Missions-Versuch zu erwähnen, welchen die Arbeiter der Krischona unter der Leitung des Bischofs Gobat in Abessinien machen. Sie sind vom König Theodorus gut aufgenommen worden, wenn er sie auch am liebsten nur als Mechaniker und Handwerker für seine Zwecke brauchen möchte." Sie haben einen schweren Stand inmitten einer erstorbenen Christenheit und unter einem launischen Despoten. Dennoch hat sie der Herr Früchte ihres Wirkens sehen lassen, nicht blos unter der Jugend, die sie unterrichten, sondern auch an Erwachsenen, unter denen besonders der Kanzler (?) Debtera Sanab als ein geistvoller Mann geschildert wird, welcher Betstunden mit den Soldaten hält und überall von Christo zeugt.

Ein besonderes Interesse hat der Erfolg einer Mission erregt, welche zu den Juden Abessiniens, den Falascha's, unternommen wurde (1860), und nicht blos ein allgemeines Forschen in der Schrift veranlaßte, sondern auch zur Bekehrung einer Anzahl dieser verlorenen Kinder Israels geführt hat. Das 53. Kapitel des Jesajas hat noch dort seine alte Kraft erprobt. Wenn sie nur nicht durch die Taufe in die paganisirte Kirche Abessiniens aufgenommen werden müßten, die jenem Ueberrest von Israel an sittlicher Haltung mindestens nicht überlegen ist. Aber vielleicht soll ihr eben durch dieses frische Element eine neu belebende Kraft einverleibt werden.

Sonst geschieht ja noch Vieles in Afrika für die Sammlung des wahren Israels aus dem fleischlichen. Einmal in Algier, wo in Oran und Konstantine die Bibel immer mehr ihren Weg zu Juden und Muhamedanern findet und auch die Kabylen erreicht, deren alte Ueberlieferung besagt, daß sie einst Christen gewesen seien und einmal wieder werden müssen, während die Juden der Sahara durch ihren Widerwillen gegen die Tradition dem Evangelium weniger verschlossen sind als die pharisäisch gebildeten. Dann auch in Tunis, wo wenigstens die Jugend das Evangelium gerne liest. Endlich in Egypten, wo auf mehreren Punkten fleißig gearbeitet wird. Ja, hier scheinen noch die Kopten, sonst fast so todt wie die Abessinier, durch den Gebrauch der h. Schrift zu neuem Leben zu erwachen, und die Mission der amerikanischen Presbyterianer findet in vielen ihrer Kirchen freien Eingang. Dazu hilft noch der tolerante Pascha, der an fanatischen Muselmanen, welche den Rücktritt einer zum Islam gezwungenen Koptin durch rohe Gewalt hindern wollten, ein eindrückliches Exempel statuirt hat. Im vorigen Jahre hat er sogar der Mission zu Cairo Gebäulichkeiten im Werth von 100,000 Gulden übermacht, um damit seine Unparteilichkeit zu zeigen, nachdem er französischen Priestern eine ähnliche Gunst erwiesen hatte. Und so dürfen wir wohl unsere Blicke mit hoffnungsvoller Fürbitte auch den alten Nil hinaufgleiten lassen, an dessen Ufern hin neben den Entdeckungsreisenden mit Schaaren von Franziskaner-Mönchen auch die Glaubensboten des Evangeliums mit ungedämpftem Eifer ins Innere des gewaltigen Welttheils vordringen, um immer neue Völker Ham's mit dem Namen bekannt zu machen, in welchem allein Heil ist für die Schwarzen wie für die Weißen.

Der Traum

und seine Wirkung in der Heidenwelt.

Ein Bild aus der Buschneger-Mission.

Wenn nach des Tages Arbeit und Mühe der Schlaf sich einstellt, das Bewußtsein verschwindet, die Funktionen unsrer Sinne aufhören und alle freien Bewegungen der Seele gebunden werden, da macht sich ein geheimnißvolles, unfreiwilliges Spiel unsres inneren Lebens auf, das nicht unser eigenes Thun ist und doch mit unsrem eigensten Wesen genau zusammenhängt, und oft große und nachhaltige Wirkungen auf unsern Lebensgang ausübt. Es ist das wundersame Spiel des Traums. Seine Gesetze hat Niemand erforscht, und es wird sie auch Niemand ergründen. Daß Inhalt und Gestalt unsrer Träume oft und viel von unsern leiblichen Zuständen abhängt, daß sie andererseits oftmals Nachwirkung und Spiegelbild unsrer wachen Zustände sind, darüber kann kein Zweifel sein. Aber die Seele folgt im Traum anderen Regeln und Gesetzen, als im wachenden Zustand, kleidet ihre Gedanken und Empfindungen in andere Formen, in sinnige Bilder und bedeutsame Allegorien, und verläßt vielfach ganz und gar die gewohnte Art und Weise ihrer wachen Zustände. Daher auch unsre Neigung, diesen wunderlichen Gestaltungen unsres Traumlebens allerlei ahnungsreiche Bedeutung beizulegen und uns dadurch ängstlich beunruhigen oder aber zu frohen Hoffnungen erregen zu lassen. Daß dieß tausendfach in abergläubischer und gottwidriger Weise geschieht, ist allbekannt, und Sirach (Kap. 34) hat in dieser Beziehung recht, wenn er sagt: „Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten und will den Wind haschen.... Träume sind nichts, und machen doch schwere Einbildung. Denn Träume betrügen viele Leute, und es fehlt denen, die darauf bauen." Aber so streng und wahr dieses Wort ist, so hat derselbe Sirach doch hinzugesetzt: „Wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon." Denn wer wollte läugnen, daß einestheils unsrer Seele selbst eine divinatorische Gabe, ein Ahnungsvermögen inne wohnt, das gerade, wann der Lärm und die Geschäftigkeit des Außenlebens schweigt und die Faktoren unsrer

freien Selbstbethätigung gebunden sind, um so freier sich kund giebt? Daß anderntheils der Geist Gottes, der sich an Keinem unbezeugt lässet, gerade mit der träumenden Seele jeweilen eine Sprache in Bild und Wort zu führen vermöge, wie sie mit dem nüchtern wachenden Menschen nicht so leicht und eindringlich geschehen mag? Für den Christen zwar, der im vollen Lichte des Tages steht, der das Wort Gottes hat, und dem die heilige Schrift seines Fußes Leuchte und ein Licht auf seinem Wege ist, giebt es weder ein Bedürfniß noch eine Verheißung, daß er von Träumen sich weisen zu lassen, oder auf sie zu achten habe. Da gilt recht und im vollen Sinne, was wiederum Sirach an derselben Stelle sagt: „Man bedarf keiner Lüge (des Traumlebens) dazu, daß man das Gesetz halte; und man hat genug an der (geoffenbarten) Weisheit, wenn man recht lehren (und den Weg des Lebens erkennen) will." Aber wo entweder in der Christenheit ein Mensch nicht achten will auf das ihm bei der Hand liegende Wort Gottes, oder wo vornemlich in der Heidenwelt eine Seele ohne das Licht der göttlichen Wahrheit dahinlebt, — warum sollte da nicht der barmherzige Gott auch im Traume zu der irrenden Seele schreckend oder wegweisend reden können? Freilich, Gott wird den Seelen im Traume nicht einen selbstständigen, vom geoffenbarten Worte der Wahrheit unabhängigen Weg zum Leben anzeigen, sondern Er wird immer und überall, wo sein Geist bei Träumen mitwirkt, die Seelen nur zum vorhandenen Worte Gottes hinweisen. Dieß setzt immerhin und nothwendig sowohl bei Christen als bei Heiden, wo sie im Traume bedeutungsvolle, zum Leben erweckende Weisungen empfahen, eine wenn auch noch so schwache und dunkle vorangängige Bekanntschaft mit dem Worte Gottes und dem Heilsweg voraus, und diese Erinnerungen, so verwischt und im wachen Zustand verschwunden sie auch sein mögen, werden jederzeit die Unterlage und den Anknüpfungspunkt bilden für jene Weisungen im Traum. Besonders anschaulich tritt dieß in jenem merkwürdigen Ereigniß in Augustins Leben hervor, wo er, in heißen und schweren Kämpfen trostlos nach Wahrheit ringend, in halbwachem Zustand die Stimme vernahm: Nimm und lies, — eine Weisung, die ihn in einer bestimmten Stelle des Wortes Gottes mit Einem Mal die Lösung aller Räthsel finden ließ; oder in jenem bedeutungsvollen Traum des Oberst Gardiner, der (nach Schuberts „Altem und Neuem") in Mitten der wildesten Sinnenlust einschlummernd, den Gekreuzigten sah

und die für sein ganzes Leben entscheidende Stimme hörte: Das hab' ich für dich gethan, wie vergiltst du mir? Oder in dem Schreckensgesicht jenes Trunkenbolds und Ehebrechers, der im Traum das Entsetzen des jüngsten Gerichts durchzumachen hatte. Was aber da mit Leuten vorgieng, die in Mitten der Christenheit aufgewachsen waren, das kehrt tausendfach auch in der Heidenwelt wieder; ja es möchte fast scheinen, daß unter den Heiden, die recht eigentlich in der Nacht wandeln und ein düsteres Traumleben führen, jene mächtige Wirkung der Träume nach der herablassenden Güte Gottes noch viel häufiger und stärker hervortrete, als unter uns. Es giebt wohl keinen Missionsplatz in der Welt, wo dieß nicht wiederholt in denkwürdigen Vorkommenheiten hervorgetreten wäre. Fast jeder Missionar wird Fälle erzählen können, wo da Einer aus den Heiden und dort Einer, durch Träume erschreckt oder gelockt, zu dem Worte der Wahrheit hingeführt worden wäre. Nicht als ob wir in allen solchen Fällen eine unmittelbare „Eingebung des Höchsten" zu sehen geneigt wären; tritt doch im Traume oft genug dasjenige, was im verborgenen Grunde der wachen Seele bereits leise geschlummert hat, nur frei und lebendig hervor. Aber daß da und dort ein direktes Mitwirken Gottes sich kundgebe, — wer ist berechtigt, es zu läugnen?

In der neuesten Missionsgeschichte begegnet uns eine Erscheinung, die in dieser Beziehung ganz besonders lehrreich und denkwürdig ist. Wir meinen das, was unter dem kleinen Buschnegerstamm der Matuari im oberen holländischen Guayana vorgieng. Diese letztere holländische Besitzung, in der Mitte zwischen dem brittischen und französischen Guayana liegend, von jenem im Westen durch den Corentyne, von diesem durch die Surinam getrennt, in der Mitte aber durch zahlreiche kleinere Flüsse (die Saramakka ꝛc.) durchschnitten, dehnt sich wohl 50 geographische Meilen lang an der Küste aus und reicht etwa 10 Meilen landeinwärts. Die Küstenebene, aus angeschwemmtem Schlamm bestehend, heiß, ungesund, aber unermeßlich fruchtbar, mit Plantagen übersäet, erhebt sich landeinwärts terrassenförmig und steigt durch wilde Urwaldungen allmälig zu dem Parima-Gebirge empor. Nahe bei der Mündung der Surinam liegt Paramäribo, die Hauptstadt der Kolonie und zugleich die langjährige Hauptstation der Brüdergemeinde auf diesem Gebiet. Die 7000 Europäer der Stadt und der weitzerstreuten Plantagen sind meist Handelsleute und Plantagen-Besitzer, während auf den zahlreichen Zucker-, Kaffee-,

Baumwoll- und anderen Pflanzungen etwa 50,000 Sklaven beschäftigt sind; denn Holland hat noch immer die Sklaverei in den Kolonien.*) Unter den Sklaven hat die Brüdergemeinde eine reichgesegnete, wenn auch mit großen Schwierigkeiten verbundene Mission. Im Innern des Landes aber, mitten im sumpfigen, feuchtheißen und fieberreichen Urwald, hausen die sogenannten Maron- oder Buschneger, Nachkommen der vor Jahrhunderten entlaufenen Negersklaven, die einst den Kolonisten so gefährlich waren, daß ein ewiger Krieg

*) Im Jahresbericht der Brüdergemeinde von 1861 heißt es: „Die schon so lange erwartete und in christlicher Liebe von mancher Seite in Holland befürwortete Veränderung der Verhältnisse in der Kolonie durch Freigebung der Sklaven ist noch nicht erfolgt... Daß es den Missionsgeschwistern schmerzlich ist, wenn sie durch die jetzt häufig vorkommenden Versetzungen der Neger von eingegangenen Baumwollenpflanzungen nach vergrößerten Zuckerplantagen solche Kirchkinder wieder aus ihrer Nähe verlieren, an welche sie schon so viel Mühe verwendet hatten, oder wenn sie zusehen müssen, wie eben dadurch christliche Ehen, deren Schließung die Frucht ihrer Predigt war, gewaltsam wieder getrennt oder aufgelöst werden, das ist begreiflich. Dankenswerth aber ist die Geneigtheit so vieler Plantagen-Besitzer oder Verwalter, durch welche den Missionaren Gelegenheit verschafft wird, das Evangelium großen Schaaren und in immer weiteren Kreisen zu verkündigen." — In dem Jahresbericht von 1862 heißt es: „Was den politischen Zustand der Kolonie betrifft, so dürfen wir wohl ohne Ruhmredigkeit die Meinung aussprechen, daß das bisherige Fortbestehen von Ruhe und Ordnung in dieser so aufgeregten Zeit nicht blos der Furcht der Sklaven vor der bewaffneten Hand der Obrigkeit, sondern auch dem Einfluß des Wortes Gottes durch die Missionsthätigkeit zuzuschreiben ist. Auf einer Plantage, wo die Versetzung einiger Sklaven nach einer andern fernen Zuckerpflanzung einen solchen Ausbruch der Widersetzlichkeit hervorrief, daß ein Einschreiten mit militärischer Macht und strenger Bestrafung der Rädelsführer für nöthig erachtet ward, gelang es den Missionaren durch ihr Zureden, vorher noch die aufgeregten Gemüther der Neger zurechtzuweisen und zu beruhigen, so daß sie freiwillig sich unterwarfen und das bereits unvermeidlich scheinende Blutvergießen abgewendet wurde. In neuester Zeit ist nun in der zweiten Kammer der Generalstaaten in Holland das Gesetz über die Emancipation der Sklaven durchgegangen, dahin lautend: daß dieselben nach einer vorhergegangenen Vorbereitungszeit gegen eine den Pflanzern zu bewilligende Entschädigung freigegeben werden sollen. Wir können uns darüber natürlich nur von Herzen freuen, da die Sklaverei, wenn sie auch nicht ein in der heiligen Schrift direkt verurtheilter Zustand ist,... dennoch solche Zustände in unmittelbarer Folge mit sich brachte, welche die Ein- und Durchführung christlicher Lebenssitte, namentlich hinsichtlich des Ehestandes und Familienlebens, unmöglich machte. Darin liegt es auch, daß überall, wo das Evangelium zu Kraft kommt, die Sklaverei, obgleich sie nicht direkt von demselben bekämpft wird, dennoch schließlich weichen muß."

zwischen beiden Theilen bestand. Da die Holländer sie nicht besiegen konnten, so haben sie ihre Unabhängigkeit anerkannt, gaben ihnen jährliche Geschenke an Waffen, Schießbedarf und Kleidungsstücken und gestanden ihnen freien Handel zu, wofür dir freien Buschneger ihrerseits Ruhe und Frieden gelobten und zugleich versprachen, den Pflanzern jeden ihnen entlaufenen Sklaven wieder auszuliefern. Ihre Zahl beträgt jetzt etwa 6—7000; sie sind in Stämme getheilt und stehen unter der Leitung von Ober- und Unterhäuptlingen. In ihrem sittlichen und religiösen Zustande sind sie kaum verschieden von den in Afrika wohnenden Negerstämmen, ausgenommen daß sie zu ihren eigenen ursprünglichen Gräueln auch noch die Sünden der europäischen Kolonisten hinzugefügt haben. Große Versunkenheit, Fleischessünden aller Art, Zauberei und ein höchst erbärmlicher Fetischdienst mit allem daran haftenden Aberglauben bildet den Grundzug ihres Lebens. Wenn da und dort mildere Züge sich finden, so ist dieß der einschränkenden Zucht zu verdanken, die der ziemlich lebhafte Verkehr mit der Küste ihnen auferlegt.

Die Missionare der Brüdergemeinde haben diesen Buschnegern in alter und neuer Zeit ihre Friedensarbeit zugewendet. Was sie in Alt-Bambey (an der oberen Surinam) vormals versucht und neuerdings in Neu-Bambey wieder aufgenommen haben, ist bekannt. Ihre neueren Berichte aber geben Kunde von denkwürdigen Vorgängen, die unter dem Matuari-Buschnegerstamm an der oberen Saramakka eingetreten und zu einer höchst gesegneten Mission der Anlaß geworden sind. Auf diese haben wir unsere Augen zu richten.

An dem ebengenannten Fluß, der obern Saramakka, etwa vier Tagereisen von der Küste entfernt, liegt ein kleines Negerdörflein mit Namen Maripa-Stoon. Es ist das erste von sieben ähnlichen Weilern, die noch fünf bis sechs Tagereisen weiter aufwärts in der Wildniß des Buschwalds zerstreut liegen und sämtlich von dem Buschnegerstamm der Matuari bewohnt werden. Jedes dieser Dörfer steht unter einem Unterhäuptling oder Kapitän, während der ganze Stamm, der wohl nicht mehr als vierhundert Seelen zählt, dem Oberhäuptling oder Granman Kalkoen (sprich: Kalkuhn) untergeben ist. Letzterer wohnt fünf bis sechs Tagereisen oberhalb Maripa-Stoon. Die Bevölkerung des letztgenannten interessanten Dörfchens

besteht aus etwa 40 Seelen, die zusammen nur Eine große Familie bilden, bestehend aus drei verheiratheten Brüdern und sechs gleichfalls verehlichten Schwestern mit ihren Kindern. Im Anfang dieses Jahrhunderts wohnte die Stammmutter dieser ganzen Familie innerhalb des holländischen Kolonialgebiets; eine Verordnung der Regierung aber (vom Jahr 1852), daß kein Buschneger hinfort unterhalb Saron, dem Sitze des Grenz-Posthalters, wohnen dürfe, nöthigte sie, an der Saramakka weiter hinauf zu ziehen und in Maripa-Stoon, wo damals nur eine einzelne Negerhütte stand, sich niederzulassen. Unter den Gliedern dieser Buschneger-Familie zeichnete sich schon frühe ein junger Mann, Namens King, durch sein ebenso sinnendes und verständiges, als festes und entschlossenes Wesen aus. Als die Seinen noch innerhalb der Kolonie wohnten und King (etwa 1830 geboren) noch ein Knabe war, geschah es eines Tags, daß einige der Kinder, im Walde herumschwärmend, eine schöne bunte Schlange fanden. Im Schrecken riefen sie ihren Bruder King, der damals ein wilder ausgelassener Junge war. Er eilt mit Pfeil und Bogen herbei und schießt die Schlange durch den Kopf. Nachdem sie vollends getödtet war, trugen sie dieselbe im Triumph nach Hause. Diese kleine Heldenthat blieb in der Gegend nicht unbekannt, zumal da das getödtete Thier sich als eine sehr gefährliche Boa Constriktor herausstellte. Kaum aber war die ganze Familie (1852) nach Maripa-Stoon übergesiedelt, so brach unter den Kindern eine bösartige Krankheit aus. Die abergläubische Furcht der Neger schrieb dieselbe sofort einem bösen Geiste zu, und man fragte einen in solchen Dingen erfahrenen Auka-Buschneger um Rath. Er aber erklärte, die Seuche sei eine Folge davon, daß King als Knabe eine der Schlangen, welche von den heidnischen Negern jener Gegend als göttlich verehrt werden, getödtet habe. „Es ist der Geist der Schlange," sagte der Mann, „der sich am Dorfe rächt." Sofort wurden nach des Mannes Anweisung drei Götzentempel mit allem nöthigen Apparat erbaut, um hier den Geist der Schlange anzubeten und ihm sühnende Opfer zu bringen. Nun fiengen die Gräuel des Götzendienstes mit all den wilden Tänzen der vom Schlangengeist Besessenen und anderm Unwesen in Maripa-Stoon erst recht an. Immer wieder ergriff der böse Geist da und dort eine Person, jagte sie in wildem Taumel im Kreis umher, schrie und sprach aus ihr, ohne daß die Person selbst wußte, was mit ihr vorgieng. Dann erhob das übrige Volk ein wü-

thendes Schreien; man umringte den Besessenen, nahte sich ihm in gebückter Haltung, schlug die Hände zusammen und flehte den Geist an: „Ach, unser Vater, thue uns nichts Böses, verschone uns, wir wollen dir dienen." King selbst sagte später, auch er habe öfters eine Art Schwindel bekommen, wobei er seiner selbst nicht mächtig gewesen, obwohl es nicht bis zur Besessenheit und zum Tanz gekommen sei. „In diesem Zustand," fügte er bei, „habe ich sogar nach der Flinte gegriffen, um mich zu erschießen; nur Gottes Gnade hat mich bewahrt. Im entscheidenden Augenblick kam ich wieder zu mir und meine Augen wurden hell." — „O mein Herr Jesus Christus," hat er später, als er schon getauft war, einmal mit zum Himmel erhobenen Armen ausgerufen, „wie hast du dich über mich erbarmt! Aus solchem Jammer hast du mich erlöst! Ach, wie ist deine Barmherzigkeit so groß!" Aber die Wahrnehmung all dieses Jammers, der in Folge jenes Schlangendienstes über die Bewohner von Maripa-Stoon kam, weckte schon frühe in King einen Widerwillen gegen die Abgötterei, der seine ganze Seele erfüllte; und jetzt zum erstenmal (es mochte ums Jahr 1857 sein) stellten sich Träume bei ihm ein, in welchen er klare und bestimmte Weisungen erhielt, wie er sich dem Unwesen gegenüber zu verhalten habe. Er solle, ward ihm in einem Traume gesagt, mit diesen Dingen nicht länger zu schaffen haben. Und so stark war der Eindruck, den er dadurch erhielt, daß er sich sofort von Allem zurückzog, was mit der herrschenden Abgötterei zusammenhieng. Freilich zog ihm dieß den Unwillen der Leute zu; ja sie machten ihn dafür verantwortlich, wenn der Geist der Schlange noch mehr erzürnt und großes Unglück über Maripa-Stoon kommen würde. In seiner Noth aber über die Drohungen seiner Volksgenossen ermunterten ihn zwei weitere Träume, welche noch ernstere und entschiedenere Mahnungen an ihn enthielten. In einem derselben erschien ihm ein Mann, — es war der „Führer", der ihm fast in allen seinen Träumen begleitend und unterweisend zur Seite war, — der zeigte ihm einen andern schönen und stattlich aussehenden Mann und sprach: „Siehe, das ist der Teufel!" Als King das nicht glauben wollte, so fuhr der Führer fort: „Ja siehe, der Teufel verstellt sich allezeit und zeigt sich nie so wie er ist. Diesem Teufel dienet ihr, — und dieser Teufelsdienst muß aufhören." So gestärkt trat nun King muthiger auf und brachte dadurch auch über die Uebrigen heilsamen Schrecken, so daß wirklich die Gräuel der Abgötterei etwas

nachließen. Zwei seiner Geschwister waren die ersten, die ihn unterstützten, indem sie zu ihm sagten: „Was du in deinem Herzen fühlst, das rede nur frei heraus und fürchte dich nicht.“ Nun folgte eine Reihe ergreifender Traumgesichte. Im ersten derselben sah er ein großes, lichtes, schönes Haus voll weißgekleideter Menschen, wo so schön gesungen wurde, wie er es noch nie gehört. Gleich darauf erblickte er ein schauerliches Gebäude, wie ein Gefängniß, in dessen Hofraum ein gewaltiges Feuer brannte. Als er demselben näher trat und von einer züngelnden Flamme berührt wurde, empfand er einen unaussprechlichen Schmerz. In der Nähe befanden sich Fässer von ungewöhnlicher Größe, von denen ihm gesagt ward, daß Menschen, welche böse gewesen, darin in siedendem Oel gepeinigt würden. Im Hause selbst sah er mit entsetzlichem Grausen die pechschwarze Gestalt des Teufels. Sein Führer gebot ihm nun, den Leuten seines Dorfs zu sagen, was er gesehen und was das Loos der Verdammten sei. King war dabei, wie er selbst sich äußerte, sich bewußt, daß auch er zu denen gehöre, die das ewige Gefängniß verdient hätten, folgte mit Entsetzen seinem Führer weiter bis zu einem Fluß, sprang in denselben und — erwachte. Als er zu sich selbst kam, war er vor Schrecken wie verwirrt; er zitterte am ganzen Leib und hatte nicht Kraft genug, von seinem Lager sich zu erheben. Erst gegen Abend, nachdem er den ganzen Tag über gelegen, gewann er so viel Ruhe und Fassung, daß er seiner Umgebung erzählen konnte, was er im Traume gesehen, — eine Mittheilung, die alle seine Leute aufs Neue mit Furcht und Schrecken erfüllte.

Nicht lange darnach hatte er einen ähnlichen schreckeneinflößenden Traum. „Ich war in der Hölle,“ so erzählte er später den Missionaren in Paramäribo, „dort wurde ich, wie die Verdammten, mit Ketten gefesselt, an Händen und Füßen, um den Leib und den Hals; auch die Zunge ward noch besonders in ein Eisen geschlagen, was entsetzlich schmerzte. Ich fragte meinen Führer, warum gerade die Zunge besonders gefesselt werde, und erhielt zur Antwort: ‘Damit wenigstens in der Hölle die Lästerungen aufhören, womit die Heiden auf Erden Gott lästern. Siehst du, so werden die Heiden gestraft, die Böses thun.’ [Hier unterbrach der Missionar den Erzählenden und fragte: Was für Böses? King antwortete: Abgötterei, Hurerei, Zank, Streit, Todtschlag, Stehlen, Lügen und vieles Andere.] Darauf wurden mir die Fesseln abgenommen; nur an einer

langen Kette, die um meinen Leib geschlossen war, wurde ich noch gehalten, damit ich nicht weglaufen könne. So wurde ich in einen großen Saal geführt. Dort waren viele eherne Säulen, und an jeder Säule waren Menschen — die Verdammten — mit Ketten angeschmiedet. Rings her um standen große eiserne Kessel voll kochenden Wassers und große Feuerherde, auf denen eiserne Stangen glühend gemacht wurden, — alles zur Peinigung der Verdammten. Nun war noch ein anderes Haus da, wo ich aus der Ferne sehr große Feueröfen glühen sah; es wurde mir aber gesagt, das dürfe ich nicht sehen, denn ich würde mich allzusehr entsetzen. Ich wurde darauf wieder entlassen und beauftragt, den Leuten auf Erden zu sagen, was ich gesehen."

Man sieht aus der Gestalt dieser Träume, daß King in der Zeit, da er noch in furchtbarem Kampfe mit den finstern Gewalten des Götzendienstes lag, vorzugsweise schreckhafte Gesichte hatte. Es ist dieß ganz psychologisch. In seinem eigenen Seelenleben, das im Traum zur freieren Entfaltung kam, spiegelte sich die Angst und Herzensnoth, die ihm der Kampf mit der Abgötterei seines Volkes bereitete. Doch fehlte es auch in dieser ersten Zeit nicht an lichten, erquicklichen und tröstenden Traumgesichten. Immer aber giengs auf Eines hinaus, — auf das, was ihm sein Führer in seinen Träumen mehr als einmal sagte: „Fürchte dich nur nicht, rede frei heraus, denn die Kirche muß hieher kommen." Doch zunächst galt es ja, daß die Kirche oder vielmehr der Heiland zu ihm selbst komme und aus ihm einen neuen Menschen mache. Auf diese große Hauptsache ward er in einem neuen Traum mit großem Ernst hingewiesen. Es war ihm, er sei in einer Stadt und stehe vor einer Kirche. An der Thüre derselben stand ein Mann, der ihn fragte: „King, weißt du, was du zu thun hast? Du mußt sofort deinen Namen zur Kirche aufgeben (d. h. dich als Taufbewerber anmelden); denn wenn du auf das hörst und bei dem bleibst, was die Heiden sagen, so gehst du ewig verloren." — Aber noch zögert er. Es kam die Charwoche von 1860. Ein innerer Zug treibt ihn nach der Brüderstation Bambey hinüber (an der oberen Surinam, etwa zwei Tagereisen von Maripa-Stoon), wo er über die heilige Woche bleibt. In der Nacht vom großen Sabbath auf Ostern träumt er wieder. Er saß in seiner Kammer, da trat ein Mann zu ihm herein, so schön und herrlich, wie kein Mensch auf Erden aussehen kann, ja so glänzend, wie

die Sonne, so daß er ihn gar nicht anzusehen vermochte. „Nun King," sprach er zu ihm, „willst du selig werden?" King antwortete seufzend: „Ach, ich bin so unrein, bin so voller Sünden." Jener fragte: „Wann wirst du dich taufen lassen? Eile nun! Wenn du getauft sein wirst, werde ich dir Erlaubniß geben, in das ewige Leben einzugehen." Damit verschwand er. — Nun hatte King keine Ruhe mehr; er ordnet seine Sachen und eilt im Juni (1860) nach der Stadt Paramäribo, wo die Hauptstation der Brüdermissionare sich befindet.

Dieser Verlauf der Dinge wäre unmöglich und unerklärlich gewesen, wenn King, der in Mitten eines gräulichen Heidenthums aufgewachsen war, nicht zuvor schon mit dem Christenthum und seinen Forderungen einigermaßen bekannt gewesen wäre. Und das war auch wirklich der Fall; denn theils der vielfache Verkehr der Buschneger von Maripa-Stoon mit der Hauptstadt, wo die blühende und reichgesegnete Negermission besteht, theils die Nähe der alten und nun neuaufblühenden Brüdermission in Bambey, das nur zwei Tagemärsche von Maripa-Stoon entfernt ist, sowie endlich der Umstand, daß einige Verwandte Kings in ihrer Jugend die Missionsschulen in Paramäribo besucht hatten, ja daß schon im Jahr 1854 sogar einer der Brüdermissionare einen kurzen, freilich scheinbar erfolglosen Besuch in Kings Heimat gemacht hatte, — dies Alles mußte diesen Mann in einigem Maße mit dem Wesen des Christenthums bekannt machen. Nur daraus ist der eigenthümliche Inhalt und die tiefwirkende Kraft jener Träume erklärbar.

King blieb übrigens nur wenige Tage bei den Missionaren in der Stadt, gab seinen Namen als Taufbewerber bei den Brüdern auf und eilte wieder nach Maripa-Stoon, versprach jedoch bald möglichst wieder zu kommen. „Man könnte," heißt es in den Berichten, „aus den obigen Zügen schließen, daß King ein überspannter Mensch wäre oder zur Schwärmerei geneigt; das ist aber keineswegs der Fall. Er ist ein nüchterner Mann, etwas über dreißig Jahre alt, von klarem Verstand, leichter Auffassung und großer Wißbegierde, voll Ehrfurcht und Liebe zur Kirche und den Lehrern;.... ein Mann von lichtem, freundlichem und zugleich demüthigem Wesen, dabei voll Eifer, auch seine Landsleute herbeizuziehen.... Er ist ein Mann von festen Entschlüssen, und bereit, um des Reiches Gottes willen große Opfer zu bringen." So schildern ihn die Brüder in Paramäribo.

Kaum war King nach Maripa-Stoon zurückgekommen, so wurde er von einem Uebel befallen, an welchem er schon früher oft und schmerzlich gelitten hatte. Er selbst erzählt, daß er früher vielfach von Gicht heimgesucht worden, so daß er kein Glied zu rühren im Stande war. „Ich habe viel, sehr viel Geld und andere Sachen an Neger (Zauberdoktoren) gegeben, aber Keiner hat mir helfen können." Auch jetzt redeten ihm seine Verwandten zu, abergläubische Mittel zur Hebung seiner Krankheit zu gebrauchen; aber er wies es nun mit größter Entschiedenheit von sich. Um so treuer benützte er jene Tage, um unter großer Mühe und hingebendem Fleiß aus den Büchlein, die er von den Missionaren mitbekommen, lesen zu lernen. Aber zugleich stärkten ihn neue Träume in seinem Glauben; und von nun an waren es meist trostreiche und lichtvolle Erscheinungen. So erzählt er selbst: „In der Neujahrsnacht auf 1861 wurde ich im Traum wieder an jenen Ort gebracht, wo die zwei Gärten sind, und zwar ward ich in den Garten geführt, wo Gott ist. Dort stand ein weißer Mann, hell und glänzend, der sagte zu mir: 'Hier ist das Paradies! Siehe, wie groß und schön es ist!' Ich blickte mich um und sah einen wunderschönen Garten; es war Alles so schön und lieblich, wie ich nie etwas auf Erden gesehen, es kann auf Erden nichts so Schönes geben. Darauf führte er mich nach einer andern Stelle des Paradieses, um mir zu zeigen, wie dort Neujahr gefeiert werde [im Gegensatz zu den Neujahrsausschweifungen der Neger]. Dort sah ich eine Menge Menschen, schön geschmückt und in weißen Kleidern; sie sangen und bliesen Posaunen — eine wunderschöne Musik! O, ich wäre so gerne dort geblieben, aber mein Führer sagte zu mir: 'Du mußt nun wieder auf die Erde zurückkehren; dies ist dir gezeigt worden, damit du seheſt, wie herrlich und schön es hier ist. Gehe nun wieder, ermahne die Heiden, sage ihnen, daß Gott dieses Paradies für sie bereitet hat; wer aber nicht glauben will, der wird hier nicht eingehen, sondern ewige Strafe erleiden!" Aber die Weisungen, die er im Traum erhielt, giengen noch weiter. Es war ihm einmal, ein weißer Mann führe ihn in ein fremdes Land und zeige ihm daselbst ein Haus. Dies war vieleckig gebaut, fast rund, und hatte in der Mitte eine Säule, an deren Fuß ein Tisch (Liturgus-Tisch) auf einer Erhöhung stand, während die Säule selbst über das Haus hinausragte und in einem Kreuz endigte. Der Führer gebot ihm, in Maripa-Stoon ein solches Haus zu bauen. Ja, drei Wochen lang er-

schien ihm der Mann jede Nacht im Traum, um ihm zu zeigen, wie er das Haus zu bauen habe. Als er ihm das letzte Mal erschien, sprach er zu ihm: „Dies ist kein Traum, wie andere Menschen träumen. Ich bin ein Bote Gottes, der mich zu dir gesandt hat. Gott will nun sein Werk unter deinen Landsleuten aufrichten, und mit dir will er den Anfang machen. Du bist zuerst berufen und sollst deine Landsleute ermahnen und lehren. Dies Haus ist eine Kirche, die mußt du bauen. Aber nun eile, die Taufe zu suchen; denn du wirst nicht mehr lange leben; Gott wird deine Seele von dir nehmen und ein Anderer wird nach dir dein Volk lehren."

Während nun King Anstalten traf, das Kirchlein gemäß den im Traum empfangenen Weisungen zu bauen, versäumte er nicht, immer aufs Neue seine Volksgenossen zur Bekehrung von den stummen Götzen zu dem lebendigen Gott aufzufordern. Wie gewaltig aber der Eindruck war, den seine Mittheilungen auf die Leute zu Maripa-Stoon machten, das trat immer deutlicher hervor. Alles war überzeugt, daß die Stimme Gottes selbst durch jene Träume rede, und diese Ueberzeugung wurde noch mehr bestärkt durch ein auffallendes Ereigniß. King träumte nämlich einmal, — es war gerade in der kleinen Regenzeit, wo die befruchtenden Wassergüsse reichlich fielen, — ein Bote Gottes komme zu ihm und spreche: „Die Sonne wird bald sehr heiß scheinen, und alle eure Pflanzungen werden verdorren zur Strafe für eure Sünden; es wird bald geschehen." Er erzählte seinen Landsleuten den Traum, und siehe, schon fünf Tage darnach hörte der Regen ganz gegen die Regel auf, die Sonne brannte anhaltend heiß, und nach einigen Tagen schon waren alle Pflanzungen verdorrt. Ein Schrecken Gottes fiel auf alle Leute, und Kings Mahnungen fanden von da an noch williges Gehör. Den mächtigen Einfluß aber, den er dadurch über die Gemüther gewann, benützte er treulich dazu, den Aberglauben und Götzendienst mit aller Entschiedenheit zu bekämpfen. Der Hauptschlag gegen die alten herrschenden Gräuel sollte bald geschehen. Als King eines Tags vor seiner Hütte saß, kam sein Schwager Sopo im Winti-Tanz*) gleich einem Besessenen daher; furchtlos trat ihm King entgegen und befahl ihm stille

*) Unter Winti verstehen die Buschneger einen Zauber-Wind oder Geist, der von dem Götzen ausgeht, Einzelne ergreift und sie zu einer gewissen Besessenheit treibt. Sie sind bei solchen Anlässen ihrer selbst nicht mächtig und schreien und tanzen mit wilden Geberden umher.

zu sein: dieß Teufelswerk müsse nun ein Ende nehmen und eine Kirche gebaut werden. Sopo kam zum Bewußtsein und rief erwachend: „Ja ich fühle, daß die Macht des Winti vorüber ist.“ Aehnliche Fälle kamen wiederholt vor und Alles fieng an inne zu werden, daß der finstere Zauber, der so lange die Gemüther gefesselt, für immer gebrochen sei. King durfte es jetzt wagen, die Winti-Häuser niederzureißen, die Götzen und Amulette aus den Wohnungen zu schaffen und allen abgöttischen Kram zu zertrümmern. In Maripa-Stoon aber herrschte darüber allgemeine Freude; denn die Leute fühlten, daß sie aus einem grausamen Bann erlöst seien.

Während alle diese Dinge vorgiengen, hatte King nicht vergessen, daß das Werk der Bekehrung nicht auf Maripa-Stoon beschränkt bleiben dürfe, sondern sich auf den ganzen Matuari-Stamm, dem er angehörte, ausdehnen müsse, und daß deßhalb vor Allem das Haupt desselben, der Granman Kalkoen, der sechs Tagereisen weiter oben an der Saramakka in Brada-Stoon residirt, für die Sache des Herrn gewonnen werden sollte. Er erhielt auch wiederholt den Auftrag im Traum, denselben zu besuchen. King machte zweimal (1860 und 1861) die Reise dahin und fand bei dem Oberhäuptling eine überaus gute Aufnahme. Kalkoen wird geschildert als ein Mann „von gesundem Verstand, der Belehrung gerne annimmt und für die Wahrheit ein offenes Ohr und Herz hat.“ Wir werden bald sehen, welche Wirkung diese Besuchsreisen Kings bei dem Manne hatten.

Indessen waren acht Monate verflossen, seit King die Missionare in Paramäribo besucht und ihnen versprochen hatte, „bald möglichst wiederzukommen.“ Schon fiengen die Brüder an zu glauben, daß der „Träumer“ ins Heidenthum zurückgefallen und für die Sache des Herrn verloren sei. Da erscheint King im März 1861 (gerade vor der Charwoche) plötzlich wieder in der Stadt, und zwar begleitet von einem gleichgesinnten Verwandten. „Warum bist du so lange nicht gekommen?“ fragten ihn verwundert die Missionare. „Ich wollte im November hieher kommen,“ erwiederte er, „denn wahrlich, ich verlange nach der Taufe. Aber da ich so oft im Traum aufgerufen worden bin, meine Landsleute zu ermahnen, daß sie sich bekehren, so bin ich im November hinaufgereist zu unserm Oberhaupt Kalkoen, um ihn zu ermahnen, das Heidenthum zu verlassen und den christlichen Glauben anzunehmen. Es war aber schon gegen Ende Dezember, als ich nach Maripa-Stoon zurückkam; denn es ist eine be-

schwerliche Reise: sechs Tage braucht man, um hinaufzukommen." Darauf erzählte er den Missionaren von den vielen und bedeutungsvollen Träumen, die er in der Zwischenzeit gehabt, und die wir bereits theilweise kennen. Unter Anderm sprach er von einer Stimme, die ihm einst im Traume gesagt: „Du und deine Landsleute, ihr müßt euch bekehren. Die Lehrer aber können nicht zu euch kommen, darum müßt ihr zu ihnen gehen; ihr müßt das Wort Gottes suchen und die Lehrer zu euch holen." — Es ist dieß einer der schönsten Züge in dieser denkwürdigen Führung. Denn es leuchtet daraus ebenso sehr der bescheidene und demüthige Sinn dieses Buschnegers, als sein ernster und lauterer Eifer für die Erreichung des großen Zieles hervor, das ihm vor Augen schwebte. Und liegt darin nicht zugleich ein besonderer Wink für das Göttliche in dieser ganzen Sache?

King feierte nun mit den Brüdern in Paramäribo nicht nur die Charwoche, sondern blieb für längere Zeit da, um regelmäßigen Taufunterricht zu erhalten. Dabei besuchte er sehr fleißig die Missionsschule und zeigte sich überhaupt als einen ungewöhnlich lernbegierigen und arbeitsamen Mann. Das Bedürfniß aber, auch seine Familie an dem Segen christlicher Unterweisung theilnehmen zu lassen, veranlaßte ihn, auch seine Frau Akuba samt seinem dreijährigen Töchterchen nach der Stadt zu holen. „Wir hatten stets," heißt es im Bericht, „unsre Freude an dem kindlichen und aufrichtigen Wesen dieser Leute. King ist uns nie durch jene Begehrlichkeit, die sonst den Buschnegern eigen ist, lästig gefallen, er hat vielmehr durch Arbeiten stets den Unterhalt für sich und seine Familie selbst erworben." Warnungen und Ermahnungen zu einem demüthigen und vorsichtigen Wandel nahm er dabei immer gerne und heilsbegierig auf. So kam er einmal mit seiner Frau zu einem der Missionare und sagte, es gehe nicht immer so ganz friedlich unter ihnen zu; seine Frau sei etwas hitzig; er wolle sie nicht verklagen, aber ein kleiner Zuspruch könne ihr nicht schaden. Der Missionar that dieß, indem er ihr 1 Petri 3 vorlas und die Stelle erklärte. Sie nahm die Ermahnung willig an, sagte aber, King sei auch sehr schnell unzufrieden über sie. „So," redete ihn der Missionar an, „du hast also auch deinen Antheil an der Schuld? Solltest du nicht Geduld mit ihr haben und Alles meiden, was sie reizen kann?" ꝛc. King antwortete beschämt: „Ja, Lehrer, du hast recht, ich habe auch meine Schuld da-

ran; aber mit des Herrn Hülfe will ichs besser machen." — Ein ander Mal erzählte King einem der Brüder, er sei bei einem Kaufmann der Stadt gewesen; der sei ein gar freundlicher Herr, und da er von seinen Träumen gehört, habe er ihn zu sich bestellt, damit er ihm Alles erzähle. Der Missionar warnte ihn und sprach: „Du mußt nicht so viel aus der Sache machen und sie überall erzählen; sonst denkst du am Ende gar, du seiest etwas Besonderes, und wirst stolz werden. Du bist ja doch nur ein armer Heide; aus lauter Barmherzigkeit hat dich Gott gerufen und erweckt, und um deines Herzens Härtigkeit willen hat Er so besondere Wege mit dir gehen müssen. Sieh, als der Heiland auf Erden war, hat Er öfters zu Solchen, die Er geheilt hatte, gesagt: Gehe hin und sage es Niemand." — King hörte mit Nachdenken zu und erwiederte: „Ja, Lehrer, so ists! Ich habe darüber nicht nachgedacht. Wahrlich, es ist nur Barmherzigkeit, daß Gott mich zu sich gerufen hat, und ich bin's nicht werth. Ich danke dir für die Ermahnung; ich werde vorsichtig sein und will demüthig bleiben."

Im Anfang des Monats Mai bekam Kings kleines Töchterlein Krämpfe, und der bekümmerte Vater bat schüchtern, ob das Kind nicht könnte getauft werden. Zu seiner unbeschreiblichen Freude sagten die Brüder es ihm zu, und am 5. Mai wurde dieser kleine Erstling aus den Matuari-Negern durch die Taufe in den Bund Gottes aufgenommen. Zu aller Verwunderung aber wurde das Kind bald darauf wieder gesund. Nun kamen immer mehr angefaßte und heilsbegierige Neger aus Maripa-Stoon nach der Stadt, um ihre Namen als Taufbewerber aufschreiben zu lassen; unter ihnen auch Kings ältester Bruder, Adrai, der Kapitän von Maripa-Stoon, und seine Schwester Eva. Letztere war krank. Ihr Verlangen aber nach der heiligen Taufe, verbunden mit einem tiefen Gefühl ihrer Sündhaftigkeit und mit aufrichtigem Glauben an die Sünderliebe Jesu, war so groß, daß die Brüder ihr die Taufe nicht versagen konnten (24. Juni).

Der 11. August war der wichtige und selige Tag, an welchem King selbst, samt mehreren andern Täuflingen aus der Stadt, die heilige Taufe empfieng. Er hieß von nun an Johannes, ein Name, den er sich selbst gewählt hatte. Der äußern Erscheinung nach war er bei der heiligen Handlung ruhig, gesammelt und ohne besondere Erregung; daß er aber innerlich tief ergriffen und mit Freude im heiligen Geist erfüllt war, konnte man ihm wohl ansehen. Eigen-

thümlich ist die Ueberzeugung, die bei ihm (wahrscheinlich in Folge mehrerer Aeußerungen, die er im Traum von seinem „Führer" gehört) sich festgesetzt hat, daß er nicht mehr lange leben werde. „Ich habe," sagte er in jener Zeit öfters zu den Missionaren, „in meinen Träumen zu viel Herrliches von dem ewigen Leben gesehen. Ach, es muß gar selig dort sein, ich sehne mich dahin zu kommen. Gegen alles Irdische bin ich gleichgültig geworden, es hat keinen Reiz und keinen Werth mehr für mich." Und doch konnte er bald nach der Taufe sagen: „Ich bin viel krank gewesen und habe vergebens bei den (heidnischen) Aerzten Hülfe gesucht; und jetzt, seit ich bei der Kirche bin, bin ich gesund — ich bin getauft und von Allem erlöst!"

Wenige Tage hernach (23. August 1861) kam ein Gesandter Kalkoen's, des Oberhaupts der Matuari-Buschneger, zu den Brüdern nach Paramäribo mit der Bitte: daß ein Lehrer zu ihm kommen und bei ihm wohnen möge, um ihn und seinen ganzen Stamm im Christenthum zu unterrichten. Es war die Wirkung von King's früheren Besuchen. Die Sache wurde ernstlich erwogen. Von einer bleibenden Niederlassung im feuchtheißen und fieberreichen Buschland konnte freilich zunächst keine Rede sein, aber ein Besuch in Maripa-Stoon ward auf die ersten Tage des Oktober (1861) versprochen. Dort möge sich auch Kalkoen auf die bestimmte Zeit einfinden.*) Nun eilte Johannes King zurück nach seinem Dörflein, um für die Missionare eine Herberge zurechtzumachen und Alles für den erwarteten Besuch vorzubereiten. Dann kehrte er nach Paramäribo zurück, um den Reisenden als Führer und Steuermann auf der Fahrt zu dienen. Begleiten wir nun die Brüder auf dieser wichtigen Reise.

Mittwoch den 2. Okt. (1861) brachen die Missionare van Calker und Bramberg, gerudert von mehreren Bootsnegern und begleitet von drei eingeborenen „Helfern", sowie von einem jungen Neffen Kalkoen's, der in der Missionsschule erzogen wurde, die Reise nach Maripa-Stoon an. Die Fahrt auf dem Fluß, deren verschiedene Erlebnisse wir übergehen, dauerte bis Samstag früh den 5. Oktober, an welchem Tage sie Vormittags in die Nähe des Dörfleins kamen. „Wir erblickten rechts vor uns," heißt es im Bericht, „am linken Ufer der

*) Um den Zeitpunkt der Ankunft in Maripa-Stoon dem unwissenden Buschneger-Häuptling deutlich zu machen, erklärten die Missionare dem Boten: „Dieser Mond muß erst sterben, und wenn der nächste Mond stirbt (4. Okt.), dann werden wir in Maripa-Stoon sein; dann soll auch der Granman dort sein."

Saramakka eine kleine offene weiße Stelle; es war das steile sandige Ufer von Maripa-Stoon. Eine Sandbank nöthigte uns, bis dem Dorfe gegenüber ganz nahe dem rechten Ufer hinzufahren; dann steuerten wir quer über den Fluß und fuhren langsam auf das Dörflein zu. Da lag es vor uns, das kleine, unbekannte, unbedeutende Fleckchen im Urwald, das erst eine Behausung des Satans gewesen, dann aber ein Schauplatz geworden ist, da der Herr sich in seiner Gnade wunderbar und herrlich geoffenbart hat. Am hohen Ufer versammelte sich Groß und Klein, anständig und reinlich gekleidet; an ihren Bewegungen und in ihren Zügen war die Freude zu erkennen, daß nun der Augenblick gekommen, wo die ersehnten und oft erbetenen Lehrer sie besuchten. Johannes King aber war überglücklich, daß er selbst die Lehrer bringen durfte, und zwar er selbst als schon Getaufter, während seine Frau Akuba Taufbewerberin war und im Lauf unsres Aufenthalts hier die heilige Taufe empfangen sollte. Als wir ans Land stiegen, fielen die Frauen vor Freude einander in die Arme und jauchzten laut auf. Nachdem man sich nach dem ersten Ausbruch der Freude, an der auch unsre Herzen reichlich Antheil hatten, wieder gesammelt hatte, trat der Kapitän (Dorfhäuptling) Adrai, der schon in Paramäribo seinen Namen als Taufbewerber aufgegeben hatte, vor, begrüßte uns feierlich und hieß uns in seinem Dorfe willkommen. Auf meine Frage nach dem Oberhäuptling Kalkoen antwortete er, derselbe warte hier schon drei Tage auf uns und werde sogleich erscheinen. Kaum hatte er dieß gesagt, so trat auch Kalkoen selbst, ein schon bejahrter, verständig aussehender Mann, aus Adrai's Wohnung und kam auf uns zu, worauf dann eine feierliche gegenseitige Vorstellung und herzliche Begrüßung stattfand; denn die Freude darüber, einander hier zu treffen, war auf unsrer Seite eben so groß als auf der seinigen. Darauf giengen wir in dem Dörfchen umher, um die Leute in ihren Hütten zu besuchen; zuerst jedoch traten wir in das kleine, von King gebaute Kirchlein. Dasselbe steht nah am Landungsplatz schön frei und offen da; es ist achteckig von Palissaden gebaut und mit Palmblättern bedeckt. In der Mitte steht ein Pfosten, an den sich die acht Sparren des Daches anlehnen; dieser Pfosten aber ragt über das Dach hinaus und endigt in einem großen Kreuze. In dem Kirchlein steht der Thür gegenüber auf einer Stufe das Liturgustischchen; zu beiden Seiten befinden sich Bänke, rechts für die Frauen, links für die Männer. Bei dem Besuch in den Wohn-

häusern erstaunten wir über die Ordnung und Reinlichkeit, die wir überall antrafen; Nichts lag unordentlich herum, Alles war aufgeräumt und überall war sauber gekehrt. So wohlgeordnet fanden wir die Häuser und den Ort überhaupt während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts. Kurz, man bekam den Eindruck, als befinde man sich in einem Wohnorte christlicher Stadtneger. Zuletzt führte uns Johannes King in das für uns bestimmte Haus; es war sein eigenes, das er für uns neu umgebaut, ringsum mit Brettern verschlagen (die andern Häuser haben nur von Pinna-Palmblättern geflochtene Seitenwände), gedielt und mit frischen Truli-Palmblättern neu gedeckt hatte; unsre Schlafkammer hatte sogar oben eine Decke, so daß wir vor der Nachtkälte, den großen Fledermäusen und anderm Ungeziefer prächtig geschützt waren. Auch für die drei eingebornen Helfer, die wir mitgebracht hatten, war ein recht gutes Haus zurechtgemacht. King begnügte sich mit seiner Familie unterdessen mit einer alten bereits verlassenen, nothdürftig ausgebesserten Hütte. Ueberall trat uns aufrichtige, dienstfertige Liebe entgegen; denn kaum hatten wir uns ein wenig eingerichtet und besprachen uns eben mit einer der Helferschwestern, welche unsre Küche zu besorgen übernommen hatte, was wir essen sollten, als schon ein Neger kam und uns zwei wohlschmeckende Fische brachte, welche er in der Geschwindigkeit für uns gefangen hatte. Ueberhaupt beschenkten sie uns reichlich mit Wildpret, Vögeln und Erdfrüchten.... Woher diese Liebe? Sie ist die Frucht der Dankbarkeit und Freude, daß wir ihnen Gottes Wort gebracht haben.

„Gegen 10 Uhr erschien der Oberhäuptling Kalkoen, begleitet von seinem Adjutanten und den zwei Unterhäuptlingen, Adrai und Ananst. Er selbst sowie Adrai war anständig gekleidet, während die beiden andern in ihrer armseligen Nationaltracht (der Lendenschürze) erschienen. Kalkoen war gekommen, um über die Errichtung einer Mission unter seinem Stamme mit uns zu reden, womit es ihm also voller Ernst zu sein schien. Ehe wir jedoch davon zu sprechen anfiengen, rief ich den kleinen Johannes [den Neffen Kalkoen's, der in der Missionsschule zu Paramäribo erzogen wird und mitgekommen war] herbei, um ihn vor ihnen zu examiniren, damit sie sehen und hören sollten, was er bereits gelernt habe. Ich ließ ihn unter Anderm Joh. 3, 16 (Also hat Gott die Welt geliebt ꝛc.) vorlesen, und nachdem ich ihn erst über diesen Spruch katechisirt hatte, legte ich

ihnen auf ihre eigene Bitte aus vollem Herzen die Liebe Gottes in Christo Jesu zu uns gefallenen Menschen dar, wobei ich oft durch Ausrufe des Staunens und der Verwunderung unterbrochen ward. Daran knüpfte sich dann von selbst die Besprechung über die Möglichkeit einer Mission unter den weit oben wohnenden Matuari. Zuerst erklärte ich dem Oberhäuptling, daß er mit seinem Stamm für uns unerreichbar sei. 'Schon hier,' sagte ich, 'setzen wir uns der Gefahr aus, krank zu werden, wie viel mehr durch eine so lange Reise im Boot und einen bleibenden Aufenthalt bei euch. Wir können nicht zu euch kommen.' Er glaubte mir dieß, wie er sich überhaupt dadurch auszeichnet, daß er nicht nach Buschneger Art mißtrauisch und hartköpfig ist, sondern Nachdenken besitzt und auf Gründe eingeht. — 'Was ist aber dann zu thun?' fragte er. — 'Siehe,' erwiederte ich, 'hier auf Maripa-Stoon ist jetzt Gottes Wort; hier werden wir euch, so Gott will, öfters besuchen. Mein Vorschlag ist deßhalb der, daß du mit deinem Stamm herunterziehst und dich hier in der Nähe ansiedelst. Das ist eine große Sache; aber höre, was ich zu sagen habe. Warum wohnt ihr so hoch oben im Busch versteckt? Ist's nicht aus Furcht vor den Europäern? Nun gut, in früherer Zeit habt ihr oder eure Väter Grund genug gehabt, euch vor ihnen zu fürchten, denn es war Feindschaft und Krieg zwischen euch und ihnen; aber jetzt ist ja längst Friede, jetzt ist somit kein Grund mehr zur Furcht. Lebt ihr nicht in guter Freundschaft mit den Europäern? Ihr könnt also ruhig hieher ziehen. Und nun ferner: was suchet ihr? Ist es nicht Gottes Wort, das eure Seelen aus der Hand des Teufels erretten kann? Ihr seid Heiden, ihr dienet den Teufeln, und der Zorn Gottes ruhet auf euch; nun aber ruft euch Gott selbst: Kommt, ich will euch erlösen aus dem ewigen Verderben. Wollt ihr nun ferner dort oben sitzen und Gott antworten: Laß deine Boten zu uns kommen, wir wollen hier oben bleiben? Geziemt sich das?' — 'Nein,' erwiederte Kalkoen. — 'Wohlan,' fuhr ich fort, 'so kommt herunter. Siehe, wir Lehrer haben unser Vaterland verlassen, sind viele Wochen lang über das große Salzmeer gefahren, sind in dieß Land gekommen, wo wir schwach und krank werden, um euch das Wort Gottes und den Weg zur Seligkeit zu verkündigen, und ihr — ihr wollt eure Wohnung nicht um ein paar Tagereisen verlegen, um das zu gewinnen, was wir im Namen Gottes euch bringen? Kommt, o kommt herunter!' So

etwa hatte ich gesprochen und fragte nun schließlich den Oberhäuptling, der schweigend und nachdenklich da saß: 'Was sagst du dazu?' — 'Lehrer, du hast recht!' erwiederte er; 'Gott ruft uns; denn Gott selbst hat mir den Gedanken in's Herz gegeben, den Knaben Johannes [Kalkoen's Neffen, der später in der Oberhäuptlingschaft sein Nachfolger sein soll] in die Stadt zu schicken, damit er dort unterrichtet werde. Ja, wir wollen kommen!' — Aber Adrai, der Häuptling von Maripa-Stoon, sprach zu ihm: 'Granman, dein Wort hat Gewicht; was du sagst, das muß geschehen; sage daher nicht zu schnell Ja. Laß uns erst mit allen übrigen Häuptlingen reden; wenn sie alle freiwillig auch Ja sagen, so ist die Ausführung viel leichter; anders könnte es viel Noth geben.' — Das war verständig geredet, und so wurde festgesetzt, daß Kalkoen mit den übrigen Häuptlingen des Stammes eine Zusammenkunft halte und dann den Beschluß uns durch Adrai nach Paramäribo melden lasse."

So weit der Bericht. Nach diesen Besprechungen hatten die beiden Missionare noch dieß und jenes zu ordnen, bis um fünf Uhr Abends das mitgebrachte Glöckchen zum ersten Mal die Bewohner von Maripa-Stoon zum Hause Gottes rief. Br. Bramberg hielt die Versammlung. Herzliche Danksagung für Alles, was der Herr an diesem Völklein gethan, inniges Flehen um Seinen ferneren Segen und ernste Mahnungen an die Versammelten, daß sie mit Furcht und Zittern ihre Seligkeit schaffen möchten, bildeten den Hauptinhalt der Ansprache.

Der Sonntag (6. Okt) brach an. Schon in erster Morgenfrühe erhielten die Brüder einen Besuch von Kalkoen, mit dem aufs Neue eine Reihe von Fragen durchgesprochen wurden. Um 9 Uhr predigte van Calker im Kirchlein über den Weg zur Seligkeit. „Nach der Predigt," fährt der Bericht fort, „hielten wir 'Sprechen' [spezielle seelsorgerliche Besprechung mit den Einzelnen], wobei wir die Leute familienweise vornahmen. Bis auf zwei fremde, hier ansäßige Neger ließen nun Alle, die es bis dahin noch nicht gethan, ihre Namen (als Taufbewerber) aufschreiben. Eine besondere Freude hatten wir noch bei diesem Sprechen. Johannes King wurde als Getaufter zuerst gerufen. Es war noch ein besonderer Umstand, der mich bei ihm störte, und den ich erst nach seiner Taufe genauer erfahren. Er hatte nämlich, außer seiner Frau Akuba, noch eine zweite Frau unter den oben an der Saramakka wohnenden Matuari. Das stellte ich

ihm nun vor und fügte mit einem leisen Vorwurf hinzu: 'Johannes, warum hast du mir das nicht bei deiner Taufe gesagt, und warum hast du nie mit mir darüber gesprochen?' Er antwortete kleinlaut: 'Ich habe gedacht, du wüßtest es und würdest mit mir darüber reden; oft hab' ich dich darüber fragen wollen, aber ich fürchtete mich.' Ich erwiederte: 'Jetzt wollen wir darüber reden. Du weißt, daß es gegen Gottes Wort ist, mehr als Eine Frau zu haben. Nun hast du zwar beide Frauen noch im Heidenthum genommen, und wir könnten dir darum allenfalls erlauben, die zwei Frauen zu behalten; wir wollen dich auch nicht zwingen, jene andere Frau, die noch Heidin ist, zu entlassen. Aber nun bedenke: Du bist getauft und der Herr hat dich mit großer Gnade aus der Finsterniß des Heidenthums errettet; dein Kind ist getauft, und in wenigen Tagen wird deine Frau Akuba auch getauft werden: dann seid ihr eine christliche Familie. Willst du dann auch noch nach Heiden Weise hinausgehen und mit einer Heidin Gemeinschaft haben? Oder willst du nun dem Herrn deinem Heiland die Ehre geben und ganz nach Seinem Wort und Willen leben? Ueberlege es und entscheide dich.' King blickte nachdenklich zur Erde; nach einer kurzen Pause aber erhob er seine Augen und sagte: 'Ja, Lehrer, ich fühle, was für mich sich geziemt; ich will meinem lieben Heiland in Allem die Ehre geben, will ganz nach Seinem Wort und Willen leben und allem heidnischen Werk und Wesen entsagen: — ich scheide mich von jener Heidin und will mit meiner Frau Akuba allein leben.' — Johannes King ist ein Mann von festen Entschlüssen und hat um des Reiches Gottes willen schon manches Opfer gebracht; wir konnten daher seinem Versprechen trauen und freuten uns über diesen Entschluß um so mehr, als es der erste Fall dieser Art in diesem Zweig unsrer Mission ist und sein Entschluß deßhalb für Andere maßgebend sein wird. — 'Johannes,' antwortete ich ihm, 'du thust recht daran. Der Heiland wird dir's lohnen; er wird dich segnen und dich vor Versuchung bewahren. Bleibe nur in seiner Gemeinschaft und Liebe.'"

Es wurden nun nicht blos noch am Sonntag Nachmittag, sondern auch täglich zu fest bestimmten Zeiten kirchliche Versammlungen gehalten und die Grundwahrheiten des Evangeliums einfach und klar ausgelegt. Zwischen hinein gab es da und dort noch besondere Fragen zu entscheiden. „Am Montag (7. Okt.)," heißt es im Bericht, „kam Johannes King mit seinen Schwestern Affie und Affiba und

hat uns, zwei Kinder der Ersteren und ein Enkel- und Pflegekind der Letzteren zu taufen. Ich erwiederte: 'Eines stört mich bei euch und hindert mich, diese Kinder ohne Weiteres zu taufen: ich meine die unter euch noch bestehende Sitte, daß der Oheim mütterlicherseits mehr über ein Kind zu sagen hat, als der eigene Vater. Darauf setzte ich ihnen auseinander, wie diese Sitte aus dem unordentlichen Leben der Heiden hervorgegangen und gegen Gottes Wort sei.*) 'Wenn wir die Kinder taufen,' fuhr ich fort, 'so werden sie in die christliche Kirche aufgenommen und müssen unter göttlicher Ordnung stehen; diese ist: daß die Kinder ihren Eltern unterthan sind. Sie bekommen Pathen, die samt den Eltern für die christliche Erziehung der Kinder verantwortlich sind, und wir können unmöglich zugeben, daß dann außerdem noch ein ungetaufter Oheim eine ausschließliche Macht über ein solches Kind habe.' Dann schlug ich vor, daß die beiden Frauen unsern Johannes King zum Pathen und Pflegevater ihrer Kinder nehmen und sie unter dessen Aufsicht stellen sollten; unter dieser Bedingung wollten wir sie taufen. 'Wenn ihr,' fuhr ich fort, 'jetzt allem heidnischen Wesen völlig entsagen wollt, so muß auch diese Sitte allgemein aufgehoben werden; sie hat auch, wenn ihr euch bekehrt und eure Ehen nach Gottes Willen fest geschlossen werden, keine Bedeutung mehr. Geht nun, besprechet euch mit euren Verwandten und gebt uns morgen früh Antwort.' Am Dienstag früh kamen Johannes King, der Häuptling Abrai und Andere, und erklärten, sie wollten diese Sitte unter sich aufheben; denn da nun das Reich Gottes unter ihnen aufgerichtet werde, so müsse auch Alles nach Gottes Wort und Willen gehen. Wir freuten uns über diese Erklärung recht von Herzen; denn die Willigkeit, eine so tief eingewurzelte Sitte aufzuheben, war ein deutlicher Beweis, daß es ihr voller Ernst sei, mit dem Heidenthum gänzlich abzubrechen."

An dem gleichen Tage fand nun Vormittags 9 Uhr die erste feierliche Taufhandlung in dem Kirchlein zu Maripa-Stoon statt. Nach einer Darlegung der biblischen Bedeutung der Taufe trat King's

*) Diese schlimme Sitte herrscht nicht nur unter allen Negerstämmen Afrika's, sondern auch in Indien und andern heidnischen Ländern. Sie hat ihren Ursprung in dem herrschenden Mißtrauen, das jeder verheirathete Mann gegen die ehliche Treue seiner eigenen Frau hat. Nicht die Kinder dieser Frau sind die Erben des Vaters, sondern die Kinder der Schwester des Vaters. Es ist dieß eines der stärksten Armuthszeugnisse des Heidenthums selbst.

Ehefrau Akuba samt den drei obgenannten Kindlein vor den Taufstisch. Erstere beantwortete die ihr vorgelegten Fragen einfach und herzlich. Die ganze Versammlung erhob sich, Br. van Calker betete über die Täuflinge und vollzog dann die Taufhandlung zuerst an Akuba, die den Namen Magdalena erhielt, und dann an den drei Kindern. Der Eindruck war tief und allgemein; es war ein rechter Festtag auf Maripa-Stoon. Abends wurde den erwachsenen Einwohnern des Ortes noch ein kleines Festmahl bereitet, indem ihnen Chokolade gespendet wurde. „Es war ein lieblicher Anblick, dieses Häuflein Buschneger so friedlich und vergnügt in einem großen Kreis beim Mondschein beisammensitzen und die Taufe einer ihrer Schwestern feiern zu sehen."

Am Mittwoch Abend (9. Oktober) nahm der Oberhäuptling Kalkoen Abschied von den Brüdern, um in der Nacht nach seiner Heimat aufzubrechen. Er sprach seine Freude aus über Alles, was er in Maripa-Stoon gehört und gesehen habe, und erklärte nochmals, daß er zuversichtlich hoffe, der Plan, mit seinem ganzen Stamm in die Nähe von Maripa-Stoon überzusiedeln, werde zu Stande kommen. Als die Missionare aber die Befürchtung aussprachen, er werde wohl vielleicht eine zusagende Antwort schicken, mit der Ausführung aber im Rückstand bleiben, rief er: „Nein, nein! Wenn man Ja sagt, so muß es auch Ja sein."

Am Donnerstag (10. Oktober) setzten die Brüder die Ordnungen fest, welche künftig in Maripa-Stoon in Beziehung auf kirchliche und religiöse Angelegenheiten eingehalten werden sollten. Täglich habe Morgens und Abends Versammlung in dem Kirchlein stattzufinden, wobei Johannes King, als der einzige getaufte Mann und der Einzige, der lesen kann, zu funktioniren hätte. In diesen Wochenversammlungen sollte abwechselnd aus den Geschichten des Alten Testaments und aus der Harmonie der vier Evangelien gelesen werden. Der Sonntag, als der Tag des Herrn, soll heilig gehalten werden, und Niemand dürfe auf den Pflanzungen arbeiten. Der Sonntagsgottesdienst soll Vormittags stattfinden, wobei zuerst stehend der christliche Glaube und die zehn Gebote von Johannes King vor- und von der Versammlung nachgesprochen, darnach aus der Apostelgeschichte vorgelesen und zum Schluß das Unser Vater gemeinschaftlich gebetet wird. In der Abendversammlung aber werden die Psalmen gelesen. An jedem ersten Sonntag des Monats ist die Kirchenlitanei vorzu-

tragen. Auch über die Aufzeichnung von Geburten und Sterbefällen, über Anlegung eines Gottesackers, über Begräbnisse ꝛc. wurden Vorschriften gegeben.

So war die Stunde des Abschieds gekommen. An demselben Donnerstag, Abends um fünf Uhr, versammelten die Brüder nochmals die Leute, um einige Abschiedsworte an sie zu richten. Anknüpfend an den Besuch Jesu bei Zachäus, erinnerten sie die Versammlung an die gnädige Heimsuchung, die auch ihnen, wie dem Zachäus, zu Maripa-Stoon widerfahren sei, mahnten sie zu herzlicher Dankbarkeit und zu treuer Anwendung der empfangenen Gnade, und machten es ihnen insbesondere zur Pflicht, vor den Heiden durch ihren Wandel zu leuchten und ihnen in Mitten der allgemeinen Finsterniß ein Stern zu werden, der ihnen den Weg nach Bethlehem zeige. Darauf stellten sie ihnen den Johannes King als den erwählten Versammlungshalter und geistlichen Vorgesetzten vor, der auf ihren Wandel zu achten, auf Ordnung zu sehen und von Jedermann Gehorsam zu erwarten habe. Zum Schluß fiel die ganze Versammlung auf die Kniee, um durch den Mund der scheidenden Brüder dem Herrn für alle erfahrene Barmherzigkeit zu danken, sich dem Hüter Israels zu empfehlen und insbesondere dem Johannes King eine reiche Gabe des heiligen Geistes zu erflehen. Eine tiefe Bewegung gieng durch die ganze versammelte Gemeinde, und als die Brüder vom Kirchlein aufbrachen, folgte ihnen ein endloses: „Wir danken euch, Lehrer; lebt wohl, reiset glücklich, kommet bald wieder!“ Jeder wollte noch seine Liebe und Dankbarkeit durch irgend ein kleines Geschenk von Lebensmitteln an den Tag legen. Den folgenden Morgen aber früh um halb vier Uhr stießen die Reisenden vom Lande. „Am Ufer,“ schreibt van Calker, „standen mehrere Leute, die gekommen waren, um uns noch abfahren zu sehen, und Johannes King leuchtete mit einer aus Palmblätterstielen verfertigten Fackel, was die Scene äußerst malerisch machte. Und so riefen wir uns im Abfahren das letzte Lebewohl zu. Im Herzen aber befahl ich dieses kleine, aus drei erwachsenen und vier unmündigen Getauften bestehende Gemeinlein und die übrigen suchenden Seelen der Gnade und Obhut des Heilandes und der Leitung seines heiligen Geistes, was ich um so freudiger thun und deßhalb ruhig von ihnen scheiden konnte, da wir klar und deutlich, ja mit Erstaunen gesehen hatten, was der Geist Gottes bisher ohne alle Vermittlung von Menschen an diesen Seelen gethan hat. Ich lebe

der freudigen Hoffnung, daß der Herr das gute Werk, welches Er in ihnen angefangen hat, vollführen werde bis auf den Tag seiner Zukunft."

So endigte der erste Besuch auf Maripa-Stoon. Aus den neuesten Nachrichten, die uns über dieses denkwürdige Werk Gottes vorliegen, erhellt, daß King treulich nach der Vorschrift der Brüder, so gut er's gekonnt, seinen Landsleuten Kirche gehalten und überhaupt sich als wahrer Christ bewiesen habe. Auch war er mit seiner Frau nach der obern Saramakka, wo die übrigen Matuari-Dörfer liegen, gegangen, um die Kinder seiner Frau (Akuba) aus früherer Ehe von dort, wo sie bei einer jetzt verstorbenen Schwester gewesen, abzuholen und für den Herrn zu erziehen. Dann eilte er aufs Neue nach Paramäribo, um die Missionare in aller Demuth um weiteren Unterricht zu bitten, damit er selbst, wie er sagte, das Wort Gottes noch besser verstehen lerne und seine Landsleute gründlicher unterweisen könne. Sein einziger Wunsch sei, dem Herrn zu dienen. Es habe ihm zwar wehe gethan, seine Volksgenossen, die nach Gottes Wort verlangen, nun so lange allein zu lassen; aber er habe hier auf Erden für nichts Anderes mehr Sinn, als für das Reich Gottes, und es sei ihm die größte Freude, seine Landsleute den Weg des Heils zu lehren. Dieser Arbeit wünsche er sich ganz zu widmen, aber er sei dafür noch zu unwissend, zu unerfahren. Die Brüder, nicht wenig erfreut über diese Aeußerungen, versprachen ihm gerne, ihm in jeder Hinsicht dazu behülflich sein zu wollen, und so eilte King hoch beglückt nochmals zur nothwendigen Bestellung seiner Felder für kurze Zeit nach Maripa-Stoon zurück, um dann vor der Charwoche (1862) zu längerem Verbleiben nach der Stadt wiederzukommen.

Mittlerweile hat Missionar Drechsler, der zwei Tagereisen von Maripa-Stoon auf einer Plantage in Segen wirkt, dieses Dörflein besucht und Alles im schönsten Gange angetroffen. Er durfte einen kranken Auka-Neger daselbst taufen. Ende August aber reiste van Calker selbst abermals nach Maripa-Stoon und durfte Großes erleben. Viele baten dringend und flehentlich um die Taufe, unter ihnen der Häuptling Adrai. Alle konnten Luthers Katechismus auswendig und beantworteten alle Fragen über alles Erwarten gut. Als Br. van Calker dennoch nur drei zur Taufe auswählte, entstand ein solches Weinen und Bitten, daß Johannes King endlich zum Missionar sagte: „Würde wohl der Herr Jesus selbst diese Seelen abge-

wiesen haben?" Und so brach auch dem Missionar das Herz und er taufte acht Erwachsene und ein Kind. Der Herr thut große Dinge an diesem Dörflein.

Ob der Oberhäuptling Kalkoen seinem Versprechen gemäß die nöthigen Anstalten zur Uebersiedlung des ganzen kleinen Stammes in die Nähe von Maripa-Stoon zu treffen begonnen habe, wissen wir nicht. Wir vertrauen aber dem großen Haupt der Mission, daß Er das Werk, das Er so wunderbar unter jenen Buschnegern angefangen, nicht liegen lassen, sondern es durchführen und vollenden werde zur Rettung dieses ganzen Stammes. Ihm sei's befohlen.

Missions-Zeitung.

Stimmen aus der indischen Volkspresse.

Wie in Europa, so ist auch in Indien die einheimische Presse der sicherste Maßstab, woran man die herrschende öffentliche Meinung erkennen kann. Während nun allerdings manche Blätter, die von heidnischen Hindu's in Indien veröffentlicht werden, einen feindseligen Ton gegen das Christenthum und die christliche Mission anschlagen, so giebt es andrerseits eine große Zahl solcher Zeitungen, welche in überraschender Weise eine überaus freundliche Stimmung kund geben. Unter ihnen steht der von einem Heiden in Kalkutta redigirte »The Ryot's friend« (des Bauern Freund) voran. Wir geben daraus, zur Veranschaulichung der unter den gebildeten Hindu's herrschenden Stimmung, einige Auszüge. In der September-Nummer 1862 heißt es:

„Wir begrüßen mit Freuden die Bekehrung des Babu (Ehrentitel) Grisch Tschander Datt zum Christenthum, als eines jener Zeichen der Zeit, welche unmißverstehbar auf eine bessere Zukunft hinausweisen. Der Babu mit seiner Gattin, einer Tochter des zweiten Richters im Kalkutta Untergericht, wurde am Sonntag Abend den 21. September in seiner eigenen Wohnung von einem Prediger der anglikanischen Kirche [Missionar C. Bomwetsch] getauft. Das Ereigniß ist ein bedeutungsvolles Vorzeichen von einer großen Veränderung, die in dem Zustand unsrer einheimischen Gesellschaft vorzugehen im Begriff ist. Es wird ohne Zweifel einen gewaltigen Stoß geben jenem verderblichen System des Aberglaubens, dessen schlimme Wirkung seit Jahrhunderten sich fühlbar gemacht hat, indem es die Fortschritte einer Nation hemmte, die von Natur mit nicht geringeren Fähigkeiten als die ausgezeichnetsten Stämme von Europa begabt ist. Bisher sind diejenigen Hindu's, die sich zum Christenthum bekehrt haben, mit geringer Ausnahme aus der ärmsten und unwissendsten Schichte der Bevölkerung hervorgegangen, und die Vertheidiger des Hinduismus konnten mit einem gewissen Schein des Rechts den 'Abfall' dieser Leute Beweggründen weltlichen Vortheils

zuschreiben; aber Motive dieser Art können unmöglich bei einem Manne von Babu Grisch Tschander's hoher Stellung in Frage kommen, — bei einem Manne von so vorgerückten Jahren und so gereiftem Verstand, der zugleich in zu hohem Wohlstand lebt, als daß er durch den neuen Glauben, den er ergriffen hat, irgendwelche materielle Vortheile gewinnen könnte. Wenn somit ein solcher Mann, in solchem Lebensalter und unter solchen Umständen freiwillig die Religion seiner Vorväter verläßt, so muß unwillkürlich, wenigstens für einen Augenblick, auch in den harmlosesten Gemüthern der Verdacht entstehen, daß in der Hindu-Religion irgend etwas Ungesundes liege; und sollte gar eine größere Zahl solcher ehrenhafter und uninteressirter Männer den Hinduismus verlassen, so würde jener Verdacht unfehlbar bestärkt und die unheimliche Gewalt, welche die Brahmanen Jahrhunderte lang über 150 Millionen Seelen geübt haben, bis in ihre tiefsten Gründe erschüttert werden. — Wir hören aus glaubhafter Quelle, daß dem Exempel des Babu Grisch Tschander Datt rasch auch seine beiden Brüder und seine beiden Neffen folgen werden; ja wenn das Gerücht nicht täuscht, so soll bald auch ein anderer Babu von hohem Ansehen mit all seinen Kindern zum christlichen Glauben übertreten.

„Ich selbst [d. h. der Herausgeber des Blattes] bin kein Christ, aber ich bin auch nicht antichristlich gesinnt; ja ich habe eine sehr große und aufrichtige Achtung vor allen wahren Nachfolgern Christi. Wenn ich auch von dem göttlichen Ursprung des Christenthums noch nicht überzeugt bin, so bin ich doch davon völlig überzeugt, daß dasselbe zur Förderung der Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft eines der wirksamsten Mittel ist, und ich werde es deßhalb ganz und gar nicht bedauern, wenn eine solche Religion an die Stelle der gegenwärtigen Religion der Hindu's träte, — einer Religion, gegen die ich selbst den Muhamedanismus für vernünftiger und weniger schädlich betrachte."

Aus einem anderen, gleichfalls von einem heidnischen Eingebornen redigirten Blatte, dem „Sadschana Randschana," führen wir folgende denkwürdige Aeußerung an: — „Die Bibel ist das beste und vortrefflichste unter allen englischen Büchern, und es giebt seinesgleichen nicht in der englischen Sprache. Gleichwie jedes Gelenk des Zuckerrohrs von der Wurzel bis zu seiner Spitze voll von Süßigkeit ist, so ist jedes Blatt der Bibel voll der kostbarsten Lehren. Ein kleines Theilchen dieses Buches wird dich mehr gesunde Sittlichkeit lehren, als tausend andere Schriften, die von Moral handeln. Kurz, wenn Jemand die englische Sprache studirt, in der Absicht, Weisheit zu gewinnen, so giebt es kein anderes Buch, das lesenswerther wäre, als die Bibel. Ist aber dies der Fall, so können wir nicht begreifen, wie es einem erleuchteten und vorurtheilsfreien Manne jemals einfallen kann, sich der Einführung der Bibel in die Regierungsschulen dieses Landes zu widersetzen."

Wir könnten dergleichen Zeugnisse aus heidnischen Zeitungen Indiens reichlich vermehren und daraus den Beweis liefern, wie wenig die sogenannte Neutralitäts-Politik der indobrittischen Regierung gerechtfertigt ist. Freilich ist damit nicht gesagt, daß die indische Bevölkerung und namentlich die bevorzugte Klasse der Brahmanen ruhig zusehen würde, wenn einmal große Massen sich aufmachen und dem Christenthum sich zuwenden würden;

aber die Furcht der Regierung vor einem offenen Bekenntniß zu Christo, gegenüber der gegenwärtigen Stimmung der Hindu's und Muhamedaner, ist zweifellos ungegründet, und nicht jenes offene Bekenntniß, sondern diese Furcht ist es, was der englischen Regierung in Indien Gefahr bringt.

Literatur.

Die Geschichte der Welt vor und nach Christus, mit Rücksicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker. Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt von Dr. Heinrich Dittmar. Neue verbesserte und vermehrte Gesammt-Ausgabe. Band IV (3. Aufl.), V und VI (2. Aufl.). Heidelberg 1862.

Wir haben die ersten Bände dieses trefflichen Werkes schon früher angezeigt. Nun ist es in seiner neuen Ausgabe glücklich vollendet. Die vorliegenden Bände führen die Entwicklungsgeschichte der Menschheit von dem 15. Jahrhundert an bis in die Mitte des J. 1862. Es kann hier von einer eingehenden Besprechung des reichen Inhalts dieses Werkes oder der Art der Behandlung des geschichtlichen Stoffes nicht die Rede sein; aber auf den hohen Wahrheitsernst, den christlich besonnenen Geist und den gediegenen Fleiß, womit hier alle Erscheinungen der hinter uns liegenden Zeit behandelt und dargestellt sind, müssen wir aufs Neue und mit verstärktem Nachdruck aufmerksam machen. Wer insbesondere an die leidenschaftliche Parteisucht, den antichristlichen Sinn und die frevelhafte Leichtfertigkeit sich erinnert, womit neuerdings in Geschichtswerken (wie z. B. von Wolfgang Menzel) und in weitberühmten Zeitungen die Wahrheit verzerrt wird, der wird mit Freude und Dank einem Führer sich anvertrauen, der, wie er selbst sagt und durch die That es beweist, „das Licht in seinem (Gottes) Lichte" zu sehen und darzustellen treulich bemüht ist. Da in der Schilderung der Neuzeit (Schluß des VI. Bandes) auch die Arbeiten und Erfolge der evangelischen Mission mit besonnenem Wahrheitssinn dargestellt werden, so haben wir um so mehr ein Recht, das treffliche Werk in diesen Blättern angelegentlich zu empfehlen.

Die anglikanische St. Andrews Kirche am Red River, Rupertsland.

Blicke in die muhamedanische Welt.

Es gehört zu den bedeutungsvollsten Thatsachen unsrer Zeit, daß, während mit sehr geringer Ausnahme nun alle Länder und Völker der Heidenwelt dem Evangelium offen stehen, die Pforten der muhamedanischen Welt noch immer demselben fast verschlossen sind. Sie ist noch bis auf den heutigen Tag eine ungebrochene, mächtige, mit Wall und Graben umgürtete Festung, von der kaum die äußersten Vorwerke vor dem Angriff der evangelischen Mission zu fallen beginnen. Denn wir dürfen es uns nicht verbergen, daß die Wirkung des berühmten großherrlichen Toleranz-Edikts, das allen Muselmanen freie Religionsübung und somit auch den unbelästigten Uebertritt zum Christenthum gestattet, weit hinter unsern Erwartungen zurückgeblieben ist, und daß auch jene erfreuliche Bewegung unter den Muhamedanern der Türkei, an die sich vor einigen Jahren so große Hoffnungen knüpften, im Sande zu verlaufen droht. Ja noch mehr: der alte Haß der muhamedanischen Welt gegen das Christenthum und die Christen ist im Lauf der letztverflossenen Jahre zu neuen Flammen emporgelodert und hat sich in den blutigsten Thaten geoffenbart. Es waltet kein Zweifel mehr über die Frage, wer der eigentliche Anstifter oder der blutgierige Treiber bei dem indischen Militär-Aufstand wie bei den syrischen Metzeleien gewesen sei. Der alte und stets sich erneuernde Fanatismus der Muselmanen hat in jenen Ereignissen auf die unzweideutigste Weise dargethan, daß er noch nicht erloschen sei. Auch die neueste Zeit liefert dafür frische Beweise. In dem fernen, von Revolutionen aller Art zerrissenen, aus allen Poren blutenden China sind durch die gewaltige Taiping-Bewegung, vielleicht eben weil sie den Schild des

Christenthums aushängt, auch die Bekenner des Islam in der Provinz Schensi in eine furchtbare Bewegung gekommen. Wenn die christlich tingirten Taipings dem chinesischen Heidenthum einen unerbittlichen Vertilgungskrieg erklärt haben, so wollten die zahlreichen Muhamedaner des chinesischen Reichs nicht zurückbleiben, und haben ihrerseits mit dämonischer Grausamkeit einen großen Theil der unglücklichen Bevölkerung der Provinz Schensi dem Tode geweiht. — Auch Indien ist aufs Neue beunruhigt durch geheime Umtriebe der Muhamedaner. Ein Manifest, das angeblich von Mekka, dem Centrum des Islam, ausgegangen sein soll, wird durch ganz Indien mit emsiger Hand verbreitet, und regt die Gemüther auf. Wohl werden darin die Bekenner des Islam scheinbar nur um die herrschenden Sünden gestraft und zu neuem Eifer in der Uebung guter Werke ermuntert; aber wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, muß erkennen, daß es sich auch hier um nichts Anderes handelt, als um die Erweckung des alten Geistes der Unduldsamkeit und des Fanatismus. Kommen nur erst die alten sogenannten „Tugenden" der Nachfolger Muhameds wieder zum Leben, so wird auch die wichtigste unter ihnen, der trotzige Verfolgungsgeist, nicht fehlen. Folgendes aber ist der Wortlaut jenes Manifestes.

„Scheich Saleh hat dieses von dem Propheten Muhamed empfangen:

„Muselmanen! Höret mit Aufmerksamkeit zu, glaubet es mit aufrichtigem Herzen und handelt darnach, auf daß der allmächtige Gott euch gnädig sein möge!

„Ich, Scheich Saleh, Sohn des Scheich Achmed, saß an einem Freitag um Mitternacht allein unter dem Rundbogen des Grabmals des Propheten und las den heiligen Koran, als mir plötzlich während meiner sinnenden Betrachtung der Prophet erschien, sich zu meiner Rechten niederließ und also zu mir sprach: 'O Scheich Saleh, weißt du, wie es um meine Nachfolger steht?' Während er also mit mir redete, ward plötzlich eine Stimme vom Himmel gehört, die folgender Maßen zu dem Propheten sprach: 'Muhamed! Warne deine vergeßlichen Nachfolger; denn in der letzten Woche sind 70,000 Ungläubige ins Grab gesunken und dem Zorne Gottes verfallen, weil sie ihren Eltern, Lehrern, Priestern, Nachbarn, Freunden und Gästen weder Achtung noch Liebe bewiesen haben; jeden Augenblick haben sie

Uebles von Andern geredet, lügenhafte Anklagen gegen sie vorgebracht, unziemliche Sprache über einander geführt, Bestechungen angenommen, Meineide geschworen und ihre Zeit damit zugebracht, daß sie Karten und Schach spielten, das Loos warfen und Ehebruch trieben; niemals aber haben sie mit willigem Herzen den allmächtigen Gott verehrt, gebetet, gefastet oder Liebeswerke gethan; sie haben Wucher getrieben, Trunkenheit, Ehebruch, Bestechung und andere Verworfenheit sich zu Schulden kommen lassen, zudem auch Andere im Trinken und im Verkaufen von berauschenden Getränken, im Entwenden fremden Eigenthums und anderm Bösen unterstützt und keinen Unterschied gemacht zwischen Recht und Unrecht.'

„Darauf nahm Muhamed seine Rede wieder auf und sprach: 'Schon zwei frühere Warnungen sind nach einander dem Volk gegeben worden, aber man hat sie nicht beachtet. Ich bin deßhalb tief beschämt.' Da unterbrach ihn wieder die Stimme vom Himmel und sprach: 'Muhamed, deine Nachfolger vergessen die Befehle Gottes, begehen unzählige Sünden und gehorchen nicht den Vorschriften des Koran; sie bedrücken die Leute durch ihre Quälereien, treiben Wucher und Völlerei, reden Uebles von den Gläubigen, nehmen den Schein an, als seien sie getreue Unterthanen, indem sie falsche Anklagen wider deine ächten Bekenner bei der Regierung vorbringen, und suchen sich dadurch Ehre und Ansehen bei ihrer Umgebung zu erwerben. Solche Leute, Gottes vergessend und des Propheten, sind vom Glauben abgefallen, haben die Pflichten des Gebets, des Fastens und der Wohlthätigkeit versäumt und achten nicht des Zorns des Allmächtigen, den ich deßhalb auf sie werde fallen lassen.'

„Gleichwohl trat der Prophet fürbittend für die Menschheit ein und sprach zu Gott also: 'O mächtiger Herrscher, du bist barmherzig und gnädig; auf deiner Güte ruhen die Angel des Lebens, wie die der Seligkeit nach dem Tod. Deine Kreaturen auf Erden sind schwache Sterbliche und heißen — meine Nachfolger. Hab' Erbarmen mit ihnen und rette sie vor deinem Zorn. Ich will sie abermals warnen und eine schriftliche Ermahnung an sie ausgehen lassen, auf daß sie zu sich selbst kommen, den rechten Pfad einschlagen, gottloses Wesen meiden, über ihre vergangenen Sünden Buße thun, ihre Unreinigkeit abschütteln, im Glauben an Gott sterben und die Segnungen des Himmels erlangen. O du Schöpfer des Weltalls!'

„Dann fuhr Muhamed fort und sprach zu mir: 'Aus den hei-

ligen Büchern erhellt, daß ich einst die Hölle besuchte und sah dort beides, Männer und Frauen, allzumal in Flammen brennend wie dürres Holz, und den ganzen Abgrund rauchend von ewigem Feuer. Aber es waren weniger Männer als Frauen. Da wandte ich mich, meine Augen voll Thränen, zu Gabriel, dem Boten Gottes, und fragte ihn, warum dieser Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern bestehe. Darauf erwiederte Gabriel, daß die Frauen meistentheils verschmitzt und voll Lugs und Trugs seien; sie trotzen ihren Männern durch ihre Anmaßung und folgen ihnen nicht; sie verstehen die Bande der Ehe nicht, und obschon sie die Lehren der Wahrheit gehört haben, unterlassen sie es doch, sie auch ins Leben einzuführen und Andern einzuprägen. Deßhalb sind sie zahlreicher in den Qualen der Hölle, als die Männer, und so wird's immer bleiben bis auf den Tag des Gerichts. Als eine Strafe über die Gottlosigkeit der Menschen, fuhr Gabriel fort, hat Gott die große Hungersnoth gesandt im Jahr der Hedschra 1204 [entsprechend unserm Jahr 1788], welche so viele Menschenleben dahinraffte; dann im Jahr 1206 die Seuchen an vielen Orten; im Jahr 1230 plötzliches Sterben; im Jahr 1240 schwere Hungersnoth und schreckliche Dürre, und im Jahr 1279 [1863] werden unzählige Menschen zu Grunde gehen. Ich unterbrach Gabriel und fragte ihn, wie oft er noch auf die Erde kommen werde. Gabriel erwiederte, fünf Mal: zum ersten werde er von der Erde nehmen allen Segen; zum andern wegnehmen alle Zucht und Schamhaftigkeit; beim dritten Mal alle Liebe und Zuneigung aus den Herzen der Menschen reißen; zum vierten den Geschmack an Speise und Trank zerstören, und endlich bei seiner fünften Wiederkunft Macht und Regiment den Händen der Fürsten entwinden. Dann wird Imam Mehadi (Mehdi), der letzte der zwölf Imams,*) und der Geist Dadschal [Antichrist] auf die Erde herniederkommen. Zuletzt wird Jesus erscheinen und den Dadschal vernichten.

---

*) Nach den ersten Kämpfen um die Nachfolge in der Herrschaft trennte sich das Reich unter zwei Herrscherfamilien, den Omajjaden, welche als Khalifen zu Damaskus ihre Residenz aufschlugen, und den Aliden (Nachkommen des Ali und der Fatime, Tochter Muhameds), welche als ächte Imams oder Vorsteher der wahren Religion ihren Sitz in Medina hatten (etwa 630 nach Chr.). Eine Reihe von zwölf Imams folgte sich in der Herrschaft, bis der letzte unter ihnen, Abukasem Muhamed al Mehadi (Mehdi), starb und mit ihm das Imamat untergieng. Dieser Mehdi soll aber am Ende der Tage wieder kommen.

'Deßhalb,' sprach Muhamed weiter zu Saleh, 'sage meinen Nachfolgern, daß sie gute Werke verrichten, den Tag des Gerichts fürchten und über ihre Sünden Buße thun; denn noch steht die Thüre der Buße offen, aber wenn sie einmal geschlossen ist, wird keine Rettung mehr sein. Diese armselige Welt hat nur ein Dasein von fünf Tagen; deßwegen vergeudet euer kostbares Leben nicht und meidet das Böse. Höret auf diese Warnungen; helfet der Noth der Dürftigen und Elenden ab und stoßet die Waisen und Unglücklichen nicht grausam von euren Thüren. Helfet dem Gläubigen bei seinem frommen Vornehmen, auf daß Gott euch helfen möge. Gehet täglich von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, wiederholet Jedermann die obigen Ermahnungen, auf daß der Vorhang der Läßigkeit, der bisher die Wahrheit vor den Augen der Menschen verhüllt hat, hinweggenommen werde und Jedermann den rechten Weg einschlage. Jeden vierten Tag besuchet jede Stadt, jeden Marktflecken, jedes Dorf, auf daß Alle, Männer und Frauen, Weisheit gewinnen.'

„Als der Prophet seine Rede geendet hatte, erwachte ich aus meinem Traum und meine Augen öffneten sich. In alle dem, was ich hier berichtet habe, findet sich nicht die geringste Beimischung von Unwahrheit, und wer da etwas zur Verbreitung desselben beitragen wird, soll aus dem Becher der Seligkeit trinken. Habe ich selbst diese Vorschrift ersonnen, so möge Schmach auf mich fallen in dieser und der zukünftigen Welt, und wer an ihrer Wahrhaftigkeit zweifelt, ist ein Ungläubiger.

„Anmerkung. Die obige Vorschrift war ursprünglich in der arabischen Sprache geschrieben, und ist hiemit in die Landessprachen übersetzt, auf daß Alle sie verstehen. Möge der allmächtige Gott Männern und Frauen helfen, ein tugendhaftes Leben zu führen. Amen.

„Imam Mehdi, der auch der letzte Imam und zugleich Herr der Zeit heißt, ist geweissagt in den Reden des Propheten Muhamed. Er wird im Westen [Arabien] und zwar im 13. Jahrhundert der Hedschra [entsprechend unserm gegenwärtigen Jahrhundert] erscheinen. Er wird als ein Imam oder Führer der muhamedanischen Religion handeln und die Nazarener [Christen] vernichten, nachdem sie Mekka werden eingenommen haben. Ein muhamedanischer Fakir von weitberühmter Heiligkeit, der vor mehr als 400 Jahren in Kaschmir lebte und starb, hat geweissagt (und seine Weissagung wird allgemein für wahr gehalten), daß Imam Mehdi, oder der König des Westens,

kommen wird im Jahr der Hedschra 1280 [entsprechend dem Jahr 1863 auf 64 nach Chr.]."

Man sieht aus diesem Manifest, das durch alle Gauen Indiens verbreitet wird, welche tiefe Bewegung in unsern Tagen durch die muhamedanische Welt geht, und mit wie lebhafter Spannung sie irgend einem nahen entscheidenden Ereigniß entgegensieht. Darüber kann kein aufmerksamer Beobachter im Zweifel sein, daß in beiden Lagern, im christlichen wie im muhamedanischen, Alles zu einem Kampf auf Leben und Tod sich rüstet. Wohl scheint es, daß durch die gewaltige Hand der abendländischen Mächte der muhamedanische Löwe in Fesseln gelegt und völlig ohnmächtig geworden sei. Allein die oben erwähnten Ausbrüche in Ostindien und Syrien haben gezeigt, daß der Riese auch in seinen Todeskrämpfen furchtbare Verheerungen anzurichten vermag, und daß auch der gefesselte und geblendete Simson die Säulen, auf denen die Wohlfahrt ganzer Länder ruht, mit der Wucht seiner Verzweiflung umzustürzen im Stande ist. Als im Jahr 1845 durch die Hand der Türken blutige Scenen in Bosnien, Albanien und türkisch Kroatien eingetreten, jedoch bald durch die straffe Hand Omer Pascha's unterdrückt worden waren, sandte der berühmte Minister Oestreichs, Fürst Metternich, einen hohen Offizier in jene Gegenden, um die Ursachen dieser entsetzlichen Ausbrüche des muhamedanischen Christenhasses genau zu erforschen. In seinem offiziellen Bericht erklärte dieser Offizier, daß einestheils der zunehmende Wohlstand und materielle Fortschritt der christlichen Bevölkerung jener Provinzen, anderntheils aber und namentlich die immer weiter greifende Einmischung der christlich europäischen Mächte in die Angelegenheiten der Türkei den Haß der Muhamedaner gegen die Christen immer gewaltiger schüre und steigere. „Alles in der Türkei," so fährt der schon 1845 geschriebene Bericht fort, „ist bis ins Mark zerfressen und faul, und die Anstrengungen der [europäischen] Mächte, das ottomanische Reich in seinem Bestand zu erhalten, so loyal und aufrichtig, ja so erfolgreich für den Augenblick auch diese Bemühungen sein mögen, werden doch nur den Untergang desselben beschleunigen. Man fühlt und erkennt dieß in der Türkei nur allzu deutlich, und eben diese Einsicht ist es, was den alten Geist der Wildheit und des Fanatismns wieder erweckt hat. Dieser Fanatis-

mus wird in gleichem Verhältniß wachsen, als die muselmanische Macht abnimmt; ja das sicherste und verhängnißvollste Zeichen des nahenden Untergangs der Pforte wird in fortgehenden und stets zunehmenden Schlächtereien und grausamen Niedermetzelungen der Christen im türkischen Reiche bestehen."

Wie viel Lebenskraft dem Islam unserer Tage noch innewohnt, kann nur der verkennen, der seine Augen absichtlich schließt. Und wo liegen die Quellen, aus denen die muhamedanische Welt diese immer frischen Kräfte schöpft? Es wäre kindische Thorheit, sie in den sinnlichen Genüssen finden zu wollen, die der Koran seinen Gläubigen in Aussicht stellt. Ueberhaupt bringt es ja das Fleisch allein zu keiner dauernden Kraft und Blüthe. Wir irren uns vielleicht nicht, wenn wir den Grund dieser zähen Lebenskraft in jener merkwürdigen, einzigartigen Vermählung suchen, die der Islam zwischen Geist und Fleisch, Kultur und Barbarei, Theismus und Dämonismus, Fatalismus und Fanatismus zu Stande gebracht hat. Wir erinnern an jenes grauenhafte Vorspiel und Urbild solcher Vermählungen (1 Mos. 6, 1 ff.), aus denen die „Riesen auf Erden", die titanischen „Helden, so von Alters her berühmt sind," hervorgiengen. Keine andere Nation auf Erden, kein anderes Religionssystem hat ein so gelungenes Gemenge der schärfsten Gegensätze dieser Art hervorzubringen vermocht, wie der Islam, und eben deßhalb liegt in ihm solche ausdauernde Kraft, solche unglaubliche Macht der Anziehung für die Völker des Orients. Dazu kommt neben manchem Andern noch der Umstand, daß, außer der katholischen Kirche, kaum irgend eine andere Religionsgenossenschaft eine so festgeschlossene Organisation besitzt. Von Einem Herzpunkt aus, sei es Mekka, Medina oder Konstantinopel, eilen die elektrischen zündenden Funken durch die ganze muhamedanische Welt und richten aus, was sie sollen. Das Losungswort, das die Hadschi's (Mekkapilger) in der heiligen Stadt oder am Grab des Propheten zu Medina empfangen, geht hinaus in alle Länder und Inseln des Orients und hallt in allen Moscheen wieder. Aus dem fernsten indischen Archipel strömen alljährlich Tausende von Mekkapilgern bei der heiligen Kaaba zusammen, vermehren die Einkünfte der Moschee durch immer wachsende Geschenke ins Unendliche und ziehen mit einem bis zur Glut erhitzten Fanatismus wieder heim, um alle Malayen-Inseln mit der Lehre des Islam zu erfüllen. Auch dort trifft der muhamedanische Missionar mit dem christlichen zusam-

men, auch dort geht die Parole „Muhamed oder Christus!" durch beide Lager. Aber während nur da Einer und dort Einer aus den Ländern der Christenheit erscheint, um das Heil in Christo einem Volke zu verkündigen, treffen alljährlich Hunderte von Hadschi's an den gleichen Orten ein, um dem Halbmond Proselyten zu werben. — Dazu kommt, daß besonders in den mit den Moscheen fast überall verbundenen Lehranstalten die heranwachsende Jugend mit dem Geiste des Islam getränkt wird; aus ihnen gehen die Fanatiker hervor, die das allzeit schlagfertige Heer des Halbmonds sind.

Ueber die muhamedanischen Lehranstalten, diese wichtigen Pflanz- und Pflegestätten des Islam, pflegt man wenig zu reden, und doch scheinen sie es wohl auch zu sein, die den alten fanatischen Christenhaß im Volke zu nähren bestimmt sind. Wie ruhmreich in früheren Jahrhunderten die arabische Bildung war, wie groß die Zahl hochgepriesener Gelehrter, wie werthvoll ihre schriftstellerischen Produkte in allen Zweigen der religiösen und weltlichen Wissenschaft, das ist Jedermann bekannt. Die Quelle aller dieser Bildung aber ist nirgends anders zu suchen, als in den Moscheen und den damit verbundenen Gelehrtenschulen, von denen die muhamedanische Welt früherer Zeiten von Bagdad an im fernen Asien bis Cordova in Spanien wimmelte. Jede Hauptstadt zählte ihrer bei Hunderten, jede Provinzialstadt bei Dutzenden. Und nicht auf Städte allein waren die Wohlthaten dieser Bildungsmittel beschränkt: selbst armselige Dörfer wetteiferten um diese Gunst, und erhielten sie unentgeldlich, oft noch mit ansehnlichen Stipendien, die aus den reichen Stiftungen dieser Anstalten entnommen wurden. Viele der gelehrtesten Männer des Islam giengen gerade aus solchen Dorfschulen hervor. Freilich diese Blüthezeit arabischer Bildung ist längst verschwunden, und mit ihr der bei weitem größte Theil der trefflichen Bildungsanstalten; gleichwohl besteht das System noch bis auf den heutigen Tag, und es ist der Mühe werth, dasselbe näher kennen zu lernen.*)

„Seit unvordenklicher Zeit," schreibt ein tüchtiger Kenner muhamedanischer Zustände, der wie es scheint in Syrien seit längerer

*) Die folgenden Mittheilungen sind einem sehr lehrreichen Aufsatz entnommen, der sich in der englischen Zeitschrift: Evangelical Christendom, September 1862, findet.

Zeit sich aufhält, „sind die Moscheen und höheren Lehranstalten oder Kollegien aufs engste mit einander verbunden. Eine Ausnahme findet nur da statt, wo die Moscheen klein sind und ihr Stiftungsvermögen nicht ausreicht zu dem Gehalt von Professoren. Manchmal ist das Kollegium ein abgesondertes Gebäude, immer aber befindet sich in den Räumen desselben eine Halle, die für öffentlichen Gottesdienst bestimmt ist und den Dienst einer Moschee versieht. Die Regel jedoch ist, daß beides, Moschee und Kollegium, unter Einem Dach sich befindet. Man sieht, der Gedanke, daß alles Wissen, weltliches oder heiliges, der Religion dienstbar sein müsse, schwebte schon sehr frühe den Begründern und Pflegern des Islam vor Augen. Für eine Regierung, die ohnehin bis zum Fanatismus eifersüchtig über dem Islam hält, mußte es von großer Wichtigkeit sein, daß ihrem starken weltlichen Arm, mit dem sie Gehorsam zu erzwingen wußte, auch noch alle die geistigen Mittel zu Gebot standen, welche der Jugendunterricht darbietet, und zwar in um so ausgedehnterer Weise, als überall, wo eine Moschee sich fand, — und mit ihnen waren die Länder dichter besäet, als irgend ein christliches Land mit Kirchen und Kapellen, — mit derselben zugleich eine höhere oder niedere Schule verbunden war. Man darf nicht vergessen, daß es nicht bloß das Schwert, noch die gewaltsame Einführung des Islam in den Ländern des Orients war, was dessen Macht und Einfluß so dauernd begründete; sondern in nicht geringem Maaß hat hiezu alles das beigetragen, was mittelst der Schulen und Lehranstalten zur Förderung der Bildung und Wissenschaft gethan ward. Erst seitdem der Eifer für die Sache des Unterrichts zu erlahmen begonnen hat, ist für die muhamedanische Welt auch jene innere Erschlaffung und jene Machtlosigkeit nach Außen eingetreten, die den völligen Untergang des Islam vorbereitet.

„Um den Charakter einer Moschee samt dem damit verbundenen Kollegium anschaulich zu machen, will ich zuerst von der äußern Gestalt des Bauwerks reden. Das Material, das dazu verwendet wird, ist in der Regel das beste, das an Ort und Stelle gefunden werden kann, und besteht fast immer aus schön behauenen massiven Steinen. Das Gebäude faßt eine Anzahl von Gemächern in sich, die in der Form eines Vierecks geordnet sind; ringsum läuft ein Säulengang, der jedoch den Bau nicht von Außen umgiebt, wie bei den Tempeln der Alten, sondern den innern Hof einfaßt. Diese Kolonnade, mit ihren

gewölbten Bogen und polirten Säulen, ist im Winter und Sommer überaus angenehm, indem sie den Zugang zu den einzelnen Gemächern, welche sämmtlich auf diese Säulenhalle münden, schützt und zugleich zu Spaziergängen trefflich geeignet ist; für letzteren Zweck jedoch werden diese Bogengänge weder von den Studenten, noch von denen, die zum Gottesdienst herbeikommen, benützt, was vielleicht im Klima, vielleicht in der Eigenthümlichkeit der arabischen Rasse seinen Grund hat. Der große Hofraum ist gepflastert und hat in der Mitte ein offenes Becken mit fließendem Wasser, das zu den religiösen Abwaschungen benützt wird. Die Gemächer selbst sind klein und viereckig und werden von den Lehrern, den Studenten und andern Angestellten bewohnt. Im südlichen Theil des Gebäudes befindet sich immer eine sehr große Halle, die Südhalle genannt, worin der öffentliche Gottesdienst gehalten wird. Es ist gewöhnlich ein längliches Viereck, auf's einfachste ausgestattet, mit reinen Matten und manchmal mit Teppichen belegt, und enthält nur zwei bemerkenswerthe Gegenstände: eine Kanzel und eine Nische in der südlichen Mauer. Die Kanzel ist von der einfachsten Konstruktion, ganz in der auch bei den Christen gebräuchlichen Form, mit einer Reihe von Stufen, die hinaufführen, und oben mit einem kleinen hölzernen Schalldeckel versehen. Was die Nische betrifft, so werden wir wieder auf dieselbe zurückkommen, wenn wir von der Art und Weise reden, wie die öffentlichen Gebete geleitet werden. Diese Halle wird auch je nach dem Belieben der Professoren zu ihren Vorlesungen benützt.

„Was die verschiedenen Beamten betrifft, die in einer Moschee angestellt sind, so steht obenan der Vorsteher, der die Aufsicht über das Ganze führt und zugleich die finanziellen Angelegenheiten verwaltet. Sind die letzteren in den Händen der Regierung, so beschränkt sich seine Aufgabe darauf, zu sehen, daß Alles gemäß den Regeln der Moschee in bester Ordnung vor sich gehe, und daß die Lehrer, die Studenten und die Diener ihren Pflichten getreulich nachkommen. Wenn irgend ein Mißverständniß oder Streit unter den verschiedenen Angestellten sich erhebt, so sollte die Sache gemäß der alten ursprünglichen Ordnung eigentlich vor den Kadi (Richter) gebracht und von ihm entschieden werden, da er als der bevollmächtigte Ausleger der in der Stiftungsurkunde niedergelegten Ordnungen betrachtet wird; in neuerer Zeit jedoch hat die Regierung die Sache in ihre Hand genommen und Verwaltungsbeamte aufgestellt, deren Ob-

hut die Einnahmen und Ausgaben der bestehenden Stiftungen], sowie die Entscheidung in Streitfällen anvertraut sind.

„Jede Moschee hat einen oder mehrere Imame (Priester), deren Aufgabe es ist, die öffentlichen Gebete zu leiten. Zu festbestimmten Stunden ruft der Muezzin (Ausrufer), deren es in jeder größeren Moschee mehrere giebt, die Gläubigen vom Minaret herab zum Gebet. In der Südhalle zusammengekommen stehen die Anbetenden in Reihen hinter dem Imam, das Angesicht nach der Kaaba in Mekka gerichtet. Der Imam steht in der oben berührten Nische und spricht die Gebete (Verbeugungen genannt) laut vor, während die Anwesenden von Anfang bis zu Ende leise folgen. Da diese Gebete alle vorgeschrieben und unveränderlich sind, außer in einem oder zwei unbedeutenden Punkten, so ist es eigentlich nicht nothwendig, daß der Imam ein Gelehrter sei; doch verlangt die Vorschrift, daß er ein frommer und verständiger Mann sei und die Gebetsworte klar und korrekt auszusprechen verstehe.

„Die Aufgaben des Vorlesers bestehen darin, jeden Freitag Mittag den Gottesdienst zu leiten. Der Freitag ist bekanntlich der heilige Tag der Muhamedaner, und das wichtigste Gebet jenes Tages ist das um die Mittagsstunde. Wenn der Muezzin mit dem Ausrufen der Gebetsstunde zu Ende ist, nimmt der Vorleser seinen Platz auf der Kanzel der Südhalle ein und beginnt den Gottesdienst mit einem kurzen Gebet. Dann liest er einen geschriebenen Vortrag (wovon er den Namen hat), und schließt mit Gebet für den regierenden Sultan, für sich selbst und für alle Gläubigen. Das Gebet unter den Muhamedanern, wenn man es überhaupt so nennen will, bewegt sich in ganz allgemeinen Ausdrücken und enthält hauptsächlich Bitten um Gnade, Vergebung und Glück in Handel und Wandel. Von Heiligung des Herzens oder von einer Bitte um Ausbreitung der Religion unter allen Menschen kommt darin kein Wort vor, und man erhält den Eindruck, als beherrsche ein todter Formalismus und eitle Selbstgerechtigkeit das Ganze. Wenn jemals Einer ein Bedürfniß nach Gnade in seinem Herzen fühlt, so erscheint dem Muhamedaner der Akt des Gebets selbst als verdienstlich genug, um den Sünder der Gnade würdig zu machen. Das Amt des Vorlesers wird übrigens für höher gehalten, als das des Imam, wie er denn auch an den Freitagen vor jenem den Vortritt hat; gleichwohl darf er, wie es denn auch in der Regel geschieht, seine Vorträge aus den Schriften

Anderer entlehnen und muß deßhalb nicht nothwendig ein Gelehrter sein. Die Vorlesung schließt genau in dem Augenblick, wo die Zeit für die Mittagsgebete gekommen ist. Diese bestehen aus zwei Formularen und werden von dem Vorleser vorgesprochen, der zu dem Ende von der Kanzel herab steigt und seinen Platz in der Nische einnimmt, das Angesicht nach Süden gewandt, während das Volk in Reihen hinter ihm steht. Nach Beendigung der Gebete zieht sich der Vorleser zurück und macht dem Prediger Platz.

„Der Prediger wird entweder von der Regierung oder von den Stiftungsverwaltern der Moschee angestellt; es steht aber in seinem freien Belieben, die Tage zu bezeichnen, an welchen er predigen will. An den von ihm festgesetzten Tagen nun, in der Regel am Nachmittag, wird ein hoher Stuhl für ihn in die Halle gestellt, auf welchem er mit unterschlagenen Beinen Platz nimmt, um von da aus seinen religiösen Vortrag zu halten. Die Predigt wird immer frei vorgetragen und knüpft jedesmal an eine Stelle aus dem Koran oder an eine der vielen Traditionen an. Die Entwicklung des Thema's ist bald bloße Auslegung der Koranstelle, bald praktische Anwendung. Das Anhören der Predigt wird nicht als obligatorisch betrachtet, deßhalb hängt auch die Zahl der Zuhörerschaft ganz und gar von der Popularität des Predigers ab. Der Letztere ist in der Regel einer der Professoren in der Moschee, und da manche von ihnen wirklich gelehrte Leute sind, so ist es möglich, daß sie auch als Prediger etwas Gutes leisten; doch ist es keinem Ungläubigen (d. h. Nicht-Muhamedaner) jemals gestattet, diese Predigten mit anzuhören oder den Gebeten beizuwohnen.

„Die Professoren, von denen jede bedeutendere Moschee mehrere hat, halten ihre wissenschaftlichen Vorlesungen zu bestimmten Stunden, sei es in ihren eigenen Zimmern oder in der großen Südhalle. Jeder beginnt seine Vorlesung mit der Verrichtung des für diese Stunde vorgeschriebenen Gebets. Darauf breitet ein Diener für ihn einen Teppich am Boden aus, damit er darauf sitze, und stellt ein niedriges Pult vor ihn, auf das der Professor sein Lehrbuch legt. Die Zöglinge setzen sich am Boden um ihn her und hören zu, ohne sich Notizen zu machen. Der Lehrer aber behandelt den Stoff der gerade vorliegenden Wissenschaft in der Weise, daß er die Worte des Lehrbuchs zum Text für die Gedanken nimmt, die er zu entwickeln bemüht ist. Die Unterrichtsmethode ist dabei in der Regel die einer

familiären Auseinandersetzung; ist aber der Professor wirklich ein ausgezeichneter Lehrer, so sind seine Vorträge oft unzweifelhaft gelehrt und eines Gelehrten würdig. Es hängt übrigens von den Regulationen der Stiftungsurkunde ab, ob jeder Professor einen bestimmten wissenschaftlichen Zweig zu lehren oder aber von seiner eignen Wahl sich leiten zu lassen habe. In der Regel jedoch nimmt jeder Professor nach einander alle die verschiedenen wissenschaftlichen Fächer vor. Sämmtliche Professoren stehen auf einer und derselben Rangstufe, aber ihr Gehalt, ihr Ansehen und ihre Popularität hängt theils von der Gunst der Regierung, theils von ihren individuellen Talenten und Fähigkeiten ab. Ein Professor in Einer Moschee kann auch in einer andern ein Amt annehmen. Diese Lehrstellen werden entweder durch die Stiftungsverwalter der Moschee oder durch die Regierung besetzt. Stirbt ein Professor, so wird immer einer seiner Söhne, wenn er dazu tüchtig ist, zum Nachfolger erwählt; sind aber die Söhne noch jung, so übernimmt ein anderer Professor zeitweise die Stelle und theilt den Gehalt mit der Familie des Verstorbenen, bis es etwa im Laufe der Zeit sich herausstellt, ob einer der Söhne seinem Vater im Amte zu folgen geeignet ist. Hinterläßt der Verstorbene keine Kinder, oder solche, die zur Nachfolge nicht taugen, so stellt sich ein Bewerber dem Kadi vor, oder einem von der Regierung dazu bestellten Beamten; dieser examinirt den Kandidaten und verweist, wenn er von dessen Leistungen befriedigt ist, die Sache weiter an den Provinzialrath der Stadt. Ist auch hier die Prüfung glücklich bestanden, so wird der Bewerber einem Prüfungsausschuß in Konstantinopel empfohlen, der seinerseits schließlich die Sache dem Sultan unterbreitet.

„Jede Unterrichtsanstalt dieser Art besitzt eine Bibliothek, die entweder durch ursprüngliche Stiftungen entstanden ist, oder im Lauf der Zeit durch besondere Schenkungen sich angesammelt hat. Manchmal werden auch aus den Stiftungsgeldern Bücher angekauft. In manchen Moscheen sind diese Bibliotheken sehr groß und enthalten oft über 5000 Bände, und darunter nicht selten überaus werthvolle. Der Zutritt zu den Büchern hängt ganz und gar von den Regulationen ab, die in dieser Beziehung in der Schenkungsakte aufgestellt sind. Gewöhnlich ist ihr Gebrauch auf die Studenten beschränkt. Jede Bibliothek hat ihren eigenen Saal und zugleich einen besondern Bibliothekar, der einen genauen Katalog über alle vorhandenen Bücher führt. Fällt die Stiftung der Regierung in die Hand, so wird eine

Abschrift des Katalogs nach Konstantinopel geschickt, wo derselbe in ein eigens dafür bestimmtes Buch eingetragen wird. Ueberdies trägt jedes Buch das Sigill der Moschee auf mehreren seiner Blätter. Aber aller dieser Vorsichtsmaßregeln ungeachtet wird wenig Sorge für die Bücher getragen, und sehr oft werden sie gestohlen oder gehen sonstwie verloren.

„Die Studenten lassen sich in zwei Klassen theilen: solche, die im Kollegium wohnen, und solche, die nur in den Stunden des Unterrichts erscheinen. Bei weitem die größere Mehrzahl gehört zu der letzteren Klasse. Von den in der Anstalt selbst wohnenden Zöglingen hat jeder unentgeldlich sein eigenes Zimmer, und oft erhält er noch eine monatliche Geldverwilligung von fünf bis sechs Franken. Der Unterricht ist immer unentgeldlich für Alle. Die Hausordnung für die im Kollegium wohnenden Studenten ist je nach Umständen verschieden. An einigen Orten dürfen sie nicht ohne Erlaubniß ausgehen, anderswo ist es ihnen ungefragt gestattet, nothwendige Ausgänge zu machen, und wieder in andern Anstalten haben die verheiratheten Männer die Erlaubniß, zweimal in der Woche ihre Familien zu besuchen. Zwischen den Professoren und Studenten besteht im Orient das gleiche Verhältniß, wie in Europa, — dieselbe gegenseitige Anhänglichkeit, sowie dieselbe Bewunderung und Achtung, die der Schüler naturgemäß und bereitwillig seinem Lehrer zollt.

„Für die Einrichtung ihrer Studien ist den Zöglingen keine bestimmte Vorschrift gegeben; es ist deßhalb in der Regel ihnen selbst überlassen, zwischen den verschiedenen Fächern, die gelehrt werden, zu wählen, oder sie alle mit einander zu benützen. Wer darauf ausgeht, ein Professor oder ein besonders gelehrter Mann zu werden, studirt oft lange und hört meist alle wichtigen Fächer. Ein mir bekannter Professor war zwölf Jahre lang Student, und zwar in der Moschee El-Azhar in Egypten, die die beste und größeste Gelehrtenschule in diesen Ländern ist. Nach Vollendung ihrer Studien haben sie kein Examen zu bestehen, noch suchen sie auch irgend einen gelehrten Titel sich zu erwerben. In früheren Zeiten scheint etwas der Art bestanden zu haben, doch besitzen jetzt nur wenige der ältesten und besten Professoren handschriftliche Zeugnisse, unterzeichnet von denjenigen Gelehrten, bei denen sie studirt haben. Den Professoren wird immer von Rechtswegen, denjenigen Studenten aber, welche absolvirt haben, meist nur aus Höflichkeit der Titel Scheich gegeben, — ein Wort,

das ursprünglich einen alten Mann bedeutet, sodann einen achtungswürdigen Mann, einen Gelehrten, einen Doktor. Die letztere Bedeutung wird unter den Muhamedanern gewöhnlich dem Worte beigelegt, wenn es auf Männer der Wissenschaft angewendet wird, und darf nicht mit dem gleichlautenden Titel feudaler Fürsten oder Häuptlinge ꝛc. verwechselt werden. Die Aemter, in welche die Studenten nach Vollendung ihrer Studien in der Regel treten, liegen innerhalb der beiden Endpunkte, die nach Oben zu durch die hohe Stellung des Mufti — der höchsten Gelehrtenwürde unter den Muselmanen — und nach Unten zu durch den geringen Dorfschulmeister oder Koranvorleser bezeichnet werden. Zwischen diesen äußersten Endpunkten giebt es unzählige Mittelglieder von Regierungsstellen, zu denen die Studenten gewöhnlich bald den Weg finden, sei es durch wirkliches Verdienst oder durch Gunst und Protektion. Im Ganzen sind die meisten dieser Stellen nicht einträglich genug, um sie zum Gegenstand starker Bewerbung zu machen, es sei denn von Seiten derjenigen, die von Haus aus dem geringen Stande angehören. Keinem Christen aber ist es je gestattet, an dem Unterricht in einem muhamedanischen Kollegium theilzunehmen; ja es ist für ihn mit großen Schwierigkeiten verbunden, auch nur privatim von einem ausgezeichneten muhamedanischen Lehrer Unterricht zu empfangen.

„Die wissenschaftlichen Fächer, die in diesen Kollegien gelehrt werden, theilen sich in zwei große Klassen: die weltlichen und die religiösen. Von der ersteren werden als die wichtigsten Lehrgegenstände die arabische Grammatik, die Rhetorik, die Logik und die Prosodie (Verskunst) betrachtet; von den religiösen Wissenschaften gelten als die bedeutendsten, die Glaubensartikel oder die Theologie, die bürgerliche und religiöse Rechtskunde, die Traditionen und die Auslegung des Koran. Es giebt noch andere wissenschaftliche Fächer, — zusammen mehr als zwanzig, — die in den Kollegien vorgetragen werden; aber sie sind von minderer Bedeutung und meist nur Hülfswissenschaften. Vielleicht ist es Manchem von Interesse, diese wichtigsten Zweige muhamedanischer Wissenschaft etwas näher kennen zu lernen, und es mag am Platze sein, hier ein paar eingehendere Worte darüber zu sagen.*)

*) Wir geben den nachfolgenden Erörterungen, so trocken sie erscheinen mögen, gerne darum in diesen Blättern einen Platz, weil die Mission unter den Bekennern des Islam eine genaue Bekanntschaft mit dieser Sache voraussetzt.

„Die arabische Sprache, von fast vierzig Millionen Menschen gesprochen, und für 150 Millionen unsers Geschlechts die religiöse Sprache bildend, gilt allgemein als eine der ältesten und zugleich als eine der schwierigsten. Ihrer sich ganz zu bemeistern, erfordert ein vieljähriges Studium, und um ein gründlicher Kenner der Grammatik zu werden, bedarf es die Arbeit eines ganzen Lebens. Diese Aufgabe ist aber einer langjährigen Mühe und Anstrengung wohl werth, — nicht blos wegen des inneren Werthes dieser Wissenschaft, auch nicht blos weil man damit den Schlüssel zu den reichen Schatzkammern der arabischen Literatur gewonnen hat, sondern auch weil uns dadurch allein das wirksamste Mittel in die Hand gegeben wird, auf die Gemüther des Volkes tief und dauernd zu wirken. Die arabische Grammatik aber, wie sie in den einheimischen Lehrbüchern behandelt wird, enthält eine Fülle von bewundernswürdigen Schönheiten. Die klare analytische Methode, die in der Entwicklung der einzelnen Theile befolgt wird, die logische Anordnung des Stoffes, die körnige und umfassende Natur der Regeln, die lichtvolle Auseinandersetzung und Beleuchtung derselben, und die strenge Präcision in den richtigen Ausdrücken für jeden Gedanken, — das Alles muß den gebildeten Forscher überraschen. Diese wenigen Bemerkungen sind hinreichend, um die unglaubliche Mühe in's Licht zu stellen, mit der die Araber die Grammatik ihrer schwierigen Sprache auszubauen gesucht haben, und zugleich den wohlverdienten Werth begreiflich zu machen, den sie diesem Zweig ihrer Gelehrsamkeit in ihrem ganzen Unterrichtssystem beilegen.

„Da die arabische Sprache in ihrer Prosa und Poesie eine Menge der feinsten Schattirungen im Ausdruck und eine überaus reiche Mannigfaltigkeit figürlicher Redeweisen besitzt, so bildet natürlich die Rhetorik einen umfassenden und wichtigen Zweig des Studiums. Das gewöhnliche Lehrbuch, das beim Unterricht in dieser Wissenschaft zu Grunde gelegt wird, ist ein Band von bedeutendem Umfang. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß Ein Zweig dieser Wissenschaft — die öffentliche Beredsamkeit, die bei den Nationen des Abendlands von so großer Bedeutung ist, — bei den Orientalen keinen Gegenstand des Studiums bildet. Es ist der philosophische Bau der Sprache, die Durchsichtigkeit, Reinheit und Eleganz des Styls, die feine Schattirung der Ausdrücke und die reiche Mannigfaltigkeit der Bilder, was den Orientalen anzieht und ihm des Erstrebens werth scheint. Von der

künstlichen Komposition einer Rede, von der Gewandtheit im öffentlichen Vortrag, von der reichen und nachdrucksvollen Betonung der Stimme haben sie entweder keine Vorstellung, oder sie legen darauf keinen Werth, sofern nach ihrer Ansicht ein gebildeter Geist, geleitet von der Natur und einem richtigen Takt, keiner künstlichen Hülfsmittel und Regeln bedürfe. Auch bietet ihnen weder die bürgerliche Einrichtung ihrer Länder, noch die Beschaffenheit ihrer Gerichtshöfe irgend eine Gelegenheit dar, die Kunst und Kraft öffentlicher Rede zu entwickeln. Auf ihren Kanzeln und bei andern Gelegenheiten ist die natürliche Redegabe, die dem Orientalen eigen zu sein scheint, wahrscheinlich Alles was sie haben.

„Was die Wissenschaft der Logik betrifft, so ist sie bei den Arabern schon vor Alters ein Lieblingsstudium gewesen und ist es heute noch. Als Einleitung wird beim Unterricht in derselben von der Bedeutung der verschiedenen technischen Ausdrücke gehandelt, worauf dann das Wesen, der Bau und die verschiedenen Arten logischer Sätze, Urtheile und Schlüsse entwickelt wird; jeweilen fügt sich am Schluß noch ein Kapitel über die Bildung und Auflösung von Trugschlüssen an. Es wird aber Alles mit der ganzen scholastischen Dürre und Trockenheit abgehandelt, die den Zeiten des Mittelalters eigenthümlich war. Von den umfassenderen Gebieten der modernen Logik und von der verwandten Wissenschaft der Metaphysik (Lehre von den übersinnlichen Dingen) wissen sie nichts, obgleich metaphysische Fragen und Untersuchungen, überhaupt metaphysische Tendenzen, ihren Schriften nicht fremd sind. Vielleicht erschien ihnen diese Wissenschaft zu dunkel und abstrus in ihrem ganzen Wesen, und zu gefährlich für die religiösen Glaubenslehren, als daß sie sich keck auf diesen Boden gewagt hätten.

„Die Prosodie oder die Lehre von der Verskunst ist bei den arabischen Gelehrten eine wohlangebaute und fein ausgebildete Wissenschaft, und da in ihrer Mitte die Dichtkunst bis zu einem ungewöhnlichen Grade ausgebildet worden ist, so bildet die Prosodie auch eines ihrer wichtigsten Lieblingsstudien. Was den Charakter der arabischen Poesie betrifft, so erwähnen wir nur die Thatsache, daß viele ihrer dichterischen Werke von den Kennern aufs höchste bewundert werden; denn obgleich es in der arabischen Literatur kein einziges bedeutenderes episches Gedicht giebt, so sind doch im Allgemeinen die Schönheiten ihrer dichterischen Werke weder wenige, noch von geringer Art. —

Arithmetik, Algebra und Geometrie samt den andern Zweigen höherer Mathematik sind heutzutage fast unbekannt unter den Muhamedanern. Statt der Astronomie, obwohl sie von einigen Gelehrten mit Vorliebe und nicht ohne gründlichere Kenntniß getrieben wird, hat die Astrologie (Sterndeuterei) dermaßen im Orient die Gemüther in Beschlag genommen, daß der daraus entstehende Aberglaube und was sonst damit verbunden ist, alle Begriffe übersteigt.

„Was die religiösen Zweige des gelehrten Unterrichts betrifft, so steht die Theologie oder die Lehre von den Glaubensartikeln obenan. Sie wird aber auf zweierlei Art behandelt: nach der einen Seite hin werden die Glaubenslehren einfach aus dem Koran und den Traditionen entwickelt und darnach festgestellt; nach der andern Seite wird der Versuch gemacht, die Grundbegriffe der Religion aus der Vernunft herzuleiten und auf philosophischem Wege zu beleuchten und zu begründen. Ueber die polemische Theologie (Bekämpfung falscher Religionslehren) findet man da und dort ein gelehrtes und scharfsinniges Werk. Die Rechtskunde umfaßt bei den Muhamedanern sowohl die bürgerliche Gesetzgebung, als das religiöse Ceremonialgesetz. In Beziehung auf das letztere sind die Rechtsgelehrten in der Behandlung aller denkbaren Gewissens- und Streitfragen noch viel kleinlicher und spitzfindiger, als die Kasuisten des Abendlandes im 16. und 17. Jahrhundert. Das Studium der Traditionen ist eine wahrhaft schreckenerregende Aufgabe, und zwar aus zwei Gründen: erstens weil es die tüchtigsten Gelehrten Jahrhunderte kostete, ehe sie zu entscheiden im Stande waren, welche Ueberlieferungen eine genügende historische Unterlage hätten, um in den Kodex des muhamedanischen Glaubens aufgenommen zu werden, und welche nicht; und zweitens weil die Zahl dieser sogenannten beglaubigten Traditionen so in's Ungeheuerliche gewachsen ist, daß sie, wenn ich nicht irre, bis auf dreißigtausend sich belaufen. Die Auslegung des Koran endlich umfaßt auch die der Traditionen und schließt eine genaue und kritische Untersuchung des Sinnes der Worte, der Anspielungen und aller Lehren in sich, die in diesem maßgebenden Religionsbuch der Muhamedaner enthalten sind.

„Doch wir kehren zu den Moscheen und den damit verbundenen Unterrichtsanstalten zurück. Sie verdanken ihren Ursprung hauptsächlich der früheren großartigen Freigebigkeit der Fürsten; diesem Vorgang aber folgten später die Statthalter und andere reiche Leute des Lan-

des. Zwei Triebfedern, obwohl ihrer Natur nach ganz von einander verschieden, wirkten bei solchen Stiftungen mit: einestheils die hohe Verdienstlichkeit eines solchen Werks, und anderntheils Familien-Interessen. Ueber das letztere Motiv ist ein Wort der Erklärung nöthig. Seitdem nemlich die glänzenden Tage muhamedanischer Macht und Größe vorüber sind und türkische Verderbniß, Plünderungssucht und Grausamkeit die Oberhand gewonnen haben, seitdem konnten viele alte und reiche Familien ihre bedeutenden Güter und Schätze nur dadurch vor Gewalt und Raub schützen und auf ihre Nachkommen überliefern, daß sie eine Moschee oder ein damit verbundenes Kollegium mit reichen Stiftungen begabten und die Verwaltung derselben stiftungsmäßig auf ihre eigenen Nachkommen übertrugen. Freilich dieses Auskunftsmittel konnte solche Stiftungen nicht auf die Länge vor Gewalt schützen. Die Ansprüche jener alten Familien und die Habsucht grausamer Statthalter kamen überall in Konflikt und haben im Lauf der Zeit nur wenig von den ursprünglichen reichen Stiftungsgütern übrig gelassen, und auch dieses Wenige ist jetzt zum größten Theil in die Hände der Regierung übergegangen.

„Viele Moscheen stehen noch heute als Ueberreste einer vergangenen glorreichen Zeit da und werden zum Gebet benützt; aber von den hohen Schulen und Gelehrtenanstalten, die einst damit verbunden waren, ist nur wenig übrig geblieben. Die Stiftungen sind verschwunden. Die Regierung aber thut nichts für den öffentlichen Unterricht, wenigstens nichts für die höhere Bildung, wie sie in den alten Moslem-Schulen zu finden war. Viele der Professoren sind läßig in ihren Pflichten, und nur ein kleiner Theil von ihnen sind heutzutage wahre und ausgezeichnete Gelehrte. Die muhamedanische Jugend wendet sich mehr den praktischen Aufgaben des Lebens zu. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß die wahre Bildung und Gelehrsamkeit rasch aus ihrer Mitte verschwindet, und der Tag ist nicht ferne, wo arabische Gelehrsamkeit und arabische hohe Schulen nur noch der vergangenen Geschichte angehören. Ja man möchte sagen, diese Zeit ist bereits gekommen. Fromme Muselmanen schauen heutzutage mit bitterm Gefühl die Tausende zerfallener Kollegien an und sprechen mit dem Ausdruck fatalistischer Ergebung in den Worten des Koran: 'Es giebt keine Macht und Stärke außer in Gott!'

„Mit dem Zerfall und Untergang muhamedanischer Bildung geht der Fall und Untergang der muhamedanischen Macht und Herrlich-

keit Hand in Hand. Die Welt des Islam hat nach dem Rath der Vorsehung den Todesstoß empfangen. Doch man mißverstehe die Lage der Dinge nicht: der Islam ist noch nicht todt. Der Riese, der nahezu dreizehn Jahrhunderte gelebt hat, stirbt nicht in einem Tage; und er kann nicht sterben ohne Todeskämpfe, entsprechend jener furchtbaren Kraft, die ihn einst während seiner Lebensfülle zum Schrecken und Entsetzen der Welt gemacht hat. Er liegt im Sterben; aber wie in den Tagen seiner Kraft, so wird er in seinen Todeswehen manchen trauten Herd zerstören und manchen Schrei des Entsetzens in den entlegensten Gebieten der Christenheit auspressen.

„Die Zeit ist wohl noch nicht gekommen, wo die Christenheit ihre ganze Kraft zum offenen Angriff gegen den Islam in Bewegung setzen dürfte. Es wäre nicht ohne große Gefahr und vielleicht nicht weise, jetzt schon diesen Versuch zu wagen. Aber es ist die Pflicht der Kirche Christi, in betender und wohlgerüsteter Haltung dem Tag entgegenzuharren, wo es Zeit ist, das Kreuz auf den Trümmern des Halbmonds aufzupflanzen. Und dieser Tag ist nicht ferne."

Rundschau

auf den Missionsgebieten der Gegenwart.

Zweite Abtheilung: **Amerika und ein Theil Asiens.**

Afrika, das wir im letzten Heft betrachtet haben, steht, den dünnen Streifen seiner Nordküste abgerechnet, erst in neuester Zeit mit Europa in einflußreichem Wechselverkehr. Im Nordosten berührt es sich mit Asien, woher ihm einst die älteste Civilisation, später das Judenthum und das Evangelium zu Theil wurden, während auch der Islam von dort noch immer seinen übermächtigen Einfluß bis an die westlichen Gestade verbreitet. Mit Amerika aber steht der afrikanische Kontinent durch den unglückseligen Sklavenhandel in der engsten Verbindung, und die letzten

drei bis vier Jahrhunderte haben eine solche Masse von Negern dorthin gebracht, daß der langgestreckte amerikanische Welttheil wenigstens in seiner Mitte (mit etwa neun Millionen Negern) ebenso gut für afrikanisirt als europäisirt gelten kann. Wir wenden unsre Blicke zunächst auf das, was der Herr in den letzten fünf bis sechs Jahren auf den Missionsgebieten Amerika's gethan hat.*)

„Nach dieser neuen Welt haben die Vorkämpfer der evangelischen Mission zuerst ihre Blicke gerichtet. Dahin segelten die Genfer Missionare für Brasilien (1556), die englischen Puritaner, der Norweger Egede, die Herrnhuter Brüder. Dort finden sich die ältesten protestantischen Missionen, dort warten einer herrlichen Auferstehung die Gebeine vieler Märtyrer bis in die neuesten Zeiten herab. Wir fangen am äußersten Norden an.

„Dort steht noch die grönländische Mission im Segen. Im J. 1721 von Hans Egede gegründet und 1733 durch die Brüdergemeinde erweitert, konnte sie schon 1801 ihren Zweck erreicht zu haben scheinen. Denn in diesem Jahre tauften die Herrnhuter die letzten Heidinnen auf der westlichen Küste. Aber sowohl der gleichgültige Sinn und die beschränkte Bildungsfähigkeit des Völkleins, verbunden mit seinem unsteten Leben, wie es der von Jagd und Fischerei abhängige Lebensunterhalt bedingt, als auch die Besuche immer weiterer Eskimo's aus dem Innern und von der den Europäern noch unzugänglichen Ostküste haben die Fortsetzung dieser Mission bis auf unsere Tage nöthig gemacht." — Das Volk hat sich sichtlich gehoben, freilich auch — besonders in Folge der Einführung des Kaffee's — seine Bedürfnisse unnöthiger Weise erweitert. Der Handel wird für Dänemark mit jedem Jahre gewinnreicher. Die Herrnhuter, welche auf vier Stationen ihre 1925 Pflegbefohlene besorgen, haben es räthlich gefunden, der zerstreuten Bevölkerung mehr nachzuziehen, weil das Handelsinteresse der Regierung die Vereinigung vieler Eingebornen auf den Hauptplätzen nicht gerne sieht. Es ist darum 1861 eine neue Station errichtet worden, und steht die Gründung einer sechsten nächstens in Aussicht. Sehr befriedigend ist der Eindruck, welchen europäische

*) Wir wiederholen, daß diese Rundschau an den Bericht anknüpft, der auf der Genfer Konferenz der evangelischen Allianz im September 1861 abgestattet wurde, und daß Alles, was aus jenem Bericht in unsere Rundschau aufgenommen ist, zwischen Anführungszeichen („—") steht.

Reisende bei einem Besuche auf diesen Stationen erhalten. Nirgends mangelt es an tüchtigen Lehrern unter den Eingeborenen; sie bieten sich auch zu den gefährlichen Missionsreisen auf die Ostküste an. Ebenso dauert die dänische Mission nicht blos fort, sie hat einen Aufschwung durch Belebung des Missionsinteresses in Dänemark gewonnen. Es sind nun auf den verschiedenen Plätzen weltliche Gemeindevorsteher aus den Eingeborenen ernannt worden, und die Missionsgesellschaft ist eifrig bemüht, auch grönländische Prediger heranzubilden. Auf ihren Antrag läßt der dänische Minister die kirchlichen Verhältnisse des Landes näher untersuchen; sobald die Visitation vollendet ist, soll die Organisation jener Kirche (von etwa 5000 Seelen) in Angriff genommen werden. Die allgemeine Bildung zu fördern ist eine Buchdruckerei in Godhaab gegründet, auf welcher Eingeborene ihre Bücher und ihre Zeitung selbst drucken und Holzschnitte dazu verfertigen. Auch soll eine Revision der grönländischen Bibel veranstaltet werden. „Man kann daher mit gutem Grunde behaupten, daß Grönland jetzt ein entschieden christliches Land ist. Seine Bevölkerung, die sich mitten unter dem Eis des Polarkreises von dem Evangelium das Herz erwärmen läßt, gehört zu den lieblichsten Errungenschaften der Mission."

„Die Labrador Mission, von Herrnhutern 1771 gegründet und im Jahr 1804 durch eine allgemeine Erweckung heimgesucht, schien allgemach einen schläfrigen Gang zu nehmen. Aber seit 1855 regt sich ein neues Leben; die Eskimo's haben Indianern, welche die Hungersnoth, und Europäern, welche Schiffbruch an ihre unwirthlichen Gestade trieb, wahrhaft christliche Gastfreundschaft erwiesen. Die Leute von Hoffenthal haben 1860 ihren Missionsverein erneuert. Alles gienge leicht von Statten, wenn nur die namenchristlichen Wallfischfahrer und die Händler aus dem Süden ihren entsittlichenden Einfluß nicht immer weiter ausdehnten." Die 1200 Christen auf vier Stationen, zu welchen nun eine weitere kommen soll, leiden unter denselben Schwierigkeiten, wie ihre Brüder auf der gegenüberliegenden Grönlandküste. Der Fischfang, die Rennthier- und Fuchsjagd nöthigen sie jeden Sommer zu einem Leben der Zerstreuung, in welchem sie den Verführungen der Fremden um so schutzloser preisgegeben sind. Doch wird an der Evangelisirung der noch zerstreuteren Nordländer, welche kürzlich wieder ganze Schiffsmannschaften ermordet haben, eifrig gearbeitet; im Süden aber nimmt sich die Mission der

Methodisten und der Ausbreitungsgesellschaft immer mehr der verwildernden englischen Ansiedler und der übrigen gemischten Bevölkerung an und leistet dadurch auch den vereinsamten Herrnhuter Stationen brüderliche Dienste.

Wir kommen auf das weite Gebiet der rothen Indianer. „Die englische Mission in Rupertsland oder Hudsonia dehnt sich noch immer aus und erntet in reichem Segen, besonders seitdem der apostolische Indianer Henry Budd 1853 zum Prediger eingesegnet worden ist. Unter dem eifrigen anglikanischen Bischof dieser ungeheuren Länderstrecken (seit 1849) haben nun schon über 2000 Indianer dem Heidenthum völlig den Abschied gegeben.*) Aber die unermüdliche römische Mission, die weitzerstreute und dünngesäte Bevölkerung, die Ländergier der weißen Ansiedler, welche Stück für Stück die Jagdgründe der Eingeborenen besetzen, — welche Hindernisse für den Fortschritt des Evangeliums!“ Fügen wir jedoch alsbald hinzu, daß nirgends in Amerika ein solch freundliches Zusammenleben der Kolonisten mit den christianisirten Ureinwohnern zu Stande gekommen ist, als eben im Sprengel des Bischofs von Hudsonia. Eskimo's und Indianer, Engländer und Mischklassen finden sich dort ohne Farbenhaß in Kirche und Schule vereint. Die engherzige Politik der Hudsonsbai-Gesellschaft, welche die Pelzjagd als einziges Ziel ins Auge faßte, ist durch den Zudrang von Kolonisten im Süden und die Anbahnung einer Völkerstraße durch dieses so öde Gebiet erschüttert worden. Die kirchliche Mission hat an der Ausbreitungsgesellschaft und an den Methodisten gesegnete Mitarbeiter. Dem Superintendenten der letztern, Evans, verdanken die Kri's und Tschippewähs eine Sylbenschrift, welche noch den Erwachsenen das Lesen der Bibel ungemein erleichtert. Bis in die Felsgebirge des Ostens, wo Lord Southesk von indianischen Jägern um Bibelsprüche befragt wurde, und bis hinauf in den Polarkreis, innerhalb dessen Kirkby an den Doncon vorgedrungen ist, findet das Wort gute Aufnahme; überall werden die Missionare ohne Argwohn empfangen, so weit nicht das umgehängte Kreuz, als Zeichen katholischen Bekenntnisses, ihrer Liebesarbeit Grenzen steckt. Oft reisen die evangelischen Missionare mit den katholischen in demselben Boot

*) Unser Titelbild stellt die Kirche des Bischofs und seine Wohnung in Rupertsland dar.

und feiern ihre Gottesdienste in demselben Zelt, jeder auf seiner Seite des in der Mitte lodernden Feuers.

„Westlich von Hudsonia, in den neuen Kolonieen Kolumbia's und der Vancouver-Insel, welche erst 1858 von den Besitzungen der Hudsonbay-Gesellschaft abgetrennt wurden, finden wir eine ganz neue Mission, die kaum vier Jahre besteht. Im Jahr 1860 feierte der erste, damals noch einzige Missionar ein christliches Fest mit den wohlgesinnten Indianern, die er unterrichtete. Wie lieblich erklangen die evangelischen Lieder in der neuen Zunge!" Die Entdeckung reicher Goldlager hat Abenteurer aller Nationen, im Jahr 1860 allein 6000 Chinesen, auch viele Neger, an den Fraserfluß und nach Viktoria, der Hauptstadt von Vancouver, gelockt. Ihnen sind auch Missionare der kirchlichen sowie der Ausbreitungs-Gesellschaft gefolgt, ebenso Methodisten und irische Presbyterianer. Zum Kirchenbau in der Hauptstadt steuerte ein chinesischer Kaufmann 180 Gulden bei; auch ein italienischer Missionar hat sich zum reinen Evangelium bekehrt und predigt es nun unter der vielgemischten Bevölkerung. Dreiundzwanzig Erstlinge der Indianer aber hat der älteste Missionar, Duncan, 1861 getauft.

Im europäisirten Canada bestehen noch viele Missionen der verschiedenen Kirchengemeinschaften (die Methodisten allein haben deren 20). Doch vermindern sich die Indianer (kaum noch 13,000 an der Zahl) an den meisten Orten und sterben aus, wo sie sich nicht zu Ackerbau und christlicher Zucht bekehren lassen. Unwirksam ist das Evangelium jedenfalls auch an den Sterbenden nicht.

„Unter den Indianern der Vereinigten Staaten schreiten die christlich gewordenen Stämme stets gedeihlicher voran; die übrigen, lange mannigfach versäumt, werden jetzt evangelisirt, doch scheinen sie immer mehr auszusterben. Die freien Neger schließen sich meist an die Methodisten [und Baptisten] an, deren regsamere Weise dem Bedürfniß ihrer Herzen und Gefühle am meisten zu entsprechen scheint. Und was sollen wir von den Negern der Sklavenstaaten sagen? Wie auch der schreckliche Kampf, der jetzt über ihnen entbrannt ist, hin und her wogen mag, sicherlich wird er nicht zur Entscheidung kommen, ohne der Sache des Christenthums und der evangelischen Freiheit einen weiteren Sieg gesichert zu haben."

Indianer zählte man im J. 1860 in allen Staaten noch 294,000. Etwa ebenso zahlreich mögen die Stämme sein, welche in den so-

genannten „Gebieten" sich umtreiben. In den östlichen Staaten sind die kleinen Ueberreste meist christianisirt. Am besten organisirt sind die Tschirokesen und Tschoktaws in Kansas, zusammen etwa 50,000 Seelen, welche seit ihrer Einwanderung aus dem Osten im Jahr 1830 sich nicht nur zusehends vermehrt, sondern auch alle Bildungsmittel der Weißen sich in dem Grade angeeignet haben, daß die Schulen bereits in besserem Stande sind, als die der Weißen in den angrenzenden Südstaaten, und die Mission ihr Werk an ihnen für vollendet halten kann. Freilich haben auch sie sich das verderbliche Institut der Sklaverei aufdringen lassen, und schon dringen die Weißen an die Grenzen des ihnen zugesicherten Landes und beneiden ihnen die fruchtbaren Gefilde. Andere Stämme machen mehr oder weniger bemerkenswerthe Fortschritte, während einige immer mehr zu verkommen scheinen. Von den vielen einzelnen Posten der Mission läßt sich schwer eine übersichtliche Darstellung geben, da sie es hier nicht mit Völkern, sondern mit zersprengten, in eine lebenskräftige junge Nation da und dort eingekeilten Stammestrümmern zu thun hat. Die Aufmerksamkeit der ganzen Welt hat im letzten Sommer der Krieg in Minnesota auf sich gezogen, wo die Siour und Dakota's aufgestanden sind und durch schauderhafte Metzeleien den lange angesammelten Rachedurst an den Ansiedlern ausgelassen haben. Es ist kein Zweifel, daß die fortdauernde Betrügerei der Regierungsagenten, welche ihnen die angewiesenen Jahrgelder auf jede Weise verkümmert haben, an diesem Rachekrieg, der Neu-Ulm verheert und unter 800 Weißen auch mehreren Missionaren das Leben gekostet hat, schuld gewesen ist. Während auch die christlichen Indianer sich so weit einschüchtern ließen, daß sie sich begnügten, ihre Lehrer zu warnen, aber erklärten, sie könnten sie nicht schützen, ohne selbst zu Grunde zu gehen, hat ein hochherziger Dakotahäuptling, Otherday, früher als Krieger gefürchtet, aber schon seit etlichen Jahren eine Zierde der Kirche, durch seinen Muth Viele in Sicherheit gebracht und die Ehre der Mission gerettet. Sehr bedenklich aber für ihren Fortbestand ist die Thatsache, daß jetzt über 300 Indianer, die bei der Unterdrückung des Aufstands gefangen worden sind, auf das Begehren der rachesüchtigen Bevölkerung von Minnesota hin die grausame Behandlung der Weißen mit ihrem Leben bezahlen sollen, während der Staat nur auf völlige Verbannung der Rothhäute aus seinem Gebiete dringt. Wir hoffen, daß die verantwortlichen Behörden ein mit Milde gepaartes Gericht ergehen lassen,

und die durch die bisherige Unterdrückung der Indianer vielfach kompromittirte Ehre einer christlichen Regierung einigermaßen retten werden.

Wenig läßt sich von den 4½ Millionen Negern sagen, welchen Präsident Lincoln für den Januar dieses Jahres vollständige Freilassung verkündigt hat. Aber darin stimmen alle Berichte, die wir aus den Sklavenstaaten erhalten, überein, daß das Christenthum, auch in der verkümmerten Form, in welcher es ihnen geboten worden ist, — ohne Unterricht im Lesen und Schreiben, ohne Gestattung einer christlichen Ehe, — doch hinreichend gewirkt hat, um sie im Ganzen ruhig abwarten zu lassen, was Gott ihnen durch den Krieg ihrer Herren und Bedrücker bescheeren will. Die gefürchteten Sklavenaufstände mit ihren Greueln sind nicht ausgebrochen. Die freigewordenen Sklaven zeichnen sich durch Anstelligkeit und dankbare Benützung der ihnen gewordenen Bildungsmittel aus. Ueber ihr Loos im Fall der Emancipation ist viel verhandelt worden, genug, um zu zeigen, daß auch die Nordstaaten am liebsten der schwarzen Bevölkerung ganz enthoben wären, ohne daß doch ein solcher Plan in der ganzen Ausdehnung, die ihm gegeben werden müßte, je durchgeführt werden könnte. Mittlerweile hat ihre Auswanderung nach Liberia und Haiti, auch nach andern westindischen Inseln, bereits begonnen und scheint der Mission in mancher Hinsicht förderlich zu werden.

„Auf den englischen und dänischen Inseln Westindiens schreitet die Arbeit erfreulich vorwärts. In Jamaika aber hat Gott seine Gnade in wunderbarer Weise walten lassen. Schon im Jahr 1856 berichteten die Missionare von erfreulichen Zeichen; im Laufe des Jahres 1859 kamen überall Gebetsversammlungen zu Stande, und im September 1860 öffneten sich die Fenster des Himmels. Die Erweckung brach unter der Brüdergemeinde aus und verbreitete sich wie ein Feuer über die ganze Insel. Die Wirkungen desselben waren befriedigend. 'Es ist eine Gnadencholera,' sagten die Neger; 'Gott hat uns ein gewaltiges Heilmittel gesendet, denn wir hatten viele Sünden von uns zu werfen.' Noch hält die Bewegung an, und im Juni 1861 standen über 20,000 Seelen unter ihrem Einfluß. Jetzt steht Jamaika wie ein Baum in seiner Frühlingspracht vor uns da. Viele Blüthen werden ohne Zweifel abfallen, ohne Früchte zu reifen; viele Früchte werden in des Sommers Glut verdorren; aber wenn auch durch Maifrost oder Augusthitze mancher Keim verkümmert, so steht der Baum in der Herbstzeit nur um so kräftiger da."

Die außerordentliche Erweckung, welche auf das denkwürdige Jahr 1834 folgte, da die neu befreiten Neger zur Kirche und Schule strömten und durch außergewöhnliche Anstrengungen für die Rettung Anderer Gott ihren Dank bezahlten, war nachgerade eingeschlafen; weltliche Interessen traten an die Stelle der geistlichen, wie denn drei Fünftel des Bodenbesitzes nach und nach in die Hände farbiger Eigenthümer übergiengen. Die höhere Schulbildung trat weniger in den Dienst der Kirche als des Mammons; die alten Laster nahmen überhand, die Zahl der Gemeindeglieder verminderte sich hie und da in erschreckender Weise. Das spürten auch die eifrigeren Christen mit Betrübniß und vereinigten sich daher zum Gebet um die Ausgießung des heiligen Geistes. Im September 1860 brach auf der Station Carmel die Erweckung aus, welche bald die erregbaren Gemüther dermaßen in Anspruch nahm, daß auch die Missionare die ungeheure Bewegung kaum mehr leiten konnten. Weinend, zitternd, ringend, niederstürzend umgab sie die wogende Menge der Heilsuchenden. Der Durst nach Tröstung aus Gottes Wort ward allgemein; schreckliche Bekenntnisse offenbarten die Macht der Sünde, herrliche Bekehrungen die überwiegende Kraft der Gnade. An Auswüchsen fehlte es nicht; dämonische Kräfte kamen mit ins Spiel, besonders an Orten, wo Prediger mangelten. Von Westen nach Osten durchzog die Bewegung fast die ganze Insel, sie schlich sich noch leise in die höheren Schichten der Gesellschaft ein und war oft gerade am erfolgreichsten, wo sie am stillsten vor sich gieng. Die nachhaltige Wirkung derselben zeigt sich auch in der Verdoppelung der Beiträge für kirchliche und Missionszwecke, wie sie von vielen Missionsgesellschaften berichtet wird. Alle Kirchen, unter denen die anglikanische die weiteste Ausdehnung behauptet, darnach die Baptisten und Methodisten und wie die Namen alle heißen mögen, haben eine bedeutende Zunahme in der Zahl eifriger Gemeindeglieder erfahren, und diese selbst sind einander in der brüderlichen Liebe, welche über die Namensunterschiede hinauswächst, um Vieles näher getreten.

Auch auf den übrigen Inseln ist das Werk der Mission im Fortschritt begriffen. Die Arbeit, welche Baptisten und Methodisten auf dem katholischen Haiti unter dem Schutz eines aufgeklärten billigen Präsidenten betreiben, wird durch die zunehmende Einwanderung evangelischer Neger aus den Vereinigten Staaten gefördert und befestigt. Auf den andern Inseln zeigt sich ein reges Leben, wenn auch

ohne besondere Erweckungen. Trinidad, wohin besonders viele Chinesen und Indier als Plantagenarbeiter einströmen, feiert schöne Triumphe auch unter diesen. In Barbados werden schwarze Missionare für Afrika herangebildet, deren Tüchtigkeit sich im Kampf mit Schwierigkeiten, welchen europäische Missionare im mörderischen Klima erlagen, immer anerkennenswerther herausstellt.

Je mehr sich diese Inselwelt zu einem christlichen Volke, gemischt aus den Abkömmlingen von vier Welttheilen, entwickelt, desto betrübender ist der langsame Eingang, den das Evangelium auf dem anstoßenden Festland von Central-Amerika findet. Hier begegnen wir fast nur einer Mission: der der Brüdergemeinde auf der Moskito-Küste. „Gestiftet 1848 für die Neger und Mulatten, hat sie doch erst einen wirklichen Aufschwung erfahren, seit sie 1858 sich an die eingeborenen Indianer wandte. Unter diesen sind die 150 Trunkenbolde der Insel Rama eine Familie von Anbetern im Geist und in der Wahrheit geworden; ihre tollen Saufgelage sind durch die heiligen Freuden einer kindlichen Gottesverehrung verdrängt. Leider sah sich England veranlaßt, diese Küste an die benachbarten katholischen Staaten (Honduras und Nicaragua) abzutreten (1861), und schon verbinden sich Rom und das Heidenthum gegen das Evangelium." Doch ist das südlichere Moskito-Gebiet zu einem eigenen Staat unter der Schutzherrschaft Nicaragua's erklärt worden; der König regiert es unter Berathung mit zwei Kammern, in deren erster auch die Missionare neben den indianischen Häuptlingen Sitz und Stimme haben. Weiter im Norden arbeiten Baptisten und Methodisten in Belize und Ruatan nicht ohne Erfolg.

Wenden wir uns nach dem weitausgedehnten Gebiet von Südamerika. „Hier ist die Surinam Mission in den letzten Jahren mit Riesenschritten vorgedrungen. Als sie gegründet wurde, stand den Friedensboten keine Pflanzung offen; jetzt sind ihr fast alle zugänglich geworden, und seit etwa zehn Jahren zählt man den jährlichen Zuwachs von Negern, die zur Gemeinde beitreten, nach Tausenden. Von allen Missionen der Brüdergemeinde schien diese die wenigsten Aussichten zu bieten, jetzt ist sie weitaus die bedeutendste geworden. Die Zahl der Neger, welche in ihrer Pflege stehen, beläuft sich auf 26,000, und auch die schwierige Arbeit unter den freien Maron-Negern am oberen Lauf der Ströme wird reichlich gesegnet." Die Hauptstadt Parimaribo enthält jetzt die größte aller Brüdergemeinen

auf der Welt, umgeben von blühenden Stationen, deren Zahl immer in der Zunahme begriffen ist. Einige Aufregung politischer Art brachte die langverzettelte Frage der Neger-Emancipation mit sich; das Zureden der Missionare erwies sich dabei wirksamer als Zwangsmaßregeln. Die niederländische Regierung hat nun ein Gesetz erlassen, wornach in diesem Jahre alle Neger für frei erklärt werden, jedoch durch eine zehnjährige Aufsicht der Uebergang zur völligen Selbstständigkeit erleichtert werden soll. Damit ist die Frucht der langen Geduldszeiten endlich gereift. Denn wie viele edle Leben mußten aufgewendet werden, ehe es zum Ernten kam! Und eben jetzt öffnen sich neue Zugänge zu den freien Negern im Innern, seit John King (getauft 1861) in Maripastoon dem Götzendienst ein Ende gemacht hat und mit eigenthümlichem Eifer dort Jesum verkündigt,*) seit auch in Gujabe die ersten Götzenpriester den Herrn erkannt und sich seinem Dienste geweiht haben (März 1862).

Im brittischen Guaiana geht es auch vorwärts, doch ohne besondere neue Erfahrungen, ausgenommen die, daß nun auch indische und chinesische Kuli's dort wiederholt getauft werden. Die Negermission geht immermehr in den geordneten Zustand unseres Parochialsystems über, während die Indianermission größere Schwankungen erleidet; doch hat ein Missionar der Ausbreitungsgesellschaft, Brett, allein schon 577 Indianer getauft, meist Arawakken. Was ist das aber im Blick auf die Millionen Südamerika's!

Denn abgesehen von den verschiedenen Missionsversuchen, welche von Nordamerikanern, Britten und Deutschen unter den Namenchristen der ehemals spanischen und portugiesischen Ländergebiete gemacht werden, wie denn auch die deutschen Kolonieen Brasiliens seit 1861 von Basel aus mit Predigern versehen werden, geschieht in den civilisirteren Ländern Südamerika's fast nichts für die Ureinwohner. „Rom hat dort seine Herrschaft aufgeschlagen. Am äußersten Süden allein begegnet uns eine Mission, und welche! Der verzehrende Eifer des thatendurstigen Kapitäns Allen Gardiner zog ihn 1850 mit fünf Gefährten ins Feuerland. Im nächsten Jahr fand man nur ihre Gebeine; sie waren dem Hunger und Elend erlegen. Ein neuer Versuch folgte im Jahr 1855. Eine Handvoll Missionare und Ko-

*) Vergleiche die ausführliche Darstellung dieser denkwürdigen Vorgänge im vorigen Hefte S. 21 ff.

lonisten ließ sich auf den Falkland-Inseln nieder; von da besuchen sie das Feuerland, führen wohlwollende Pescheräh's herüber, erlernen ihre Sprachen und unterrichten sie. Erfreut über ihre Fortschritte segeln die Missionare mit ihnen an's Feuerland zurück (Nov. 1859) und halten sich sechs Tage unter den Eingeborenen auf, deren Zahl sich täglich vermehrt. Am Sonntag wollte man im Blockhaus Gottesdienst halten; aber während des Gebets wurden die Friedensboten mit Keulen niedergeschmettert, die Flüchtlinge erschlagen, das Schiff ausgeplündert. Ein Einziger entrinnt, um den Märtyrertod seiner Freunde zu berichten. Doch wird der dritte Versuch gewagt. Zwei Evangelisten von der Krischona bei Basel sind schon nach dem unwirthlichen Gestade abgefahren. Thut die Kirche wohl recht daran, sich auf einen so gefährlichen Punkt zu werfen, so lange bevölkertere Länderstrecken noch ohne Hilfe und ohne Hoffnung in Finsterniß liegen? Und doch, vor Einem Punkt zurückzuschrecken, was wäre es anders, als sich für besiegt zu erklären? Wir sollen aber das Böse durch Gutes überwinden, und: 'wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.'"

Noch besteht die Mission auf der Falkland-Insel, noch fährt das Missionsschiff nach den unwirthbaren Eilanden und Küsten des Feuerlandes, und es fehlt nicht an Zeichen, daß auch die verkommenen Pescheräh's für das Wort der ewigen Liebe zugänglich sind. Ebenso hat die Gesellschaft der brittischen Marineoffiziere das eigentliche Patagonien von Evangelisten der Krischona besuchen lassen. Die Missionare ziehen mit dem Reitervolk herum, essen Guanako und Straußen, zur Abwechslung auch Pferdefleisch, erlernen ihre Sprache und lassen sich von den trägen Kindern in der Geduld üben. Ein anderer Zweig dieser Mission erstreckt sich an der Westküste ins Gebiet der kühnen Araukaner. Dort haben nämlich Engländer ein Bergwerk in Lota auszubeuten begonnen, und Gardiner's Sohn sorgt für ihre Seelen, während er zugleich die araukanische Sprache lernt und samt seinem Katechisten bei den freien Kriegern gute Aufnahme gefunden hat. Hoffen wir, daß in nicht allzulanger Zeit die Südspitze der neuen Welt einigermaßen den Vergleich aushält mit ihrem Europa zugekehrten nördlichen Ende, und daß das Räthsel, welches in dem traurigen Geschick ihrer Urbevölkerung verborgen liegt, gelöst wird durch die Sammlung des Uebergebliebenen.

Wenden wir uns von dieser werdenden Welt zu der ältesten, scheinbar schon erstarrten, so gewahren wir auch hier die Spuren der Wirksamkeit Deß, der gesagt hat: Siehe, Ich mache Alles neu. Auch Asien, die Wiege der Menschheit und ihrer Civilisation, die Mutter aller Weltreligionen, soll nicht dem Tode verfallen sein. — Es kann nicht unsere Absicht sein, alles was auf dem Gebiete der alten Kirchen geschieht, hier übersichtlich darstellen zu wollen. Aber eben so wenig darf ganz übergangen werden, wie sich unter den Armeniern in der Türkei und anderswo immer allgemeiner ein neues Verlangen nach evangelischem Licht und Leben regt. Zwar wehrt sich die Geistlichkeit dagegen mit alten und neuen Waffen; doch greift die Bildung evangelischer Gemeinden immer weiter um sich, und auch der Märtyrertod des Miss. Coffing, der (März 1862) mit seinem protestantischen Diener in Cilicien erschossen wurde, auch die Geldklemme, welche die amerikanischen Missionare jetzt nöthigt, ihren jungen Gemeinden ungewohnte Anstrengungen zuzumuthen, und andere Prüfungen, wie sie der Zerfall des türkischen Reiches und die damit verbundenen Uebelstände herbei führen (erwähnt sei nur der Tod Miss. Meriam's durch Räuberhände bei Philippopel, Juli 1862), müssen dabei zum Besten dienen. Jetzt verbreiten 13,000 protestantische Armenier das Licht des Evangeliums in ihrer finstern Umgebung und bringen den Muhamedanern einen neuen Begriff von ächtem Christenthum bei. Noch gährt es unter den Bulgaren, nachdem ihr massenhafter Uebertritt zum Papstthum (1860) durch den Rücktritt des schon zum Patriarchen geweihten Mönchs Sokolski vor der Hand vereitelt worden ist; sie fragen jetzt häufig, was die Schrift zu dem und jenem sage, und haben Zutrauen zu den Friedensboten, welche allein ihnen die Antwort geben können. Die vielgemischte Bevölkerung Syriens ist seit dem schrecklichen Strafgericht, das im Sommer 1860 über die von französischem Einfluß abhängigen Maroniten des Libanon und die sorglosen Christen von Damaskus ergieng, dem Evangelium zugänglicher geworden. Zwar Hasbeia, wo auch die Protestanten den übrigen Christen im Kampfe beistanden, liegt noch verwüstet da. Aber in andern Dörfern erklärt sich die ganze Bevölkerung der Priesterherrschaft müde und wünscht sich unter protestantischen Unterricht zu begeben. Selbst in Homs sind trotz aller Verfolgung dieses Jahr 260 Griechen offen zum Protestantismus übergetreten. Daß die brüderliche Liebe, mit der die Wittwen und Waisen jenes Religionskriegs in den Küstenstädten des Landes von

der gesammten Christenheit verpflegt worden sind, viele Vorurtheile weggeräumt hat, zeigt sich nun immer entschiedener. Auch Palästina mit seinen großen Erinnerungen und Hoffnungen ist nicht ungesegnet geblieben, namentlich wirkt die Predigt des Worts um Nazareth, wie sich schon aus den nie ganz ruhenden Verfolgungen schließen läßt, durch welche die Priester der alten Kirchen ihre wankende Macht zu stützen versuchen. Daß auch die Nestorianer in Kurdistan und um Urumia erfreuliche Fortschritte machen, erhellt aus den neuesten Berichten, nach welchen sie die Aufmerksamkeit der russischen Geistlichkeit auf sich gezogen haben und nun von ihr eingeladen werden, den persischen Schutz, der ihnen immer weniger genügt, mit dem russischen zu vertauschen. Die erweckten Nestorianer wünschen jedoch keinen Uebertritt zur griechischen Kirche, und werden froh sein, wenn die Verwendung des brittischen Gesandten ihnen ein leidlicheres Dasein in Mitten ihrer Bedrücker verschafft.

Daß unter diesen gährenden Elementen auch der Muhamedanismus nicht unangeregt bleibt, kann nur angedeutet werden. Zwar ist die Aussicht auf Massenbewegungen, wie sie sich 1859 unter den Schülern des nach Brusa verbannten Imam, der Christum über Muhamed stellte, unter den Rothmützen (Kasilbaschen) bei Urfa, welche verwirrte Erinnerungen an ihr früheres Christenthum behalten haben, unter einer Derwischsecte in Marsowan und sonst gezeigt haben, nachgerade wieder gesunken; wohl nicht zum Nachtheil des reinen Evangeliums. Aber die Bekanntschaft mit der Schriftlehre und die Achtung vor ihr, wohl auch die Furcht vor ihrem endlichen Sieg, hat an vielen Orten ungemein zugenommen; und noch immer treten einzelne Türken, nicht ohne Verfolgung, aber im Ganzen von der Regierung geduldet, zum Christenthum über. Ihre Leiden werden zu Zeiten das Stadtgespräch, ihre Festigkeit veranlaßt neues Forschen, und bis in die Harems der abgeschlossenen türkischen Damen dringt die Kunde von dem Einen, der da Sünde vergeben und tilgen kann. Türkenfrauen werden getauft und bleiben fest, wenn der Gatte sich einschüchtern läßt; schon stehen mehrere Türken, zu Predigern geweiht, kleinen Gemeinden vor. Auch einige Perser sind von dem Evangelium angefaßt und freuen sich über die Fortschritte der neu erwachten Nestorianer. Aber was soll aus solchen Keimen werden, wenn die alte Feindschaft des Islam sich zum entscheidenden Kampfe ermannt? Einen letzten großen Schlag haben wir jedenfalls zu gewarten. Allein wir sitzen

nicht im Regiment und haben dafür nicht zu sorgen. Mittlerweile preisen wir den Herrn dafür, daß Er sich auch durch jene alten Wüsteneien Wege bahnt.

Durch die unheimliche muhamedanische Welt dringen wir nach „Indien, dem Land der Wunder, der köstlichen Perle für die Welteroberer, welche nach Jahrhunderte langem Ringen von einem Haufen englischer Kaufleute gewonnen worden ist. Immerhin ein hartes Feld für die Arbeit der Mission. 'Wenn ich je einen Hindu wirklich bekehrt sehe,' sagte Henry Martyn im Jahr 1805, 'so werde ich etwas von der Auferstehung der Todten erfahren haben.' Zählte man im J. 1852 schon 313 Stationen, auf denen 443 Missionare mit 48 eingebornen Predigern und 698 Katechisten arbeiteten, welche 112,191 evangelische Christen um sich gesammelt hatten, während 78,778 Kinder in 2,015 Schulen lernten, so haben sich diese Zahlen in den letzten 10 Jahren um ein Bedeutendes vergrößert." In 6 Jahren betrug die Zunahme in der Madras Präsidentschaft allein 11,553 Seelen, wie bei der Konferenz ihrer Missionare auf den blauen Bergen 1858 ermittelt wurde. Ceylon eingeschlossen, beläuft sich jetzt die protestantische Bevölkerung aus den Eingebornen gewiß auf 150,000 Seelen. „Gewaltige Erschütterungen, wie der große Sipahi-Aufstand im J. 1857, der Uebergang von der Kompagnie unter die Herrschaft der Königin von Großbritannien im J. 1858, und die letzte große Hungersnoth, welche 1861 bei 89,000 Einwohner Nordindiens weggerafft hat, haben beigetragen, den festen Boden der alten Religionen zu lockern."

Wir treffen auf dieser ungeheuern Halbinsel ein Missionsgebiet von fast größerem Umfang, als die gesammte Missionsthätigkeit in Afrika oder Amerika in Angriff genommen hat. Daher ist ein Ueberblick über die einzelnen Provinzen unerläßlich. Sie theilen sich nach ihrer Bevölkerung hauptsächlich in die arischen Stämme des nördlichen Indiens und in die drawidischen der Halbinsel.

Ins Gebiet der sieben Ströme, der Saptasindhu, von welchem die Westländer zuerst Kunde erhielten, ist die Mission kaum erst eingetreten. Im nördlichen Fünfstromland (Pandschab) machten die amerikanischen Presbyterianer im Jahr 1847 den ersten Versuch, worauf 1852 die kirchliche Mission, eingeladen und gefördert von den verdienstvollsten Eroberern und Ordnern der neuen Provinz, ihre Arbeit bis unter die Afghanen von Peschawr und (1862), ermuthigt durch eine Gabe von 1000 Pf. Sterl., ins Derädschat ausdehnte, während sie von

Bombay aus drei Stationen im südlicher gelegenen Sindh errichtete. „Die kräftigen Sikhs, welche einer Reform des alten Hinduismus ihren Ursprung verdanken, zeigen sich dem Evangelium immer zugänglicher. Einer ihrer Fürsten, Randhir Sing von Kapurthala, hat sich offen zum Christenthum bekannt, obwohl er noch nicht getauft ist. Er hat eine christliche Frau geehlicht (1859), läßt seine Kinder aus erster Ehe christlich erziehen und unterhält auf eigene Kosten zwei Missionare. Schon hat er auch zu einer Kirche den Grund gelegt." Die Bewegung, welche durch christliche Schriften, die bei der Einnahme von Delhi erbeutet worden, in einem Sikh-Regiment ausbrach, ist zwar nach der Taufe von zehn Soldaten durch die ängstliche Regierung gedämpft, aber nicht erstickt worden. Eine Gemeinde von 50 Seelen hat sich in dem Lager des Regiments gebildet, und die eingebornen Offiziere wohnen ohne Ausnahme ihren Gottesdiensten bei. „In Peschawr sind die Erstlinge der wilden Afghanen getauft worden," und hier, wie im ganzen Nordwesten, treten die vereinzelten Neubekehrten mit einer Kraft des Zeugnisses auf, welche sich sonst bei Hindu's selten findet. „Von der Lodiana-Mission sind jene Aufrufe zu vereintem Gebet ausgegangen, welche in der ganzen christlichen Welt ein freudiges Echo gefunden haben. Dieses einstimmige Flehen wird sicherlich früher oder später in reichen Segnungen auf den abgeschiedenen Ort sich ergießen, von dem das Lärmzeichen ausgegangen ist."

Auf dem Himalaya-Gebirge, an welches sich jenes Stromandl anschließt, reiht sich unter dem Zudrang Gesundheit suchender Europäer eine Missionsniederlassung an die andere, wo nun kleine christliche Kolonien erblühen, welche durch die Schrecken der Revolution im Tieflande neuen Zuwachs erhalten haben. Und über dem Gebirge warten treue Arbeiter der Brüdergemeine auf die Erstlinge aus den Buddhisten Hochasiens, unter welche sie (1855) als ein vorgeschobener Posten der Streiter Christi eingedrungen sind.

„Südlich vom Pandschab erstreckt sich das Land der Radschputs, wo unirte Presbyterianer aus Schottland (im J. 1860) eine vielversprechende Mission gegründet haben; ein interessantes Gebiet auch für die Genfer Brüder, welche einen ihrer Jünglinge (Glardon) dort im Streite wissen." Bereits sind drei Stationen von tüchtigen Kräften in Angriff genommen, und eine vierte soll dieses Jahr im Centrum des Mairwara-Gebirgs errichtet werden.

„Am oberen Ganges und der Dschamna, wo der Brahmanismus

seinen Hauptherd hatte, wie später die Kaiserstädte Delhi und Agra den Sitz der muhamedanischen Macht bezeichneten, hat auch die große Empörung ihren Mittelpunkt gefunden und das Blut treuer Herzen vergossen. Dort besonders hat seither die Hungersnoth im Sommer 1861 gewüthet. Nirgends ist so vor den Augen des Volks die Ueberlegenheit des Christenthums dargethan worden, sowohl im standhaften Leiden der Zeugen, als in der siegreichen Führung der Waffen und in der milden Pflege der darbenden Besiegten. Nun öffnen sich auch neue Thüren für die Verkündigung des Evangeliums." In den Dörfern um Mirat, wo der Aufstand ausbrach, ist schon eine reiche Ernte gesammelt worden; in Delhi melden sich auch Prinzen des gestürzten Königshauses zur Taufe. Agra erhebt sich aufs Neue aus der Verwüstung, die seine Umgebung betroffen hat; in Fatehgarh, Khanpur und Allahabad ist überall die Mission wieder in vollem Gang. Aus der quäkerähnlichen Secte der Sadts, welche vor vierzig Jahren große Hoffnungen erregte, sind wieder Bekehrte gewonnen worden. Die östlicheren Provinzen Rohilkhand und Audh sind nun besonders von amerikanischen Methodisten zahlreich besetzt. In Lakhnau allein haben seit der Eroberung, welche das Schicksal des Aufstandes besiegelte, über 90 Hindu's und Muselmanen Christum durch die Taufe angezogen.

Am mittleren Ganges hat vor allem die wichtige Benares-Mission einen frischen Aufschwung genommen. Ein wunderthätiger Ramaya, der von seinem großen Anhang als Halbgott verehrt wurde, bekehrte sich 1860 und opferte sein großes Einkommen. Schon sind auch mehrere seiner Jünger getauft. In Folge einer reichen Schenkung von Seiten einer englischen Dame ist dort (1861) ein Seminar für Bildung von eingeborenen Lehrern und Lehrerinnen errichtet worden, das große Hoffnungen erweckt.

„Langsam schreitet das Werk im eigentlichen Bengalen vor," aber die Achtung vor dem Christenthum, genährt durch die Uebertritte englisch gebildeter Jünglinge, ist überall im Zunehmen. Auch der Unterricht des weiblichen Geschlechts in Kalkutta fängt endlich nach heißen Kämpfen an, eine selbstverständliche Sache zu werden. Die Zenanas (Frauengemächer), durch des seligen Lacroix' Tochter (1861) erschlossen, werden nun mit dem Worte Gottes besucht und geben gute Aussicht auf Frucht. Auch die Bauern um Krischnagarh haben in der Aufregung, welche ihre Ausbeutung durch die Indigopflanzer veranlaßte, an Missionaren ihre besten Vertreter gefunden; und es ist

gegründete Aussicht da, daß die 5000 Christen, welche vor 25 Jahren dort etwas rasch eingesammelt wurden, nach den Sichtungen, die über sie ergiengen, der Grundstock eines neuen Bengalens werden.

„Ausgezeichnete Erfolge haben die Anstrengungen der Goßner'schen Missionare gekrönt, welche unter dem Gebirgsvolk der Kols in Tschota Nagpur 1850 die ersten vier Bekehrten tauften," während diese Zahl nun (Mai 1862) auf 2650 gestiegen ist. „In mehr als 900 Dörfern sind jetzt christliche Familien zu finden, 18,000 Personen haben der Kaste und dem Götzendienst entsagt und lassen sich im Christenthum unterrichten." Durch diese Erfolge ist die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf andere nicht-arische Bergstämme gelenkt worden, und Missionen unter den Santals und Kassiyas auf den Bergen, rechts und links von der bengalischen Niederung, werden jetzt eifrig in Angriff genommen.

Auch die Orissa-Mission, die unter ihren 634 Christen viele dem Opfertod entrissene Kinder zählt, hat nun auf den Bergen der Khunds, wo diese Greuelsitte der Meriahs oder Menschenopfer tief eingewurzelt ist, sich festgesetzt.

Die Berge, die den Godawari einengen, werden von den gemüthlichern Koi's bewohnt, welche nun auch einen Missionar erhalten haben. Die übrigen Missionen des Telugu-Landes haben bis jetzt einen langsamen Fortgang, der nur durch einzelne Bekehrungen, wie in den ausgezeichneten Schulen von Wischakhapatnam und Masulipatnam, von Zeit zu Zeit belebt wird. Am regsten ist die Wirksamkeit der Kadapa- und Karnul-Stationen, wo sich die niederste Kaste der Dörfer schaarenweise zum Uebertritt meldet.

Die ältesten Missionen Indiens gehören dem Tamil-Lande an, dessen nördliches Ende ungefähr die Hauptstadt Madras bezeichnet. In den vielen Missionen der Stadt leben jetzt über 3000 Christen der verschiedensten evangelischen Benennungen. Reichlicher ist ihre Zahl im Kawēri-Delta, wo das Werk eines Ziegenbalg, Schwarz ꝛc. unter 7000 Bekehrten fortgeführt wird. Mit dem unglücklichen Vermächtniß des Kastenchristenthums, welches dieser Mission anklebt, wird immer entschiedener gebrochen. Die südlicher gelegene Mission der Amerikaner in Mädura, welche im Jahr 1847 eine schwere Nothzeit durchmachte, da die eingebornen Lehrer der Mission um der Kastenfrage willen in Masse den Dienst aufkündigten, erntet bereits die Früchte der damaligen Entschiedenheit für wahrhaft gesunden Fortschritt. Die Erweckung, welche 1860 das nördliche Tinnewēly heimsuchte, hat auch dorthin

sich erstreckt und reichen Segen hinterlassen. Wie freuten sich die neubelebten Seelen, als sie sich selbst zum ersten Liebesmahl vereinigten. Schon zählt man hier in 28 Kirchen 6500 Gemeindeglieder.

Am reichsten aber ist Tinnewely mit geistlichen Segnungen bedacht worden. „Unter den Reisbauern des nördlichen Theils, einer bisher dürren Gegend, brach im Frühling 1860 die Erweckung aus und verbreitete sich von da nach allen Seiten. Trat sie auch in dem ergiebigeren Süden des Landes in stillerer Weise hervor, überall hat sie neue Regsamkeit gewirkt; 3—4000 Seelen sind in wenigen Monaten zur Kirche hinzugefügt worden. Am erfreulichsten ist der lebendige Missionseifer, welcher nun die eingebornen Christen treibt, das Wort Gottes unter ihren Nachbarn, ja bis auf die Pflanzungen Ceylons unter der wandernden Arbeiterbevölkerung zu verkündigen. Die Missionare haben alle Hände voll zu thun. Zwar sind ihrer an dreißig, aber ein einziger hat die Aufsicht über 127 Dörfer mit 10—12,000 Christen." Auch hier wie in Jamaika sind viele der Erweckten wieder lau geworden, dennoch bezeugt ein Missionar, daß in seinem Distrikt die große Mehrzahl der lebendigen Christen sich von dieser Erweckung herschreibt. Frühere Säufer und ewige Prozessirer sind eifrige Prediger der Gnade geworden, die auch vor den Heiden ihr bisheriges Leben offen verdammen. Durch solchen Dienst sind allein in Einem Dorf 800 Heiden zum Uebertritt bewogen worden, wovon nach einiger Sichtung doch die Hälfte noch fest steht. Lehrer und Lehrerinnen werden in tüchtigen Schulen gebildet und verbreiten über die ganze Provinz eine Erkenntniß des einfachen Evangeliums, wie sie sonst in Indien nirgends zu finden ist, während je und je unter den sonst für besonders stumpf geltenden Palmbauern reichbegabte originelle Prediger sich emporarbeiten, welche dem europäischen Missionar Bewunderung abnöthigen. Hier ist jedenfalls die Hauptkraft der künftigen Tamilkirche zu suchen, für welche etwa 65,000 Namenchristen bereits ein schönes Angeld sind.

Auch der Süden Trawankor's, welcher von demselben Volksstamm besetzt ist, nimmt an diesen Segnungen Theil. Es bekennen sich hier 17,000 Seelen zum Christenthum, auch nachdem die Hungersnoth von 1861 ihre Zahl beinahe decimirt hat. Hatte die einheimische Regierung den christlichen Frauen die Einführung anständigerer Kleidung verboten und den Brahmanen zur Verfolgung der Widerstrebenden freie Hand gelassen, so wurde doch endlich von dem englischen

Gouverneur eine Aenderung „des schamlosen und barbarischen Landesgesetzes" erwirkt (1860).

Auf dem Boden der ältesten Christengemeinden Indiens, in Nord-Travankor und Kotschi, nahm die englische Mission eine eigenthümliche Stellung ein zwischen der alten syrischen (seit 1660 jakobitischen) und der römischen Kirche, welche mehr als die Hälfte der syrischen Gemeinden sich unterworfen hatte. Die erstere war über 20 Jahre lang dem Einfluß der Schrift und der modernen Bildung, welcher von dem Seminar in Cottayam ausgieng, offen gestanden, als ein neuer Metran (Erzbischof) 1838 die Verbindung abbrach. Seither haben die Missionare aus Heiden und Christen eigene Gemeinden gesammelt, welche auf neun Stationen 8000 Seelen umfassen und sich rasch vermehren. Am lebendigsten scheint die Arbeit in Mawelikara vor sich zu gehen, wo 1861 eine Brahmanenfamilie von zehn Personen zumal übertrat, zum Schrecken von ganz Trawankor. Ebenso werden unter den Reisssklaven große Gemeinden gesammelt, trotz aller Verfolgung ihrer Eigenthümer und der vielen Noth, welche die Kastenvorurtheile der verheidnischten syrischen Christen verursachen. Lieblich schreitet auch die Arbeit unter den Areyern der Gebirge vor sich. — Die römischen Syrer, empört über das Verbrennen der malealam Bibel durch den italienischen Bischof, auch benachrichtigt, daß in Italien bereits der Papst für den Antichrist gehalten werde, haben sich nun von Rom losgesagt und einem neuen von Chaldäa gesandten Bischof angeschlossen, so daß nur die von den katholischen Missionaren aus den Fischern der Küste gewonnenen lateinischen Gemeinden bei Rom verbleiben. Die Zahl der Austretenden mag sich auf 80,000 belaufen. Die Trawankor Regierung hat ihnen den Besitz ihrer Kirchen zugesichert (1862), und das Evangelium findet nun unter der Masse der Namenchristen freien Lauf.

„Die Basler Gesellschaft arbeitet unter der Malealam-, Tulu- und kanaresischen Bevölkerung der Westküste. Nach einer 25jährigen Wirksamkeit, die gegenwärtig 45 europäische Missionare beschäftigt, zählt diese Mission gegenwärtig 3000 Christen auf 15 Stationen, und über 3000 Kinder in ihren Schulen. In zwei Katechistenseminaren werden die künftigen Lehrer des Volks gebildet, während verschiedene Werkstätten die Bekehrten in die Künste des europäischen Lebens einweihen und einer Reform des Nährstandes vorarbeiten. Die Presse liefert Schulbücher und eine christliche Literatur; der erste Kom-

mentar zum Neuen Testament, nach dem Calwer Bibelwerk gearbeitet, hat die Presse verlassen." Am meisten regt es sich im südlichen Malabar. Kalikut, Palghât und Kannanur haben erfreulichen Zuwachs aus den Heiden erhalten, und die Mission auf den blauen Bergen erntet nun, was in zwölfjährigem treuem Dienst gesät worden ist, durch schnell sich folgende Bekehrungen unter den Badaga's. Die Mission von Kânara hat ihre Haupterfolge unter den Palmbauern des kleinen Tuluvölkleins, verstärkt sich aber auch durch Bekehrungen von Konkani-Brahmanen und andern Kasten. Auf den (Kurg-) Kôdaga-Bergen sind es bis jetzt fast nur die Sklaven, welche das Evangelium gerne annehmen. Im Südmahratta-Land bilden Hubli und Guledgudd mit ihren kanaresischen Webern den Grundstock der kleinen Gemeinde.

Von allen drawidischen Völkern hat bis jetzt das kanaresische der christlichen Kirche das geringste Kontingent geliefert; denn auch die Missionen von Maisur und Bellary machen keine ausgezeichneten Fortschritte. Auf beiläufig 80,000 Tamilchristen und 9000 Malabaren zählte man 1858 in den Telugu-Missionen 3664, in den kanaresischen mit Einschluß der Tuluchristen 2612 Protestanten.

Mit der Bombay-Präsidentschaft treten wir wieder ins Gebiet der arischen Völker ein. Hier sind es besonders zwei, unter denen die Mission ihre Siege feiert. Die Mahratta's, das letzte Volk des eigentlichen Indiens, das sich, und zwar nur nach hartnäckigen Kämpfen, der englischen Herrschaft unterworfen hat, widerstand lange dem Andrang des Christenthums. Nun aber wird die schwere Geduldsarbeit besonders auf dem Hochlande, südlich und östlich von der heiligen Stadt Nasik, durch schöne Erfolge unter den freien Bauern gekrönt. Die amerikanischen Missionare in und um Ahmednaggar haben blühende Gemeinden, in welchen die Geldklemme ihrer Gesellschaft einen wahren Wetteifer der Opferbereitwilligkeit hervorgerufen hat; und auch die kirchliche Mission von Nasik ꝛc. erntet reichlich, vorzüglich im Innern gegen Aurangabad hin, wo sich ein allgemeiner, theilweise noch unverstandener Drang zum Christenthum zeigt. Getaufte Mahratta's sind es nun etwa 1200. Weniger läßt sich von den nördlicher wohnenden Gudscharati's rühmen, unter denen irische Presbyterianer eine ausgebreitete Wirksamkeit üben. Doch sind auch hier die Erstlinge gesammelt und ist die Uebersetzung der heiligen Schrift nun vollendet. In der Hauptstadt selbst, dem Handelsplatz Bom-

bay mit seinem Völkergewühl, sind die christlichen Gemeinden der Zahl nach klein, umfassen aber eine Auswahl der edelsten Kräfte aus vielen Völkern, zu denen auch Juden und Parsi's ihren Beitrag geliefert haben.

„In Ceylon, das in seiner nördlichen Hälfte zur Tamilmission gehört, sind gleichfalls Zeichen des Fortschritts zu bemerken." Unter den rührigen Tamil-Kuli's der Kaffeegärten im Innern breitet sich der Glaube mehr und mehr aus, während die Missionen von Jaffna weit umher christliche Bildung allgemein machen. Und so gleichgültig die buddhistischen Singhalesen des Südens die von Portugiesen und Holländern aufgedrungene Religionsmengerei fortsetzen, indem auch Heiden die Taufe noch immer für eine Ehrensache halten, gleichviel ob sie auch von einem Buddhisten-Priester verrichtet wird, — regt sich doch unter den 12,000 Bekehrten dieses Volks ein frischer Sinn für christliche Zucht, und Eifer für die Ausbreitung des Glaubens, in Folge wovon die Feindschaft der Buddhisten neu aufzuleben scheint. Ein singhalesischer Christ in Morottu hat allein über 5000 Pf. Sterl. für den Bau einer Kirche gegeben (1860).

Wie Manches ließe sich noch sagen von der vielverzweigten Thätigkeit, welche die Christianisirung der indischen Welt zu ihrem Zielpunkt hat. In wie viele Sprachen, noch vor Kurzem auch den Gelehrten kaum dem Namen nach bekannt, ist Gottes Wort übersetzt worden. Kein Volk, kein Geschlecht, welches von der neuen Literatur, die im Gefolge der Schrift auftritt, berührt worden ist, hat sich ihrem Einfluß entziehen können. Ueberall treffen wir Gemeinden, welche die Götzen verlassen und Jesum als ihren Herrn und Heiland angenommen haben. Sind viele noch klein, so ist darum ihr Einfluß nicht zu unterschätzen. Wie wirkt nur eine einzige Brahmanenbekehrung durch ganze Provinzen; Stadt und Dorf reden Tagelang von den Ansprüchen und Wirkungen dieser neuen Religion. Die Gemeinden aber, welche lange von den europäischen Missionaren fast allzu ängstlich gehegt und gepflegt wurden, lernen nachgerade willig und reichlich zu geben; Viele fördern die Sache Christi nach Kräften, einige wenige fast über Vermögen. Immer allgemeiner erkennen sie die heilige Pflicht, ihre Lehrer auch selbst zu unterhalten. Und Prediger sind nicht blos die Ordinirten, sondern viele einfache Handwerker und Bauern, die nach der harten Arbeit des Tags auch für Christum noch etwas wirken möchten. Ausgezeichnete Lehrer sind da

und dort aufgestanden; die Anforderungen, welche an Katechisten und Hirten gemacht werden, sind in stetem Steigen begriffen. Die Missionsschulen füllen sich mit der Hindu-Jugend; der Unterricht darin, einst gefürchtet und gemieden, wird jetzt von den Schülern bezahlt. Gerne geben sie ihren Schilling des Monats und unterwerfen sich aller Ordnung, die ein christliches Erziehungssystem verlangt. Ist auch der Götzendienst im Ganzen derselbe geblieben, so ändert er doch seine Form. Unzüchtige und barbarische Gebräuche werden abgeschafft oder ziehen sich in ein Dunkel zurück, welches selbst von zunehmender Verfeinerung des Volksgewissens zeugt. Die heidnischen Feste verlieren ihren fanatischen Charakter, die sklavische Andacht der Menge schwindet; Priester und Gebildete fühlen es, daß die Tage des Heidenthums gezählt sind. Die Millionen Indiens spüren jeden Tag deutlicher, was es mit einer europäischen, einer christlichen Regierung auf sich hat. Sie täuschen sich freilich, wenn sie meinen, dieselbe *wolle* sie durchaus zu Christen machen, wenn sie bald Patronen und neue Waffen, Schiffe, Telegraphen und Eisenbahnen, bald die Errichtung von Schulen und andere Maaßregeln der Verwaltung für das gefürchtete Mittel halten, das jetzt endlich sie in neue Bahnen treiben und der Herrschaft ihrer Götter ein Ende machen soll. Aber daß Gottes Absicht mit Regierung und Volk entschieden darauf hinzielt, ist eine Thatsache, welche hinfort Keinem verborgen bleiben kann, der noch irgend die Dinge sehen will und kann, wie sie einmal sind. Und dieser gesunde Sinn findet sich bei Brahmanen und Hindu's aller Klassen, ungeachtet ihrer eingestandenen Vorurtheile, wohl ebenso häufig als in manchen gebildeten Kreisen Europa's, die sich ihrer ausgezeichneten Freiheit von Vorurtheilen rühmen.

An dieses indobrittische Reich schließt sich *Hinterindien* wenigstens in seinem westlichen Theil immer enger an. Die barmanischen Provinzen desselben sind 1862 zu einer eigenen Präsidentschaft (Rangun) vereinigt worden. Indische Regimenter, welche die immer wechselnde Besatzung bilden, werden von dem dortigen Werk der Mission angefaßt und erfahren daselbst — außerhalb des Kastendrucks, der auf Indien lastet — neue Gnadenzüge. „Und hier begegnen wir dem merkwürdigen Gebirgsvolk der *Karenen*, das in so providentieller Weise durch Traditionen und Weissagungen für das Evangelium vorbereitet worden ist. Im Jahr 1829 wurde der erste Karene getauft, im Jahr 1856 hören wir schon von 25,000 Christen in 184 organisirten

Gemeinden, und nun hat sich diese Zahl mehr als verdoppelt. Bei 60,000 christliche Karenen haben sich 1860 unter ein neues Panier gestellt. Es ist die Schrift und ein Schwert mit der Umschrift: das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes." Hatte man sich lange gefragt, woher doch dieses von den Umwohnern so grundverschiedene Volk komme, so hat nun die genauere Sprachvergleichung nachgewiesen, daß es zunächst mit den Stämmen der Kols verwandt ist, welche fast eben so rasch und allgemein das Christenthum annehmen (s. oben). Ueberaus befriedigend ist der Fortschritt besonders in dem Taungu-Distrikt, wo für die Schulbildung der bisher wilden Gebirgsstämme schon so viel geleistet worden ist, daß der englische Beamte die Schulen durch reiche Regierungsgeschenke zu ehren und die vor der Bibelübersetzung nie geschriebene Karenensprache auch im weltlichen Verkehr mit dem nun in die Reihe der Völker eingetretenen Stamme zur Amtssprache zu erheben sich bewogen fand. Ueber den Karenen werden aber ihre bisherigen Unterdrücker, die buddhistischen Barmanen, von der Mission nicht vergessen. Ist der Fortschritt auch langsamer, so erweist sich der Einfluß der Einzelbekehrungen um so größer, die durch den täglichen Widerstand gestählte Standhaftigkeit der Bekenner um so durchgreifender. Ueberall von Rangun bis Mandalay, der neuen Residenz des Barmanenfürsten, wird Christus frei verkündigt. Vor sieben Jahren beschloß der König, einige Söhne seiner Vornehmen nach Kalkutta zu schicken, um ihnen eine englische Bildung zu geben. Sie machten gute Studien und kehrten nach Awa zurück; Einer besuchte auch Europa. Andere folgten. Drei von diesen haben die Bibel lieb gewonnen und verlangten vor ihrer Rückkehr an den Hof nach der heiligen Taufe. Der Schulrath war in großer Klemme; doch konnte man ihnen nicht wehren. Fröhlich in ihrem jungen Glauben sind sie nach Mandalay abgereist (Aug. 1862). Der Herr bewahre und reife die edlen Keime! — Und hinter Barmanen und Karenen stehen in weiter Ausdehnung die Stämme der Schans, welche (im J. 1860) das Evangelium nun auch in ihrer Sprache hören. Erstlinge von ihnen sind bereits zur Kirche Christi hinzugethan worden. Wir hoffen getrost, daß auch sie noch zu einem christlichen Volke anwachsen werden.

Eine brüderliche Zurechtweisung

ist dem Herausgeber des Missionsmagazins von der Hand eines theuern und verehrten Freundes zugekommen in Betreff einer Stelle in der literarischen Anzeige des vorigen Hefts, und wir haben von ihm die Erlaubniß erhalten, seine Worte hier nach ihrem Hauptinhalt mitzutheilen. Sie lauten:

„Im Missionsmagazin, Januar 1863 S. 48, finden sich die Worte: 'Wer insbesondere an die leidenschaftliche Parteisucht, den antichristlichen Sinn und die frevelhafte Leichtfertigkeit sich erinnert, womit neuerdings in Geschichtswerken (wie z. B. von Wolfgang Menzel) und in berühmten Zeitungen die Wahrheit verzerrt wird, der ꝛc.' Nun ist es ja wahr, daß W. Menzel nicht immer ganz unparteiisch schreibt, namentlich hinsichtlich des Verhältnisses von Katholicismus und Protestantismus, und daß er z. B. in dem, was er über die neuern Bestrebungen des Glaubens und der Liebe innerhalb unsrer evangelischen Kirche sagt, genauer in den Detailangaben und billiger im Urtheil sein dürfte. Aber schon der Ausdruck 'leidenschaftliche Parteisucht' ist übertrieben, und vollends ist es weder wahr noch recht, ihm antichristlichen Sinn und frevelhafte Leichtfertigkeit zur Last zu legen. Im Gegentheil bekämpft er das Antichristenthum und alle seine Konsequenzen nicht nur auf religiösem, sondern auch auf sittlichem, politischem, ästhetischem, wissenschaftlichem, pädagogischem Gebiete mit männlichem Freimuth und unerbittlicher Strenge und bekennt sich in seinen Schriften unumwunden zu den Grundwahrheiten des Christenthums. Daher haben auch entschieden christliche und einsichtsvolle Männer sich mit Liebe und Anerkennung über W. Menzel gegen mich ausgesprochen, und z. B. seine 'Geschichte der Deutschen' den jungen Männern ihrer Umgebung zum Studium empfohlen. Von Menzels 'Weltgeschichte', welche der Dittmar'schen zur Seite tritt, ist bis jetzt nur ein Theil der alten Geschichte erschienen. Hier wird nicht nur die alttestamentliche Geschichte in durchaus bibelgläubigem Sinne, wie er bei den heutigen Historikern eine Seltenheit ist, dargestellt, sondern es wird auch der modernen Ueberschätzung und Vergötterung des heidnisch Antiken in überaus dankenswerther Weise entgegengetreten und namentlich der griechische Volksgeist und die griechische Mythologie mit christlich sittlichem Ernste beurtheilt, überhaupt die Sündennoth und das innere Elend des Heidenthums in einer Weise aufgedeckt, welcher man sich auch vom Standpunkt der Mission aus nur freuen kann.

Ein drittes Hauptwerk Menzels führt den Titel: 'Die Naturkunde im christlichen Geiste aufgefaßt' und schließt mit einem Abschnitt: 'Der Gottmensch' und mit folgenden Worten: 'Keine menschliche Weisheit bestand jemals, noch wird bestehen vor der Einfalt des Evangeliums, und keine Macht vor der in Christo. Ihr Menschen alle, die ihr von Adam abstammt, werdet alle dereinst versammelt sein vor Christo am jüngsten Gericht. Die ihn nie gekannt und nie von ihm vernommen, werden vom nie gesehenen Anblick der Augen, in denen das Menschliche in seiner heiligsten Reinheit concentrirt und mit dem Göttlichen vereinigt ist, nur froh erschreckt; ihr aber, die ihr ihn gekannt und verleugnet, werdet entsetzlich erschreckt sein. Geschaffen von Gott und berufen, das hohe Ideal der Gottmenschlichkeit zu verstehen und seiner Schönheit Kleid euch anzuziehen, wird euch eure selbstverschuldete Häßlichkeit thierisch, teuflisch angrinzen; denn nur in euch selbst werdet ihr hineinsehen, Seinen Blick nicht aushalten können. Das ist die Probe der Kinder Adams, daß sie am letzten Gericht den Blick des Gekreuzigten ertragen.' — Natur und Geschichte in christlichem Geiste aufzufassen, das ist, hierüber sind Sie mit mir und allen denkenden Gläubigen einverstanden, ein Hauptbedürfniß der Gegenwart. Thut nun das ein begabter, weit und breit gelesener Schriftsteller, so sollten wir uns desselben vor Allem dankbar freuen. Immerhin mag dann, wer dazu berufen ist, auch seine Fehler öffentlich rügen; aber die obigen Worte Ihres Missionsmagazins sind etwas ganz anderes, als eine gerechte Rüge.

„Da nun ein Christ den andern bitten darf und soll, wieder gut zu machen, was gegen die Wahrheit und gegen die Liebe gefehlt worden ist, so glaube ich keine Fehlbitte zu thun, wenn ich Sie hiemit ersuche, im nächsten Heft eine Berichtigung zu geben."

In der Antwort auf diese brüderliche Zurechtweisung hat der Herausgeber zuvörderst dem theuern Freunde herzlich gedankt und die Schuld offen bekannt, und dann der Hauptsache nach Folgendes zur Erklärung erwiedert:

„Die erwähnte literarische Anzeige ist — ich bekenne es — unter dem Einfluß einer aufgeregten Stimmung entstanden, die mich die richtige Unterscheidung nicht finden ließ. Ich hatte soeben, nachdem ich zuvor W. Menzels 'Geschichte der letzten vierzig Jahre' gelesen, den Supplementband dazu, 'die Geschichte der neuesten Zeit' vollendet, — eine Lektüre, die mich mehr als einmal in die tiefste Aufregung versetzte. Zwischenhinein las ich immer wieder die A. A. Zeitung, das Ausland ꝛc. mit

ihren oft wahrhaft empörenden Artikeln über die religiöse Seite unsrer Zeit (ich erinnere nur an die Artikel über die Wupperthaler Geistlichkeit, über die Mission in Asien, in der Südsee ꝛc.), und rettete mich dann oft, wie mit einem Gefühl des Erwachens aus schwerem Traum, in die gesunde nüchterne Geschichtsdarstellung der neuesten Zeit von Dittmar. — Da wogte nun die Mannigfaltigkeit der Eindrücke so unruhig in meinem Gemüth durch einander, daß bei jener Anzeige alle peinlichen Empfindungen, welche durch die Zeitungen und die erwähnten Geschichtswerke W. Menzels zugleich in mir geweckt worden waren, chaotisch auf Beides zusammen sich ergossen. Es ist mir leid, durch dieses unterscheidungslose Zusammenwerfen Beider gefehlt zu haben ꝛc."

Missions-Zeitung.

Die Berliner Gesellschaft „zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden" im Jahr 1861.

Dem Jahresbericht dieser Gesellschaft vom Jahr 1862 entnehmen wir Folgendes:

Die Kommittee der Gesellschaft sah im Jahr 1861 zwei Männer aus ihrer Mitte scheiden, die sie mit Stolz und Dank Freunde und Mitarbeiter nannte, Dr. Göschel und Dr. Stahl, beide vom Herrn aus diesem Leben abgerufen. 249 Hülfsvereine unterstützen das Werk der Gesellschaft als ihr eigenes Werk. Das Band der Gemeinschaft mit ihnen hat der Herr erhalten, ja befestigt und gekräftigt. „Welche Handreichung dem Werke von Allen zu Theil geworden, davon liefert die Jahresrechnung den Beweis, soweit sich derselbe in Zahlen darstellen läßt; über die sonstigen Opfer, die unsere Freunde und Brüder auf dem Altar der Mission niedergelegt haben, können wir zwar nicht Buch und Rechnung führen, aber wir haben es wohl gewahren können, daß sie ihre Pflicht nicht versäumt haben, und das ist und bleibt unser Trost je und je, daß wir mit dem uns befohlenen Werke in dem Gebete unserer Lieben ruhen."

Die Einnahme der Gesellschaft im Jahr 1861 betrug 54,403 Thaler, dazu der Ueberschuß vom Jahr 1860 mit Thaler 6591, ergiebt eine Summe von Thl. 61,354. Die Stationen erforderten die Summe von 44,216 Thl. Die Ausgaben in der Heimat und für Passage nach Afrika betrugen 12,172 Thl., so daß die Gesammtausgaben von Thl. 56,388 auch für das Jahr 1862 einen Ueberschuß von 4966 Thl. übrig ließen.

Im Missionsseminar befanden sich im Laufe des Jahres 25 Jünglinge; einer für den Dienst und auf Kosten des Berliner Chinavereins, drei derselben mußten wegen Uebertretung der Hausordnung ausgeschlossen werden. Eine Aussendung neuer Brüder fand dieses Jahr nicht statt. Eine solche war nicht nöthig, da im Jahr 1860 neun Geschwister ausgesandt wurden und zwei neue Arbeiter eintraten, L. Döhne, der, ausgesandt von Berlin und in die Dienste der Bostoner Mission

übergetreten, wieder zurücktrat und nun die heil. Schrift in die Sprache der Zulukaffern übersetzt; und ein früherer Fremdenlegionär am Kap, welcher durch die Brüder erweckt, als Katechet eingetreten ist.

Das Gebiet der Missionsarbeit der Berliner Gesellschaft ist Süd-Afrika.

I. **Kapkolonie** mit drei Stationen.

Die älteste derselben ist Amalienstein, entstanden aus der im Jahr 1816 oder 1817 von der „Südafrikanischen Missionsgesellschaft" gegründeten Gemeinde Zoar, welche vom Jahr 1831 an auf eine Reihe von Jahren der Pflege von Berliner Brüdern übergeben war. Ein Theil der Bewohner von Zoar siedelte sich im Jahr 1856 nach dem eine halbe Stunde entfernten Amalienstein über. Der Platz zählt 658 Einwohner, zumeist Mischlinge aus Europäern und Hottentotten, darunter 460 Getaufte, 232 Kommunikanten. Die Schule, welche von der Regierung eine Unterstützung von 50 Pfd. Sterling genießt, wird von 179 Kindern (65 ungetauft) besucht. Außerdem befindet sich hier eine Erziehungsanstalt für Kinder der Missionare. Die Missionsgesellschaft hat hier einen Grundbesitz von 10,866 Morgen, den sie theils selbst bebaut, theils verpachtet. Ueber den Zustand der Gemeinde schreibt Missionar Schmidt: „Man würde irren, wenn man sich von unserer Gemeinde, die nachgerade zahlreich zu werden beginnt, solch einen Begriff machte, als könnte sie der alten Christenheit zum Muster dienen, z. B. daß hier jedes Glied stets vor Augen hätte, aus welcher Finsterniß es erlöset und welches Heil ihm geschenkt wäre, und deshalb, erfüllt von solcher Gnade, mit ganzer Kraft Den zu lieben strebte, der es so hoch und zuerst geliebet hat. Es ist nicht so. Die ersten Eindrücke verlöschen, Welt und Fleisch melden sich bald wieder und das eitle Herz zeigt immer und immer, daß es trotzig und verzagt ist. Würde man aber umgekehrt sagen, es ist gar keine Erneuerung des Herzens da, und nur der Name verändert, statt Heide Christ, so würde man sich sehr versündigen durch Verwerfung dessen, was Gottes Gnade gewirkt. Es ist wiederum nicht so, sondern das Streben nach Ablegung des alten Menschen und das Gelingen dieses Strebens ist je nach Personen oder Umständen stärker oder schwächer gar wohl wahrzunehmen, und während bei etlichen Lauheit zunimmt, nimmt bei andern Ernst und Eifer zu. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Wir machen bei den Heidengemeinden dieselbe Erfahrung, wie bei uns selbst."

Die Filialgemeinde von Amalienstein ist Ladysmith drei Stunden davon entfernt, seit 1858 Nebenstation, bewohnt von etwa 120 Mischlingen, von welchen 17 zur Gemeinde gehören, mit einer von 44 Kindern besuchten, von der Regierung unterstützten Schule. Zu dem Bau einer Kirche kam es in letzten Jahren. Ueber die Arbeit dort wird geschrieben: „Die Arbeit auf Ladysmith ist durch Gottes Erbarmen auch nicht vergeblich gewesen; sie hat aber daselbst mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, denn nicht allein sind jetzt zwei Branntweinschenken da, die vieles verderben, sondern es giebt auch die weiße Bevölkerung daselbst meist ein solches Vorbild, das nicht geeignet ist, die Heiden nach dem Christenthum verlangend zu machen. Trotzdem treibt der Herr sein Werk allda, obschon es seinen Dienern vieles Seufzen auspreßt."

Etwa 24 Stunden östlich von diesen Stationen liegt die neugegründete Station Anhalt-Schmidt. Die Gesellschaft kaufte 1860 in der Nähe des Dorfs Naerlem sich an und gründete nach dem Wunsche der Leute und unter Zustimmung des das Dorf früher besuchenden Missio-

nars der Londoner Gesellschaft eine Station. Die Gemeinde zählt bis jetzt 35 von demselben getaufte Glieder, auch ist eine Schule mit 68 Kindern im Gange. Im ersten Jahre des Bestehens der Station hatte der Missionar der Gesellschaft mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt; es hat sich jedoch schon manches in Ordnung und Regel bringen lassen. — Die drei Stationen in der Kapkolonie wurden neben einem eingebornen Lehrer bedient von europäischen Missionaren, von denen zwei ordinirt sind, zwei als Katechisten und Lehrer, zwei als Laien Hülfe leisten; sie zählen 512 Getaufte, 249 Kommunikanten und 291 Schüler.

II. Im **brittischen Kafferland** (British Kaffraria) hat die Gesellschaft wiederum drei Stationen:

In Bethel ließ sich zuerst 1837 ein Missionar bei dem Häuptling Gazela nieder; 1847 und 1850 im Krieg zerstört, wurde die Station 1852 zum dritten Mal wieder aufgebaut und zählt jetzt 56 Gemeindeglieder, 36 Kommunikanten und etwa 60 Kinder in der Schule. Die kleine Gemeinde ist besonders schwer durch Rückfälle betroffen worden; der Missionar klagt: „Welche Betrübniß ergreift uns, wenn wir in unserm Taufbuche 142 Getaufte aufgezeichnet finden, von denen etwa noch fünfzig hier sind. Wenige sind heimgegangen, die Meisten haben sich in alle vier Winde zerstreut, haben der Mutter, die sie geboren, genährt und gepflegt, den Rücken gekehrt. Schaut doch und sehet, ob irgend ein Schmerz sei, wie mein Schmerz, der mich betroffen hat! Die Zahl der Taufkandidaten beträgt neun, alle in dem Alter, wo das Fleisch ganz besonders seine Herrschaft erweist. Ob sie werden zum Ziel gelangen? Herr, hilf dazu!" — Doch brachte die kleine Gemeinde für Kirche, Schule und Mission im Jahr 1860 etwa 120 Thl. auf.

In der Nähe dieser Station ist die von Soldaten der Fremdenlegion angelegte deutsche Kolonie Stutterheim. Diesen deutschen Landsleuten sind die Missionare nach Kräften Leibes- und Seelenärzte gewesen; auch ist es möglich geworden, eine Schule für deutsche Kinder einzurichten.

Wartburg, drei Stunden nördlich von Bethel, 1855 angelegt, zählt 38 Gemeindeglieder, 22 Kommunikanten und 117 Kinder. — „Ein Jahr der Reinigung und Läuterung, der Prüfung und Sichtung" ist über die Gemeinde gegangen. „Es waren im Ganzen dieselben Erscheinungen, wie auf dem benachbarten Bethel: Soff und Unzucht brachten die Gemeindeglieder zum Fall." „Es war geistliche Sattheit und Sicherheit eingetreten," schreibt Rein. „Dieselbe äußerte sich einerseits in Abnahme der häuslichen Erbauung der Gläubigen, andererseits in leidenschaftlicher Liebe zur Jagd und dem Ueberhandnehmen des Kafferbiertrinkens in Gemeinschaft mit den hiesigen Heiden. Doch zeigte sich gegen das Ende des Jahres in der Gemeinde selbst eine gewisse Umkehr zum Bessern, wie es bei einem Abendmahl eine Kafferfrau dahin aussprach: 'Wie ist es doch jetzt anders mit uns, wenn wir in der Kirche sind! Wir saßen da, als ob wir keine Ohren hätten; aber jetzt hören und vernehmen wir, und das Wort bringt in die Herzen.'"

Erfreulich lauten die Berichte über Petersberg (gegründet 1857, gegenwärtig mit 38 Gliedern, 20 Kommunikanten und 52 Kindern in der Schule). Br. Liefeldt ist mit der Haltung der Gemeinde wie der Heiden auf der Station im Ganzen zufrieden. Er schreibt von einer Tauffeier von sechs Seelen: „Die Gemeinde der jungen Christen lobte Gott aus Herzens Grunde, daß das Reich Gottes um sechs Seelen, drei Erwachsene

und drei Kinder, durch das Bad der heiligen Taufe zunahm. Aber auch die Heiden, was mir freilich unerklärlich ist und bleibt, freuen sich stets bei solcher Gelegenheit. Sie kehren das alte Lied um; rufen zuvor Kreuzige, Kreuzige, am Taufstage selbst aber Hosianna! — Unser alter Kaffer, das junge Kind Gottes, bei seinem Eintritte in das Gnadenreich Simeon genannt, ist wohl gegen hundert Jahre alt, aber recht frisch und fröhlich im Geiste und sagt von sich selbst: 'Nun will ich gern sterben, denn ich habe gefunden, was meine Seele sucht.'" —

Diese drei Stationen von britisch Kaffraria, sämtlich von Angehörigen des Stammes der Osa-Kaffern bewohnt, haben äußerlich ein ungestörtes und friedliches Bestehen gehabt; die Zeit der Kafferkriege scheint vorüber und ein sicherer Boden der Kolonie gewonnen. Aber damit erheben sich für die Mission neue Schwierigkeiten. Sie werden bedient von zwei eingebornen Lehrern und vier europäischen Missionaren (drei ordinirte) sowie einer europäischen Lehrerin, und zählen 132 Gemeindeglieder (darunter 78 Kommunikanten) und 229 Schulkinder.

III. Die **Natalkolonie** zählt drei Stationen unter den Zulukaffern.

Emmaus gegründet 1847. „Verhältnißmäßig wenig Leute im Gottesdienst. Die unter dem Heidenthum und seiner Plage soviel geplagten und seufzenden Weiber sind es gerade, die dem Worte am hartnäckigsten zuwider sind, und durch welche der Satan eine besondere Macht dem Evangelio entgegenstellt. Wie oft habe ich es schon von diesem und jenem gehört, daß er wohl auf der Schule wohnen möchte, aber er könne sein Weib nicht dazu bewegen."

Stendal, wie Emmaus im nördlichen Theile des Natallandes gelegen, gegründet 1860. „Das Missionswerk liegt hier noch in großer Schwachheit. Die Station ist erst im vorigen Jahre bezogen; die dort wohnenden Kaffern sind von Anfang an gegen das Wort Gottes eingenommen worden, und Br. Neuhaus, der der Station vorsteht, ist ein Anfänger, dessen Kräfte im Kampfe gegen die hier vorliegenden, nicht unbedeutenden Schwierigkeiten erst wachsen müssen." „Um die Mitte des November sahen wir uns genöthigt, die Leute mit großem Ernste und Androhung der Verjagung vom Platze zum ferneren Besuche der Kirche zu bewegen. Seitdem haben wir so viel Zuhörer, wie nie zuvor. Während wir am Schlusse des vorigen Halbjahres uns freuten, wenn wir bis fünfzig Zuhörer hatten, zählen wir seit dem 24. Nov. bis hundert und darüber, so daß uns diese Arbeit wieder eine rechte Lust ist. — Im Allgemeinen nahmen wir auch einen Eindruck wahr, den die Verkündigung des Wortes Gottes macht. Wir finden fast ohne Ausnahme mehr Ehrfurcht vor dem Worte Gottes als früher. Dazu scheinen die Leute nicht mehr so eine erschreckliche Angst vor dem Besuche des Gottesdienstes zu haben, wie früher, was besonders den Weibern anzumerken ist. Auch haben wir oft die Freude, daß die Leute aus der Predigt etwas behalten haben."

(Schluß folgt.)

Erinnerungen
an
Dr. Christian Gottlob Barth.

Wenn wir uns anschicken, einige Züge aus dem Leben des theuern Mannes zu zeichnen, der uns am 12. November des vorigen Jahres nach langer und schwerer Krankheit durch den Tod entrissen ward, und dessen Wirken von so großer und folgenreicher Bedeutung für die Reichssache Gottes in allen Ländern der Erde gewesen ist, so ist es dabei von ferne nicht unsre Absicht, eine — wenn auch noch so fragmentarische — geschichtliche Darstellung seines äußeren oder inneren Entwicklungsganges zu geben. Verschiedene Blätter in Deutschland, in der Schweiz und in England haben dieß zu thun versucht, ein jedes in seiner Weise, indem sie mehr oder weniger umfassende Umrisse aus dem Leben des Vollendeten gaben; auch ist zu erwarten, daß in nicht ferner Zeit von treuer und erfahrener Freundeshand ein vollständiges Bild seines Lebens, so weit dieß überhaupt möglich ist, erscheinen werde. Was wir aber in den folgenden Blättern geben möchten, ist eine kleine Sammlung von „Erinnerungen" größtentheils aus dem persönlichen Umgang mit dem seligen Freunde; und wenn es bei einem so reichen Leben und Wirken, wie das unsres Entschlafenen war, sich wohl der Mühe lohnt, daß ein Jeder, der mit ihm näher verbunden war, nach dem Maaß seiner Gabe die Eindrücke wiederzugeben versuche, die er von ihm empfangen hat, so darf der Herausgeber des Missionsmagazins, der bei seiner Arbeit so vieles an Rath, Belehrung, Ermunterung und Zurechtweisung ihm verdankte, darin nicht wohl zurückbleiben. Doch gilt es ja nicht etwa blos, dem theuern vollendeten Freunde ein Ge-

dächtniß der Liebe und des Dankes zu stiften, sondern viel wichtiger ist es, daß wir selbst, die Ueberlebenden, uns durch das Anschauen dieses edlen Knechtes Gottes und seines Glaubens- und Liebeslebens zu neuem Eifer für die Sache Gottes stärken lassen und seiner Treue folgen lernen, wie er Christo gefolgt ist.

Es ist uns vergönnt, diesen Mittheilungen einen Lebensabriß voranstellen zu dürfen, den der Entschlafene selbst Anfang 1825 verfaßt und bei seiner Investitur in der Kirche zu Möttlingen vorgetragen hat. Er lautet also: —

„Aus meinem Lebenslauf.

„Lasset mich euch Einiges aus meiner Lebensgeschichte mittheilen. Zwar mein äußeres Leben bietet keine großen und merkwürdigen Ereignisse dar, und was von meiner innern Geschichte das Lehrreichere wäre, das taugt nicht zu einer so öffentlichen Mittheilung; allein schon ein allgemeines Zeugniß von der Gnadenarbeit des Geistes Gottes und von seinen bewahrenden Führungen ist ja wichtig genug, um unsre Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke in Anspruch zu nehmen. Denn ich muß es gleich zu Anfang laut bekennen, daß mein ganzer Lebenslauf Eine Kette von Wohlthaten und Erbarmungen Gottes gewesen ist, und daß ich weder anfangen noch enden kann, Seine Vatertreue an mir würdig zu preisen. Wenn ich dann erst der unerkannten Wohlthaten gedenke, der Rettungen aus unsichtbarer Anfechtung, der Verheißungen, die Er noch an mir erfüllen wird, so beuge ich mich vor Ihm in den Staub und danke Ihm von ganzem Herzen im Rath der Frommen und in der Gemeinde. — Ich bin geboren in Stuttgart den 31. Juli 1799. Meine Eltern, Chr. Fr. Barth, Maler daselbst, und Beate geb. Engelmann, geleiteten ihren Erstgebornen mit Gebet in dieses arme Erdenleben. Was Josua vor dem Volke gelobte: Ich aber und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen — das war auch ihr Wahlspruch, und so sparten sie keine Mühe, ihre Kinder Dem im täglichen Gebet an Sein treues Vaterherz zu legen, dem sie von Rechtswegen angehören, und sie aufzuziehen in der Schule der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Den ersten Schulunterricht genoß ich bei meinem Taufpathen, dem seligen Schullehrer Gundert in Stuttgart, einem treuen frommen Mann, dem das ewige Wohl der ihm anvertrauten Lämmer sehr am Herzen lag. In meinem elften Jahr wurde ich mit zwei Geschwistern ein vaterloser Waise. Ehe ich ihm seine Treue recht danken konnte, gieng

mein seliger Vater hinüber in das Land des Friedens. Es ist mir eine angenehme Pflicht, ihm hier noch öffentlich das Zeugniß des innigsten Dankes für alle seine Liebe darzubringen. Er war ein rechter glaubensvoll reger Theilnehmer am Reiche Gottes. Seine großen Naturgaben waren durch seine lebendige Erkenntniß und Erfahrung des Wortes Gottes geheiligt. Oft stand er hier in diesem Hause und hörte die evangelischen Zeugnisse der Diener Gottes Machtolf und Groß. Freilich dachte er damals nicht von ferne daran, daß einst sein Sohn würde gewürdigt werden, der Nachfolger dieser ausgezeichneten Zeugen zu sein. Und doch hat es der Herr nach Seinem unbegreiflichen Rathschluß also geführt. — Nach dem Tode des seligen Vaters besuchte ich sieben Jahre lang die mittlern und obern Abtheilungen des Gymnasiums in Stuttgart und genoß von den dortigen Lehrern viel Unterstützung und Aufmunterung. Mit dankbarer Achtung nenne ich nur die Namen des Präzeptors Werner und der Professoren Roth und Klaiber, von denen beide Erstere schon aus der Zeit gegangen sind. Der erste würdigte mich seiner besondern Aufsicht und Unterweisung und gab den ersten Anstoß, daß ich mich dem geistlichen Stande widmen sollte. Während dieser Zeit und bis auf diese Stunde hatte ich es im reichsten Maaße und auf die augenscheinlichste Weise zu erfahren, daß Gott der Vater der Waisen ist, und ob ich gleich durch jugendlichen Leichtsinn und Eigensinn meines von Natur bösen Herzens Ihn oft beleidigt, zog Er doch Seine Hand nicht von mir ab. Er gab mir treue, weise, väterliche Freunde an die Seite und ließ namentlich Einen unter ihnen, meinen lieben Oheim, Hofkammerküfer Engelmann in Stuttgart, volle Vaterstelle an mir vertreten. Du, Herr, wollest ihm und Allen ihre Liebe vergelten hier und dort!

„Im Herbst 1817 wurde ich durch die Gnade des Königs in das theologische Seminar zu Tübingen aufgenommen und fieng nun an, unter Anleitung meiner verehrten Lehrer, der Professoren Jäger, Eschenmayer, Flatt, Bengel, Steudel, Wurm, Schmid, mich für das Amt zu bilden und vorzubereiten, das die Versöhnung predigt. Mit innerer Beschämung und Demüthigung blicke ich freilich auf manche während dieser Zeit versäumte und verträumte Stunde, auf manche Abweichung von dem Wege, welchen ein Jüngling unsträflich gehen soll, zurück; aber doch darf ich es hier nicht vergessen, das Erbarmen Gottes zu rühmen, das in so mancher Hinsicht

meinen Weg bewahrt und verzäunt hat. Während so Manche an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten haben, führte mich der Herr immer tiefer in die Erkenntniß Seines Wortes hinein und ließ mich nach Seiner Weisheit mit solchen Männern in Bekanntschaft kommen, die vom Geiste Gottes gelehret waren. Ich nenne nur einen Einzigen, den im vorigen Monat heimgegangenen Professor Kanne in Erlangen, der mir durch seine Schriften und Briefe zu großer Aufmunterung war. So konnte ich, obgleich durch manche Zweifel hindurch, die aber nur zum Festermachen dienten, meinen Glauben bewahren, daß die Bibel Gottes Wort sei und Jesus Christus Gottes Sohn, daß wir böse seien von Natur und durch den heiligen Geist wiedergeboren werden müssen, wenn wir selig werden wollen. Das war Gottes Werk in mir, daß ich das glauben konnte und noch glaube und ewig glauben werde. Dabei kam mir noch das sehr zu statten, daß ich damals unter den Studirenden viele Freunde hatte [Ludwig Hofacker, Knapp, Passavant, J. von Brunn, Joh. und Emanuel Burckhardt ꝛc.], die durch dieselbe Gnade ergriffen und getrieben waren, die Wahrheit in Jesu Christo zu suchen. Diese Verbindung hatte einen Segen, der auch jetzt noch bleibt, da wir in alle Gegenden von Deutschland und der Schweiz zerstreut sind und ein jeder nach der Gnade, die ihm gegeben ist, sein evangelisches Zeugniß predigt.

„In den vier Jahren meines Aufenthalts in Tübingen hatte ich manche Gelegenheit, mich auf dem Lande im Predigen zu üben. Ich gedenke besonders der Gemeinde Dußlingen, welcher ich oft während der Krankheit ihres nun heimgegangenen treuen Pfarrers Weismann das Wort Gottes gepredigt habe in großer Schwachheit. Ich erinnere mich überdieß an mehr als vierzig Gemeinden, denen ich in den letzten sieben Jahren das Evangelium zu predigen Gelegenheit hatte, und mit denen ich in einen geistigen Bund eben dadurch getreten bin. Denn ich weiß, daß sie für mich beten, und es ist mir sehr tröstlich, das zu wissen; ob ich gleich auf der andern Seite die Pflicht meiner Fürbitte für sie nicht immer ernstlich genug erfüllt habe. — Im Herbst 1821 wurde ich dem Pfarrer Dornfeld in Neckarweihingen (Diöcese Ludwigsburg), der nun auch in der Ewigkeit ist, als Vikar beigegeben und fieng nun an, mit den Geschäften der Seelsorge bekannter zu werden. Eben damit wurde mir aber auch das schwere Gewicht dieses Amts immer mehr aufgedeckt, und ich fühlte mich getrieben, Einen aufzusuchen, der es mir tragen helfe. Auf Golgatha

habe ich Ihn gefunden. Der Aufenthalt in Neckarweihingen war wenigstens für mein Herz gesegnet, er war aber nicht von langer Dauer. Nach dreizehn Wochen wurde ich als Stadt-Pfarramtsverweser nach Dornhan (Diöcese Sulz) versetzt. Hier hatte ich eine neue Schule und es gab Manches zu lernen. Der Herr war aber so gnädig, Seinem Wort Eingang zu verschaffen und manche hungrige Seele mit demselben zu speisen. Nach elf Wochen, da die Stelle wieder besetzt war, wurde ich angewiesen, das Vikariat in Plochingen zu beziehen. Allein da der dortige Pfarrer einen Andern verlangte, so blieb ich sechs Wochen in Stuttgart ohne eine Anstellung zu haben. In dieser Zeit erstand ich denn auch das Dienst-Examen bei dem königlichen Consistorium in Stuttgart und sammelte neue Kräfte auf die bevorstehende arbeitsvolle Zeit. Am 18. Juni 1822 wurde ich als Pfarr-Amtsverweser nach Effringen und Schönbrunn versetzt, welche beide Gemeinden zu Einer Pfarrei vereinigt sind und in den Dekanatsbezirk Nagold gehören. Von mehr als einer Seite aus betrachtet war der Standpunkt in dieser Gemeinde sehr schwierig, und es gehörte Kraft und Weisheit und Geduld von Oben dazu, um nicht dem Werk des Herrn Schaden zu thun. Ungeachtet ich es übernommen hatte, jeden Sonntag vier Mal Gottesdienst zu halten, oft drei und vier Mal an einem Tag zu predigen, so ließ Er doch meine Gesundheit keinen Schaden leiden und schenkte auch immer wieder einen offenen Born in Seinem Wort. Von Früchten einer beinah zweijährigen Arbeit in dieser Gemeinde kann ich freilich nicht viel sagen, doch muß ich es zu Seiner Ehre bekennen, daß sich der liebe Heiland immer zu seinem Knecht freundlich bekannte, so oft ich Ihn um Hilfe und Segen anflehte. Mehrmals hat Er sich auf wunderbare Weise zu Seinem Wort bekannt, und auch bei den unfruchtbarscheinenden Bemühungen halte ich mich an Seine Verheißung, daß Sein Wort nicht leer zurückkommen soll, sondern soll ausrichten, wozu Er es sendet. Ich habe während meines Aufenthalts in Effringen viele wahrhaft gesegnete Stunden erlebt und von beiden Gemeinden sehr viel Liebe genossen, was ich nie vergessen werde. Vielmehr bitte ich unsern Herrn Jesus Christus, daß Er sie segnen wolle mit vielem geistlichen Segen in himmlischen Gütern, und wolle sie wachsen und stark werden lassen in allen Stücken an Ihm, der das Haupt ist.

„Im Frühling des vorigen Jahres entschloß ich mich auf eignen Antrieb und Anrathen vieler Freunde, mit königlicher Erlaubniß und

Unterstützung eine halbjährige Reise nach Norddeutschland zu unternehmen, nachdem ich schon vorher mehrere kleine Reisen nach Baiern, Hessen und in die Schweiz gemacht hatte. Der Zweck dieser Reise war hauptsächlich der: ausgezeichnete Prediger in Deutschland kennen zu lernen und zu hören, und dadurch von der großen Kunst, den Menschen an's Herz zu reden, ein Stücklein weiter zu lernen. Dabei war es mir natürlich auch von großer Wichtigkeit, überall zu bemerken, wie sich das Reich Gottes an andern Orten gestalte. Mein Weg gieng durch Baiern, Sachsen, Preußen, Westphalen in die Niederlande, von da nach Holland bis an die Nordsee, und dann zurück, am Rheinstrom herauf durch das Elsaß und die Schweiz wieder nach Haus. Wie viel gnädige Bewahrung Gottes von innen und außen auf dieser Reise von beinah 700 Stunden mir zu Theil geworden sei, kann ich im Einzelnen nicht beschreiben, nur im Allgemeinen rühmen, und ebenso den reichen und manchfachen Segen, den Er mir nirgends hat fehlen lassen. Mit vielen Jüngern des Herrn habe ich eine Verbindung angeknüpft, die für die Ewigkeit geschlossen ist und ihren größten Segen erst dort offenbaren wird, wo die Früchte der stillen Fürbitte und überhaupt eines auf Christum gegründeten Bundes ans Licht treten werden. Uebrigens habe ich es in der Hauptsache ebenso gefunden, wie bei uns. Die Welt ist überall gleich, dahingegeben durch eigne Schuld in die Finsterniß, fortgerissen von ihrem besinnungslosen Leichtsinn auf einem Wege, der ins Verderben führt. Das Evangelium ist überall eine Gotteskraft, selig zu machen, die daran glauben, und nirgends habe ich gefunden, daß die Menschen in Preußen oder Holland oder Frankreich einen andern Weg zur Herzensruhe und zum Himmel entdeckt hätten, als den Weg des Glaubens an den Gekreuzigten, den Weg der Wiedergeburt. Und wo ich aufgefordert wurde zu predigen, da sagte ich den Leuten, daß ich auch nichts Neues wüßte, und daß man bei uns in Würtemberg es ebenso mache, wenn man ernstlich wünsche, selig zu werden. Zugleich hatte ich aber auch viele Gelegenheit, zu beobachten, wie sich der Herr in unsern Tagen aufgemacht hat, noch recht Viele für Sein Reich zu gewinnen, und sehr oft wurde ich innig beschämt durch die ernstliche und thätige Liebe zu Jesu, die ich an vielen Orten wahrnehmen konnte. Nachdem ich im Dezember vorigen Jahrs von meiner Reise zurückgekommen war, stand es nur acht Tage an, bis mir diese Gemeinde übertragen wurde. Unser gegenseitiges Zutrauen wurde

von dem Herrn der Gemeinden bestätigt, und ich lebe der vollen Zuversicht, daß Er es ist, der uns zusammengeführt hat, und hat uns einen Bund für die Ewigkeit schließen lassen. Es müßte mir bange werden bei dem Gedanken, eine Gemeinde von fast 800 Seelen meinem Hirtenstab anvertraut zu sehen, wenn mir nicht der Blick offen stünde in eine so große Reihe von lieblichen und wunderbaren Erfahrungen, die ich in den verflossenen 26 Jahren von der treuen Durchhilfe des Herrn machen durfte; der Blick in das erbarmende Hirtenherz Jesu, der Blick in Seine theuern Verheißungen, da Er spricht: Ich will mich meiner Heerde selbst annehmen und des Schwachen warten; Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende; der Geist wird euch in alle Wahrheit leiten; die Pforten der Hölle sollen meine Kirche nicht überwältigen!

„So stehe ich denn heute vor dir, o Gemeinde des Herrn, im ganzen Gefühl meiner Schwachheit und Untüchtigkeit, aber auch im Gefühl der Nähe und Stärke des Herrn. Ich kann dir nichts versprechen, als im Glauben an das Wort der Verheißung das: daß die Gnade mich nicht wird unfruchtbar sein lassen in Eurer Mitte. Es wird viel darauf ankommen, wie ernstlich Ihr für mich beten werdet, daß ich Euch das Wort Gottes in Wahrheit verkündigen kann und unter Euch wandle als ein brennend und scheinend Licht. So werde denn dieser Tag ein Tag des Segens für mich und Euch, dessen wir uns einst in der Ewigkeit mit unvergänglicher Freude erinnern können."

Es war etwa fünf Jahre nach diesem seinem feierlichen Amtsantritt, daß ich zum ersten Mal als junger Student, in Begleitung eines gleichgesinnten Freundes und Studiengenossen, den seligen Barth in seinem freundlichen Pfarrhause zu Möttlingen besuchte. Der herzliche längstbestehende Zusammenhang meines Elternhauses mit der trefflichen Mutter Barths, die übrigens etwa ein Jahr zuvor (1828) in die ewige Ruhe eingegangen war, dazu die engere Herzensverbindung meiner theuern, nun auch entschlafenen Schwester mit dessen glaubensstarker Schwester Beate, die damals dem jungen Pfarrer die Haushaltung besorgte, gaben ein gewisses Recht zu solchem Besuch. Aber als lebendiger Antrieb dazu wirkte die damals weitverbreitete Kunde von seinem kühnen muthigen Auftreten in Schrift und Wort für die Sache des Reiches Gottes und für die lautere evangelische Wahrheit.

Dazu kam der Ruf von seinem ungewöhnlichen, originalen und die Jugend fesselnden Wesen, von der Eigenthümlichkeit seines Junggesellenhaushalts und von dem, was sonst noch von Lehrreichem und Interessantem in seiner Pfarrwohnung sich fände. Der Empfang war so herzlich, als wären wir längst seine Freunde gewesen. Oben an der Treppe stand der vollkräftige, hochgewachsene, wohlproportionirte Mann, angethan im weiten Schlafrock, die langen schwarzen Haare bis auf den Nacken herab wallend, die schönen beobachtenden Augen hinter der Brille vorblitzend, und im wohlwollenden Munde die unvermeidliche lange Pfeife. Schlafrock und Tabakspfeife waren uns Bürgen, daß wir, aller Steifheit und Befangenheit entledigt, uns hier zu Hause fühlen dürften. Als aber vollends bald nachher der muntre Pfarrherr aus einer Nebenstube mit zwei andern Schlafröcken und zwei der seinigen ganz ebenbürtigen Pfeifen daherkam und mit einer keine Widerrede zulassenden Bestimmtheit uns zurief: „Da! Bequem machen!" da schwand die letzte straffe Falte von Befangenheit aus unsrem Herzen.

Der Abend wurde ganz uns gewidmet. Man sprach über Tübingen und das theologische Studium, und es gehört mit zu den Eindrücken, die aus jenem weit hinter mir liegenden Gespräch in meinem Gedächtniß geblieben sind, daß er (wie er es sonst in gleichen Fällen immer zu thun pflegte, s. Calwerblatt 1863 Nr. 1) bei uns Beiden darauf drang, es nicht auf „multa", sondern auf „multum" anzulegen, überhaupt „lieber Weniges zu studiren und das recht, — was er durch eigenen Schaden gelernt habe." Man redete von seinen trefflichen Vorgängern im Amt, einem Machtolf und Groß, von denen Barth uns eine Reihe lehrreicher Anekdoten erzählte. Er zeigte und erklärte uns die Kuriositäten aus der Heidenwelt, dergleichen er damals schon etliche gesammelt hatte, den Missionsglobus, den er selbst verfertigt, eine Anzahl Portraits von bedeutenderen Missionaren, von ihm selbst unter Glas gebracht, auch das von ihm zu Herrnhut in Oel gemalte Bild, das in sinniger Weise darstellt, wie zu dem in der Mitte thronenden verklärten Heiland Leute von allen Nationen und Farben anbetend hinzunahen, und legte uns endlich die Mappe vor, in welcher eine ganze Reihe von selbstgezeichneten Brustbildern solcher Männer sich befand, die er auf seiner Reise kennen gelernt. Darüber war es fast Mitternacht geworden, und wir zogen uns endlich, voll der empfangenen Eindrücke, in das uns angewie-

sene obere Stübchen zurück. Der frühe Morgen aber war es, der uns den bleibendsten Eindruck bringen sollte.

Es war frühe zwischen vier und fünf Uhr, — wir lagen von der Wanderung des vorigen Tages ermüdet noch in tiefem Schlaf, — als vom mittleren Hausflur herauf in tiefen vollen sonoren Tönen der Morgenwächterruf uns weckte:

Wohlauf im Namen Jesu Christ!
Der helle Tag vorhanden ist;
Der Tag vertreibt die finstre Nacht:
Wohlauf, ihr Christen, seid munter und wacht,
Und lobet Gott den Herren!

Es war Barth, der unter der Thüre seiner Studirstube stehend durch ein gewaltiges, fast mannshohes Sprachrohr diesen Morgengruß uns heraufsandte. Es wird mir jenes Erwachen in unvergeßlicher Erinnerung bleiben. Denn in dieser eigenthümlichen Scene, in diesem denkwürdigen Morgenwächterruf, der die Träumer und Schläfer zum vorhandenen hellen Tag erweckte, lag ja ein wunderbar ausdrucksvolles Sinnbild der großen Lebensaufgabe, zu der sich Barth in Mitten seiner Zeit und seines Geschlechts von Gott berufen fühlte — einer Aufgabe, die er auch sein Leben lang mit der ganzen Kraft und Ausdauer seines Wesens zu erfüllen bemüht war. Er hat es wie Wenige verstanden, durch Wort und Schrift seine Zeitgenossen vom trägen Schlaf zu erwecken, die Gaben und Kräfte eines Jeden, der in seinen Bereich kam, wachzurufen und in Bewegung zu setzen, und Alle an den Tag, „der vorhanden ist", und an das Tagewerk, das der Einzelne im großen Organismus des Ganzen auszurichten habe, zu erinnern.

Im Lauf der vielen Jahre, die seitdem dahingegangen sind, habe ich den unvergeßlichen Freund vielmals in Calw, wohin er 1838 mit Aufgeben seiner Pfarrei übersiedelte, besucht, durchlebte mit ihm seit 1836 die ganze Reihe der Missionsfestwochen in Basel, traf mit ihm an den verschiedensten Orten, bald bei Missions- und Bibelfesten, bald bei Konferenzen und andern Gelegenheiten zusammen, durfte mit ihm eine sechswöchige Reise nach England zu den religiösen Maiversammlungen machen und brachte noch drei unvergeßliche Tage im Herbst 1861, da er schon in hohem Grade leidend war, — es war das letzte Mal, daß ich sein Angesicht sah, — mit ihm im schönen Lichtenthal (bei Baden-Baden) zu. Immer und überall aber schien

sich der Weckruf aus seinem Munde zu wiederholen: Wohlauf, ihr Christen, seid munter und wacht! Man konnte sich in seiner Gegenwart des Gefühls der Schaam oft nicht erwehren, — der Schaam darüber, daß man viel zu schlaff und träge sei in dem Werk des Herrn. Es schien von ihm unwillkührlich ein Antrieb auszugehen, der alle Kräfte aus dem Schlummer wecken und zur Thätigkeit stacheln wollte. Und bei wie vielen seiner Freunde wußte er verborgene Gaben zu wecken und zu entfalten, die vielleicht sonst brach gelegen wären, wie manche wußte er zu Arbeiten anzustacheln, die ohne seinen Wächterruf nie zu Stande gekommen wären! Eine ganze Reihe der besten Schriften, die durch den Calwer Verlagsverein veröffentlicht wurden, und die jetzt ein theures Gemeingut der ganzen evangelischen Kirche sind, haben ihr Entstehen nur dem aus dem Schlaf weckenden Morgenwächterlied unsres seligen Freundes zu verdanken.

Wer den Entschlafenen daheim oder auf Reisen zu beobachten Gelegenheit hatte, der konnte zu dem Glauben sich verleitet fühlen, als lebe Barth in einer gewissen Opulenz und habe über nicht unbedeutende Mittel zu verfügen. In seinem Haushalt war zwar Alles bürgerlich einfach; aber es fanden sich drei bis vier Gastzimmer immer zur Aufnahme von Gästen bereit, und die ganze Einrichtung derselben war ausgewählt und liberal. Wir waren einmal nicht weniger als acht Personen, die insgesammt in seinem Hause untadelig beherbergt und trefflich versorgt waren. Der Tisch war stets reichlich besetzt, und es fehlte nicht an extraordinären Gerichten, die auf die Tafel kamen. Als Samuel Gobat eben als frisch installirter Bischof von Jerusalem von England her nach Calw kam, wurden die befreundeten Pfarrer der Umgegend und wer gerade von näheren Freunden aufzutreiben war, zu einem großen Gastmahl zusammengeladen und von Barth traktirt. Es ward aufgetragen, was Küche und Keller vermochten. Als Nachtisch kamen Feigen von Smyrna, Datteln von Kairo, Mandeln aus Jerusalem; es wurde der feinste Mokka-Kaffee servirt, es erschienen Weinflaschen vom Libanon und Konstantia vom Kap der guten Hoffnung. Die edelsten Havannah-Cigarren wurden herumgeboten. Wiederum während unsres Aufenthalts in England wurden die Einkäufe auf den letzten Tag vor der Rückkehr verschoben. Aber dann mußte ein befreundeter, in der Weltstadt

trefflich bewanderter Kaufmann Morgens gegen zehn Uhr mit in die Droschke sitzen, und nun giengs bis zum Einbruch der Nacht von einem Ende Londons zum andern, um in den verschiedensten Magazinen die Einkäufe zu machen. Englische Stahlwaaren jeder Art, feine Papeteriesachen, Quincailleriewaaren der mannigfaltigsten Auswahl, elegante Bücher und Miniaturbüchlein in geschmackvollem Einband und was dergleichen mehr war, wurden eingekauft. Ja, auf der Heimreise wurde in Paris eine der ersten Confiserien besucht und ausgebeutet, und als wir mit dem Schnellzug durch die Champagne nach Straßburg fuhren, wurde bei einer der Städte, die wir passirten, und die durch ihre trefflich präparirten Johannisbeeren berühmt ist, noch eine Lade mit solchen Leckerbissen von den Feilbietenden erstanden. Fragte ihn aber Einer verwundert, wozu das Alles dienen sollte, so wies er ihn mit der trockenen Antwort zurück: „Wenn man dich darüber frägt, so sage nur, du wissest es nicht." Aber das Geheimniß von alle dem war nicht schwer zu errathen. Während die köstlichen Dinge, mit denen er bei festlichen Anlässen seine Gäste regalirte, ihm von Freunden, deren er so viele in allen Welttheilen zählte, aus Dank und Liebe waren zugesandt worden, genoß er selbst davon nichts, sondern bewahrte es auf für Solche, die er ehren und erfreuen wollte; und während er für seine Freunde — Alte und Junge, Hohe und Niedere — keine Ausgabe scheute, um sie mit sinnigen Gaben überraschen zu können, lebte er für sich selbst arm und gering, und entzog sich nicht selten das Nothwendige, um nur nach allen Seiten hin Freude und Liebe ausstreuen zu können. Man weiß, daß sein ganzer Hausrath, wohl mit geringer Ausnahme, aus dem Nachlaß seines nicht wohlhabenden Elternhauses bestand; daß er selbst Jahrzehnte lang in einer aus Bast geflochtenen Hängematte schlief, die er am Abend aufhieng und am Morgen zusammenrollte; daß er daheim das einfachste mäßigste Leben führte, und auch bei großen und üppigen Gastmählern, mit denen seine Freunde da und dort ihn ehren wollten, bald seinen Teller auf die Seite schob und mit keinem Zureden zu bewegen war, noch weiter etwas zu genießen.

Zuweilen mochte es wohl auch geschehen, daß er wirklichen Mangel litt. Einmal geschah es, — es war noch in Möttlingen — daß sein Haus seit Wochen von Gästen nicht mehr leer geworden war. Darüber aber war das Brod im Kasten völlig ausgegangen und auch die Kasse so entblößt geworden, daß er nicht im Stande

war, beim Bäcker im Dorfe ein Stückchen Brods zu kaufen. Nach langem innerem Kampfe geht er zu einem ihm näher stehenden Bekannten und bittet ihn um ein Darlehen von etlichen Gulden. Dieser aber bekennt ihm, daß er selbst nichts habe. Daraus erkennt Barth, daß der Herr ihm auf andere Weise zu helfen gesonnen sei, und legt sich noch ernstlicher aufs Beten. Kaum ist er nach Hause gekommen, so bringt ihm der Bote ein Paket mit Geld von der edeln Herzogin von Würtemberg, die in einem eigenhändigen Schreiben ihm erklärt: sie wisse, daß er vieles für Andere thue und dadurch vielleicht sich selbst in Verlegenheit bringe; da habe sie nun keine Ruhe mehr gefunden, bis sie die mitfolgende Gabe zusammengepackt und der Post übergeben habe. Am folgenden Sonntag redet Barth in der Kinderlehre vom Glauben und legt dabei die Strophe zu Grunde:

Wenn Einer nichts als glauben kann,
So kann er Alles machen.

„Kann er auch Geld machen?" fragt er die Kinder. Und als diese etwas betroffen schwiegen, erklärt er ihnen, daß er aus eigener Erfahrung bezeugen könne: wer Glauben habe, könne auch Geld machen. — Der Mann aber, der so viel gearbeitet, der unzähligen Freunden auf Kosten seiner Kraft, seiner Ruhe und seiner Habe so viel Freude bereitet, der Zehntausende für die Mission und andere Zwecke des Reiches Gottes gesammelt und vertheilt, der ganze Länder der Christenheit und der Heidenwelt mit den edelsten Schätzen erfüllt hat, der hinterließ bei seinem Tode die Summe von — einigen hundert Gulden!

Barth besaß bis in das letzte Jahrzehnt seines Lebens eine zähe, fast unverwüstliche Kraft und Gesundheit und vermochte Anstrengungen und Entbehrungen zu ertragen, wie es nur Wenigen möglich ist. Speise und Trank bedurfte er dabei sehr wenig. Auf der Reise nach England, wo wir Uebrigen uns in der Regel für die Fahrt eines langen und ermüdenden Tages mit den nöthigen Speisevorräthen versehen mußten, konnte er von Morgens fünf Uhr bis in den späten Abend mit einer Tasse Kaffee sich begnügen. Während unsres Aufenthalts in London pflegten wir Morgens um acht Uhr zu frühstücken, dann wurde je nach Umständen zwischen zwei und fünf Uhr Nachmittags zu Mittag gespeist und am späten Abend (oft gegen 10 Uhr erst) noch Thee mit Zulage eingenommen. Eines Tages wollte unser

Freund einer Sitzung der religiösen Traktatgesellschaft, die immer frühe um acht Uhr stattfindet, in der City beiwohnen, um darauf das Lokal der Bibelgesellschaft und eine Reihe von Freunden in den verschiedenen Theilen der ungeheuern Weltstadt Geschäfte halber zu besuchen. Zu dem Ende verließ er uns lange vor der gewohnten Stunde des Frühstücks, ohne zuvor etwas genossen zu haben. Erst Abends gegen neun Uhr kehrte er zurück. Er hatte den ganzen Tag auf den Beinen und in Geschäftssachen zugebracht, war vielmals in dem unendlichen Labyrinth der Gassen und Straßen irre gegangen, hatte da und dort die Leute nicht zu Hause getroffen und sie zu verschiedenen Stunden des Tags wieder aufgesucht, nahm sich keine Zeit, eine Restauration zu betreten, und traf, ohne bis dahin einen Bissen zu sich genommen zu haben, — freilich recht müde — bei uns wieder ein. Aber nachdem er sich mit Wenigem erquickt, war er bis spät in die Nacht noch so muntet, als wäre nichts geschehen, schrieb dann vor Schlafengehen noch sein Tagebuch (für seine Freunde daheim bestimmt) und war am folgenden Morgen um vier Uhr schon wieder munter und frisch am Werk. Die langen, aufregenden und oft höchst ermüdenden Festversammlungen in der Exeterhalle besuchte er fast alle, manchmal des Tages zweimal, hatte beinahe täglich noch außerdem entweder bei sich Freunde oder wohnte in andern Häusern geselligen Vereinigungen bei, und behielt dennoch die ganze Schwungkraft seines muntern lebendigen Wesens bis zu dem Grade, daß er nicht selten bis nach Mitternacht schrieb, und doch wieder von frühester Morgenstunde an in ungeschwächter Frische zu arbeiten im Stande war. Ein Gleiches war es während den Missionsfestwochen in Basel oder bei andern ähnlichen Anlässen. Das Calwer-Missionsblatt (1863 Nr. 1) erzählt, daß er schon als Student sich Wappen und Devisen gemalt habe, z. B. ein Schiff mit vollen Segeln und mit der Unterschrift: Odi tranquillitatem — ich hasse die Ruhe — „ein wahres Bild seines innersten Wesens". Als ich zu einer Zeit, wo ich in Folge einer schweren Krankheit für längere Zeit zu einer Art von Unthätigkeit verurtheilt war, seine ausdauernde wunderbare Kraft bewundernd zu ihm sagte: „Du weißt wohl in deinem ganzen Leben nichts von Krankheit," da erwiederte er kurz: „Ich habe keine Zeit zum Krankſein."

Freilich auch für ihn ist diese „Zeit zum Krankſein" gekommen, aber zur „Ruhe", zur Unthätigkeit, erst in den letzten Tagen seines Lebens und im Grabe. Es war in dem sonnigen Spätjahr 1861,

daß Barth nach dem Rath der Aerzte wieder das stille, unvergleichlich liebliche Lichtenthal (bei Baden-Baden) in Begleitung seines treuen Gehülfen Weitbrecht für einige Wochen besuchte, um in der milden Thal- und Tannenluft neue Kräfte zu holen. Die Sommergäste waren längst alle verschwunden, und es war überall im Thal stille geworden; aber die blaue linde Luft und der warme Sonnenschein und das saftige Grün der Matten und die herbstlich belaubte Lichtenthaler-Allee, an deren oberstem Ende der stillgewordene Gasthof stand, und der feierliche Ernst der Tannenwälder darüber, — Alles war noch da. Meine theure Hausehre und ich, wir wollten gerne den geliebten Freund noch einmal in diesem Leben sehen und entschlossen uns, ihn nicht in Calw, wo wir ihm nur Unruhe bereitet hätten, sondern im stillen Lichtenthal aufzusuchen, wo nicht er uns, vielmehr wir ihm dienstbar zu sein hoffen konnten. Und wie er mich einst bei meinem ersten Besuch in Möttlingen oben an der Treppe — im Schlafrock und mit der langen Pfeife — begrüßt hatte, so war es auch jetzt. Aber wie ganz anders war es doch! Zwar mit der alten herzinnigen Liebe, die in jedem Zug seines Angesichts sich spiegelte, stand er da, und die Ueberraschung über so unerwarteten Besuch schien ihn für Augenblicke zu beleben: aber dieses Angesicht war von Leiden durchfurcht, der Athem beengt und Luft suchend, der Gang unsicher und schwankend. Und dennoch wie hat Barth auch in jenen Tagen, wo er oft halb ohnmächtig und wie ein Sterbender im Lehnstuhl saß, — wie hat er noch gearbeitet! Zwar nicht mehr frühe um vier oder fünf Uhr, wie einst, erhob er sich, sondern erst nach sechs; aber er war es, der uns die Morgenandacht hielt mit seiner gewohnten Kraft und Salbung, um dann gleich hernach den Vormittag hindurch theils Briefe zu schreiben, theils für seine Blätter zu arbeiten. Und wie lag über alle dem, was er in jenen Tagen schrieb, ein Duft der jugendlichsten Frische und der heitersten Luft! Er pflegte uns vor dem Mittagessen vorzulesen, was er im Lauf des Morgens geschrieben. Es war „die himmlische Prinzessin", zu der er selbst die Zeichnungen ausführte, und die nachher in seinen „Jugendblättern" (Nov. 1861) und nachmals im vierten Band seiner „Kleinen Schriften für die Jugend" erschienen ist, — ein heiteres und doch ernstes Bild aus seinen eigenen Kinderjahren. An den Nachmittagen pflegte er immer eine weitere Fahrt im offenen Wagen zu machen, was ihm gewöhnlich sehr gut that und ihm etwas erquicklicheren Schlaf für die Nacht

bereitete. Wie war er auf diesen Fahrten so heiter, so glücklich, so voll unerschöpflichen Witzes; nur wenn er recht müde und elend war, saß er still und gebückt in der Wagenecke. Kam er dann am Abend dankbar und vergnügt in die freundliche Herberge zurück, so konnte er stille mit dem Bleistift in der Hand vor dem Tisch sitzen und mit zitternden Zügen ein Gedicht hinwerfen, das den Haupteindruck des Tages in wunderbarer Frische wiedergab. Unvergeßlich war die Fahrt nach dem Wasserfall von Gerolsau, der in Mitten einer trauten Waldeinsamkeit sich mit schneeweißem Schäumen über Felsen stürzt. Barth war auf jener Fahrt besonders vergnügt und genoß die glänzende Natur und die laue Luft mit vollen Zügen. Nach der Heimkehr zog er sich auf sein Zimmer zurück, kam aber nach einer halben Stunde wieder, setzte sich lächelnd zur Lampe und las uns das Lied „Beim Wasserfall von Gerolsau" vor, das sein Inneres so rein abspiegelt.

Wasserbach, wo kommst du her?
„Aus der Bergschlucht droben;
„Machte mir den Kopf so schwer,
„Bin fast ganz zerstoben.
„Ueber Stufen von Granit
„Warf man mich hernieder,
„Schlugen mir in Staub und Gischt
„Alle meine Glieder.

„Wenn ich von den Stufen sprang,
„Fröhlich und verwegen,
„Und im Jünglingsthatendrang
„Als ein Bogenregen
„Unterm Regenbogen durch,
„Der die Brücke spannte,
„Munter wie ein junger Knab'
„Immer abwärts rannte, —

„O was hab' ich da gehofft
„Drunten in dem Thale!
„Träumte mir im Stillen oft
„Lauter Siegesmale!
„Und was fand ich, als ich kam?
„Arbeit in der Mühle,
„Wiesen wässern, schwarze Wasch',
„Andre niedre Ziele.

„Wenn ich zu der Heimath Höh
„Als Cascade steige,
„Und die Kraft erlahmen seh'
„Und mich wieder neige,
„O wie wird mein Herz so schwer!
„Immer weiter wall' ich,
„Und in Kurzem in den Rhein
„Und ins Meer dann fall' ich."

Bächlein, sei mit deinem Loos
Doch einmal zufrieden:
Ist das Glück nicht schön und groß,
Welches dir beschieden?
In der Jugend Irisschein
Arbeitslast nach Kräften,
Und am Ende süße Ruh',
Ruhe nach Geschäften! —

Als ich in jenen Tagen gegen ihn äußerte, wie gut es ihm doch geworden sei, daß er so leicht arbeite, — daß ihm Alles so leicht

aus der Hand und Feder fließe, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das Produciren wird mir schwerer, als vielen Andern. Ich arbeite nicht leicht und muß Alles bei den Haaren herbeiziehen!“ Dann schilderte er die Art und Weise, wie er bei seinen schriftlichen Arbeiten zu verfahren pflege. Der kleinste Brief, den er zu schreiben habe, koste ihn viel Kopfzerbrechens: er müsse immer zuvor, ehe er es niederschreibe, lange überdenken, was er und wie er es sagen wolle, und zwar sei es ihm Bedürfniß, immer erst nicht nur die Gedanken und ihre Reihenfolge, sondern auch die Worte und Sätze vollständig im Kopfe auszugestalten, ehe er ans Schreiben gehe. Das Letztere gehe dann freilich leicht, aber es gehe viele und schwere Arbeit voran. So gehe es ihm auch bei seinen öffentlichen Vorträgen bei Predigten und Missionsreden: er schreibe dieselben nicht, mache sich kaum Notizen, aber er habe sie inwendig durchgearbeitet und trage sie wie eine auswendig gelernte Predigt vor.

Wer nun an die unzähligen Arbeiten denkt, welche Barth die vielen Jahre hindurch ausgeführt hat, — die vielen Zeitschriften, die er redigirte, die schönen Erzählungen für Kinder, von denen Jahrzehnte lang fast jährlich eine erschien, die Schul- und Volksbücher, von denen eins aufs andere folgte, und vieles andere mehr; wenn man sich erinnert an die unglaublich große und ausgebreitete Korrespondenz, die sich über alle Theile der Erde verbreitete, — und er ließ kein Schreiben, das an ihn gelangte, unbeantwortet*) —; wenn man endlich daran gedenkt, wie unzählige Mal er nach einer arbeitsreichen Woche am Sonntag zu predigen pflegte, wie er fast an allen Missionsfesten im Lande und außer Lands als einer der beliebtesten Festredner thätigen Antheil nahm, und außerdem an Konferenzen von Amtsbrüdern und Brüdern aus dem Laienstande mit aller Frische seines Wesens erschien, so muß man billig staunen über das Maaß von Kraft, Ausdauer und Hingebung, das in alle dem sich kund gab.

*) Nach kurzen Abwesenheiten von Calw konnte er oft fast seufzend schreiben: „Ich habe 25 Briefe vorgefunden, die auf Antwort warten,“ — und doch klagte er zuweilen auf der gleichen Seite, daß er zweimal nach Basel habe schreiben müssen, ehe er Einen Brief als Gegengabe empfange. Ja, so sehr wider seine Natur war ihm eine Anhäufung unbeantworteter Briefe, daß er einmal gegen einen hohen Herrn, der ihm sagte, er habe nicht weniger als achthundert Briefe unbeantwortet daliegen, kurz äußerte: „In solchem Fall würde ich lieber mich hinlegen und sterben.“

Es wäre dieß Alles auch nicht möglich gewesen, wenn nicht einerseits ein eiserner Wille in ihm gewohnt, und andererseits die strengste Pünktlichkeit all sein Thun und Arbeiten regulirt hätte. Jeder einzelnen Aufgabe, die er auszuführen hatte, war ihre bestimmte Zeit und Stunde angewiesen, und mit einer Sicherheit, die für Andere ein Versuchen Gottes geheißen hätte, konnte er sagen: An dem und dem Tage, zu der und der Stunde muß dieß fertig sein. Und es war fertig. Der „Blättertag", wo das Calwerblatt, das Kindermissionsblatt ꝛc. abgefertigt ward, hatte jeden Monat sein bestimmtes Datum. Das Wort des Predigers: „Alles hat seine Zeit," hatte bei Barth eine so volle und buchstäbliche Bedeutung, daß er selbst bei den unzähligen Besuchen, die bei ihm ab- und zugiengen, sich kaum aus dem Geleise bringen ließ, oder wenigstens in den Nachtstunden, wenn die Gäste zur Ruhe gebracht waren, das Versäumte einholte. Selbst bis ins scheinbar Minutiöse hielt er an gewissen Satzungen der Pünktlichkeit fest. Ich erwähne nur der denkwürdigen — ich weiß nicht mehr mit welcher eigenthümlichen Geschichte verknüpften Adlersfeder, die ihren unabänderlichen Platz auf seinem Arbeitstisch hatte, und mit der er ausschließlich die Korrekturen seiner unzähligen Druckschriften auszuführen pflegte. Solche Eigenthümlichkeiten, indem sie die strenge Ordnung in allen Arbeiten begründeten, knüpften für ihn zugleich an jedes auch noch so mühevolle und gleichförmig wiederkehrende Vornehmen einen ewig frischen Reiz.

Der Vollendete trug eine Liebe in sich, wie sie an Innigkeit und Tiefe, an Umfang und Weitherzigkeit nur bei Wenigen sich findet. Wer ihm irgend näher zu kommen das Glück hatte, der konnte sich des Eindrucks oft fast nicht erwehren, er sei vor Andern seiner besondern Liebe gewürdigt. Wenn am Sonntag vor dem Baslermissionsfest seine Freunde einer um den andern in seinem Stübchen (im Missionshause) sich einfanden, um den lieben Gast zu begrüßen, da war bei jedem neu Eintretenden der Willkomm so herzlich, so warm, so auf allen seinen Zügen sich abspiegelnd, daß es den Anwesenden zu Muthe wurde, als gehe von Barths Herzen eine diamantene Kette aus, die nicht nur Alle mit ihm, sondern durch ihn Alle mit einander in ganz ungewohnter Innigkeit verbinde. Dabei wußte er während der Festwoche selbst den verschiedenen befreundeten Häusern in Basel, trotz der reichen Ausfüllung der Tage durch die

Festversammlungen, vermöge des ihm eigenen Ordnungssinnes seine treue Liebe so zu bezeugen, daß keines zu kurz kam. Am Samstag Abend war er der unfehlbar erwartete Gast in einer längst befreundeten Familie, wo ihn die Liebe von Alt und Jung umgab. An den beiden Sonntag-Abenden vor und nach der Festwoche, wo auf einem Landgute in der Nähe der Stadt eine größere Anzahl von Freunden und Gästen sich traulich zusammenzufinden pflegt, war er immer eine halbe Stunde früher als die Andern da, um noch mit den ihm befreundeten Hauswirthen Worte der Liebe zu wechseln. An den folgenden Tagen ward meist das Frühstück, jedenfalls das Mittagsmahl, in einem andern Familienkreise — jeder derselben hatte seinen festbestimmten Tag — eingenommen, und jedes mit ihm näher verbundene Haus hatte fast vierzig Jahre lang jährlich einmal die Freude, ihn bei sich zu sehen, bis etwa die Hauseltern gestorben waren und nun statt ihrer die Familien der mittlerweile großgewachsenen Kinder aufgesucht wurden. An den Festabenden aber, wo die Menge der Feiernden sich in freundlich geöffneten Privatgärten zusammenfand und munter sich durcheinander drängte, war es Barths Gewohnheit, nicht etwa durch die Haufen der Leute zu streifen und mit Dem und Jenem regellos ein kurzes Wort auszutauschen; sondern er setzte sich an irgend ein geschütztes Plätzchen, wo der Reihe nach wechselnde Gruppen von Bekannten aus Nah und Fern sich bei ihm einfanden, — man wußte ja, daß er dort immer zu finden war, — und entweder mit ihm trauliche Gespräche anknüpften oder wohl auch wichtigere Geschäftssachen abmachten. So wußte seine sinnige, die Zeit und Gelegenheit auskaufende Liebe sich Allen zu widmen und doch die Gefahr unendlicher Zersplitterung und eitler Vielbeweglichkeit zu vermeiden.

Er konnte Allen etwas sein und war für Alle zugänglich. Nur mit steifen, selbstgefälligen und gemüthlosen Menschen wußte er nichts anzufangen. Da ward er selbst steif und kalt, und ließ nur hie und da ein Salz- und Pfefferkörnlein ins Gespräch fallen. Auch große Gesellschaften, namentlich wenn sie theilweise aus Leuten, die ihm ferne standen, zusammengesetzt waren, liebte er nicht und fühlte sich dabei fremd und unbehaglich. Er mußte bei solchen Gelegenheiten immer Jemand zur Seite haben, der ihm besonders nahe befreundet war und gewissermaßen als Rückhalt und Stütze diente; wie er denn auch größere Reisen niemals allein zu machen pflegte, sondern immer irgend einen weltgewandteren Begleiter bei sich haben mußte. Denn

trotz seiner großen Menschenkenntniß und geistigen Ueberlegenheit über tausend Andere, ja ungeachtet seines ungewöhnlich mannigfaltigen Verkehrs mit Menschen aller Nationen, Klassen und Stände lag doch in unsrem entschlafenen Freunde eine oft stark hervortretende Befangenheit, wenn er entweder auf Reisen oder in Gasthöfen oder in größeren Gesellschaften den mancherlei Anforderungen, die damit verbunden waren, begegnen sollte. Es war beim Jahresfest der großen wesleyanischen Missionsgesellschaft in der Exeterhalle zu London, daß ihm von einem der bedeutendsten Leiter derselben, dem reichen Besitzer einer chemischen Fabrik, ein Zettel in die Hand geschoben wurde, worin er samt seinem Begleiter zum Essen auf jenen Abend eingeladen wurde. Die Festversammlung schloß gegen fünf Uhr, und nun galt es noch über eine deutsche Meile weit nach dem bezeichneten Landgut zu fahren. Dort unter strömendem Regen angekommen, wurde man von den Dienern erst in ein Ankleidezimmer zum Waschen und Reinigen geführt, dann in eine kleine menschenleere Halle gewiesen, wo auf einer Tafel Erfrischungen aufgestellt waren, bis es endlich in den hellerleuchteten, mit Ladies und Gentlemen dicht gedrängten Salon gieng. Man wurde der Dame des Hauses und den übrigen Familiengliedern vorgestellt und dann sich selbst und seinem Schicksal überlassen. Der theure Barth stand verlegen und befangen in Mitten der lebhaft bewegten Menge, erwiederte einsylbig die kurzen Worte, die etwa da und dort Einer im Vorbeigehen an ihn richtete — denn er wußte ja kaum wen er vor sich hatte — und flüchtete sich endlich nach dem Kaminsims, auf den er sich lehnte, um wie von einem sichern Punkt aus die bewegte Menge zu überschauen. Erst als endlich das Gewirre dadurch sich löste, daß Jeder im Speisesaal seine angewiesene Stelle gefunden, und Barth sich zwischen zwei bekannteren Personen und in der Nähe seines deutschen Begleiters gesichert sah, wich die Befangenheit und er schien sich heimischer zu fühlen. Aber geredet hat er bei solchen Gelegenheiten nie viel, und es war nicht seine Art, in größeren Kreisen die belebende Seele des Gesprächs zu sein.

Sah er sich aber in kleinerem vertrautem Kreise, mit drei oder vier ihm enger verbundenen Freunden, da lebte sein ganzes Wesen auf, und der reiche Born seiner Liebe, seiner mannigfaltigen Erfahrung, seines sprudelnden Witzes quoll über. Man konnte ihm's ansehen, man mußte ihm's abfühlen, wie unbeschreiblich wohl und glücklich ihm zu Muthe war. Die oben erwähnten Tage in Lichtenthal werden

uns in dieser Beziehung unvergeßlich sein. Er war sehr leidend, und es schien nur ein dünner Vorhang ihn und die unsichtbare ewige Welt noch von einander zu scheiden; um so reicher ergoß seine Liebe sich über seine Umgebung. Er ließ uns in seine innere Lebensführung mehr als je hineinschauen, verweilte oft mit besonderer Lust bei den wunderbaren Führungen Gottes, die ihn Schritt für Schritt in diesen oder jenen Zweig seiner Arbeit hineingeleitet, klagte sich oft bitterlich an über seine eigene Unbrauchbarkeit und Untreue, und konnte es, wie er meinte, nicht begreifen, wie man ihn lieb haben könne. Er sandte wohl auch, wenn er müde auf sein Zimmer sich zurückgezogen hatte, einen Teller frischer Trauben herüber, um nur seinen Dank und seine Liebe zu bezeugen. Als wir nun beim letzten Mittagsmahl beisammen saßen, und unser Herz noch zu besonderem Ausdruck des Dankes gegen ihn sich gedrungen fühlte, da stützte er seine Arme auf den Tisch, bedeckte mit den gefalteten Händen sein Gesicht und betete unter Thränen und mit tiefbewegter Stimme:

Jeder Tropfen, jeder Bissen,
Den mir Deine Hand bescheert,
Rufet mir in mein Gewissen:
Bist du auch der einen werth?
Ja, Herr Jesu, wohl nicht einen!
Aber theilst du hier so aus,
O was wartet auf die Deinen
Bei dem Mahl im Vaterhaus!

Daneben konnte es wohl geschehen, daß Barth auch bei seinen nächststehenden Freunden kurz, aber mit durchschneidender Schärfe alles das rügte, was ihm nicht recht däuchte, und daß er oft mit ein paar Worten sie zu demüthigen verstand, wie sie's kaum sonstwie erfuhren. Denn er konnte nicht lieben auf Kosten der Wahrheit und der lautersten Offenheit, und doch durften auch die Mängel und Fehler, die er züchtigen zu müssen glaubte, seiner innigsten und zartesten Liebe zu dem Gezüchtigten keinen Eintrag thun. Ja man mußte es gerade den schärfsten Schlägen abfühlen, daß sie von einer Liebe zeugten, die nicht eine gewöhnliche war. Er hatte vor Jahren einmal mich um die Ausarbeitung eines Artikels in eines seiner Blätter gebeten, und ich war dazu bereit, obschon mit dem klaren Gefühl meiner Unzulänglichkeit. Bald aber, nachdem der Aufsatz an ihn abgegangen war, kam ein Schreiben aus Calw, in welchem es hieß: „Den Aufsatz hab' ich dem Papierkorb übergeben. Wenn du nichts Besseres zu

machen verstehst, so thust du wohl daran, künftig zu schweigen." Das war deutlich geredet und Gottlob ein heilsamer Einschnitt ins Fleisch. — Während wir in London waren, wurde nach dem Wunsch der deutschen Pastoren in der Savoy und in Whitechapel ausgemacht, daß Barth und sein Begleiter jeden Sonntag abwechselnd in den genannten deutschen Kirchen predigen sollten. Es traf sich nun auf den letzten Sonntag unsres dortigen Aufenthalts, daß Barth meiner Predigt in der Savoy beiwohnen konnte, da er selbst für diesen Tag es abgelehnt hatte. Der Text war aus dem Epheserbrief (4, 30) entnommen: Betrübet nicht den heiligen Geist Gottes ꝛc., und die Ausführung selbst war vorherrschend praktischer Art. Nach dem Gottesdienst fuhren wir nach unsrer entfernten Herberge zurück. Der theure Freund saß schweigend neben mir, und ich merkte, daß ein Sturm im Anzug sei. Um aus der Spannung herauszukommen, fragte ich selbst, was er zu der Predigt zu sagen habe. „Du solltest dich schämen," sagte er dann etwas herb und trocken, „eine solche Predigt zu halten. Ich hab' mich für dich geschämt." Dann folgte die scharfe Kritik, die vornemlich darauf sich bezog, daß ich von dem Wesen und der Natur des heiligen Geistes Gottes gar nichts gesagt. Man habe ja gar nicht wissen können, von was für einem Geiste die Rede gewesen. Nun war freilich unser seliger Freund in solchen theologischen Fragen, gegenüber der gemeingültigen kirchlichen Auffassung, jeweilen recht ketzerisch gesinnt und hatte seine eigenen, auf selbstständiger, völlig unabhängiger Schriftforschung beruhenden Ideen. „Die Schriftanschauungen," sagt von ihm Dr. Gundert im Calwerblatt, „die er sich in den früheren Jahren gebildet, erlitten wohl in der zweiten Hälfte seines Lebens keine nennenswerthe Aenderung; er war seiner Sache gewiß und hielt es nicht für seine Pflicht, mit den neueren Forschungen sich abzugeben. Ihm war es in seinem dreißigsten Jahre gewiß, daß die heilige Schrift sich selbst erkläre, und menschliche Erklärungen Einen nur konfus machen. 'Diesem Grunde,' sagt Barth selbst, 'verdanke ich es, daß ich nun weiß, woran ich bin, und nicht mehr nöthig habe, daß mich Jemand lehre außer dem Geiste Gottes. Dadurch bin ich zu einem festen unerschütterlichen Grunde der Erkenntniß und zu einem umfassenden sichern Ueberblick derselben gekommen. Hinfort macht mich Niemand mehr irre. Ich weiß, was ich glaube, und danke dem Herrn, meinem Heilande, für die richtige und reiche Erkenntniß Seines Gnadenrathschlusses in Seinem Wort, welche Er

mir aus Erbarmen geschenkt hat. Die Verwirrung unter den Gläubigen wird freilich immer größer. Wir machen es keiner Partei recht und werden von allen Seiten Paradore gescholten; an dieser Schmach nehme auch ich mit Freuden Theil. Es wird Friede werden, wann der Herr kommt. Darauf warte und darnach seufze ich.'"

So scharf bestimmt aber, ja so fest abgegrenzt und abgeschlossen das eigene Glaubenssystem des Vollendeten war, so gehörte er doch zu den Wenigen unsrer Zeit, die in fremde Individualitäten und Eigenthümlichkeiten liebend einzugehen wissen und ihnen, wenn sie nur wahr und ernst es meinen, ihr volles Recht widerfahren lassen. Er selbst war sich bewußt, daß er den Wahrhaftigen erkannt und darin die Wahrheit habe; aber er wußte auch, daß diese eine und ewige Wahrheit je nach den besondern Gaben und Individualitäten derer, die sie aufnehmen, in tausend verschiedenen Strahlenbrechungen sich abspiegle, — und wo er auch nur einen (vielleicht getrübten) Farbenschimmer des ewigen reinen Lichtes wahrzunehmen glaubte, da tauchte in ihm ein Gefühl geistiger Verwandtschaft auf, und er liebte und ehrte auch in dem matten Lichtschimmer die vorhandene Lichtsnatur. Darum war ihm nichts mehr zuwider, als das Emporkommen jenes exklusiven Konfessionalismus, der in unsern Tagen den Leib Christi zertrennt, und obschon darüber oft bitter geschmäht und verkannt, ließ er doch bis zum letzten Athemzug nicht davon, sich zu jener rechten und wahren Union zu bekennen, die nicht in Formeln und Satzungen besteht, die auch nicht auf einer leichtfertigen Unterschätzung der hohen Bedeutung irgend einer Glaubenswahrheit beruht, sondern die in Mitten einer unendlichen Mannigfaltigkeit religiöser und kirchlicher Richtungen, Eigenthümlichkeiten und Anschauungen die alle verbindende, allen zu Grunde liegende höhere Einheit zu erkennen und darum sie alle zu lieben vermag. Ob das ein *Mangel* war, sei es an gediegenem Wissen oder an entschiedenem Eifer oder an freudigem Bekenntnißmuth, — oder aber ob es nach allen diesen Seiten ein *Vorzug* war, eine ihm eigenthümliche *Größe* und *Hoheit der Gesinnung*: das ist nicht schwer zu entscheiden.

Nirgends trat diese großartige Seite von Barths Wesen stärker und auffallender hervor, als bei seinen mehrmaligen Besuchen in *England*. Er gehörte dort in der That zu den ungewöhnlichsten, unverstandensten und doch unwillkührlich bewunderten Erscheinungen.

Dort, wo jede Besonderheit religiöser oder kirchlicher Anschauung sich sofort zu einer eigenen, von allen Andern abgesonderten Kirchengenossenschaft verdichtet, wo der große Strom des Christenthums sich in hundert Kanäle zertheilt und doch jedes Bächlein die ganze Fülle des Lebensstroms in sich zu fassen wähnt, — man hätte erwarten können, daß dort unser vollendeter Freund sich fremd und unbehaglich gefühlt hätte und zugleich Allen als ein wunderlicher Fremdling erschienen wäre, mit dem Niemand etwas anzufangen wußte. Aber wie ganz anders war es in Wirklichkeit! Ein Jeglicher, der dort mit ihm in Berührung kam, — mochte er ein Mann der bischöflichen Kirche oder ein Methodist, ein Presbyterianer oder Independent oder Kongregationalist, ein Herrnhuter oder Quäker sein, — ein Jeder fühlte, daß *Etwas* an Barth ihm zugehöre, und dieses Etwas war es ja gerade, was den Kirchenmann wie den Dissenter als ein Verwandtes so lebendig anzog. Sie ahnten kaum, daß eben dieses mannigfaltige Etwas, von dem jeder das Seine für sich nahm, *zusammen* gerade den *ganzen* Mann ausmachte. Wahrlich, es war nicht Menschendienerei oder schwachherzige Konnivenz gegen Andersdenkende, was den verschiedenen kirchlichen und religiösen Parteien ihn zu einer angenehmen Person machte; denn Alle fühlten, daß er hoch *über* den Parteien stehe, und Keiner dachte daran, ihn im konfessionellen Sinne für sich in Anspruch zu nehmen oder für die Partei zu gewinnen. Er war vielmehr einem feingeschliffenen Diamant gleich von reinem ungetrübtem Wasser, auf dessen klarem reinpolirtem Grunde der einheitliche, von Oben entzündete Lichtherd wohnt, um von da aus seine hellen Lichtfunken in den vielen Facetten der Oberfläche spielen zu lassen.

Während der Jahresfeste der verschiedenen religiösen Gesellschaften in England (1854) war er in gleicher Weise von den Gliedern aller kirchlichen Denominationen geehrt und gesucht und hielt sowohl in der großen Exeterhalle, als in kleineren Meetings, eine Reihe von Ansprachen bei den verschiedensten Gelegenheiten.*) Aber doch fühlte

*) Er machte jedoch mit dergleichen Reden in der Exeterhalle selten großes Glück; denn obschon Barth der englischen Sprache hinreichend mächtig war, um ziemlich fließend zu sprechen, so wollte doch weder die fremde Zunge so scharf und treffend seinen körnigen, oft halbverhüllten, oft nur wie Wetterleuchten durchblitzenden Gedanken wiedergeben, noch das englische Ohr und der englische Hausverstand die verborgen zielenden Bilder und Räthsel seiner Rede recht fassen. Viel leichter bewegte er sich in kleineren Kreisen und ward auch eher begriffen.

er sich zu den Einen mehr hingezogen, als zu Andern, je nachdem konfessionelle Ueberreiztheit oder evangelische Weitherzigkeit, kirchlicher Formalismus oder religiöse Innigkeit in den Vordergrund trat. Deßhalb hat er mit der hyperkirchlichen Ausbreitungsgesellschaft (Propagation Society) nur äußerst geringen Verkehr, mit den Gliedern der ganz evangelischgesinnten Kirchlichen Missionsgesellschaft (Church Miss. Soc.) allezeit sehr innige Gemeinschaft gehalten. Vor Allem bestand zwischen dem ehrwürdigen Nestor der evangelisch-kirchlichen Mission, Herrn Prediger Henry Venn, und unsrem vollendeten Freunde ein sehr inniges Verhältniß gegenseitiger Achtung und Liebe. Mehr als einmal nahm Herr Venn denselben bei Seite und besprach mit ihm einzelne Missionsfragen von prinzipieller Bedeutung; und es war dem ehrwürdigen Manne nicht schwer anzusehen, wie vergnügt und glücklich er sich fühlte, wenn Barths Ansichten mit den seinigen zusammentrafen. In Venn's Hause war es auch, daß Barth mit einer größeren Anzahl der gediegensten Männer der anglikanischen Kirche zu einem freundschaftlichen Mahle geladen wurde. Unter den letzteren befand sich auch der geistreiche Prediger Elliott von Brighton, der erste, der in England mit großem und nüchternem Ernste die von seinem Volke so lang vernachläßigten apokalyptischen Fragen von den „letzten Dingen" in einer nicht unbedeutenden Schrift (Horae apocalypticae) zu behandeln wagte. Er war auf Venn's Einladung ausdrücklich nach London gekommen, um den bekannten Apokalyptiker Barth kennen zu lernen und mit ihm die großen Grundfragen, den richtigen Schlüssel zu den Bildern und Zeitbestimmungen der Offenbarung Johannis betreffend, zu besprechen. Es wurde ihm auch bei der Tafel sein Platz so angewiesen, daß er unsrem seligen Freunde gerade gegenüber saß. Aber wenn jemals Einer in seinen Erwartungen getäuscht wurde, so war es der liebe Elliott. Denn Barth, der, was seine apokalyptischen Anschauungen betrifft, ein so scharfbestimmtes und bis in die einzelnsten Theile genau ausgebildetes System in sich trug, wußte ja gar zu gut, daß irgend eine einzelne Frage, die darauf Bezug hatte, nicht ohne eine Darlegung seiner gesammten Grundanschauung richtig könne beantwortet werden, und daß dazu weder die Zeit reiche, noch der Ort und die Gelegenheit passe, — er wußte so geschickt mit Allgemeinheiten die Fragen zu umgehen und doch einzelne praktische Gedankenblitze in das Labyrinth des vorliegenden Gegenstandes hineinleuchten zu lassen, daß der wißbegierige Engländer kaum recht wissen

konnte, wie ihm zu Muthe war. Barth hatte dabei wohl auch das richtige Gefühl, daß für seine Anschauungen in dieser Sache einem englischen Geiste das Sensorium fehle. Er war übrigens froh, aus der für ihn nicht angenehmen Lage glücklich sich herausgerettet zu haben.

Auch mit den andern Denominationen Englands stand der Vollendete, wo er mit ihnen auf dem Boden des Reiches Gottes zusammentraf, in herzlichen Beziehungen. Die Londoner-Missionsgesellschaft (Independenten), die schottischen Presbyterianer beider Kirchen (der freien und der nationalen), und die Wesleyaner waren ihm lieb und theuer, und er zählte viele innig verehrte Freunde unter ihnen. Was die brittische und ausländische Bibelgesellschaft und die religiöse Traktatgesellschaft betrifft, so stand Barth mit beiden auf einem und demselben Boden freier evangelischer Gesinnung, und die letztere hat eine ganze Reihe seiner Schriften in verschiedene Sprachen übersetzen und drucken lassen. Seltsamer — und doch begreiflicher Weise zählte er unter den Quäkern zahlreiche und nah verbundene Freunde. Es war einer der schönsten Tage, die Barth und sein Begleiter in Tottenham bei einer trefflichen Quäkerfamilie, wo sich viele andere Glaubensverwandte zusammengefunden, zubrachte. Die herzliche Einfalt der Liebe, die sich in diesen Kreisen überall kundthat, der feine auf der Gemeinschaft mit Christo ruhende Ton, die vielseitige Bildung und das lebendige Interesse an Allem, was auf die wahre Wohlfahrt unsrer Mitmenschen Bezug hat, — das war's, was unsrem Freunde das Herz aufschloß. Er bewegte sich unter diesen edlen einfachen Menschen leichter und gemüthlicher, als sonst an andern Orten. Auch fand er für die Sache seines „Calwer-Verlagsvereins" dort ein besonders offenes Ohr und Herz. Bekanntlich wollen die „Freunde", wie sie sich nennen, nichts mit christlichen Missionen und Missionsgesellschaften zu schaffen haben, weil dabei so viel Amtliches und nach festen Ordnungen Organisirtes mit unterlaufe, was den „Geist" hemme; dagegen ist ihnen Alles, was zur Förderung des Schul- und Unterrichtswesens in der Welt geschieht, ein Gegenstand des höchsten Interesses, und dafür sind sie zu allen Opfern bereit. In dieser Beziehung aber war ihnen der Name Barths wohl bekannt, und was durch seinen „Calwer-Verlagsverein" zur Schaffung christlicher Schul- und Volksschriften geschehen war, nahm ihre Theilnahme in hohem Grade in Anspruch. Als nun am späten Abend des Tages noch andere Freunde aus der Nachbarschaft im Hause unsres gütigen Gast-

wirths zusammengekommen waren, um Barth zu begrüßen, da ward beschlossen, daß zu Gunsten des Calwer-Verlagsvereins ein kleines „Meeting" in aller Form im Hause sollte gehalten werden. Der ehrwürdige Vater, Dr. Steinkopf, der auch anwesend war, nahm seinen Platz an dem runden Tisch in der Mitte und begann mit einer Bibelstelle, die er kurz und treffend erläuterte, und forderte dann unsern lieben Barth auf, einen eingehenderen Bericht zu geben über das, was durch ihn bisdahin ausgerichtet worden, und was der gegenwärtige Stand des Vereins und seine Bedürfnisse seien. Das war nun aber so ganz und gar gegen unsres Freundes Art, von sich selbst, seinen Arbeiten und deren Erfolgen zu reden, daß er kurz erwiederte: da sitze Einer neben ihm (er wies auf seinen Begleiter), der könne ja sagen, was nöthig sei; wenn dann schließlich noch etwas hinzuzufügen sein sollte, so sei er ja da. Nun hat er freilich am Schluß noch manches schöne und bewegliche Wort geredet, und was dann die Liebe der Anwesenden als Steuer für den Verlagsverein zusammenlegten, war ein sehr handgreiflicher Beweis für das Interesse, das sein Wort geweckt hatte; aber so war es doch, daß er nie von dem, was durch ihn geschehen, irgend Aufhebens machte, sondern im Gegentheil immer nur daran erinnerte, was bisher die Lauheit und Trägheit der evangelischen Christenheit versäumt, und was sie nun endlich mit Darangabe aller Kräfte zu thun habe.

Daheim aber fühlte sich Barth in England am meisten unter den Gliedern der Brüdergemeinde. Hier fand er deutsche Gemüthlichkeit, hier hatte er zahlreiche Vereinigungspunkte, in welchen sein Wesen und seine Liebe mit den Brüdern zusammentraf. Stand er doch seit langen Jahren mit den Missionen in Grönland und Labrador, sowie mit den Brüdern auf Westindien — und gerade für diese Missionsplätze hatte ja die Londoner Brüder-Association speziell zu sorgen — in so lebhaftem und innigem Verkehr, daß nicht nur zahlreiche Briefe, sondern auch reiche Naturalsendungen alljährlich zwischen ihnen und Calw hin und her giengen. Auch war es für Barth eine ganz besondere Freude, dem alten ehrwürdigen Kapitän, der so viele Jahre hindurch das Missionsschiff Harmony unter Gottes Schutz und Hut zwischen London und Grönland mitten durch die Eismeere hin und her geführt, die Hand zu schütteln. Es war in der Brüderkapelle in Fetterlane (London), daß in einer großen Versammlung der fromme, wettergestählte Seemann, der nun eben sein lang und treu geführtes

Amt niederlegte, in kurzen, trockenen, aber herzbeweglichen Worten die Wunderführungen Gottes und die hundert Rettungen, die er mit Schiff und Mannschaft erfahren, darzulegen versuchte und Gott pries, daß er lebe, um solche Wunder in der Gemeinde erzählen zu können, worauf der jüngere Mann, dem nun die Führung der zur Ausfahrt bereit liegenden Harmony anvertraut war, sich den Gebeten der Brüder empfahl. Da blieb freilich das Auge unsers seligen Freundes nicht trocken, und was er dann, aufgefordert von dem Vorsitzenden, zu dem alten und dem jüngeren Seemann und zur Gemeinde sprach, hat Andern auch Thränen in die Augen gelockt. Am Abend des Tages aber, als wir zu dem theuern Peter Latrobe, dem Vorsteher der Londoner Brüdergemeinde, mit einer kleinen Auswahl von Freunden geladen waren, fühlte sich Barth wie in seinem Element. Er war heiterer als je, konnte auch die Fesseln der englischen Sprache abschütteln und die Fülle seines sprudelnden Lebens in deutscher Zunge ergießen. Der Höhepunkt jenes Abends aber war der Augenblick, wo er ans Klavier saß und mit klangvoller, lebhaft bewegter Stimme das geistliche Kriegslied von d'Annone nach der muthigen, kecken Volksweise sang:

Wer will ein Streiter Christi sein
Und nicht ein Widerchrist,
Der stelle sich zur Werbung ein,
Wie es geboten ist:
Die Kreuzesfahne weht;
Wohl dem, der zu ihr steht!
Posaunen schallen weit und breit:
Frisch auf, frisch auf zum Streit!

Wer sich zu diesem König hält,
Bekommt ein Ehrenkleid,
Das schmücket ihn vor aller Welt
Mit der Gerechtigkeit;
Zum Handgeld und zum Sold
Mit Kreuz geprägtes Gold,
Zur Nahrung Brod und Wassers satt,
Geduld zur Lagerstatt.

Und dafür wird man täglich fein
In Waffen exercirt,
Bald truppenweis, bald ganz allein,
Bald links, bald rechts geführt.
Man ziehet auf die Wacht,
Giebt auf die Ordre Acht,
Und also kommt man allgemach
Den Kampfgeübten nach.

Und kommt es endlich dann zur Schlacht
Mit manchem Feindesheer,
Wo's haut und sticht und brennt und kracht,
Da braucht man gute Wehr:
Den Glaubensschild, der schützt,
Den Helm des Heils, der blitzt,
Das Wort, das als ein scharfes Schwert
Durch Mark und Seele fährt...

So kommet denn und bücket euch
Vor Jesu Christi Thron!
Ihr Streiter, kommet allzugleich,
Schaart euch um Gottes Sohn!
Hebt euer Haupt empor!
Er geht euch allen vor.
Drum seid getrost und folget nur
Auf eures Feldherrn Spur.

Es mag wohl keinen einzelnen Menschen geben, der mit der gesammten Missionswelt unserer Tage und mit den Missionsfamilien selbst in so lebendigem, so innigem und so persönlichem Wechselverhältniß stand, wie Barth. Die merkwürdige Uhr, die in seinem Zimmer hieng, mit ihren vier Zifferblättern, von denen jedes die genaue Tageszeit von weit auseinander gelegenen Haupt-Missionsstationen in den verschiedenen Welttheilen anzeigte, war ein sinniges Zeichen von dem persönlichen Interesse, mit dem er sich in Zeiten und Umstände der über die Welt zerstreuten Missionsplätze stets hineinlebte, ja wir dürfen hinzusetzen, ihrer mit ununterbrochenem Gebet und Fürbitte gedachte. Es dürfte auch wenige Missionsgebiete der Erde gegeben haben, mit denen er nicht in lebhaftem Briefwechsel gestanden, und wenn er auch nicht immer jedem Einzelnen der mit ihm befreundeten Missionsgeschwister zu schreiben vermochte, so sandte er doch Cirkularschreiben in ganze Missionsprovinzen, worin er mit hingebender Treue und in mannigfaltigstem Detail, obwohl kurz und bündig, Alles niederlegte, was die Empfänger irgend interessiren konnte. In manchen Gegenden der Heidenwelt wurden diese Cirkulare, als eines der werthvollsten und willkommensten Geschenke aus der Heimat, von den Missionaren selbst lithographirt und auf die verschiedenen Stationen versandt. Wenn aber irgend ein heimgekehrter Missionar es möglich machen konnte, so suchte er unsern Freund, selbst auf die Gefahr eines weiten Umwegs hin, in dem abgelegenen Schwarzwaldkessel von Calw auf. Dieses kleine Städtchen hat durch ihn einen größeren Ruf erhalten, als ihm in früheren Jahrhunderten sein lebhafter Handel und seine bedeutenden Tuchfabriken eingebracht hatten.

Die freundliche Herberge, die wir im Jahr 1854 in London gefunden hatten, wurde fast nie leer von besuchenden Missionsgeschwistern, die gerade in der großen Weltstadt aus allen Ländern der Erde sich zusammengefunden hatten; und es schien, als fühlte sich Barth nie wohler und glücklicher, als wenn das Zimmer von solchen Gästen angefüllt war. Bernau, früher in Guaiana, Isenberg, früher in Abessinien, später in Bombay, Deimler, einst in Ostafrika, jetzt in Bombay, Lechler aus Südindien, Dr. Krapf aus Ostafrika, Jetter, einst in Kalkutta, Schlenker aus Westafrika, Stern und Schwarz, jetzt in dem nördlichen und westlichen Indien, dann Brüder aus Labrador und Grönland, aus Westindien, Ceylon und China: Alles fand sich zusammen, und wenn die ab- und zugehenden Brüder

jeweilen zu einem gemeinsamen Abendbrod konnten vereinigt werden, und wenn dann Jeder aus seinen Erfahrungen allerlei Lehrreiches mitzutheilen verstand, so schien für Barth der Höhepunkt seines Glückes gekommen zu sein. Oft standen ihm die Thränen in den Augen, wenn er von Rückschlägen in der Mission, von großen Prüfungen in den Missionsfamilien, oder aber von herrlichen Erfolgen auf irgendwelchem Gebiete vernahm. „Hast du die neuesten Nachrichten von der Karenenmission gelesen?“ schrieb er einst nach Basel, als in Folge der Geldklemme in der amerikanischen Baptisten-Missionsgesellschaft verschiedene schmerzliche Einschränkungen in der birmanischen Mission gemacht werden sollten; „ich habe bittere Thränen darüber geweint,“ fügte er hinzu.

Seine persönliche Liebe zu den Missionaren stellte sich aber fast nirgends rührender heraus, als wenn er mit den Kindern derselben zusammentraf. Wie lieb ihm überhaupt die Kinderwelt war, und wie er unter Kindern selbst wieder ein glückseliges Kind werden konnte, das werden ihm die Kleinen nie vergessen können. Wie unbeschreiblich rührend war es, als wir einst mit einem vierjährigen Missionskind zu ihm kamen und bei ihm zu Mittag speisten. Da holte der muntere alte Junggesell mit eigener Hand aus dem Kasten ein sauberes Eßmäntelchen, legte es wie eine geübte Kindsmagd unter holden Zusprüchen dem Kinde um den Hals und versorgte es dann mit unvergleichlicher Zärtlichkeit mit den besten Bissen. Nach Tische aber war dem kleinen Gaste noch eine besondere Ueberraschung vorbehalten. Er nahm es bei der Hand und führte es unter beständigen Mahnungen, was nun Merkwürdiges kommen werde, in das große Zimmer daneben, wo vor dem Kanapee ein trefflich ausgestopfter schwarzer Leopard lag. Der momentane Schreckensruf des Kindes, dann seine allmälig sich einstellende Zuversicht und endlich das lebhafte Interesse, das es an der gefahrlosen Bestie nahm, — dazu die kindlich liebenswürdige Art, womit der theure Kinderfreund alle diese wechselnden Empfindungen zu würzen verstand: das Alles war ebenso rührend als ergötzlich. Dann aber nahm er die kleine Person auf die Arme, trug sie herzend auf ein stilles weiches Lager und koste sie in sanften Schlaf ein.

Als einige Jahre später, ehe für die Kinder unsrer Basler Missionare eigene Erziehungsanstalten errichtet waren, in unsrer eigenen Familie ein Dutzend dieser Kleinen Aufnahme gefunden hatte, da war

der Sonntag Abend, an welchem Barth vor der Festwoche bei uns erwartet wurde, immer eine Zeit der fröhlichsten Spannung und des süßesten Hoffens. Mehr als einmal eilte das junge muntere Volk, lang ehe die Stunde kam, hinaus nach der Straße, um den langen Weg hinabzuschauen, auf dem er von der Stadt her kommen sollte. Endlich aber wurde der lang Ersehnte, an jeder Hand Eines leitend und an den Rockschößen von andern gehalten, im Triumph in den Hof geführt, und unter allgemeinem Jubel giengs jetzt erst an ein Herzen und Grüßen der ganzen Schaar. Vielleicht mochte zu diesem lebhaften Erwarten des geliebten Freundes bei dem kleinen muntern Völklein auch noch ein wohlbekanntes Geheimniß mitwirken, und die lebhaft forschenden Augen, die nach den Taschen des alten freundlichen Herrn schauten, verriethen etwas davon; denn wenn alle Begrüßung endlich glücklich beendigt war, stiegen wirklich allerlei kleine Gaben — Bonbons, Büchlein u. dergl. — aus den geheimnißvollen Rocktaschen hervor, und keines gieng unbeglückt aus.

Und was war es eine Festfreude für den Vollendeten, als er in London die große Missionskinderheimat der kirchlichen Missionsgesellschaft besuchte und unter den hier versammelten Knaben und Mädchen eine große Zahl von Kindern innig befreundeter Missionsfamilien traf. Er schien über sie die ganze Fülle der Liebe, die er zu den entfernten Eltern derselben fühlte, ausgießen zu wollen, und es war, als möchte er es ihnen recht innig zu verstehen geben, sie hätten wahrhaftig persönliche Freunde in der Heimat.

Ein besonderer Festtag war für ihn die Jahresfeier der Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums unter den Juden. Von früher Jugend an hatte Barth ein besonderes Interesse an dem alten Bundesvolke, namentlich seitdem ihm sein Forschen in der Schrift die für ihn unumstößliche Gewißheit gebracht hatte, daß Israels Zukunft eine große, herrliche und für die Gestaltung des Reiches Gottes entscheidende sei, daß die Verheißungen von Israels Wiederkehr in das heilige Land, von seiner Weltherrschaft, von seinem künftigen Heidenmissionsberuf, von seiner neuen theokratischen Einrichtung nach Ezechiels Weissagung ꝛc. eine buchstäbliche Geltung habe. Trug er doch selbst in seinen jüngeren Jahren den Gedanken in sich, Judenmissionar zu werden, und als er Pfarrer in Möttlingen geworden war, gehörte es zu seinen schönsten Erfahrungen, einen jüdischen Proselyten im Evangelio zu unterrichten und ihn in den Tod Christi selber zu tau-

sen. Auch während der Baslerfeste war er alljährlich einer der beliebtesten Festredner bei der Jahresfeier der Freunde Israels und wußte die Christenpflicht gegen Israel aus der prophetischen Bedeutung dieses Volkes aufs eindringlichste abzuleiten und einzuschärfen. Wenn er nun auf der Plattform der großen Exeterhalle zu London die hundert Proselytenkinder (50 Knaben und 50 Mädchen) versammelt sah und ihr hinreißender Hosianna-Chor durch die weiten Räume erscholl, da hörte Barth im Geiste schon die ganze zerstreute Heerde Israel lobpreisend zu dem Sohne Davids kommen und die Stimme der selig Wiedergebrachten ertönen: „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!" Er konnte Tagelang den Hosianna-Chor nicht los werden und sang ihn oft wie in süßen Träumen vor sich hin. Dabei konnte er sichs nicht versagen, die Proselytenkinder auf dem „Palästina-Platz" selber aufzusuchen und in persönlichen Verkehr mit ihnen zu treten. Dieser Palästinaplatz nimmt ein eigenes kleines Quartier im Nordosten Londons ein und umschließt in schöner Regelmäßigkeit alle zur Judenmission gehörigen Anstalten und Gebäulichkeiten. Durch ein großes Hofthor, das zwischen zwei Thorhüterhäuschen liegt, betritt man ein längliches Viereck, an dessen beiden Langseiten Reihen von Gebäuden sich hinziehen, welche für verschiedene Zwecke der Mission dienen, während in der Mitte grüne Rasenplätze und freundliche Gärtchen sich ausdehnen. Im Hintergrund steht in der Mitte die Proselytenkirche mit ihrer hebräischen Inschrift, während zu beiden Seiten derselben die Erziehungsanstalten für je 50 Knaben und 50 Mädchen sich erheben. In eine der letzteren (die Mädchenanstalt) traten wir ein. Barth war ein bekannter und herzlich willkommener Gast. Die Kinder mit ihren orientalischen und oft stark prononcirten Gesichtern befanden sich gerade in der großen Halle und waren mit Handarbeit beschäftigt. „Erzählen Sie uns etwas!" riefs bald von allen Seiten, und die lebendige Schaar stellte sich, geordnet vom Lehrer, in einer langen Reihe vor Barth auf. „Wenn ihr mir etwas Schönes singet," erwiederte unser Freund, „so will ich euch etwas Schönes erzählen." Das geschah denn auch. Natürlich durfte das Hosianna nicht fehlen, und weils gar so herrlich war, mußten alle Verse durchgesungen werden. Barth hat sie nachmals, wenn ich nicht irre, ins Deutsche übertragen. Nun aber kam die Reihe an ihn. Zuerst examinirte er das junge Volk über eine biblische Geschichte und wußte dabei seinen Fragen je und je durch räthselartige Wendungen einen Reiz, eine

Spannung zu verleihen, die auch die Schläfrigen lebendig machte. Endlich kam die Geschichte. Es war die bekannte Anekdote von König Friedrich Wilhelm IV, wie er, eine ähnliche Kinderschaar examinirend, zuerst eine Orange, dann eine Münze in die Hand nahm und fragte, zu welchem Naturreich beide gehören, zuletzt aber auf die verfängliche Frage: „In welches Reich gehöre denn Ich?" von einem lieben Kindlein die Antwort erhielt: „Ins Himmelreich." Was Barth in kindlichster Weise und doch so ernst und nachdrücklich an diese Anekdote anzuknüpfen verstand, ist nicht schwer zu denken.

Dieser treue Mund, der so viele gelehrt und erfreut hat, ist nun im Grabe verstummt; das Herz, das so innig und stark zu lieben verstand, hat zu schlagen aufgehört. Seine Freunde wurden freilich schon lange zuvor auf diesen großen Verlust vorbereitet. Schon im Winter von 1861 auf 62 verbreitete sich das schmerzliche Gerücht, es stehe mit ihm so, daß man jeden Tag auf seinen Abruf sich müsse gefaßt halten; aber einem seiner innigstverbundenen Freunde, der ihm noch ein letztes Abschiedswort auf Wiedersehen im Himmel schreiben zu müssen glaubte, erwiederte er mit so frischem und lebhaftem Humor: „so weit sei's leider noch nicht," daß man neue Hoffnungen zu fassen den Muth hatte. Fuhr er doch fast in altgewohnter Weise zu arbeiten fort und ließ kaum ein Schreiben unbeantwortet. Vom 9—24. September 1862 verweilte Barth aufs Neue in dem reizenden Lichtenthal, dessen milde Luft ihm immer so gut gethan hatte. Aber die lange und mühselige Heimfahrt über das Gebirg griff ihn so sehr an, daß er überaus elend und matt daheim ankam und an jenem Abend kaum ein Wort mehr zu reden vermochte. Doch stellte die Ruhe der Nacht seine Kraft wieder so weit her, daß er in den folgenden Tagen mit alter Munterkeit Besuche zu empfangen im Stande war. An seines Königs Geburtstag (27. Sept.), den er immer mit besonderer Liebe zu feiern gewohnt war, nöthigte er eine liebe Freundin, mit deren Vater und Großvater er schon in innigster Verbindung gestanden, und die von einem der benachbarten Schwarzwaldbäder ihn zu besuchen gekommen war, zum Bleiben über das Mittagessen, und war so heiter, als wenn er die beiden vorangegangenen Nächte nicht unter großen Beengungen außer Bett zugebracht hätte. Ja, so lebendig war sein Geist, daß er eben seines Königs Gesundheit ausbrachte,

als er — vom Stuhle fiel und eilends dem Tode des Erstickens entgegen zu gehen schien. Es war ein leichter Schlaganfall, der die rechte Seite etwas lähmte. „Am darauffolgenden Tage (Sonntag)," schreibt ein Freund, „gaben ihn die Aerzte auf. Doch hat er wieder zwei Nächte erträglich geruht, und die Hoffnung auf seine längere Erhaltung ist wiedergekehrt; aber die Schwäche — auch in Folge der starken angewandten Mittel — ist sehr groß." — „Okt. 8. Der liebe Barth hat wieder etwas zu schreiben versucht, aber an der Handschrift ist zu erkennen, daß die Hand noch nicht recht die Feder zu halten vermag. Doch ist jener Anfall noch erträglich vorübergegangen. Die Nächte sind ordentlich: das Morphium wirkt Schlaf, freilich auch andere Uebel, die sonstwie müssen gehoben werden. Genossen hat er seither blutwenig. Früh Morgens, nachdem er mit Hülfe eines Stocks im großen Saal auf- und abgegangen, raucht er eine Cigarre und nimmt dann eine Tasse Kaffee. Später versucht er eine Suppe, vermag sie aber kaum zu schlucken. Dann soll er Nichts lesen, Niemand sehen; da stellt sich bei dem sonst so thätigen, vielgeschäftigen Geiste auch die Langeweile ein. Im Ganzen geht es doch erträglich. Mit etwas größerer Schonung wäre es wohl auch zu jener Krise nicht gekommen. Einige meinen, er könne schnell abgerufen werden. Das bezweifelt er: so gut werde es ihm kaum gehen." — „Okt. 13. Eben schreibt Mögling, daß seine liebe Mutter unsrem Barth den Rang abgelaufen habe. Sie verschied diesen Morgen nach kurzem Fieber. Barth sagt: Das sei keine Kunst für ein Jüngeres, ihm vorauszulaufen, während er fast keinen Athem habe. Uebrigens geht es ihm etwas besser; er hat mehr Appetit, kann aber nicht mehr schreiben, — kaum seinen Namen." — „Oct. 14. Barth hat diese Nacht unruhiger geschlafen, als sonst; doch hat er mehr Appetit. Wenn Weitbrecht (sein Gehülfe) ihm sagt: es gehe doch etwas besser ꝛc., so kann er ihn in seinem alten herzlichen Humor anfahren: 'Was weißt denn du? das muß ich besser wissen ꝛc.' Er klagt, daß er nicht mehr seinen Namen recht schreiben, Handschriften kaum mehr lesen könne." — „Oct. 21. Der liebe Barth hatte am 17. wieder einen Schlaganfall; am 19. fiel er im Zimmer um, so daß seine Hausgenossen eilends zu Hülfe kamen. Dann kam er wieder zu sich, aber seine Glieder, auch die Zunge, thun den Dienst nicht mehr recht. Da liegt er viel am offenen Fenster und schöpft Luft." — „Oct. 24. Barth nimmt so gut er kann noch immer innigen Antheil an allem

Ergehen seiner Freunde, ist aber freilich jetzt viel mit sich selbst beschäftigt... Er geht nun sehr gebückt, macht aber doch noch täglich am Stock einen längeren Gang durch den Saal, frühstückt mit Appetit, bestellt sich selbst sein Mittagessen und nimmt Abends eine Suppe. Lesen kann er nur mit Mühe und wenig. Besuche nimmt er nicht mehr an und hat in diesen Tagen seine nächststehenden Freunde abgewiesen. Er hat auch schon gewünscht, daß man um eine baldige Auflösung für ihn bete. Im Novemberheft der Jugendblätter wird noch ein Gedicht von ihm erscheinen aus seinem letzten Lichtenthaler Aufenthalt. Es ist etwas fragmentarisch, entsprechend dem Gefühl, das er selbst in einer — später durchstrichenen — Linie aussprach: 'Die Ruine, das bin ich.' Ruinenartig sieht's nun freilich aus; wenn aber die Schlaganfälle sich nicht wiederholen, könnte er doch noch längere Zeit leben."... „Einigen Freunden will es manchmal schwer werden, daß er sich für eigentlich geistlichen Verkehr so gar nicht aufthun will."*) — „Oct. 29. Der liebe Barth räumt in seinen erträglicheren Zwischenstunden auf und sendet von seinen Merkwürdigkeiten dieß und jenes an allerlei hohe Personen in Petersburg, Stockholm ꝛc." — „Nov. 5. Es geht dem lieben Barth fortwährend schlecht, besonders seit Sonntag Morgen. Er geht oft von Zimmer zu Zimmer, um frische Luft zu suchen, und nirgends will sie sich finden. Dabei muß er viel Arznei schlucken, die ihm, wie er dem Arzt sagt, allen Appetit nehme. Von den Geschäften redet er nie mehr ein Wort."

So kamen die letzten Tage seiner irdischen Wallfahrt. „In den letzten sieben Wochen," schreibt eine junge Freundin bald nach seinem Hingang, „hat der theure Dr. Barth fast nichts mehr von sich verlauten lassen. Manchen Freunden gieng das sehr nahe, und etliche versuchten es, etwas aus seinem Inneren hervorzulocken, doch gewöhnlich mit geringem Erfolg. Ein ihm seit vielen Jahren nahe verbundener Freund fragte ihn, wie es in seinem Herzen stehe, ob er Frieden habe, und erhielt zur kurzen Antwort: 'Das Wort Gottes bleibt sich

*) Im Calwerblatt sagt Dr. Gundert treffend: „So innige Freunde er hatte, so blieb er doch über sein Innerstes überaus schweigsam. Er konnte behaupten: 'In Beziehung auf unsern Herzenszustand brauchen wir keinen Busenfreund, als den Herrn selber; und es ist Mangel an Erkenntniß Seiner allgenugsamen Gnade, wenn man neben Ihm noch etwas vermißt.' Wenn das nicht für Alle gilt, in ihm war es wirkliche Wahrheit, wenigstens in den letzten 28 Jahren seines Lebens."

immer gleich.' Doch hat er sich einmal gegen Mama, als sie ihm sagte: jetzt liege für ihn Königreich und Krone bereit ꝛc., sehr schön geäußert: 'I only want to be saved' (Ich begehre nichts als selig zu werden). In den allerletzten Tagen antwortete er auf die Frage: ob er Todesfurcht habe, mit den Worten: 'Nein, damit bin ich schon lange quitt. Ich komme ganz arm hinüber, aber doch langts gut!' Nur vor dem Ersticken war ihm bange, und so sprach er sich auch gegen den Arzt aus, der ihn dann recht freundlich tröstete: 'Der Herr, an den Sie geglaubt haben, wird Sie beim letzten Kampf nicht allein lassen. Sie werden einschlafen dürfen.' — Bei seinem schweren und peinlichen Leiden blieb er ganz stille und klagte nie, obwohl er oft bange und heiße Stunden durchmachen mußte. Im Bett war es ihm in der Regel leichter, weßhalb er oft gebeten wurde, auch bei Tage sich zu legen, worauf er aber durchaus nicht eingieng. Am Dienstag (11. Nov.) mußte er sich plötzlich erbrechen, und der Arzt erklärte, wenn ein solcher Anfall wiederkehre, so sei sein Stündlein nahe. Die Nacht schlief er gut. Am folgenden Tag verlangte er zum ersten Mal Nachmittags drei Uhr zu Bette. Als man ihm hineinhalf, sagte er mit dem Ausdruck des tiefsten Leidens: 'Ich bin recht elend, bin todesmüde.' Etwa eine Stunde später wurde sein Gehülfe wieder gerufen: der Doctor liege so übel in seinem Bette. Um halb vier Uhr war sein treues langjähriges Dienstmädchen allein bei ihrem Herrn, als er wieder Reiz zum Erbrechen bekam. Sie klopfte schnell um Hülfe, und als man ihm eben nach seinem Wunsch aus dem Bett helfen wollte, fiel der theure Doctor mit dem Ausruf: 'Ach Gott!' aufs Lager zurück. Die Hausgenossen eilten herbei, und während über ihm gebetet wurde, schlief er ganz sanft und ohne allen Kampf ein. Seine theure Leiche lag da, so friedlich und lieblich, mit einem Ausdruck so seliger Ruhe, wie ich ihn im Leben niemals sah. Ja wohl ihm! Er hat ausgekämpft, der große Mann, der nun als armer Sünder aus Gnaden um Christi willen einen offenen Zugang zu den Wohnungen des ewigen Friedens erlangt hat.

„Am Freitag Abend war eine Versammlung mit Gebet und Bibelwort im Saal. Mehrere Freunde, die dem Seligen nahe gestanden waren, hatten sich aus der Nähe und Ferne eingefunden. Am Samstag Morgen 10 Uhr gieng der lange großartige Leichenzug nach dem zwei Stunden entfernten Möttlingen, wo Barth selbst seine Beisetzung im Grabe seiner Mutter und seiner trefflichen Vorgänger

Machtolf und Groß angeordnet hatte. Am Stammheimer Scheideweg kamen die dortigen Waisenkinder singend heran; sie wurden von der Althengstetter, und diese wieder von der Neuhengstetter Schuljugend abgelöst. Vor Möttlingen kam ein neuer Zug singend entgegen. Dort giengen wir nach dem Kirchhof, wo der Ortspfarrer die Liturgie und das rührende Lied las, welches einst der selige Barth auf den Tod seiner Mutter, die im gleichen Grabe schläft, gedichtet hat. Wie hatten die Strophen nun wieder ihre Wahrheit:

Entflohen aller Noth,
Entgangen allem Jammer,
Ruht Dein Gebeine nun
In dieser stillen Kammer.
Dein Leib ein Räumlein fand
In frommer Christen Grab,
Damit er seine Ruh
An ihrer Seite hab'....

Hinauf zum Land des Lichts
Bist Du von uns gezogen.
Dein Schifflein brach sich Bahn
Durch schwere Leidenswogen.
Der Hafen ist erreicht,
Der Anker liegt im Sand;
Du steigst nun fröhlich aus
Am ew'gen Uferland....

Bald, wann Er selbst erscheint,
Bald sehen wir uns wieder;
Dann singen wir vereint
Dem Lamme neue Lieder;
Dann schließt sich neu der Kreis,
Die Lücken sind gefüllt,
Und was uns dunkel blieb,
Wird herrlich dort enthüllt.

„In der Kirche aber hielt sein Jugendfreund, Pfarrer Werner, eine herzergreifende Predigt über Johannis 14, 1—4." —

Und Viele, so im Staub der Erde schlafen liegen, werden aufwachen; Etliche zum ewigen Leben... Die Verständigen aber werden leuchten wie des Himmels Glanz; und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich... Du aber gehe hin, bis das Ende komme, und ruhe, daß du aufstehest zu deinem Loos am Ende der Tage. Dan. 12.

Missions-Zeitung.

Die Berliner Gesellschaft „zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden“ im Jahr 1861.

(Schluß.)

Christianenburg, drei Stunden nordwestlich von d'Urban, dem Hafen von Natal, wurde, nachdem schon seit 1854 die Mission auf die Dauer von dem nahen Kolonistendorf Neudeutschland aus betrieben worden war, im Jahre 1858 angelegt, und zählt 113 Getaufte. Br. Posselt ist zugleich Pastor der Deutschen in Neudeutschland. Auf der Station befindet sich auch ein Pensionat für Missionskinder.

Diese drei Stationen, wo die Missionare dieselbe Erfahrung wie die Kaffermission überhaupt machen, daß es sehr langsam und schwerfällig mit der Bekehrung dieser Nation hergeht, werden von sieben europäischen Missionaren (drei ordinirten, zwei Lehrern, zwei Kolonisten) bedient und zählen 143 Getaufte, darunter 73 Kommunikanten.

IV. **Oranje-Freistaat.** Bethanien (mit der Außenstation Paaodekais) bewohnt von Ost-Betschuanen verschiedener Stämme und von Kora-Hottentotten. Im Jahr 1835 schenkte der Griquahäuptling von Philippolis der Gesellschaft den Platz von 76,000 Morgen, größtentheils Steppe, zur Anlegung einer Missionsstation; dieselbe zählt etwa 160 Gemeindeglieder, darunter 100 Kommunikanten und 116 Kinder in der Schule. In jenem Ursprung der Ansiedelung wurzeln allerlei Nöthen; ein früherer Häuptling der Kora, die früher auf Bethanien wohnten, beansprucht das Recht, mit seinem Volke auf dem Platz wohnen zu können, ohne die Missionare zu fragen; er mußte durch den Ortsschulzen vertrieben werden. Das gab viele ärgerliche Störungen. Die Arbeit unter den Betschuanen hat dennoch ihren Fortgang gehabt.

Die Station Pniel, von Kora-Hottentotten bewohnt, wurde 1847, früher weiter unterhalb am Vaalfluß gelegen, hieher verlegt, und 1857 durch den Ankauf von etwa 130,000 Morgen Steppe fester begründet. Sie zählt 120 Gemeindeglieder, darunter 49 Kommunikanten und 61 Kinder in der Schule. Ueber den Erfolg seiner Missionsarbeit schreibt Br. Zerwick: „Das Wort des Herrn hat auch hier ausgerichtet, wozu es der Herr gegeben; es hat die Erkenntniß Gottes weiter ausgebreitet und tiefer wurzeln lassen; aber leider ist diese Erkenntniß Manchen ein Geruch des Todes zum Tode gewesen. Aeußerlich hat sich keine Stimme aus den Heiden vernehmen lassen mit der Frage: Was soll ich thun, daß ich selig werde?“ — „Der Kora, wenn das Wort Gottes einen Eindruck auf ihn gemacht hat, hört es wieder und immer wieder, fängt die groben Sünden an zu unterlassen, geht im Verborgenen beten, bleibt mehr für sich allein, sagt aber von alledem, was in ihm vorgeht, auch selbst auf das Befragen der Allernächsten nichts. Dieser Zustand kann Jahre lang dauern, auch kann es geschehen, daß das sittliche Bestreben für eine Zeitlang untergeht und wieder erwacht. Bei den Meisten, die diese Art der Erweckung erfahren, bleibt dieselbe bis ans Ende, ohne besonders hervorzutreten und ohne daß sie die Taufe begehren.

Auf diesen beiden Stationen arbeiten sieben Missionare (zwei ordinirte, ein Lehrer und vier Missionsgehülfen).

V. **Die südafrikanische Republik** ist der Schauplatz der jüngsten Missionsunternehmung der Berliner Gesellschaft.

Freundlich aufgenommen von der Regierung der Boers in Leidenburg und von dem Prediger derselben nachdrücklich bestärkt, haben zwei Brüder im Jahre 1860 die Station Gerlachshoop an einem Zufluß des Lepalale und Olifant-Flusses gegründet (etwa 24° 28' südl. Br. und 29° 50' östl. L. von Paris). Unter dem kleinen Betschuanenstamm der Bakoba begannen sie Predigt und Unterricht und hatten Ende vorigen Jahres die Freude, den Erstling mit seinen zwei Kindern zu taufen und eine Zahl Katechumenen um sich zu sammeln.

Eine Untersuchungsreise nordwärts brachte die Missionare zu einem Stamme von Bassuto's, unter denen sie im Jahr 1861 die Station Khalatlolu zu gründen die Freudigkeit hatten (nahe dem 24° südl. Breite). Der junge Herrscher des Volkes behandelte sie mit dem größten Wohlwollen und befahl selbst seinem Volke, am Sonntag, dem Feiertage der weißen Leute, die Arbeit liegen zu lassen. Den Boden fanden sie bereitet durch mehrere aus dem Volke, welche in die Kapkolonie gekommen und dort in Port Elisabeth von den Wesleyanern Unterricht, einer selbst die Taufe empfangen hatte. Zu den Ihrigen zurückgekehrt, zeugten sie von der Wahrheit, und ihr Zeugniß war an Einigen nicht ungesegnet geblieben. Aber die Schwierigkeiten, die ihnen begegneten, trieben sie in das Gebet, der Herr möge ihnen weiße Lehrer senden. So „haben wir den Eintritt unserer Missionare am Lepolale als Erhörung des Schreiens dieser Armen anzusehen; es liegt hier thatsächlich eine Wiederholung der Geschichte vom macedonischen Manne vor. Und nicht das allein, sondern hier wird das Wort wieder wahr: dieser säet, der andere schneidet." Diese Leute sammelten sich alsbald zum Theil von ferne her um die neu angekommenen Missionare und diese hatten die beste Hoffnung, mit einigen Katechumenen im neuen Jahr (1862) bald zur Taufe schreiten zu können.

Dieß eine Uebersicht über das Werk der Berliner Missionsgesellschaft im Süden Afrika's. In fünf verschiedenen Missionsprovinzen haben ihre Boten auf 13 Stationen eine Gemeinde von etwa 1112 Getauften, unter welchen 612 Kommunikanten sich befinden, gesammelt; 16 ordinirte Missionare, 7 nicht ordinirte Lehrer und Katecheten, 9 Laiengehülfen, zusammen 32 Missionare und 1 Jungfrau treiben das Werk des Herrn; außerdem werden 3 eingeborne Lehrer aufgeführt. Unter den Missionaren sind 24 verheirathet und 8 ledig.

Die Missionen der Brüdergemeine, nach dem Stande vom Juni 1862. Aus dem Jahresbericht auf Sept. 1862.

1. Grönland, angefangen 1733: 5 Missionsplätze, 9 verheiratete, 4 ledige Brüder, 1925 Personen in Pflege.

2. Labrador, angef. 1770: 4 Missionsplätze, 14 verh., 3 led. Brüder, 1163 Personen in Pflege.

3. Nord-Amerika, angef. 1734: 4 Missionsplätze, 2 unter den Delawaren, 2 unter den Tscherokesen in Arkansas, 4 verh., 1 led. Bruder, 397 Personen.

Dänisch Westindien:

4. Inseln St. Thomas (1732) und St. Jan (1754): 5 Plätze, 6 verh. Brüder, 3369 Personen in Pflege.

5. Insel St. Croix, angef. 1751: 3 Plätze, 4 verh., 1 verwittw. Bruder, 4231 Personen in Pflege.

Englisch Westindien:

6. Jamaika, angef. 1754: 13 Plätze, 16 verh., 2 led. Brüder, 13,975 Personen in Pflege.

7. Antigua, angef. 1756: 8 Plätze, 11 verh., 1 led. Bruder, 1 led. Schwester, 7688 Personen in Pflege.

8. Insel St. Kitts, angef. 1775: 4 Plätze, 5 verh. Brüder, 3353 Personen.

9. Barbados, angef. 1765: 4 Plätze, 5 verh. Brüder, 3231 Personen in Pflege.

10. Tabago, angef. 1790, erneuert 1827: 2 Plätze, 2 verh. Br., 1967 Personen in Pflege.

11. Moskito-Küste, angef. 1848: 5 Plätze, 7 verh., 2 led. Br., 542 Personen in Pflege.

12. Surinam, angef. 1735: 12 Plätze, 31 verh., 1 verwittw. Br., 1 verwittw. Schwester, 27,193 Personen.

13. Süd-Afrika, angef. 1736, erneuert 1792: 10 Plätze, 28 verh., 4 led. Br., 2 Schwestern, 8881 Personen

14. Australien, angef. 1849: 2 Plätze, 2 verh., 1 led. Br., 1 Getaufter.

15. West-Himalaya, angef. 1853: 1 Platz (Kyelang), 3 verh. Br.

Summa: In 15 Missionsprovinzen stehen auf 82 Missionsplätzen 77,916 Personen in der Pflege der Mission: nämlich in Süd-Afrika 8881, in Surinam 27,193, in Westindien 37,814, Indianer 939, Eskimo's und Grönländer 3088.

Unter den im Dienst stehenden 314 Missionsgeschwistern sind 147 Brüder verheiratet (die Frauen von 5 Brüdern sind, weil nicht zur Brüdergemeine gehörig, nicht unter das Missionspersonal eingerechnet); 18 Brüder sind nicht verheirathet; die übrigen sind Wittwer (2), Wittwen (2) und ledige Schwestern (3).

Die Jahresrechnung von 1861 führt die Summe von 106,682 Thalern als bei der Unitäts-Missions-Diakonie eingegangene Beiträge, und damit „die größte bisher noch erlebte Einnahme" auf. Ausgegeben wurden von ihr im Ganzen 106,953 Thaler und zwar für die Stationen 65,118 Thaler, für die Heimat (Pensions-, Erziehungs-, Verwaltungs-Aufwand) 41,835 Thaler, so daß eine Mehrausgabe von 271 Thaler sich ergiebt, welche die vorjährige Schuld auf 10,459 Thaler erhöht. Indessen stellt obige Summe nicht den Gesammtaufwand für die Mission dar; derselbe beträgt etwa 300,000 Thaler. Eine ganze Reihe von Missionsplätzen sind in ihrem äußern Bestehen mehr oder weniger selbstständig, indem sie theils durch besonders dafür gebildete Vereine (wie Labrador) oder durch Unterstützung von Europäern an Ort und Stelle (wie besonders Australien und Mongolei), theils durch industrielle Unternehmungen der Brüder (besonders Surinam) oder endlich durch die Beiträge der Gemeinden ein größerer oder kleinener Theil ihrer regelmäßigen Bedürfnisse gedeckt wird.

Aus dem Jahresbericht heben wir noch einzelne bemerkenswerthe Thatsachen vom Gebiet dieser großen und gesegneten Mission hervor: „Von der Erweckung in unsern Gemeinen auf der Insel Jamaika, deren wir im vorjährigen Bericht gedachten, können wir dem Herrn zum Preise sagen, daß sie nachhaltige Früchte eines neuen frischen Glaubenslebens hinterlassen hat. Der Besuch der Versammlungen, namentlich des Sonntags, ist sehr zahlreich; die Gebetstunden werden zu großem Segen fortgehalten; mit großer Willigkeit werden Beiträge zur Erhaltung der Mission dargereicht und die hülfreiche Theilnahme der Gemeindeglieder unter einander in Fällen der Krankheit und Bedürftigkeit zeugt von neu erwachter Bruderliebe. Die Zeichen äußerlicher Aufregung sind überall und völlig verschwunden und Ausartungen in Schwärmerei sind nicht vorgekommen."

In den Gemeinden auf der Labrador-Küste wurde im Sommer des Jahres 1861 eine Visitation durch Bruder Levin Th. Reichel gehalten. Das neue Labrador-Schiff hat sich auf dieser seiner ersten

Reise gut bewährt. Br. Reichel „hat unsere Labrador-Mission ihrem innern und äußern Gang nach in einem befriedigenden Zustand gefunden. Wenn auch eine so regelmäßige Bedienung mit Wort und Sakrament, wie sie unsern übrigen Missionsgemeinden zu Theil wird, bei den Eskimos, dem an seiner öden Küste sich ärmlich nährenden Fischervolk, nicht möglich ist, so hat doch der Herr Großes an demselben gethan. Und Großes thut Er noch immer an diesen Gemeinden. Er wirkt durch Seinen Geist in den Herzen und läßt in dem Leben und Wandel Vieler die Früchte des Glaubens auf die erfreulichste Weise zum Vorschein kommen." Geklagt wird über die Gefahren, welche der europäische Handel dieser Mission bringt. Der Verkehr mit diesen meist ganz unchristlichen Weißen ist für den innern Gang und das äußere Bestehen der Gemeinden ein verderblicher. Um den Eindringlingen möglichst zuvorzukommen, stellte sich die Ausdehnung des Handels Seitens der Mission, und zum Zweck besserer geistlicher Pflege der zerstreut lebenden Glieder die Anlegung einer neuen Station (zwischen Hoffenthal und Nain) als nothwendig heraus. — Auch in Grönland ist die Errichtung einer neuen Station Umanak, nördlich von Neu-Herrnhut, ins Werk gesetzt worden.

In Surinam that sich die Thüre zu dem Buschland, dem Wohnsitz der freien heidnischen Neger weit auf; nähere Mittheilungen darüber finden sich im Magazin Seite 21 ff.

In Australien hat sich das Missionswerk durch Errichtung einer zweiten Station (in Gippsland an der Südküste zwischen Melbourne und der Gränze von Neu-Süd-Wales) erweitert. In Ebenezer hat die zweite Taufe eines Eingebornen, wenige Tage vor seinem Ende, stattgefunden.

Die Mission in der Mongolei kann noch nicht von bedeutenden Fortschritten reden. „Die Geschwister in Kyelang sind theils mit Uebersetzungen aus der heil. Schrift und andern lehrreichen Büchern und mit dem Abdrucken derselben beschäftigt, theils machen sie Reisen, um diese Schriften in der Nähe und Ferne zu verbreiten und zugleich, wo sie nur Gehör finden, auch mündlich das Evangelium zu verkündigen. Auch ist mit Einrichtung einer Schule für die Kinder der Anfang gemacht worden, doch kostet es viele Mühe, die Vorurtheile der Eltern zu überwinden, und sie dazu zu bewegen, daß sie ihre Kinder schicken. Die Schwestern ertheilen den Mädchen mit gutem Erfolg in weiblichen Handarbeiten Anleitung und Unterricht."

Die Missionen unter den Indianern Nordamerika's sind eben Versuche, den Ueberbleibseln der aussterbenden Stämme, die einst das Land inne hatten, die Segnungen des Evangeliums zu bringen. „Während die Civilisation immer weiter in jenen Gegenden vordringt, schmelzen diese Nationen immer mehr und mehr zusammen und unsere gar mühsam gesammelten und bedienten kleinen Gemeinden werden auf mancherlei Weise beunruhigt und gestört." Um so mehr kommt die Arbeit der Brüder der zum Theil sehr verwahrlosten und aller kirchlichen Pflege entbehrenden weißen Bevölkerung zu gute.

Der Jahresbericht zeigt, wie für Tausende von Heiden die Gnade des Herrn den Dienst der Brüdergemeinde mit Segen und Heil krönt; Er wolle dem gesegneten Anfang einen fröhlichen und reichen Fortgang, namentlich auf den neu begonnenen Arbeitsstätten folgen lassen, damit auch ferner durch ihre Boten vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang Sein Name herrlich werde unter den Heiden!

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1. Inhalt. Hieronymus Savonarola. 1. Die Klosterzelle. 2. Der Prediger. 3. Die Reformationsversuche. 4. Der Untergang. 1863.

Hieronymus Savonarola.

1. Die Klosterzelle.

Wenn man von Norden her die uralte italienische Universitätsstadt Padua betritt, so führt der Weg durch die Porta Savonarola. Das Thor hat diesen Namen erhalten von dem alten und angesehenen Geschlecht der Savonarola, das einst Padua's Ehre und Zierde war. Aus ihm stammt auch der Mann, von dem diese Blätter erzählen sollen. Hieronymus Savonarola war geboren am 21. Sept. 1452, also etwa dreißig Jahre ehe Luther das Licht der Welt erblickte. Sein Großvater, Michael Savonarola, war ein berühmter Naturforscher und Arzt, und zugleich ein Mann von großer Frömmigkeit; er wurde aber von dem Prinzen von Este nach Ferrara berufen und nahm an dessen Hof die Stelle eines Leibarzts ein. Sein Enkel Hieronymus folgte ihm dahin und sollte in die Fußstapfen des Großvaters treten; zu diesem Ende erhielt er eine äußerst sorgfältige Erziehung von den berühmtesten Lehrern, welche damals in Ferrara zu finden waren. Aber die ernste religiöse Gemüthsrichtung, die dem Jüngling innewohnte, trieb ihn auf eine andere Bahn. Schon als Knabe liebte er die Einsamkeit und vermied

die Gärten des herzoglichen Palastes, wo die Jugend sich herumzutummeln pflegte. Nun aber, da er in die reiferen Jahre getreten war, wandte er sich entschieden von dem Studium der Arzneikunde ab und versenkte sich mit seinem forschenden Geiste in die philosophischen Schriften eines Plato und Aristoteles, vor Allem aber in die geistreichen Werke des mittelalterlichen Schriftgelehrten Thomas Aquinas.

Gleich andern edleren Naturen jener Zeit wurde Hieronymus mit Ekel und Abscheu erfüllt bei dem Anblick der entsetzlichen Verderbniß, die damals in Kirche und Staat überall herrschend war. Italien war nur Ein großes Feldlager. Das schöne Land war in unzählige Fürstenthümer und kleine Staaten zertheilt, von denen jeder im Kampf gegen den andern lag, bald um gegen übermüthige Angriffe sich zu schützen, bald um Andere zu unterjochen. Die ganze Halbinsel war von Parteiungen und Zwistigkeiten zerrissen; das Volk stand wider seine Regenten auf, und diese hinwiederum nahmen ganze Schaaren von zuchtlosen Söldlingen in ihren Dienst, um das unzufriedene Volk niederzutreten. Der Pabst und der König von Neapel suchten ein jeder auf Kosten seiner Nachbarn sich selbst zu vergrößern. Der König von Frankreich und der Kaiser von Deutschland führten alljährlich Armeen über die Alpen, vorgeblich um den Frieden aufrecht zu halten, in der That aber nur, um die allgemeine Verwirrung noch größer zu machen. Italien war von einem Ende zum andern voll Blut und Gewaltthat. Eine Zeitlang versuchte Savonarola mit aller Anstrengung seine Gedanken von diesem greulichen Schauspiel abzuwenden und sich nur um so mehr in seine Studien zu vertiefen. Die erhabenen Ideen eines Plato und die Subtilitäten eines Aristoteles und eines Thomas Aquinas gaben seinem Geiste Stoff genug zum Nachdenken, und waren ganz geeignet, ihn das wilde Chaos vergessen zu machen, das ihn auf allen Seiten umgab. Aber, wie er selbst sich ausspricht, seine Seele „hungerte nach Freiheit, Frieden und Ruhe." Diesen Frieden glaubte er in einer Mönchszelle finden zu können. In einem Kloster hoffte er geistesverwandte Genossen und Ruhe für sein Herz, oder wenigstens einen wirksamen Schutz gegen die Anläufe „der Welt, des Fleisches und des Teufels" zu finden. Und so entschloß er sich, wie nachmals Luther, in den Dienst der Kirche zu treten und ein Mönch zu werden. Doch gieng dieser Entschluß nicht hervor aus feiger Verzweiflung, die weder Muth noch Hoffnung mehr gefunden hätte, den Schäden der Zeit entgegen

zu treten; vielmehr zeigt ja gerade der Umstand, daß er an die Dominikaner, diesen großen Predigerorden der katholischen Kirche, sich anschloß, auf's deutlichste, daß er nur erst für seinen eigenen beunruhigten Geist Friede finden wollte, um dann mit gestählter Kraft in die verderbte Welt hinauszugehen und ihr in Christo den alleinigen Retter zu verkündigen. In seinem 23. Jahre verließ Savonarola, erfüllt von Gedanken dieser Art, für immer sein väterliches Haus und trat in das große Dominikanerkloster zu Bologna ein. Zwei Tage nach seiner Ankunft daselbst schrieb er an seinen Vater, um ihn von dem gethanen Schritt zu benachrichtigen und seinen Segen dafür sich zu erbitten. „Die Gründe," heißt es in diesem Schreiben, „die mich veranlaßt haben, ein Mönch zu werden, sind folgende: die große Verworfenheit der Welt und die furchtbare Gottlosigkeit der Menschen, die Gewaltthätigkeit, die Ehebrecherei, die Dieberei, der Stolz, der Götzendienst und die schreckliche Gotteslästerung, in welche dieses Zeitalter versunken ist. Ueberall sehe ich die Tugend zerstört, das Laster in Ehren. Darum habe ich täglich unsern Herrn Jesum Christum angefleht, daß er mich aus dieser Befleckung erretten möge. Ich habe täglich gebetet: 'O mein Herr, zeige mir deine Wahrheit, denn zu dir erhebe ich meine Augen.' Und ich glaube, daß Gott in Seiner unendlichen Barmherzigkeit sich herabgelassen hat, mir diesen Weg zu zeigen, obwohl ich mich solcher Gnade ganz und gar unwürdig fühle. Da ich nun Gott gebeten habe, mir den schmalen Weg zu zeigen, den ich wandeln soll — wie konnte ich ihn zu gehen mich weigern, nachdem Er ihn mir gewiesen? O mein Heiland, lieber will ich einen tausendfachen Tod erleiden, als so undankbar sein und deinem Willen widerstreben! Theuerster Vater, du solltest nicht weinen, sondern vielmehr dich freuen und fröhlich sein, und unserm hochgelobten Herrn Jesus danken, daß Er mir Gnade gegeben, der Welt den Rücken zu kehren und mich Ihm zu übergeben. Selbst wenn ich Kaiser Augustus sein könnte, so möchte ich nicht in die Welt zurückkehren. Da ich aber, wie du, Fleisch und Blut an mir trage, da auch das Fleisch wider den Geist gelüstet und ich einen harten Kampf zu bestehen habe, damit Satan nicht Meister werde, so bitte ich dich flehentlich, meine Schwierigkeiten nicht zu vermehren, sondern vielmehr meine Mutter zu trösten und mir deinen und ihren Segen zu geben."

Savonarola mußte freilich erst noch lernen, daß klösterliche Ab-

sonderung, strenge Kasteiung und selbsterwählte Gesetzeswerke nicht zum wahren Frieden verhelfen, sondern daß derselbe nur in dem kindlichen Glauben an das vollgültige Verdienst des Gekreuzigten zu finden ist. Er hatte gehofft, innerhalb der Mauern des Klosters eine Art Himmel zu finden; aber wie staunte er, als er auch dort Selbstsucht, Ehrgeiz und Fleischessünden aller Art in nicht geringerem Maße vorfand, als in der Welt draußen. Seinen schmerzlichen Gefühlen machte er in zwei Gedichten Luft, die er um jene Zeit verfaßte, das eine über „das Verderben der Welt", das andere über „das Verderben der Kirche". Sein Wunsch war gewesen, in der Einsamkeit des Klosters sich ganz dem Studium des Wortes Gottes zu widmen; aber bald fand er, daß eine solche Beschäftigung von den Klosterbrüdern auf's äußerste verachtet ward. „Die Mönche," sagt er selbst, „treiben viel lieber die elendesten Narrentheidinge, und halten die philosophischen Lehrsätze eines Aristoteles für wichtiger, als die Vorschriften und das Exempel Jesu Christi."

Seine Oberen beauftragten ihn nun, im Kloster Vorträge zu halten über griechische Literatur und Philosophie; denn die Kunde von seiner Gelehrsamkeit war ihm vorausgegangen. Er gehorchte mit schwerem Herzen, und Jahre giengen dahin, ehe er von dieser Last erlöst ward und dem Verlangen seines Herzens genügen durfte, ausschließlich der Erforschung des Wortes Gottes sich zu widmen. Und als diese ersehnte Zeit endlich gekommen war, vertiefte er sich so sehr in das heilige Buch, daß er trotz seiner vielfachen andern Aufgaben noch Zeit gefunden haben soll, die ganze Bibel auswendig zu lernen. Noch heute befinden sich in Florenz vier Bibeln, die von Anfang bis zum Ende mit Anmerkungen von seiner eigenen Hand versehen sind. Oft hat er nachmals bekannt, daß er der heiligen Schrift allein alles Licht und allen Trost verdanke. Dabei hatte er eine besondere Vorliebe für die Propheten des Alten Testaments und für die Offenbarung Johannis. An ihnen bildete sich sein Geist für seinen künftigen Beruf; aus ihnen schöpfte er die Kraft und den Ernst seiner nachmaligen gewaltigen Bußpredigten, durch die er ganz Italien aufzuregen verstand.

2. Der Prediger.

Es war im Jahr 1483, dem Geburtsjahr Luthers, daß Savonarola zum ersten Mal versuchte, in der Kirche San Lorenzo zu Flo-

renz zu predigen; aber der Versuch scheiterte ganz und gar. Seine Stimme war schwach und rauh, sein Vortrag unklar und stammelnd, seine Gestikulation unbeholfen, sein Styl schwerfällig und verworren. Man hatte Großes von ihm erwartet, aber seine Zuhörerschaft schwand von Woche zu Woche mehr zusammen, bis am Ende nur noch etliche wenige Personen in der großen Kirche sich einfanden. In den zwei darauffolgenden Jahren hatte er im Auftrag seiner Obern die Fastenpredigten zu halten, aber es gieng nicht besser. Seine Worte giengen kalt und kraftlos an den wenigen und unaufmerksamen Zuhörern vorüber. Beschämt, gedemüthigt und entmuthigt kehrte er nach Bologna in's Kloster zurück. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, daß es mit Gottes Gnade ihm noch gelingen werde. Gleich einem Demosthenes, dem größten Redner des alten Griechenlands, mühte er sich Tag und Nacht ab, seine natürlichen Mängel in Aussprache und Vortrag zu überwinden, und flehte zugleich mit anhaltendem Gebet um die Gabe des heiligen Geistes, dessen Kraft allein ihn zum erfolgreichen Prediger zu machen im Stande sei. Die Frucht dieser Arbeit trat bald zu Tage; denn als er im Jahr 1486 zu Brescia die Kanzel wieder betrat, predigte er mit so überwältigender Kraft und fesselte und erschütterte die Seelen seiner Zuhörer dermaßen, daß die zusammenströmende Menge wie von einem Zauber gehalten zu den Füßen des Bußpredigers saß. Einer seiner Lebensbeschreiber schildert diese Scenen mit folgenden Worten: „Es war das Jahr nach dem Tode des Pabstes Sixtus IV, im ersten Jahr des Pontifikats des Innocenz VIII, daß Savonarola nach Brescia geht. Hier legt er die Offenbarung Johannis aus; der Geist und die Worte des Buchs tragen ihn in eine Region der Gedanken und der Rede empor, die er selbst zuvor nie gekannt. Der Vortrag, der Ton seiner Stimme ist ein ganz anderer, ein ganz neuer; und fast ehe er es selbst weiß, wendet er die Worte, die im Buch der Offenbarung von Babylon geschrieben sind, auf Rom an. O du Prophet, du hast keine glatten und süßmundenden Dinge geredet; deßhalb giebt es für dich hinfort keinen Frieden mehr. Nein, keinen Frieden; denn deine Worte dringen wie Spieße und Nägel in die Herzen des Volks und der Priester. Das Volk bewundert, die Priester hassen. Welcher Muth, welche Keckheit! rufen sie; wie großartig! wie gefährlich! Savonarola selbst ist nicht weniger erstaunt über sich, als es Andere sind. Seine Zunge ist gelöst, er stammelt nicht mehr; er ist ein

Mann von klarer wohltönender Rede, er ist eine Stimme der Kraft. Siehe, ein Wunder der Gnade! Aber er versäumt kein Mittel, um durch angestrengte Arbeit den Sieg über seine widerstrebende Naturanlage zu gewinnen. Er arbeitet Tag und Nacht, damit er der Aufgabe immer würdiger werde, die er vor seinem Geiste emportauchen sieht." — Inzwischen giengen abermals zwei Jahre dahin, ehe er wieder öffentlich auftrat, und dann wiederum vier Jahre, ehe er aufs Neue die Kanzel bestieg, — dann aber freilich mit einer Fülle der Kraft und der Gabe, wie sie nur Wenigen gegeben war.

In dieser Vereinigung von brünstigem Gebet, von unermüdlichem Fleiß in dem Gebrauch aller gottgeordneten Mittel und von geduldigem Warten auf Gottes rechte Stunde, erkennen wir das Geheimniß seiner nachmaligen Erfolge. Er *betet*, als wenn Alles allein von Gott abhienge; er *arbeitet*, als wenn Alles auf seine eigenen Anstrengungen ankäme.

In seinem 38. Lebensjahre (1490) ward er von seinem Ordensvorsteher als Lehrer der Novizen (der jungen Leute, die ihr Probejahr im Kloster hielten) in das Dominikanerkloster *San Marco zu Florenz* geschickt, das heute noch durch die Erinnerungen an Savonarola, sowie durch die wunderbaren Freskogemälde des Mönchs Angelico, des malenden Beters und betenden Malers, berühmt ist. Als armer Mönch, einsam zu Fuß reisend und von Strapatzen und Mühseligkeiten erschöpft, zieht er in der Stadt und dem Kloster ein. Die Sage erzählt, daß er mehr als einmal auf der Wanderung erlegen wäre, hätte ihm nicht „sein Schutzengel" durchgeholfen.

So gering und unscheinbar nun die ihm gewordene Aufgabe war, die jungen angehenden Geistlichen zu unterweisen, so widmete er ihr doch als ein treuer Knecht Christi seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit. Sein Unterricht war aber so lehrreich und geistvoll, daß selbst viele ältere Mönche des Klosters anfiengen, als Gäste demselben beizuwohnen, und das Lehrzimmer wurde bald zu klein. Savonarola verlegte seine Schule in die Klosterkapelle oder in den Garten, — gegenüber einer üppigen Rosengruppe, deren hochgewachsenes reiches Gebüsch ihn und seine Schüler vor der italienischen Sonne beschützte. Seine Zuhörerschaft wuchs von Woche zu Woche und das Interesse an seinen Vorträgen ward immer lebendiger. Ein Zeitgenosse schildert ihn um jene Zeit mit folgenden Zügen: „Er ist ein Mann von edler Gestalt, einfach, ernst und doch milde; der Ausdruck

seines Gesichts wechselt fast in jedem Augenblick, so daß es schwer zu sagen ist, wer und was er eigentlich sei, bis man ihn öfters gesehen und gehört hat. Dann aber erkennt man, daß seine ganze äußere Erscheinung nur das treue Spiegelbild des hohen Geistes ist, der in ihm wohnt, und daß seine leibliche Gestalt nur der zarte durchsichtige Schleier ist, durch welchen das Feuer und die Kraft seiner Seele hindurchleuchtet. Sieh ihn an, wie er dort unter freiem Himmel steht, beschattet von dem duftigen Rosengebüsch des Gartens, das Buch der Offenbarung Johannis in der einen Hand, die andere mit wunderbarem Ausdruck gen Himmel gehoben, um ihn her eine dichte Menge von Geistlichen, Mönchen und Leuten aller Art, und dort auf der Gartenmauer noch viele Andere, die hinaufgeklettert sind, um den wunderbaren Mann reden zu hören: — das ist Savonarola in der ersten Zeit seines Aufenthalts im Kloster San Marco."

Im folgenden Jahr (1491) starb der Abt des Klosters. Savonarola wurde zum Nachfolger erwählt. Seine Gelehrsamkeit, seine Beredtsamkeit, sein heiliger Eifer und seine Frömmigkeit hatten ihn als den tüchtigsten dafür bezeichnet. Damit aber sah er sich unerwartet in eine Stellung versetzt, die vor ihm einen weiten und bedeutungsvollen Wirkungskreis eröffnete. Vor Allem war er als Prediger hoch geehrt und weit berühmt. Die Klosterkirche von San Marco wurde zu klein, die Menge zu fassen, die zu seinen Predigten herbeiströmte. Man mußte zuerst in die Annunciata-Kirche, dann in die große Kathedrale selbst übersiedeln; aber auch diese konnte die Zuhörer nicht fassen. Savonarola mußte endlich seine Zuhörerschaft in drei Klassen theilen und den Männern, den Frauen und den Kindern besonders predigen. Und nicht die Florentiner allein strömten täglich in die Kathedrale, sondern aus den umliegenden Städten und Dörfern kamen schon mit Tagesanbruch ganze Schaaren in die Stadt, um dem Frühgottesdienst beizuwohnen, und wenn die Kirche bereits gedrängt voll war, kletterten die später Kommenden an Fenstern und Gallerien empor, um wo möglich den großen Prediger hören zu können. Die Florentiner wetteiferten mit einander, diese fremden Gäste in ihren Häusern zu beherbergen, und mancher fromme Städter nahm oft vierzig auf einmal gastfreundlich bei sich auf. Viele Handwerker und Kaufleute öffneten ihre Werkstätten und Magazine nicht eher, als bis Savonarola's Frühpredigt vorüber war, damit sie selbst mit ihren Hausgenossen dem Gottesdienst beiwohnen könnten. Diese

Begeisterung aber dauerte in ungeschwächter Frische sieben Jahre lang fort, trotz des bittern Widerstandes der Feinde, welche unablässig seinen Einfluß zu untergraben bemüht waren.

Lernen wir den Charakter seiner Predigten aus einigen Aufzeichnungen kennen, die wahrscheinlich von einem seiner Zuhörer niedergeschrieben worden sind. „Die erste Christenkirche," sprach Savonarola in einer Predigt über den 73. Psalm, „war aus lebendigen Steinen aufgebaut, wovon Jesus Christus selbst Grund- und Eckstein war. Damals war der Himmel auf Erden. Aber jetzt, — ach wie hat sich Alles verändert! Der Teufel hat durch die gottlosen Priester und Prälaten diesen Tempel Gottes zu Grunde gerichtet. Die Kirche ist bis in ihre tiefsten Gründe erschüttert. Der Propheten wird nicht mehr gedacht, die Apostel achtet man nicht mehr, die Säulen der Kirche liegen zertrümmert am Boden, weil die Fundamente zerstört sind, — mit andern Worten, weil man die heiligen Evangelisten verworfen hat. Die Lehrer, die das lautere Evangelium dem Volke verkündigen sollten, findet man nicht mehr. Die Kirche, einst so hoch geehrt, ist von gottlosen Geistlichen und Prälaten in eine Weltkirche verwandelt. Das ist die Kirche unsrer Tage. Sie ist nicht aus lebendigen Steinen auferbaut, in ihr finden sich keine Christen, gewurzelt in jenem lebendigen Glauben, der in der Liebe thätig ist. An äußerlichen Ceremonien fehlt es ihr nicht; die gottesdienstlichen Gebräuche werden in ihr gefeiert durch glänzende Gewänder, reiche Draperieen, goldene Kandelaber und edelsteinbesetzte Abendmahlskelche. Da könnt ihr die hohe Geistlichkeit vor den Altären sehen, angethan in prunkenden, mit Juwelen besetzten und von Gold strotzenden Gewändern, prächtige Messen singend und von so schönem Gesang, so herrlicher Musik begleitet, daß ihr euch verwundern müßt. Sollte Jemand zweifeln, daß dieß Männer von der reinsten Heiligkeit und Würde sind? Meinet ihr, diese Leute könnten im Irrthum sein? Ja, ihr könnet des Glaubens euch nicht erwehren, daß Alles, was sie sagen oder thun, ebenso recht und gut sei, als das Evangelium selbst. Aber mit solchen Träbern will man heutzutage die Kirche Christi weiden! Dennoch sagen sie, die Kirche unsres Herrn sei niemals in solcher Blüthe gestanden, wie jetzt. Sie sagen, die ersten Bischöfe der christlichen Kirche hätten diesen Ehrennamen kaum verdient im Vergleich mit den Männern, die heutzutage Bischöfe heißen. Ja, das ist wahr, sehr wahr! Jene waren arm und

demüthig und konnten sich nicht großer Einkünfte und reicher Pfründen rühmen, wie ihre Nachfolger in unsrer Zeit. Sie hatten weder goldgestickte Bischofsmützen, noch mit Juwelen besetzte Gewänder. Wenn sie je Gold und Silber besaßen, so war es ihre Lust, der Noth der Armen und Dürftigen damit abzuhelfen; heutzutage aber erpressen die Bischöfe dem Armen die wenigen Pfennige, die er zu seiner Nothdurft bedarf, um damit jene Kostbarkeiten zu kaufen, mit denen sie prangen. In der ursprünglichen Christengemeinde waren die Abendmahlskelche von Holz, die Bischöfe von Gold; jetzt sind die Prälaten von Holz und die Kelche von Gold. Stehe auf, o Herr, und erlöse Deine Kirche aus der Gewalt der Teufel und Tyrannen, aus den Händen der ruchlosen Prälaten! Hast Du Deine Kirche vergessen? Hast Du Dein Ohr verschlossen? Noch immer ist die Kirche Deine Braut. Sie ist's ja noch immer, für die Du Dich erniedriget und unsere Menschheit an Dich genommen, für die Du Schmach erduldet und Dein Blut am Kreuze vergossen hast. Komm, o Herr, und erlöse sie, — komm und strafe diese gottlosen Menschen; mache sie zu Schanden und wirf sie in den Staub, auf daß wir hinfort Dir ohne Furcht dienen mögen."

Man kann sich denken, wie mächtig solche Feuerworte in die erregbaren Gemüther einer italienischen Versammlung müssen eingeschlagen haben. Freilich wußte Savonarola auch andere Saiten voll wunderbarer Erhabenheit anzuschlagen. Als er über das Wort Pauli predigte: „Ich achte Alles für Schaden gegen die überschwängliche Erkenntniß Christi Jesu meines Herrn," schilderte er unter Anderm die Unfähigkeit eines Unwiedergebornen, die Liebe Christi zu fassen, und fuhr dann fort: „Mit Freuden will ich Alles erdulden um jener erlösenden Liebe willen, die mir alles Andere süß und lieblich macht. Sie giebt mir volle Genüge und stillt alle meine Bedürfnisse. Sie ist mein überschwänglich großer Lohn. Wenn ich die ganze Welt besäße und hätte keinen Theil an Christo, so wäre ich der elendeste Mensch auf Erden. Aber wenn ich Dich, o mein Heiland, besitze, und außer Dir sonst nichts, so besitze ich in Dir Alles; denn Du bist Alles in Allem. Du bist die Summe und der Inbegriff alles wahren Guten; außer Dir giebt es kein Gut. In Dir liegen unvergängliche und ewige Reichthümer, in Dir wahre und unverwelkliche Ehre, in Dir unveränderliche und unzerstörbare Gesundheit und Schönheit; in Dir ist Erkenntniß ohne Irrthum, Freude ohne Wermuth, Licht

ohne Finsterniß, Leben ohne Tod, Güte ohne Beimischung des Bösen. O es ist ein seliges Ding, sich Gott zu nah'n. Dir, o hochgelobter Jesus, übergebe ich mich für alle Ewigkeit." —

Ein ander Mal beantwortete er in einer Predigt die öfters an ihn gerichtete Frage, warum er der Jungfrau Maria, dieser Schutzheiligen von Florenz, so selten Erwähnung thue. Er antwortete mit der Gegenfrage: „Warum hat der heilige Geist ihrer so selten in der heiligen Schrift erwähnt, und warum haben die ersten Christen so wenig oder gar nicht von ihr gepredigt?" Dann fährt er fort: „Wir sehen, daß die Apostel, die sie doch so innig geliebt und geehrt haben, in ihren Schriften wenig oder gar nicht ihrer gedenken. Wie kommt das? Sie haben nicht über die Jungfrau geschrieben, weil unsre Rettung und Seligkeit nur vom Glauben an Christum abhängt; deßhalb haben sie nichts gepredigt, als allein Christum. Kraft der großen Erleuchtung, die sie von Gott empfangen hatten, waren ihre Blicke ausschließlich auf Jesum gerichtet und nicht auf die Kreatur. Hätten sie das Lob der Jungfrau verkündigt und vornemlich von ihrer tiefen Demuth, ihrer großen Liebe und ihren unermeßlichen Tugenden geredet, so hätten die Leute wahrscheinlich das Evangelium von der Jungfrau mehr gelesen, als das Evangelium von Christo; sie hätten aus Maria eine Gottheit gemacht und ihr göttliche Verehrung dargebracht. Die Absicht der Apostel war, Christum zu preisen und zu erheben, und darzuthun, daß Er allein Gott ist, daß Er und Er allein der Messias sei, der gekommen ist, die Welt selig zu machen. Gleich ihnen habe auch ich seit vielen Jahren mich bestrebt, meine Predigten nach der Schrift einzurichten. Thut die Schrift wenig Erwähnung von der Jungfrau, so ist es auch meine Gewohnheit gewesen, nicht viel von ihr zu reden."

So hat Savonarola vor vierhundert Jahren geredet; mit welcher Glut der Entrüstung hätte er erst gegen den jammervollen Unfug von Marienvergötterung gezeugt, wie derselbe seitdem in der römischen Kirche in so gotteslästerlicher Weise eingedrungen ist! Was der große Mönch von San Marco verhüten wollte, das ist jetzt eingetreten: die Jungfrau Maria hat in der römischen Kirche jetzt die Stelle eingenommen, welche nach der Schrift Christo allein gebührt. Sie wird nun göttlich verehrt. In den Tagen Savonarola's fieng der böse Sauerteig an zu wirken; aber unsern Tagen war es vorbehalten, den Abfall von der reinen Lehre auf die Spitze zu treiben durch das

Dogma von der unbefleckten Empfängniß. Doch die Stimme der lautern evangelischen Predigt darf heute in Florenz abermals ertönen; möge der barmherzige Gott sie an vielen Seelen für die Ewigkeit segnen!

3. Die Reformationsversuche.

Wollen wir das weitere Wirken Savonarola's verstehen, so ist es nothwendig, einen kurzen Blick auf die damaligen Zustände von Florenz zu werfen. Diese kleine Republik überragte im vierzehnten Jahrhundert fast alle italienischen Städte an Reichthum, Macht und Bildung. Nicht lange vor Savonarola's Auftreten aber erhob sich in ihr ein Handelshaus, die berühmte Familie de Medici, durch ungeheuern Reichthum und große Klugheit unvermerkt zu fürstlichem Ansehen und machte zugleich die Stadt zum Mittelpunkt der neu erwachenden klassischen Literatur und schönen Künste. Casimo de Medici (gest. 1464), der als ein Rothschild seiner Zeit die meisten gekrönten Häupter und den Pabst selbst sich zu Schuldnern machte, aber zugleich die Wissenschaften und Künste aus Neigung und Politik auf's freigebigste beförderte, war der erste, der unter republikanischen Formen eine monarchische Gewalt auszuüben verstand. Der größte Medici aber war sein hochbegabter Enkel, Lorenzo der Erlauchte, der eine Fürstin heirathete und sich selbst den Namen Fürst beilegte. Er wußte durch unermeßliche Freigebigkeit, durch glänzenden Hofhalt und durch großartige Förderung aller Wissenschaften und Künste die leichtfertigen Florentiner den Verlust ihrer alten bürgerlichen Freiheiten vergessen zu machen. Aber über all diesen blendenden Glanz legte sich der dunkle Schatten einer jämmerliche Entsittlichung. Wir können uns kaum eine Vorstellung machen, bis zu welchem entsetzlichen Grad die damalige Literatur, die Kunst und der gesellige Verkehr von Sittenlosigkeit, Liederlichkeit und praktischem Heidenthum durchdrungen war. Die Gebildeten — und Bildung war ja die Losung des Tages — hielten dafür, daß die Bibel und andere religiöse Schriften zu geschmacklos seien, als daß ein vernünftiger Mensch sie noch lesen könnte. An die Stelle der Propheten und Apostel setzte man die Schriftsteller des alten Griechenlands und Roms. Ja die Letzteren wurden nicht nur hoch über die Bücher der heiligen Schrift gestellt, sondern die liederlichsten und leichtfertigsten Werke des heidnischen Alterthums wurden über alle andern gesetzt. Auch die

Malerei und Bildhauerkunst jener Zeit hatte großentheils jene religiöse Weihe und Reinheit verloren, welche den ältern Meistern eigen gewesen war, und nahm den Charakter einer heidnischen Schamlosigkeit an, die alle Beschreibung zu Schanden macht. Der Schutzherr aber und Beförderer dieses modernen Heidenthums war Lorenzo der Erlauchte. Er führte neue Volksbelustigungen ein, die an Sittenlosigkeit die heidnischen Orgien des alten Griechenlands und Roms hinter sich ließen. Er selbst dichtete Lieder, die bei solchen Gelegenheiten gesungen werden sollten, von so unverhüllter Schandbarkeit, daß sie kaum ihres Gleichen haben werden. Bei alle dem stieg unter seiner Regierung der Glanz und Wohlstand von Florenz auf eine nie gesehene Höhe. Savonarola erkannte bald, daß mit einer Welt von so großer Lasterhaftigkeit kein Friede zu schließen sei. Er war entschlossen, ihr offen den Krieg zu erklären, konnte sich aber nicht verbergen, daß es ein Kampf auf Leben und Tod sei. Die Stadt, bis an die Lippen in's Laster versunken, mußte aus ihrem Rausch geweckt werden; aber er wußte, daß sie ihn dafür hassen, verfolgen und vielleicht tödten werde. Die ungeheure Volksgunst, die ihm seine Predigten eintrugen, machte ihn nicht blind für die Ahnung, daß er sein Zeugniß wider die herrschenden Sünden werde mit seinem Blute zu besiegeln haben. Von Anfang bis zu Ende sagte er voraus, daß in wenigen Jahren sein Dienst am Werke Gottes durch einen gewaltsamen Tod werde beendigt sein.

Lorenzo bewunderte Savonarola's Beredsamkeit und war genöthigt, seinen Charakter hoch zu achten. Deßhalb bot er dem einflußreichen Mönche mehr als einmal seine Freundschaft an; aber dieser wies den angetragenen Bund stets kalt und entschieden zurück. Hat er recht und klug daran gethan? Savonarola zeugte täglich auf den Kanzeln mit heiligem Ernst gegen jene Sittenlosigkeit und Verderbniß, welche, wie Alle wußten, von Lorenzo gepflegt und gefördert ward. Hätte er das freundschaftliche Entgegenkommen dieses Fürsten angenommen, so hätte Jedermann gesagt: „Dieser Mann predigt auf den Kanzeln gegen die Sünden und Laster der Stadt, aber im Privatleben ist er ein Höfling und Schmarotzer bei dem Fürsten, von dem alles Verderben ausgeht; er verdammt die Gottlosigkeit, aber er nimmt Gunstbezeugungen an von ihrem größten Beschützer; er schmeichelt unter der Kanzel dem Rädelsführer, während er auf der Kanzel an denen seine Entrüstung ausläßt, die in Lorenzo's Fußstapfen wan-

deln." Man muß dieß im Auge behalten, wenn man Savonarola's Handlungsweise verstehen will.

Das Kloster von San Marco, welchem Savonarola vorstand, hatte seiner Zeit große und reiche Schenkungen von der Familie Medici empfangen, und deßhalb war es längst Sitte geworden, daß der jedesmalige Abt beim Antritt seines Amtes dem Haupt jener Familie die Aufwartung mache und seine Huldigung darbringe. Savonarola unterließ dieß. Als ihm nun darüber die älteren Mönche Vorstellungen machten, erwiederte er: „Verdanke ich diese meine Stellung Gott oder Lorenzo von Medici?" — „Gott unzweifelhaft," war die Antwort. — „Nun so lasset mich," erwiederte er, „Gott dafür meine Huldigung darbringen und nicht einem Menschen." — Lorenzo war über diese unerhörte Neuerung nicht wenig betroffen. Er konnte nicht umhin, den festen und unabhängigen Charakter des Mönchs zu bewundern, und sah ein, daß es wohl der Mühe werth wäre, einen solchen Mann für sich zu gewinnen. Da nun der Abt nicht zu ihm kommen wollte, so entschloß er sich, selbst in's Kloster zu gehen und zu sehen, was daraus werden sollte. Aber es ward nichts daraus. Lorenzo wandelt im Klostergarten auf und nieder, — Savonarola bleibt in seiner Zelle. Ein Mönch eilt zu dem Abt und benachrichtigt ihn von der Anwesenheit des erlauchten Gastes. „Hat er nach mir verlangt?" — „Nein." — „Nun so laßt ihn seinen Andachtsübungen ungestört folgen," sagte Savonarola — und blieb ruhig in seiner Zelle; denn er fühlte, daß die Freundschaft dieses Fürsten mehr zu fürchten sei, als seine Feindschaft. Lorenzo selbst ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren. „Dieser Mann," sagte er nach der Rückkehr in seinen Palast, „dieser Mann ist ein wahrer Mönch und unter allen, die ich kenne, der einzige, der seinem heiligen Beruf Ehre macht." Kurz darauf schickte Lorenzo eine große Geldsumme in Gold und Silber der Kirche von San Marco zu, in der Hoffnung, auf diese Weise den strengen und unbeugsamen Mann für sich zu gewinnen. Der Abt öffnete das Kistchen, worin das Geld lag, nahm das Silber in Empfang zum Besten der Kirche und übersandte das Gold den Armenpflegern, um es unter die Dürftigen der Stadt auszutheilen. Am folgenden Tag sprach er in seiner Predigt: „Ein braver Hund bellt immer, wenn es gilt, seines Herrn Haus zu beschützen; wirft ihm ein Dieb oder Bösewicht einen Knochen vor, so schiebt er ihn auf die Seite und bellt fort, nach wie vor." So hörte

er nicht auf, mit unnachgiebigem Ernst wider die Laster der Stadt, des Hofs, der Kirche und des Pabstes so freimüthig zu zeugen, daß Lorenzo endlich eine Deputation von fünf der angesehensten Männer zu ihm sandte, um ihm Vorstellungen zu machen und ihn wo möglich zur Mäßigung zu bewegen. „Saget Lorenzo," erwiederte Savonarola, „daß er ein Florentiner ist und das Haupt der Republik; ich bin nur ein Fremdling und ein armer Mönch: aber bittet ihn in meinem Namen, daß er Buße thue über seine Sünden, denn Unglück und schwere Gerichte hängen über seinem und seiner Familie Haupt."

Und siehe, der Untergang der Familie Medici säumte nicht. Mit Lorenzo dem Erlauchten kam's zum Sterben. Angesichts des Todes aber verließ ihn der stolze Muth, der ihn bisher durch's Leben begleitet hatte. Er sehnte sich nach Trost und Vergebung seiner Sünden. Was sollte er machen? Er ließ denselben strengen Mönch an sein Sterbelager bitten, der bis dahin so entschieden sich geweigert hatte, an seinem üppigen Hoflager zu erscheinen. Savonarola trat zu dem Bette des sterbenden Fürsten und stellte ihm, ehe er die Absolution ertheilen könnte, drei Bedingungen: den Glauben, die Wiedererstattung alles unrechtmäßig erworbenen Gutes und die Wiederherstellung der Freiheiten des Vaterlandes. Lorenzo antwortete auf die beiden ersten Fragen bejahend, auf die dritte schwieg er; darauf soll Savonarola dem Sterbenden den Rücken gekehrt und sich, ohne ein Wort zu sagen, entfernt haben.

Bald nachher starb Lorenzo am 8. April 1492. Ihm folgte sein Sohn Pietro, aber ohne des Vaters Mäßigung und Klugheit. In demselben Jahre bestieg der berüchtigte Alexander VI den päbstlichen Stuhl. Er hatte die dreifache Krone schamlos erkauft und beschmutzte sie mit Meineid, Mord und Blutschande. Das waren Dinge, die dem Abt von San Marco keine Ruhe ließen. Gleich einem Propheten des Alten Bundes strafte und züchtigte er die Sünden seiner Zeit. „Eure Sünden," rief er, „machen mich zum Propheten. Bisher war ich der Prophet Jonas, der Ninive ermahnte. Doch sage ich euch, wenn ihr meiner Worte nicht achtet, so werde ich der Prophet Jeremias sein, der den Untergang Jerusalems verkündigte und darnach die zerstörte Stadt beweinte; denn Gott will seine Kirche erneuern, und das ist nie ohne Blut geschehen." — Ja in Mitten des tiefsten äußeren Friedens kündigte er den Tyrannen Italiens die rasch herannahenden Gerichte Gottes an. „Ich sage euch," sprach

er, „es wird kommen ein Sturm, und der Sturm wird die Berge erschüttern; über die Alpen wird Einer herziehen gegen Italien, ähnlich dem Kores, von dem Jesajas schreibt." Und wie er geredet, so kam's. Der König Karl VIII von Frankreich zog 1494 mit einem mächtigen Heere über die Apenninen, um sich des leerstehenden Thrones von Neapel zu bemächtigen. Der Fürst Pietro trat mit dem Eroberer in ein Bündniß. Das war den Florentinern ein Aergerniß, und je schmachvoller in diesem Kriege es zugieng, desto mehr schlug der Unwille des Volkes in hellen Flammen empor. Pietro und seine Brüder sahen sich zur eiligen Flucht genöthigt. Der Senat aber erklärte sie für Verräther und setzte einen Preis auf ihre Köpfe.

Von diesem Augenblick an griff Savonarola gleich einem Richter Israels nun auch in die politischen Angelegenheiten ein. Er berief eine Volksversammlung in den Dom, sprach mit hinreißender Beredsamkeit von dem, was Gott nun von Florenz haben wolle, und entwickelte vor der staunenden Menge die grundlegenden Ideen von einer Theokratie oder Gottesherrschaft, welche hinfort in der befreiten Stadt gegründet werden sollte. „Gott allein," rief er, „will dein König sein, o Florenz, wie Er nach dem Alten Bunde der König Israels war, und wie Er zu Samuel sprach, da sie einen irdischen König wollten: Hat dieses Volk denn Mich verworfen?" In diesem Gottesstaate sollte nicht die Selbstsucht, sondern die Liebe zu Gott und dem Nächsten der Alles leitende Grundsatz sein. „Je näher an Gott," sprach er, „desto geistiger und stärker ist ein Reich. Niemand aber kann Gemeinschaft mit Gott haben, der nicht Frieden mit seinem Nächsten hält." — Das Volk fiel mit dem Rufe: „Es lebe Christus, es lebe Florenz!" dem begeisterten Mönche zu und übertrug ihm (1495) die neue Einrichtung des Staates.

Von nun an kam ein neuer Geist über die Bevölkerung, die damals wohl 450,000 Seelen umfassen mochte. Unrechtmäßiges Gut ward herausgegeben; Todfeinde fielen sich um den Hals; eine wunderbare Begeisterung der Liebe verbreitete sich wie eine Feuerflamme. Fast alle weltlichen Spiele, selbst die jährlichen Schauspiele und das beliebte Pferderennen am Johannistage, nahmen ein Ende; viele Frauen verließen ihre Männer und giengen in's Kloster; die sittenlosen Volks- und Liebeslieder machten geistlichen Gesängen Savonarola's Platz; das Fasten ward zur Lust; das Abendmahl, das früher kaum einmal des Jahres genossen wurde, ward jetzt wieder die tägliche Geistes-

nahrung der Gläubigen, und Schaaren begeisterter Zuhörer strömten zu den Predigten im Dom, über dessen Kanzel die Worte geschrieben standen: „Jesus Christus, König der Stadt Florenz." Statt des jährlichen Karnevals stiftete Savonarola ein heiliges Volksfest mit feierlichen Processionen und religiösem Tanz und Musik. Dazu kam 1497 ein strenges Gericht über alle unsittlichen Erzeugnisse der Kunst und Literatur. Abtheilungen junger Leute zogen von Haus zu Haus und forderten alle unanständigen Gemälde, Bildsäulen und Bücher, sowie alle die Schmucksachen, die sich dem ernsten Christen nicht ziemen. Die größten Künstler jener Zeit, fortgerissen von der allgemeinen Begeisterung, wie ein Fra Bartolomeo, Lorenzo di Credi und Luca di Robbio brachten freiwillig ihre Kunstwerke zur Vernichtung herbei. Nun ward vor dem Palast der Signoria ein mächtiger Scheiterhaufen errichtet, und nachdem die ganze ungeheuere Masse von Büchern, Gemälden, Statuen und andern Gegenständen auf demselben aufgeschichtet war, zündete Savonarola sammt den ersten Beamten der Stadt den Scheiterhaufen an. Es war eine wunderbare Zeit, die über Florenz gekommen war. Ein Zeitgenosse sagt fast spöttisch: „Das ganze Volk schien aus Liebe zu Christo närrisch geworden zu sein."

4. Der Untergang.

Während Savonarola so das Ideal eines Gottesstaates in Florenz zu verwirklichen suchte, bedachte er freilich nicht, wie veränderlich und leicht erregbar das italienische Volk sei, und wie es längst die Tugenden verloren hatte, die es allein zur wahren Freiheit befähigen konnten. Er sollte nur zu bald erfahren, wie rasch die Florentiner, die jetzt so hoch begeistert für ihn und seine Ideen waren, sich auf die Seite seines erbittertsten Feindes zu schlagen bereit wären. Dieser Feind aber war Rom.

Savonarola hoffte von Florenz aus ganz Italien, ja die ganze katholische Kirche reformiren zu können, und griff deßhalb das herrschende Verderben in seinem Hauptsitze, dem römischen Babel, und in der Person des ruchlosen Pabstes Alexanders VI an. Dieser schlaue Pabst wollte anfangs den ernsten Strafprediger durch Bestechungen zum Schweigen bringen und ließ ihm durch einen Abgeordneten das Erzbisthum von Florenz und einen Kardinalshut anbieten. „Kommt morgen in meine Predigt," erwiederte Savonarola

dem päbstlichen Gesandten, „und Ihr sollt meine Antwort hören.“ Der Gesandte eilt am folgenden Tag in den Dom, um von dem wunderbaren Mönch die versprochene Antwort zu hören. Aber er sollte nur die entrüstetsten Anklagen und Schmähungen gegen den Pabst und gegen die greulichen Laster vernehmen, die am päbstlichen Hofe im Schwange giengen. „Wenn mir,“ rief der Prediger unter Anderm, „als Preis meines Schweigens ein rother Kardinalshut angeboten wird, so begehre ich keinen andern rothen Hut, als den des Märtyrerthums, gefärbt von meinem eigenen Blute.“ Dieser Wunsch sollte freilich bald genug an ihm erfüllt werden. Der Pabst wandte sich von den Versprechungen zu Drohungen. Ein päbstliches Breve nach dem andern wurde gegen ihn geschleudert. Bald wurde darin der furchtlose Mönch vor den Richterstuhl Alexanders VI nach Rom gefordert, bald ward Florenz selbst mit dem päbstlichen Fluche bedroht, wenn Savonarola nicht zum Schweigen gebracht und nach Rom ausgeliefert würde. Dieser aber verachtete die Drohungen nicht weniger, als die früheren Verlockungen, und fuhr fort gegen Rom zu predigen.

Mittlerweile wurde Savonarola unter allen diesen Kämpfen und Sorgen krank und war eine Zeitlang genöthigt, sich im Kloster stille zu verhalten; aber bald erschien er wieder auf der Kanzel und begann seine Predigt folgendermaßen: „Nachdem ich dem gebrechlichen Leibe ein wenig Ruhe verstattet, so nehme ich heute den Kampf wieder auf, und werde nicht aufhören zu kämpfen, bis ich sterbe, — nein, bis ich siege. Zweifelt nicht daran, selbst wenn ich sterben sollte; denn eben im Sterben werde ich siegen. Ja, wenn ich sterbe, so wird Gott nach mir Andere erwecken.... Fraget ihr, was das Ende dieses Kampfes sein wird? Ich antworte: Sieg. Fraget ihr aber insbesondere, auf welche Art? Ich antworte: durch Sterben. Aber erinnert euch, Brüder, der Tod ist nicht Vernichtung, — er ist Leben und Auferstehung. Er wird dazu dienen, das Licht nach allen Richtungen hin zu verbreiten; ja das Licht leuchtet jetzt schon in weitere Fernen, als ihr glaubet. Bereits tagt es in vielen Herzen. Berichtet's nach Rom, daß dieses Licht schon an viel mehr Orten leuchtet, als man dort weiß, und daß sie es nicht auslöschen können. Wenn sie es an Einem Orte auslöschen, so wird es an einem andern nur desto heller und stärker hervorbrechen.“ — Das waren prophetische Worte. Sein Tod nahte sich schnell, aber auch hier sollte

es zur Wahrheit werden, was schon die erste Christengemeinde erfahren und bezeugt hat, daß das Blut der Märtyrer der Same der Kirche ist.

Inzwischen brach in Florenz die Pest und eine ungewöhnliche Hungersnoth aus (1497), und Savonarola hatte gegen diese Uebel keine wunderbare Abhülfe; er wußte keinen andern Rath, als allein die Werke aufopfernder Liebe. Zudem machte die Partei der verbannten Medici den Versuch, ihre Macht wieder zu erlangen und die Gewalt des gefürchteten Mönchs zu brechen. Der Plan schlug zwar fehl, aber eine geheime Unzufriedenheit erwachte unter dem unbeständigen Volke. Der Pabst, davon unterrichtet, trat nun entschiedener auf und sprach (Mai 1497) die Exkommunikation über Savonarola aus. Gleichwohl betrat dieser täglich die Kanzel, erklärte den päbstlichen Bann für null und nichtig und appellirte vom irdischen Pabst, der kein rechter Pabst sei, an das himmlische Oberhaupt der Kirche. Auch forderte er kühn alle großen Monarchen Europa's auf, ein allgemeines Concil zum Behuf der Reformation der Kirche zu berufen und diesen greulichen Pabst abzusetzen. Einer dieser Briefe fiel dem Pabst selbst in die Hand und stachelte ihn zu noch größerer Wuth auf, denn zuvor. Der Stadtrath zu Florenz ließ durch die Drohungen aus Rom sich wirklich bewegen, dem Mönch von San Marco das Predigen zu untersagen. In dieser kritischen Lage forderte ihn ein fanatischer Mönch heraus, die Wahrheit oder Unwahrheit seiner Lehren durch die Feuerprobe zu beweisen. Er und sein Gegner (der Mönch) sollten durchs Feuer gehen, und wen die Flamme unberührt lasse, deß Lehre sollte als göttliche Wahrheit gelten. Savonarola schwankte; aber einer seiner begeisterten Anhänger, Dominico da Pescia, sowie alle Mönche von San Marco, und selbst Frauen und Mädchen, erklärten sich bereit, an seiner Statt das Gottesgericht zu bestehen. Das aufgereizte Volk von Florenz drang darauf, daß die furchtbare Probe stattfinden sollte. Nur mit Widerstreben und ahnungsvollem Kummer gab Savonarola nach. Der Tag (7. April 1497) wurde dazu festgesetzt. Zwei mit Oel und Pech getränkte Scheiterhaufen wurden auf dem Marktplatz errichtet und nur durch einen schmalen Durchgang geschieden. Durch diesen sollte Savonarola's Stellvertreter Dominico und sein Gegner hart hintereinander hindurchgehen in Gegenwart des Stadtraths und der dichtgedrängten Volksmenge, die mit der äußersten Spannung die wunderbare Entscheidung

von Oben erwartete. Allein als bereits die Scheiterhaufen angezündet waren, entspann sich ein seltsamer Streit. Denn wie Dominico sich anschickte, mitten in die prasselnden Flammen hineinzuschreiten, gab ihm Savonarola die Hostie in die Hand, um sie als Schutzmittel durch das Feuer zu tragen. Die päbstlichen Gegner protestirten dagegen, da dieß eine Entweihung des Heiligen sei. Der Streit ward hitziger, und während darüber die Zeit vergieng, — siehe, da fiel ein Platzregen, löschte das Feuer aus und trieb die Menge auseinander.

Das Volk aber, erbittert darüber, daß es um das schreckliche Schauspiel gekommen war, warf die ganze Last der getäuschten Erwartung auf Savonarola, an dessen göttlicher Berufung es bereits zu zweifeln angefangen. Der Pöbel, dessen Gunst ja zu den vergänglichsten Eitelkeiten dieser Welt gehört, schalt seinen bisherigen Abgott nun einen Feigling, Heuchler, Betrüger und falschen Propheten, und Savonarola hatte es nur der Hostie in seiner Hand zu danken, daß er vom Marktplatz unversehrt in sein Kloster zurückkam. Am folgenden Tag — es war der Palmsonntag — stürmten seine Gegner bewaffnet nach San Marco und kämpften in der Kirche bis Mitternacht, während Savonarola, fleischliche Waffen verschmähend, betend im Chore lag. Zuletzt, da der Morgen graute, überlieferte er sich den Händen seiner Feinde. Er ward einem außerordentlichen päbstlichen Untersuchungsgericht überwiesen. Siebenmal in der Passionswoche wurde er auf die Folter gespannt und hatte unsägliche Qualen zu bestehen. In der Zwischenzeit zwischen den Verhören und Martern schrieb er mit geängstetem Geiste, aber doch immer wieder aus dem Abgrund des Sündenelends in den Abgrund des göttlichen Erbarmens sich flüchtend und im Verdienste Jesu Frieden findend, jene herrliche Auslegung des 51. Psalms, welche nachmals Luther mit so hoher Freude und, wie er selbst sagt, zu seinem eigenen großen Segen gelesen und zu Wittenberg im Druck veröffentlicht hat.

Der Pabst, froh sein Opfer endlich in den Händen zu haben, kannte kein Erbarmen. „Sterben muß er, und wenn er Johannes der Täufer wäre," war seine Erklärung. So ward Savonarola mit zwei seiner treuesten Anhänger und Mitarbeiter zum Tode verurtheilt, als „Ketzer, Abtrünniger, Verfolger der heiligen Kirche und Verführer des Volks". Am Todestage reichte er sich selbst und seinen beiden

Leidensgenossen das heilige Sakrament und sprach: „Mein Herr hat für meine Sünden sterben wollen, — wie sollte ich nicht gerne das arme Leben hingeben aus Liebe zu ihm?" Als ein Bischof ihn auf Befehl des Pabstes der priesterlichen Würde entkleidete mit den Worten: „So scheide ich dich von der triumphirenden Kirche," entgegnete Savonarola: „Von der streitenden, nicht von der triumphirenden Kirche; denn das vermagst du nicht." Beim Abnehmen der Mönchskutte brach er in Thränen aus. Dann ward er dem weltlichen Gericht überliefert. — Auf dem Marktplatz war ein Scheiterhaufen errichtet, mit einem Pfahl in der Mitte in Form eines Kreuzes. An diesem ward er zwischen den beiden Andern zuerst erdrosselt, dann verbrannt und seine Asche in den Fluß geworfen. Die letzten Worte, die er seinen Freunden noch unten am Scheiterhaufen zurief, waren: „Betet für mich; saget meinen Freunden, daß sie sich durch meinen Tod nicht entmuthigen lassen, sondern bleiben in meiner Lehre und im Frieden leben." Dann bestieg er, den apostolischen Glauben mit ruhiger fester Stimme hersagend, den Scheiterhaufen und starb schweigend. Es war am 23. Mai 1498, dem Tage vor dem Himmelfahrtsfest. Vom Richtplatz aber gieng der geniale Maler Fra Bartolomeo in seine Werkstätte und zog mit dem kunstreichen Pinsel um das Haupt seines verklärten Freundes einen goldenen Streif. Das Bild hängt heute noch in der Zelle des Klosters von San Marco.

Das Werk einer Reformation der Kirche, welchem Savonarola seine edelste Kraft und sein Blut geweiht, schien mit ihm untergegangen zu sein; aber zwanzig Jahre nach seinem Tode gieng seine Weissagung in Erfüllung: „Wenn Ich sterbe, wird Gott Andere erwecken." Was er unter Beimischung von manchem bedenklichen Sauerteig umsonst versucht hatte, das ließ Gott unserm großen Luther gelingen. In Florenz aber hat der Herr in unsern Tagen ein neues Licht angezündet, das, wenn auch noch im Verborgenen leuchtend, dennoch durch Gottes Gnade hervorbrechen und dem lange geknechteten und jämmerlich zerwühlten Italien einen Tag herrlicher Freiheit verkündigen mag.

Redactor: Dr. A. Oftertag.

Druck von C. Schultze, in Commission bei C. Detloff in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cent. oder 12 kr.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Der Palaſt Alumbagh oder „Garten der Wel.“, in Lacknau, Provinz Audh, Indien.

Rundschau

auf den Missionsgebieten der Gegenwart.

Schluß: Hinter-Asien und die Inselwelt.*)

—

„Indem wir unsre Reise durch Hinter-Asien fortsetzen, können wir nicht umhin, den katholischen Missionaren in Annam einen Seufzer christlicher Theilnahme zu zollen; Martern, Gefängniß, Verbannung, Hinrichtung, das Alles haben sie reichlich erfahren. Wenn ein heidnischer Philosoph ausrief: Ich bin Mensch, nichts Menschliches darf mir fremd scheinen, wie vielmehr steht es uns an zu sagen: Ich bin Christ, und kein Leiden um des Namens Jesu Christi willen darf mir fremd scheinen." — Nachdem fünf Bischöfe und zehn Missionare, meist Franzosen, als Blutzeugen verendet hatten, erklärten Frankreich und Spanien 1858 dem Kaiser Tuduc endlich den Krieg. Im letzten Jahre (1862) schien derselbe durch Abtretung der eroberten Küstenprovinz Cambodscha an Frankreich beendigt zu sein, und die gesetzliche Duldung des Katholicismus im ganzen Reich war ausgesprochen; aber die Zeitungen melden bereits von neuen Kämpfen um die Hauptstadt Saigun. Zugleich ist in der nördlichen Provinz Tongking ein katholischer Kronprätendent aufgestanden, welcher mit einem Heer bewaffneter Männer und Weiber (Aug. 1862) den größern Theil jenes Binnenlandes erobert haben soll. Dort, in Tongking, ist jedenfalls die Hauptkraft des Katholicismus; fünf Sechstel der halben Million annamitischer Christen sollen in Tongking wohnen. So ge-

*) Wir erinnern nochmals daran, daß, was zwischen Anführungszeichen („—") steht, aus dem bei der Evang. Allianz in Genf 1861 abgelegten Missionsbericht entnommen ist.

neigt wir sein mögen, den Aufstand gegen vieljährige Tyrannei und blutige Verfolgungen zu entschuldigen, so drängt sich dabei doch die Befürchtung auf, daß der stehende Vorwurf, der dort wie sonst dem Katholicismus gemacht wird, er strebe nach irdischer Herrschaft, durch den Aufruhr der Christen gerechtfertigt werde. Im Augenblicke des Leidens für Christum fühlen wir uns mit dem glaubigen Katholiken eins; sobald er zur Macht gelangt, fühlen wir ebenso deutlich, daß es nicht Kleinigkeiten sind, was uns von ihm getrennt hält.

Schwächlich nehmen sich zwischen den Erfolgen der Mission unter Barmanen und Karenen einerseits, unter den Annamiten andrerseits die übrigen Anfänge des Evangeliums unter den hinterindischen Völkern aus. Dahin gehören die englischen Stationen Pinang, Malakka und Singapur, auf welchen an der stark gemischten Bevölkerung jener Gestade vielfach gearbeitet wird. Doch sind die Früchte unter den dort ansäßigen Malaien noch immer gering; die chinesischen Kolonisten scheinen überall noch die zugänglichsten zu sein. Dasselbe Verhältniß macht sich auch in Siam geltend. Zwar steht hier nicht, wie bei den Malaien, der Fanatismus des Islam im Wege; aber die Stumpfheit der buddhistischen Thai darf wohl für ebenso unerschütterlich gelten. Und doch beweisen die Erstlinge, welche amerikanische Baptisten, Presbyterianer und Kongregationalisten selbst unter den Thai getauft haben, daß auch für dieses Volk das Evangelium eine Gotteskraft ist. Man ist nun doch so weit gekommen, die Mission, welcher lange Zeit nur Chinesen zufielen, in eine chinesische und siamesische zu theilen.

Wie lange hatte die Mission dem chinesischen Völkermeere sich nur von ferne nahen können! In Siam und Malakka, auf den niederländischen Inseln, mit Mühe und unter allerhand Wechselfällen auch in Canton und Macao, hatte sie sich ein Menschenalter lang an einzelnen Chinesen versucht. „Da erscholl im Jahr 1842 der Freudenruf: China ist offen! Freilich nur erst in fünf seiner Häfen, und auch in diesen mußte der Einzug und Fortschritt des Evangeliums mit vieler Vorsicht und unter nie endenden Mühen erstritten werden. Nun aber darf der Freudenruf mit größerer Sicherheit wiederholt werden; denn nicht nur haben wir die Chinesen, sondern die Chinesen haben auch uns kennen gelernt. Zunächst in Einem Stücke: sie wissen, daß vor den Waffen der europäischen Mächte und dem Einfluß christlicher Bildung kein Entrinnen mehr möglich ist. Ja die Verträge

von Tien-tsin (Juni 1858) und Peking (Oktober 1860) haben in der That China aufgeschlossen. Schon sind die Gesandten der Großmächte in der Hauptstadt des himmlischen Reichs angesiedelt, der minderjährige Kaiser steht unter einer den Ausländern günstig gestimmten Vormundschaft, Dampfer dringen den Yang-tse-kiang und die großen Wasseradern hinauf, und kühne Forscher durchziehen in jeder Richtung das erschlossene ungeheure Gebiet.

„Zur selben Zeit, da China's Ohnmacht gegen den Ausländer ans Licht kommt, zeigt sich daselbst auch weit und breit eine innere Zerrüttung, welche zu bewältigen seine Kräfte nicht hinreichen. Seit 1853 halten sich die Taipings in der südlichen Hauptstadt, dem weltberühmten, nun tiefgefallenen Nanking. Dort thront der neue 'Friedenskönig' des 'Himmelreichs', der dieser Empörung ihren an Widersprüchen reichen Charakter aufgedrückt hat. Er läßt die Bibel drucken, vermehrt sie aber durch seine Offenbarungen, das sogenannte 'wahre Testament'. Er zerstört die Götzentempel und verlangt selbst göttliche Verehrung; empfiehlt die Gebote Christi, und überläßt sich allen Launen der Grausamkeit und Unzucht. Noch ist die eigentliche Bedeutung dieser Rebellion nicht genau zu bestimmen, doch muß beklagt werden, daß die Handelsinteressen mehr als die Ehre Christi und das Heil China's England bewogen haben, feindlich gegen sie aufzutreten."

Längere Zeit hatte man noch von dem Vetter des Rebellenkaisers, dem sogenannten Schildkönig, der allein unter allen Häuptern für gründlich erleuchtet gelten konnte, Erwartungen gehegt, welche sich endlich doch nicht erfüllt haben. Derselbe hat mehrfach mit Missionaren verkehrt, auch seine bessere Erkenntniß hie und da durchblicken lassen; aber gegen den Strom zu schwimmen, fehlte ihm die Kraft. Selbst der älteste Freund des Rebellenhaupts, Miss. Roberts, mußte (Jan. 1862) Nanking räumen, nachdem ihm der Schildkönig einen christlichen Knecht erschlagen [?] hatte. Seither haben die Engländer um Schanghai die Rebellen zurückgedrängt, und chinesische Heerhaufen, von Amerikanern und Europäern disciplinirt, rücken dem Mittelpunkt der Rebellion immer näher. Zugleich scheinen auch die Russen mit Schiffen und Truppen den Rebellen entgegenrücken zu wollen, und der Gegenkaiser soll sich bereits von Nanking zurückgezogen haben. Doch ist die Lage des Reichs so gefährdet und ungewiß, daß selbst Missionare zweifeln, ob sie die Unterdrückung oder das Gelingen des Aufstands wünschen sollen. Denn auch sonst scheint das Reich aus den

Fugen gehen zu wollen. Ein Aufruhr im Norden hat (Okt. 1861) zwei Missionaren, die Frieden stiften wollten, das Leben gekostet. Im Süden hat die erfolgreiche Evangelisirung im Poklo-Kreise eine Volkserhebung hervorgerufen, in welcher der treue Gehülfe Tsche seinen Glauben mit dem Tode versiegelt hat. Ueberall begegnen wir einer hoffnungslosen Anarchie, deren einzige Frucht in der auch unter Stock-Chinesen weit verbreiteten Ansicht zu suchen ist, daß von ihrem Wesen sich keine Heilung der verzweifelten Zustände erwarten läßt.

In ganz China arbeiten jetzt etwa 90 Missionare von 24 verschiedenen Missionsgesellschaften. Der Opiumhandel allein aber beschäftigt mehr Agenten aus Christenländern als die Mission. In den Seestädten und ihrer Umgebung sind etwas über 2000 Chinesen in die christliche Kirche eingesammelt. Amoy zählt davon 623 Kommunikanten, eine Zahl, die sich allein im letzten Jahre um ein volles Hundert vermehrt hat. Kaum höher beläuft sich die Zahl der Christen in der Provinz Kanton, wo doch das Evangelium schon lange gepredigt, die Thätigkeit der Sendboten am vielverzweigtesten ist und auch immer mehr das Binnenland erreicht. Ningpo, wo nicht wenige Christen in blühenden Gemeinden vereinigt waren, erholt sich langsam von seiner Eroberung und Entleerung durch die Taipings. Fu-tschau und Schanghai haben geringere Resultate geliefert. Nun hat aber das Evangelium einen Schritt ins Innere gethan, indem 1862 die bedeutende Handelsstadt Hankau besetzt wurde, wo bereits eine kleine Gemeinde sich gebildet hat. Und seit der Frieden auch den Norden zugänglich gemacht hat, werfen sich namentlich von Schanghai aus immer neue Kräfte auf Tschifu, Tangtschau, Tientsin und die andern großen Städte, welche gegen die mongolische Grenze hin liegen. In Einem Jahre hat hier die Predigt Erfolge gefeiert, zu denen sie im Süden Jahrzehende brauchte.*) Die Hauptstadt selbst will sich bis jetzt den protestantischen Missionaren nicht frei öffnen, während die Katholiken daselbst mit aller Macht auftreten, ihre frühere Kathedrale und vier andere Kirchen zurückbekommen haben und eine Anstalt nach der andern errichten, wozu der französische Gesandte in jeder Weise Vorschub leistet, indem er z. B. die Einräumung selbst kaiserlicher

*) Wenn man übrigens in diesen nördlichen Gegenden auf ein gesünderes Klima hoffte, so hat vorerst die Cholera, welche auch die Missionen, namentlich die neue der Pariser Gesellschaft, gewaltig mitnahm, die Hoffnungen bedeutend herabgestimmt. Auch hier will jeder Fortschritt mit Geduld erstritten sein.

Paläste für katholische Missionszwecke auszuwirken weiß. Doch mußte er den Priestern auch schon ihr allzu barsches Vorgehen den Mandarinen gegenüber verweisen. Unter chinesischer Escorte, die französische Fahne von einem christlichen Soldaten vorangetragen, in den Städten mit Kanonendonner und Musik empfangen, ziehen sie nach Tibet, oder durchziehen die Mandschurei bis an die neuen Niederlassungen der Russen. Kaiserliche Edicte, welche die Christen von den bisher auferlegten Lasten freisprechen, lassen eine Deutung zu, welche den Katholicismus bald zur populärsten Religion im Reiche machen könnte, wenn nicht das Uebermaaß der an die Regierung gestellten Forderungen, in Betreff der Rückgabe von Kirchen und Gütern oder des Schadenersatzes für dieselben, die Stimmung gegen ihn bedeutend verbittern würde. Während demnach die Jesuiten in den Stand gesetzt sind, Triumphgesänge anzustimmen über die Wiedereroberung ihrer früheren Stellung und über die ungemessenen Aussichten, die sich vor ihnen aufthun, hält es der englische Gesandte für eine Pflicht der Klugheit, die protestantischen Missionare möglichst ferne von Peking zu halten. Nur der Missionsarzt Dr. Lockhart wurde 1861 daselbst zugelassen, um ein Hospital für Hülfsbedürftige zu errichten; und dem anglikanischen Bischof ist es 1862 gelungen, für Miss. Burdon in Verbindung mit den obersten Behörden eine Stellung auszuwirken, in der er zwölf Jünglinge von hohen tatarischen Familien in der englischen Sprache zu unterrichten hat. Auf beiden Wegen wird für die evangelische Mission wenigstens vorgearbeitet. Kabinetsminister senden ihre Karossen nach dem geschickten Arzte, der täglich über 400 Arme unentgeldlich behandelt; und die von dem kirchlichen Missionar zu bildende Dollmetscherklasse dürfte gleichfalls dazu beitragen, die alte Kluft zwischen dem stationären China und dem fortschreitenden Westen zu überbrücken. Es wird damit nicht so rasch gehen, wie eifrige Missionsfreunde wünschen; wenn aber der Erfolg sicher und gründlich ist, haben wir keinen Grund, die glänzend schnellen Fortschritte der Katholiken zu beneiden. Indessen breiten sich die Chinesen in immer weiterem Kreise über alle Meere aus. In Mauritius und Natal, in Westindien und Guiana, in Kalifornien und Kolumbia, auf den Sandwichsinseln, in Neuholland und Neuseeland, überall sind sie schon hingedrungen als Kuli's oder Goldgräber, und haben, wie die Verachtung der Namenchristen, so die rettende Liebe der Glaubigen in steigendem Maaße zu erfahren. Daß auch die in China selbst gesammelten Christen-

gemeinden von europäischen Unterhändlern ins Sieb genommen worden sind, und zwar vorzugsweise, um möglichst Viele zu diesen Auswanderungen zu bewegen, ist eine beklagenswerthe Thatsache; eine erfreuliche dagegen ist, daß sich mehr und mehr Lehrer bereit finden lassen, unter ihren ausgewanderten Landsleuten das Evangelium zu verkündigen. Gewiß aber ist für viele der genannten Länder die Beimischung des zähen chinesischen Volkselements von hoher Bedeutung, obschon wir uns bescheiden müssen, den Rath der Vorsehung, der ihr zu Grunde liegt, nur von ferne zu ahnen.

„Auch Japan hat sich dem Handel und der Civilisation eröffnet; noch aber liegt das Christenthum unter dem Bann einer unbeschränkten Ausschließung. Die sechs Missionare, welche sich dort niedergelassen haben, können nur durch das Studium der Sprache, durch Uebersetzung und vorsichtige Verbreitung der heiligen Schrift, sowie durch ärztliche Dienstleistungen für ihre künftige Wirksamkeit den Boden bereiten. Noch haben die Japanesen die Jesuiten-Mission nicht vergessen."

Die ärztliche Wirksamkeit, welche der Evangelisirung Japans Bahn brechen sollte, ist durch die Maßregeln einer argwöhnischen allmächtigen Polizei bald aufs kleinste Maaß beschränkt worden, während der Bau einer katholischen Kirche in Yokuhama zwar nicht gehindert wurde, aber alle Inländer, welche sie auch nur aus Neugierde besuchten, ins Gefängniß brachte. Ebenso führte der Verkauf einiger biblischen Bilder für den unglücklichen Handelsmann, der sich unwissend desselben schuldig machte, völligen Ruin herbei. Das Mißtrauen gegen den Namen Christi, das Spionirsystem gegen alle Annäherung an die Ausländer, besteht noch unerschüttert. Unter den verbotenen Dingen auf den öffentlichen Ankündigungen, welche überall angeschlagen sind, steht in erster Linie die Sekte der Kirischitan (Christen). Blutige Angriffe der mächtigen Aristokratie auf die englische Gesandtschaft haben noch in neuester Zeit gezeigt, daß die Daimio's (Feudalherren) entschlossen sind, sich um jeden Preis den Verträgen mit dem Auslande zu entziehen. Diese Daimio's mit ihren Anhängern verlassen Jeddo in Masse, um sich in Miako um den geistlichen Kaiser zu schaaren, während sie dem weltlichen Kaiser das Recht absprechen, die alten Gesetze Japans zu Gunsten ausländischer Einflüsse zu ändern, und ihm mehr und mehr seine Machtlosigkeit zu fühlen geben. Unter diesen Umständen muß die Mission, dankbar für vereinzelte Erfolge, von denen hier mehr als sonstwo alles Auf-

heben fern zu halten ist, sich vorerst auf eine abwartende Stellung zurückziehen, bis der Herr selbst ihr durch den Gang der Ereignisse eine neue Thür öffnet.

„Begeben wir uns weiter in den indischen Archipel, wo die Holländer seiner Zeit die Mission in ähnlicher Weise betrieben haben, wie auf der Insel Ceylon, indem sie Tausende von Eingeborenen auf die bloße Annahme des helvetischen Glaubensbekenntnisses hin tauften, ob sie auch im Herzen und Leben Heiden blieben." Wenig läßt sich von dem Werke der Mission auf Java rühmen, das unter seinen fast 13 Millionen von Einwohnern — Mischlinge abgerechnet — nur wenige Tausend Christen zählt. Goßnersche Missionare haben seit 1855 in Batavia einige Fortschritte gemacht; in Samarang regt es sich einigermaßen unter den chinesischen Anwohnern, und im Innern bestehen seit etwa 20 Jahren eigentliche Christendörfer mit etwa 5000 Seelen in der Surabaya Provinz, über deren geistlose Schwäche und langsames Wachsthum die Sendlinge viel zu klagen haben. Hier, wie auf den zwei andern großen Inseln Sumatra und Borneo, hat die niederländische Kompagnie für das Christenthum jederzeit nur wenig gethan; die obenerwähnten Massentaufen fanden nur auf entlegenen kleinen Inseln statt, während die Regierung sonst dem Heidenthum und Islam grundsätzlich mehr Rücksicht angedeihen ließ, als dem Christenthum, und noch jetzt jeden Schritt der Mission mißtrauisch bewacht. Muhamedanische Pilger von Mekka dürfen überall frei missioniren und in der Stille Aufstände vorbereiten, während die Regierung Bibeln und Traktate mehr als den Koran fürchtet und dem Friedensboten jeden Gang erschwert, fremde Missionare, oder auch holländische Taufgesinnte, sogar geradezu ausweist. Um so mehr ist anzuerkennen, daß sie seit 1856 Missionare von Ermelo auf der Westküste Sumatra's den Batta's predigen läßt und nun auch den rheinischen Missionaren (1861) den Zutritt gestattet hat. Es ist das für die schwer geprüften Barmer einiger Ersatz für ihr früheres Arbeitsfeld auf Borneo, „wo dem von Muhamedanern angestifteten Aufstand im Mai 1859 vier Brüder und drei Schwestern zum Opfer fielen." Nun ist dort die Ruhe hergestellt, Banjermassing 1860 dem niederländischen Reiche einverleibt; aber noch erlaubt die Regierung den Sendboten nicht, zu den Gemeinden zurückzukehren, welche dringend nach ihnen verlangen und nach der grausen Zerstörung energischer Handreichung höchst benöthigt

sind. Derselben Verschwörung waren auch auf englischem Gebiet zwei frühere Missionsgehilfen zum Opfer geworden, aber den vollen Ausbruch vereitelten die Dajakken, welche die Plane der muhamedanischen Malaien offenbarten. Unter diesen Dajakken in und um Sarawak arbeiten brittische Missionare, welche bereits drei kleine Gemeinden gesammelt haben und die Bevölkerung im Ganzen für das Evangelium empfänglich finden. Doch bekennen die Dajakken ehrlich, daß sie sich lieber zureden lassen, Gott zu verehren durch irgend welchen Gottesdienst, als nach Buße und Glauben zu suchen. — Auf den kleineren Inseln betheiligen sich jetzt mit niederländischen auch Goßnersche Missionare an der Belebung des hergebrachten todten Christenthums, letztere z. B. auf Rotti, jene auf Timor, nicht ohne Erfolg. Auf der seit 1842 verlassenen Insel Letti hat ein sterbender Häuptling Christum mit solcher Kraft gepredigt, daß Miss. Teffer bei seinem Besuch 1861 über das erfreuliche Wachsthum der Gemeinde und die Fernhaltung des Götzendiensts und des aufdringlichen Islam nur staunen konnte. Er durfte 320 Personen taufen und wurde mit Thränen um baldige Wiederkehr gebeten. — Jene beiden Gesellschaften pflegen neuerdings auch die verfallenen Gemeinden der Sangir-Inseln, „wo sich noch Gesangbücher und Katechismen im Gebrauch vorfanden, ohne doch dem Trunk, der Vielweiberei und den übrigen hergebrachten Lastern irgend Eintrag zu thun." Nachdem hier die Missionare in Folge langer Geduldsarbeit die Anfänge eines neuen Geisteslebens unter den Namenchristen hatten erfahren dürfen, wagten sie auch 1861 neuherzutretende Heiden in Unterricht zu nehmen und zu taufen. — Länger und regelmäßiger ist dieselbe Arbeit auf Amboina und den andern Molukken betrieben worden, ohne daß bis heute viel davon zu rühmen wäre. Wohl verbreitet die Mission eine tüchtige christliche Erkenntniß, und was von solcher schon vorhanden war, wird neubelebt. Doch sind die Christen noch kein sehr strebsames, rüstig fortschreitendes Völkchen geworden; auch abgesehen von Ceram, wo es noch Kopfabschneider unter den sogenannten Christen gibt, und wo die aus ihnen neu zusammengelesenen Gemeinden nur sehr langsam sich vermehren. Ueberall stößt die Einführung einer noch so gemäßigten Kirchenzucht auf fast unübersteigliche Schwierigkeiten. Das Seminar auf Amboina hat sich unter Roskotts tüchtiger Leitung (im J. 1835) ungemeine Verdienste um die Bildung eines Schullehrerstandes für die christlichen Inseln erworben,

und die Regierung erkennt dieselben dankbar an. Doch will es auch da kaum zu regerem Leben kommen. Sollte nicht ein Hauptgrund des gehinderten Wachsthums in der kleinlichen Bevormundung aller christlichen Thätigkeit zu suchen sein, wodurch die der Mehrzahl nach dem Evangelium entfremdeten Beamten jeden Schritt der Lehrer wie der Gemeinden ängstlich überwachen? Aus den überaus vorsichtig geschriebenen Berichten, welche vom niederländischen Indien einlaufen, erhellt wenigstens so viel, daß dieses offizielle Gängelsystem schwerer als sonst irgend eine Bürde auf den Herzen gerade der evangelischesten Männer lastet, und ihnen wieder und wieder, auf Amboina zuletzt noch 1861, den Wunsch nach einer Verpflanzung auf andere Posten nahe legt. Viele dieser Residenten und Beamten sind bittere Feinde aller „Evangeliumsschwärmer" und erwarten nur Unheil und Verderben für sich und für das Volk von der Einführung des Christenthums, während sie sich den Schein geben, für Einführung äußerer Bildung (im Holländischen bezeichnend beschaving d. h. Beschabung genannt), für Naturwissenschaften, Handwerke und Künste zu schwärmen, ohne zu wissen, daß irgend welche Politur der Außenseite, wenn sie Bestand haben soll, einem inneren Bedürfniß und tiefgeistiger Anregung entspringen muß, wie das die Geschichte aller Völker lehrt. Was von dem sittlichen Leben der Europäer in jener Inselwelt zu halten ist, weiß auch der Uneingeweihte aus Reisebeschreibungen; bedenkt man nur, wie gründlich alle geistigen Interessen der meist deutschen Truppen vernachlässigt werden, während für Gelegenheiten zu Ausschweifungen, für Konkubinat und dergleichen von Amtswegen gesorgt wird, so kann man sich über Empörungen, wie sie auch unter ihnen stattfinden, nicht wundern; man kann auch bemessen, wie weit der zur Schau getragene Eifer jener Beamten auch blos für die oberflächlichste Bildung der ihnen anvertrauten heidnischen Völker wirklich geht.

Einen wichtigen Beitrag zu der Beurtheilung des Fortschritts im niederländischen Indien bilden die neuesten Nachrichten aus dem Menahasse. Es ist dieß die nordöstliche Halbinsel der großen Insel Celebes und enthält das weitaus gesegnetste Missionsgebiet in jenen Meeren. „Die Kirchen von Menado," schreibt unser Berichterstatter, „von Menahasse und Makassar scheinen von ihrem Todesschlaf aufzuwachen. Man erzählt sich Wunderbares von den Erfolgen der Missionare auf jener Insel, wo die Heiden in Schaaren

nach der Taufe verlangen." Genauer ist dieß dahin zu berichtigen, daß die Goßnerschen und Rotterdamer Brüder in Makassar, auf der südwestlichen Halbinsel von Celebes (seit 1854 und 1848), nur mit Mühe Erlaubniß erhalten konnten, Schulen zu errichten oder zu predigen. Der erste makassarische Traktat wurde 1859 von der Regiernng mit Beschlag belegt und als der erste Schritt zur Evangelisirung der Heiden verdammt; die äußerste Behutsamkeit wurde von den christlichen Sendboten verlangt, während die muhamedanischen die Pflicht des Glaubenskriegs überall predigen dürfen. So mußte endlich die Goßnersche Mission bis auf Weiteres eingestellt werden; die Rotterdamsche kränkelt fort. — Anders steht es auf dem entgegengesetzten Ende der Insel. Dort war auch von den Holländern manches Hundert von Alfuren, frühere Kopfabschneider, übrigens von milderer Art als auf Borneo, getauft und einigermaßen geschult worden. Doch gieng es langsam mit dem eigentlichen Geistesleben, bis 1831 die letzten Schüler des seligen Jänicke in Berlin, Riedel und Schwarz, nach Menahasse kamen. Die fanden bei den Getauften fast mehr Feindschaft gegen die Kraft des Evangeliums, als bei den Heiden; um so entschiedener drangen sie auf Herzensbekehrung und tauften Keinen, der sich nicht gründlich unterweisen ließ. Als der Oberpriester von Tondano die Macht der Sünde an sich erfahren hatte und nur staunte, wie Gott einen solchen Verbrecher wie ihn so lange habe am Leben lassen können, da wurde ihm das große Geheimniß der freien Gnade in Christo erklärt und von Gott im Herzen geoffenbart. „Ach," rief er aus, „das ist süß und tröstet das Herz! Das ist Liebe zu den Feinden! Wir fürchten unsere Götzen, aber der wahre Gott liebt uns. Ich habe vielen Göttern gedient und kenne sie, aber so etwas habe ich noch nie gehört." Dieser Funken zündete auch andere Kohlen an. Noch acht Personen ließen sich mit dem Oberpriester taufen, und als er bald zu seines Herrn Freude eingieng, so lebte doch die neue Gotteskraft unter seinem Volke fort. Es entstand eine große Erweckung am See von Tondano, 3000 Alfuren drängten sich zur Taufe; das frühere Hurennest war ein fleißiges gesittetes Bauerndorf geworden, in den Kaffeegärten und Reisfeldern gieng die Arbeit doppelt rasch und sicher vor sich, in Kleidern und Häusern, in Schulen und Werkstätten, überall ein neues reges Leben. Man sieht, — Residenten und Professoren haben es anerkannt — die beschaving blieb nicht aus, nachdem einmal der neue

Geist seine Stätte gefunden hatte. Das hat auch ein alter Walian, früher gefürchteter Priester, bei van Rhyn's Missionsvisitation ausgesprochen: „Die Compagnie (Regierung) straft die Diebe und Mörder, das ist gut. Früher war es hier voll von solchen! Aber das Uebel, das im Herzen sitzt, das kann die Compagnie nicht sehen, viel weniger erreichen oder strafen. Nun aber wissen wir, daß ein Gott lebt, der Alles sieht und hört und über alles Böse des Menschen zürnt. Darum fangen wir nun an, es freiwillig zu unterlassen, aus Furcht vor Ihm. Die Compagnie hat uns Geld und Linnen gebracht, was wir früher nicht kannten. Es sind gute Dinge. Aber der Gottesdollmetscher hat uns was Besseres gebracht: die fröhliche Botschaft, daß der Herr Jesus für uns arme blinde Alfuren in die Welt gekommen ist und Sein theures Blut auch für unsere Sünden vergossen hat. Das ist nun mein einziger Trost, meine ganze Freude. Nun diene ich, der älteste und größte Sünder von diesen Allen, dem Herrn Jesu, und wenn Er mich ruft, so antworte ich: Ja Herr, ich komme, und das recht gern." Das also war der Grund, auf welchem das neue Menahasse sich erhub, ein Tempel Gottes im Geist, freilich auch in irdenen Gefäßen. Riedel und Schwarz sind nach heißer Arbeit 1859 und 1860 zu ihrer Ruhe eingegangen, aber ihr Werk gedeiht im Segen; haben sich doch im Lauf eines Jahres 10,000 Alfuren bei einem einzigen Missionar um die Taufe gemeldet. „Wir sind hier mitten in der Ernte; nicht mehr die Erstlinge, nein, volle Garben dürfen wir dem HErrn auf den Altar legen," schreibt derselbe in anbetender Freude. — Nun zählt man unter den 100,000 Alfuren der Landschaft 60,000 rührige Christen, die vor Begierde brennen, auch ihren Brüdern im Mogondo-Lande das Evangelium zu bringen, ehe sie dem still und furchtbar sich ausbreitenden Islam zur Beute fallen. Dazu haben sie einen Missionsverein gestiftet 1859, und Joseph Panku sollte der erste Sendbote sein, damit endlich auch in Mogondo das Morden ein Ende nehme. „Wie kann man," hieß es in den Reden der alfurischen Festgäste, „ohne Köder fischen? Lockt ihr auch die Leute, die in Finsterniß sitzen, daß sie ans Licht des Herrn kommen? Ihr müßt eure Worte angenehm machen und mit der Glut der Liebe Christi reden, daß den Menschen ihre Herzen aufgehen. Kühle und scharfe Worte sind wie ein Angel ohne Köder."

Wenn irgendwo, so mußte hier die holländische Regierung ein Uebriges thun, das Christenthum in seinen gesegneten Wirkungen

nicht blos anerkennen, sondern auch schützen und nach Kräften fördern. Sie hat öffentlich anerkannt, wie „Aberglaube, Mordlust, Unmäßigkeit und scheußliche Sitten vor seinem bildenden Einfluß gewichen, wie Ordnung, Zucht, Arbeitsamkeit und Wohlstand dadurch geweckt worden seien." Aber davon schwieg sie natürlich, wie alle diese Erfolge in fast beständigem Kampfe mit den hemmenden Maßregeln der Behörden errungen worden sind. Bald wurde in den Schulen der Religionsunterricht verboten (Holland rühmt sich bekanntlich religionsloser Schulen), bald die Sonntagsentheiligung durchs Gesetz vorgeschrieben, so daß, wer auch nur die Kirche besuchte, statt in Regierungsgärten Kaffee zu pflücken, blutig geschlagen wurde. Unzucht gieng frei aus, christliche Heirathen wurden durch alle möglichen Formalitäten und Sporteln erschwert. Die Missionare hatten von Glück zu sagen, wenn Beamte, wie der edle Jansen, die Landschaft zu verwalten hatten. Bei seinem Abschied freute sich dieser über nichts so sehr, als „daß er zu dem vielen Guten, das die unermüdlichen Bemühungen der Missionare für Bekehrung und Unterweisung in Manahasse zu Stande gebracht, auch etwas habe beitragen dürfen." Leider sind aber gerade unter den höheren Beamten die Versetzungen überaus häufig. Durch einen solchen Wechsel hat sich kürzlich eine drohende Wolke über der Landschaft gesammelt. Der neue holländische Beamte verordnete nämlich im Jahr 1861, daß die alten heidnischen Tänze (fosso) wieder gefeiert werden müssen. Das möchte einer bloßen Empfehlung gleich sehen; im despotisch regierten Alfurenlande aber wurde ein Tanzzwang daraus. Denkt Einer, ein Tanz könnte wohl nicht so gefährlich werden, so bemerkt darauf der Missionar, welcher fürchtet, im freien Holland mißverstanden zu werden: man müßte eben einmal sehen, wie dort getanzt wird! Genug, die Unterbeamten, Kontroleure und wie sie Alle heißen, bestanden darauf, bei harter Strafe müsse auch in ihrer Stadt, in ihrer Negerei (Dorf) getanzt werden; und zwar wurden diese Feste je länger je mehr auf den Sonntag verlegt, damit ja die Kirchen nicht besucht werden möchten. Damit ist nun allerdings das große Werk auf eine schwere Probe gesetzt worden. Die Missionare beklagen die Sichtung, welche viele Gemeinden mit dem Untergang zu bedrohen schien; in Ratahan z. B. wurden die Kirchen nicht mehr besucht, in andern schwach; die Schulen kamen fast ganz in Abgang. Man mußte versuchen, was Kirchenzucht vermöge; unnachsichtlich schloß man die leidenschaftlichen

Tänzer vom Abendmahl aus, was besonders bei den Gemeindeältesten seine Haken hatte. Ein großer Theil der Christen hat aber der Versuchung ernstlichen Widerstand geleistet und lernt nun zwischen Staat und Kirche unterscheiden. Es hat auch sein Gutes, wenn den Gemeinden nach Gottes Rath der Brotkorb, wozu nach Luthers Erklärung der vierten Bitte auch „gut Regiment" gehört, einmal hochgehängt wird. Immerhin aber wird nicht bloß der Christ, sondern jeder unbefangene Menschenfreund in den Ausruf Miss. Graaflands von Herzen stimmen: „Wann wird doch die Zeit kommen, daß Recht und Gerechtigkeit hier herrschen, daß die Gewissensfreiheit nicht mehr gefesselt und unterdrückt wird, und daß das Menahasse nach dem Wunsch und Bedürfniß der Bevölkerung sittliche und achtungswerthe Personen zu Regenten erhält!"

Es ist viel gebetet worden für das liebliche Menahasse; und das Gebet ist auch hier erhört worden, wie im Dahome- und Yoruba-Lande.*) Die Regierung hat den mißgünstigen Residenten abberufen und einen bessergesinnten Beamten hingesandt, um den Stand der Dinge genau zu untersuchen. Indessen ist doch das gesegnete Werk nicht stillgestanden; wiederum hat sich einer der obersten Walians bekehrt, und die Mission ins Grenzland ist nur vertagt, nicht aufgehoben. Ein Drittheil der Bevölkerung kann lesen, schreiben und rechnen; die Hälfte weiß von der biblischen Geschichte guten Bescheid zu geben. Kein Wunder, wenn nun auch die Heiden den Einfluß des Christenthums spüren, die Unkeuschheit mit andern Lastern sich mehr und mehr ins Dunkel verkriecht, und minder Unterrichtete bezweifeln, ob denn wirklich auch diese Alfuren je Kopfabschneider gewesen seien.

Ueber Neuguinea, wo unter holländischer Oberherrschaft, die dort jedoch zum bloßen Schatten wird, zwei Goßner'sche Missionare sich seit 1855 mit den stumpfen Papua's abmühen und noch sehn-

---

*) Den Freunden, welche sich für das gefährdete Abeokuta (s. die Rundschau vom Januar, S. 5) interessiren, diene zur Nachricht, daß der König von Dahome durch das Anschwellen der Flüsse vom Uebergang ins Yoruba-Land abgehalten wurde, worauf ihn eine unerklärliche Sinnesänderung zu dem Wunsch veranlaßte, mit England wieder auf freundschaftlichen Fuß zu kommen und mit dem brittischen Gesandten auch seinen früheren Bekannten, den Missionar Freeman, wieder zu sehen. Ebenso zeigen sich endlich die Yoruba-Häuptlinge ihrer Verbitterung müde und wünschen endlich den verheerenden Bürgerkrieg durch Vermittlung brittischer Freunde beigelegt zu sehen.

lich auf die Erstlingsfrucht harren, fahren wir in das große Oceanien. „Die Seefahrer des verflossenen Jahrhunderts haben uns diese Inselwelt als das Paradies der Erde, als den Ursitz unschuldigen Lebensgenusses geschildert; die Missionare aber fanden, wo sie nur hinkamen, inmitten einer wunderbar reich und mild ausgestatteten Natur die schauerlichsten Heidengräuel."

„Mehrere Missionsgesellschaften haben an der Bekehrung der Eingeborenen Neuhollands gearbeitet; die Brüdergemeinde hat die erste aufrichtige Bekehrung eines solchen erleben dürfen, nachdem ihr erster Missionsversuch (1849—56) fehlgeschlagen war und der zweite in Wimmera (seit 1858) nur kurz begonnen hatte. Pepper, jetzt Nathanael, wurde am 12. August 1860 getauft und zeigt einen löblichen Eifer für die Bekehrung seiner Landsleute. Auch sonst gedeihen, wie an der König-Georgs-Bai, die Schulen, welche für dies arme Völklein errichtet wurden, und beweisen, daß es am Ende nicht so verkommen ist als man meinte. Australien wird nun wie Central-Afrika von kühnen Reisenden durchschritten. Besonderes Aufsehen machte Stuart, der von Adelaide bis an den Meerbusen von Carpentaria durchgedrungen ist, und im Mittellande nur wenige, übrigens feindselige Einwohner traf, während ihm am Nordende entschlossene wilde Schwarze entgegentraten, welche ihn schließlich zur Umkehr nöthigten." Erst im Jahr 1862 ist dieser Kontinent, nachdem viele Entdecker in den Wüsten des Innern ihr Leben eingebüßt hatten, vom Darlingfluß, der Grenze der ältesten Kolonie, in einer Richtung nach Nordwest durchreist worden, auf welcher keine einzige unbewohnbare Strecke zu durchmessen war. Während wir daher auf rasche Vermehrung der Einwanderer und Hinzufügung neuer Staaten zu den schon gebildeten fünf oder sechs Kolonieen mit Gewißheit zählen dürfen, fragen wir mit tiefer Wehmuth: was soll auch aus den armen Urbewohnern werden? Ihre Versunkenheit in der Nähe der Europäer geht über alle Begriffe; an ihrer Hebung sind schon viele Missionare und Missionsgesellschaften verzweifelt. Sollen wir sie aufgeben und etwa nur die 25,000 Chinesen ins Auge fassen, welche sich auch dort zum Goldgraben eingefunden haben und den Missionar oft freundlicher aufnehmen, als die verwilderten Europäer? Oder sollen wir an die Losung jenes 12. August glauben: Aus dem Kleinsten sollen Tausend werden und aus dem Geringsten ein mächtiges Volk; glauben, daß auch andere Australier noch so gut gerettet wer-

den können, wie jener Erstling Pepper? Zwar leicht wird Einem dieser Glaube nicht gemacht. Auch die Herrnhuter Brüder sind nach der ersten Freude etwas kleinlaut geworden. Die Frömmeren unter den Kolonisten meinten zuerst, nun werde es im Fluge weiter gehen, und luden die Herrnhuter auch nach Gippsland ein. Eine schöne Gegend — das! Aber auch dort werden Goldfelder entdeckt, und die Schwarzen müssen aus dem Weg; katholische Einflüsse erschweren die Niederlassung, und viele wohlmeinende Gönner schütteln den Kopf, wenn der Missionar nicht nach etlichen Wochen Arbeit von Bekehrungen zu erzählen weiß. Der Sturmschritt ist einmal nicht der Schritt der Mission, und in Australien weniger als irgendwo. Aber doch fehlt es auch hier nicht an Aufmunterungen. So hat z. B. der Freischotte Reid im Verein mit frommen Kolonisten bei Wellington 1862 zwei tüchtige Männer getauft. In Südaustralien besteht in Punindie eine gesegnete Ansiedlung von Schwarzen; man zählt daselbst zwanzig Kommunikanten der englischen Kirche, und das Werk ist im Zunehmen begriffen. Auch in Westaustralien leitet an der König-Georgs-Bai eine hingebungsvolle Dame seit Jahren ein Erziehungsinstitut, welchem bereits Europäer wirklich ausgezeichnete Gattinnen verdanken. So haben auch die Methodisten in Goulbourne 1861 nicht Einen, sondern siebzehn Schwarze zumal getauft. Man sieht, die Sache ist möglich; sollte sie aufgegeben werden, weil die Erfolge langsam und glanzlos sind? Ist dem Missionar an dem Beifall von Menschen oder an dem: Ei du frommer und getreuer Knecht! gelegen?

„Neuseeland ist ein fast christliches, halbcivilisirtes Land zu nennen. Aber wie betrübend, daß diese neuen Christen sich gegen die brittischen Einwanderer mit der alten Erbitterung wehren! Dieser Krieg der Maori gegen die Engländer (seit 1860) ist der Kampf einer Rasse um ihre Existenz. Nach den neuesten Nachrichten ist der Friede vom 17. März 1861 gebrochen, und der Krieg verbreitet sich immer weiter. Beten wir, daß die Ankunft des neuernannten Gouverneurs Sir George Grey Ordnung und Ruhe in Mitten dieses merkwürdigen Völkleins herstelle!"

Wenn man bedenkt, daß bereits 100,000 Weiße auf beiden Inseln angesiedelt sind, daß sie sich auf der Südinsel ohne Widerstand ausbreiten, während auf der nördlichen nur 67,000 Maori ihnen gegenüber stehen, so begreift man die Furcht der Letzteren, durch die länder-

gierigen Fremdlinge endlich von ihrem angestammten Boden verdrängt zu werden. Eine kurzsichtige Politik hat den Krieg hervorgerufen; es bedurfte aber aller Geduld und Umsicht des edlen, den Maori schon lange bekannten Grey, um den Frieden leidlich herzustellen. Er hat dem Volke gestattet, unter Anerkennung der brittischen Oberherrlichkeit sein Königsspiel fortzutreiben, weil sie einmal in ihrem armseligen Könige (Potatau II ist sein Name) das Symbol ihrer Nationaleinheit finden. Er hat in ihren Runangas (Rathsversammlungen) ihnen das Mittel geboten, sich selbst über ihre Interessen klar zu werden und auszusprechen. Noch gährt es in mehreren Stämmen; es fehlt nicht an mannigfacher Aufreizung; aber der Gouverneur verwendet seine Soldaten nur zum Straßenbau, und die Aufregung legt sich allgemach. Das tiefererschütterte Vertrauen in die Regierung kehrt wieder. Zwanzig Häuptlinge, darunter auch solche, welche gegen die brittischen Truppen siegreich gefochten hatten, haben der Königin Victoria über den Verlust ihres Gemahls ihr herzliches Beileid bezeugt: „O Victoria, unsere Mutter! Wir, deine Maori-Kinder, können nur mit dir weinen. Wir haben von dem unzeitigen Fall der gewaltigen Eiche gehört; sie liegt am Boden, nach mehrfachem Schwanken, ehe sie ihr volles Wachsthum erreicht hat. Gute Mutter, sieh unsere Liebe gnädig an. Wir mögen unartige Kinder gewesen sein, doch haben wir dich immer geliebt, und du hast uns, unwissende Kinder dieser Insel, bis heute treu verpflegt ꝛc." — Eines aber, was der milde vorsichtige Gouverneur neuerdings ausgesprochen hat, hilft zu klarerem Urtheil über die ganze Bewegung. Er hat gefunden, daß die Hauptbeförderer des einheimischen Königthums, dieser Karrikatur von Selbstregierung und Nationalität, die katholischen Maori sind. Schon verlautet, daß Potatau II mit seinen Waikato-Anhängern sich von der englischen zur katholischen Kirche wenden wolle. Schien sich jenes Königthum zuerst auf die Rechte der heidnischen Partei stützen zu wollen, ohne doch bei ihr die Bedingungen seines Bestehens zu finden, nachdem einmal das Christenthum in das Mark der Nation eingedrungen war, so hat es nun den Anschein, als wollen die Namenchristen, bei welchen politische Interessen das Uebergewicht über die ewigen haben, an der Fahne des Katholicismus einen Halt für ihre weiteren Bestrebungen suchen. Hätte der Bremer Miss. Riemenschneider dem heißen Wunsche seiner Taranaki-Kinder nachgegeben und sich mit ihrer Sache identificirt, möglicherweise wäre jetzt das deutsche Christenthum bei der Königs-

partei im Flor. Sein Gewissen erlaubte ihm das nicht. Rom ist weitherziger, — ob wirklich klüger, wird die Folge zeigen. Hoffen wir, daß es dem edlen Grey gelingen möge, den Frieden zu befestigen und nach einem für die Mission überaus erfolgreichen Wirken seine übrigen Jahre auf dem Ruhesitz, den er sich in Südafrika erlesen hat, im Frieden zu schließen.

Indessen beeilt sich die Kirchliche Gesellschaft, die hergestellte Ruhe zu benützen, um eine eingeborne Geistlichkeit heranzubilden. Man hatte dieß nur allzulang versäumt; am weitesten ist hierin der Bischof von Waiapu, einst Miss. Williams, vorgeschritten, welcher fast seinen ganzen Sprengel mit Maori-Predigern besetzt und bereits dieselben 1861 in einer Synode zur Vereinigung der wichtigsten Fragen vereinigt hat. Die Gemeinden betheiligen sich an dieser Angelegenheit, sowie an der Ausbildung des Schulunterrichts, durch reichliche Gaben. So hofft man, die neuseeländische Kirche in ähnlicher Weise unabhängig von der Mission zu machen, wie dieß jüngst auf Sierra Leone geschehen ist; und wenn es gelingt, ihre Aufmerksamkeit von der unerquicklichen Landfrage auf die Evangelisirung der umliegenden Inselwelt zu lenken, so wird ein reicher Segen zu erwarten sein.

„Von Neuseeland ist auch bereits eine Mission ausgegangen, nämlich die des Bischofs von Auckland, welcher in seinem Missionsschiff fast jedes Frühjahr die Inseln Melanesiens — 30 im Ganzen — besucht hat, um begabte Jünglinge für seine Bildungsanstalt in Kohimarama zu sammeln, wo sie in den sechs Sommermonaten unterrichtet werden und vor dem strengen Winter in ihre Heimat zurückkehren, um dort Andern mitzutheilen, was sie gelernt haben. Das ist ihm auf mehreren Loyalitäts-Inseln, auf den Neuhebriden, den Salomons- und Banks-Inseln geglückt." — Amota ist bis jetzt die einzige Insel, wo er eine bleibende Niederlassung gegründet hat und Missionare unterhält. Diese haben ihrerseits eine Winterschule gestiftet (im Gegensatz zu jener Sommerschule bei Auckland), und unterrichten in ihr etliche Monate des Jahrs Jünglinge von verschiedenen Inseln.

Noch breitet sich in Melanesien ein weites Missionsgebiet vor unsern Blicken aus, und auch der erste Kampf zwischen Licht und Finsterniß scheint dort noch nicht ausgefochten. Auf den Loyalitäts-Inseln zwar dürfte der Sieg in der Hauptsache entschieden sein. „Katholische Offiziere eines französischen Schiffs haben 1860 die

Fortschritte, welche jene Insulaner unter der Pflege der Londoner Missionare gemacht haben, nicht genug rühmen können. Auf Lifu allein haben über 4000 Seelen dem Götzendienst und der Vielweiberei entsagt." Leider aber sucht hier der Katholicismus, welcher auf der von Frankreich besetzten Fichteninsel und in Neukaledonien seine Siege feiert, die kaum erst der Menschenfresserei entwöhnten Eingebornen zu verwirren. Auf Mare ist die größere Hälfte der Bewohner für das Evangelium gewonnen, und vertheidigt es gegen die trotzigen Heiden der Ostseite nicht blos durch fleischliche Waffen. Der christliche Häuptling Naiselini hat in zwei Kriegen (1860 und 1861) den Sieg davongetragen, ihn aber mit so großherziger Milde benützt, daß die Heidenpartei ihre hartnäckige Ausschließung des Evangeliums nicht länger aufrechthalten kann. Wenn aber die Heiden von Mare die Fichteninsel besuchen, so sagen sie zu den katholischen Priestern: wenn wir einmal eine andere Religion annehmen müssen, so steht uns die eure noch am besten an. Auch die Fichteninsel hatte einmal evangelische Lehrer gehabt, sie aber theils erschlagen, theils vertrieben; jetzt ist die französische Herrschaft dort festgewurzelt.

Die Neuhebriden haben noch denselben traurigen Ruhm, wie in früheren Jahren, nämlich den, der evangelischen Kirche Märtyrer zu geben. Da ist erstlich Eromanga, wo J. Williams und Harris 1839 erschlagen worden. Wie ernstlich beschloß man damals in England und Polynesien, sich an den Mördern christlich zu rächen! Ein Eingeborner, Mana, wurde mit andern nach Samoa gebracht und fand dort Frieden mit Gott und Seinem Sohn. Er kehrte mit andern eingebornen Lehrern auf seine Insel zurück, und man durfte sich schon eines schönen Anfangs freuen, als 1857 Miss. Gordon mit seiner Gattin sich dort ansiedelte. Im J. 1861 aber verbreiteten sich die von einem fremden Schiff eingeführten Masern mit solcher Heftigkeit über die Insel und wütheten so allgemein, daß es einem Verbrecher aus Singapur, der sich mit neun Häuptlingen verschwägert hatte, leicht wurde, dem Missionar die Schuld der großen Sterblichkeit aufzubürden. Hat Gordon nicht vor kurzem erst mit Gottes Gericht gedroht, wenn das Volk sein Wort beharrlich verschmähe? Er wurde samt seiner Frau, während sie sich bemühten, die Kranken zu bedienen, am 20. Mai 1861 erschlagen. Einige der Bekehrten flüchteten nach Aneiteum, andere blieben auf der Insel; Gordon's Bruder aber, ein Student der Theologie, hat sich angeboten, sein Werk fortzusetzen.

Weiter war die Arbeit auf Tanna gediehen, — doch immer unter schweren Geduldsprüfungen, als die Mörder von Eromanga herüberkamen, ihre Erklärung vom Ursprung der Masernkrankheit den gleichfalls von ihr heimgesuchten Nachbarn mitzutheilen. Trotz alles Abmahnens bestanden die Heiden auf der Forderung, daß die Missionare Paton und Matheson sollten getödtet oder vertreiben werden. Die Christen glaubten sie vertheidigen zu müssen, zogen aber im Kampfe den Kürzeren; und um Menschenleben zu schonen, fuhren beide 1862 nach Aneiteum ab. Fast ebenso war es den früheren Missionaren 1843 ergangen; der Unterschied ist nur, daß mittlerweile ein Viertheil der Einwohner dem Evangelium geneigt geworden ist.

Gesicherter scheint der Fortschritt auf Fate zu sein, wo noch 1854 die Lehrer mit ihren Gattinnen erschlagen und aufgefressen worden waren. Die später gesandten Nationalgehülfen haben einen solchen Wechsel in der Volksstimmung bewirkt, daß nun die Zeit gekommen scheint, einen Missionar auf die Insel zu schicken.

Entschieden aber ist der Sieg auf Aneiteum. In 14 Jahren ist es den Missionaren nach der treuen Vorarbeit opferwilliger Nationalgehülfen gelungen, dem Heidenthum ein Ende zu machen. Friede und Sicherheit herrscht jetzt unter dem einst mordlustigen und diebischen Geschlecht. Das letzte Todtenopfer durch Erdrosselung einer Frau wurde 1857 gebracht; das Neue Testament ist übersetzt und wird in allen Schulen gelesen. Haben die Masern auch 1861 ein volles Drittheil der 3500 Einwohner weggerafft und gewaltige Stürme die schöne Insel verheert, die Uebergebliebenen haben nicht gegen Gott gemurrt, noch an den Missionaren gezweifelt. Vielmehr ist die Insel, wozu schon ihr ausgezeichneter Hafen sie vorher bestimmt zu haben scheint, der Zufluchtsort für die Verfolgten der ganzen Gruppe, sowie der Ausgangspunkt und die Stütze für muthige Friedensboten geworden; und zu diesen Friedensboten gehören auch Häuptlinge, welche sich freudig anbieten, unter beständiger Lebensgefahr den umliegenden Inseln ihren seligen Fund mitzutheilen.

„Auf der Grenze zwischen Melanesien und dem eigentlichen Polynesien liegen die Fidschi- oder Witi-Inseln, berüchtigt durch ihre schauerlichen Kannibalensitten. Schon im J. 1854 entsagte der Oberkönig Thakombau öffentlich dem Heidenthum; er wurde samt der Königin (nach Entlassung seiner übrigen Weiber) im Januar 1857 getauft. In dieser Mission zählten die Methodisten nach 25jährigem

Bestehen nicht weniger als 55,000 Bekehrte. [Auf ⅓ der ganzen Nation berechnete sie der englische Konsul, während beinahe ein anderes Drittheil wenigstens dem Heidenthum abwendig geworden sei.] Aus Furcht vor den katholischen Priestern und Frankreich hat Thakombau England um seine Schutzherrschaft gebeten, was der Mission zu einem sichereren Fortgang verhelfen dürfte. Dieses Protektorat soll vorerst angenommen worden sein."

Es handelt sich hier um das zeitliche und ewige Heil von 200,000 Seelen, gewiß die größte Bevölkerung auf allen Inseln und Gruppen der Südsee. Die angetragene Schutzherrschaft hat England Sept. 1861 entschieden abgelehnt, dagegen scheint es die wirkliche Oberherrschaft zu übernehmen geneigt zu sein, wenn es sich von dem wirklichen Wunsch der Eingebornen überzeugen kann. Diese Frage muß eine verwickelte sein, sofern die Herrschaft Thakombau's nicht auf allen Inseln gleichermaßen anerkannt ist. Immerhin ziehen die Insulaner einen entfernteren Gebieter dem übermächtigen Einfluß vor, welchen ihre nächsten Nachbarn, die Tonganer, schon lange gewonnen haben, und welcher seit dem siegreichen Zug König Georg's von Tonga, der 1855 durch seine zeitgemäße Hülfe die Erhebung Thakombau's zum Oberkönig entschied, zu einer ihnen unbequemen Höhe gestiegen ist. — Man zählt jetzt 67,000 christliche Insulaner, unter denen 231 Nationallehrer wirken. Ihre Beiträge zur Mission beliefen sich im letzten Jahre auf 21,768 Gulden, abgesehen von dem was sie für die Bezahlung ihrer eigenen Prediger und Schullehrer aufwenden, eine Ausgabe, die sich fast auf das Zehnfache jener Summe beläuft. Noch aber wüthet der Krieg samt Menschenfresserei, Wittwen- und Kindermord auf mehreren Inseln, und die eingebornen Lehrer haben an vielen Orten einen schweren Stand. Die despotische Macht der Häuptlinge ist noch kaum gemildert. „Ich frage nichts nach dem Volk," sagte kürzlich einer derselben; „wenn ich gut regiere, so ists gut, wenn schlecht, so muß doch mein Wort befolgt werden. Ich allein befehle. Wenn ich wache, wacht der Krieg; schlafe ich, so schläft der Krieg." Auch machen die Fürsten, welche sich Christen nennen, dem Missionar noch viel zu schaffen; es sind ungefügige, der alten Rohheit nur halb entwachsene Wilde. Doch kann kein Menschenfreund das Werk Dr. Seemann's, der im Auftrag der Regierung über „Witi" berichtete, lesen, ohne Gott zu danken für den wunderbaren Erfolg, der die Arbeiten der Mission begleitet hat. Der König von Hannover

war von seinen Schilderungen so erfreut, daß er der wesleyanischen Mission 100 Pfd. St. schenkte und zugleich dem Oberkönig Thakombau werthvolle Gaben übersandt hat. Je öfter Reisende aus der Südsee über die Mission und ihre Erfolge nur zu schmähen wissen, wie denn neulich wieder allerhand Klagen über das Vorgehen der Missionare, „dieser Rassenmörder", laut geworden sind, als ob z. B. ihrem „Feigenblätterfieber", ihrer Strenge wie ihrer Verzärtelung, die Abnahme der Bevölkerung auf den meisten Inseln zuzuschreiben sei, desto anerkennenswerther ist der eingehende Bericht eines gediegenen Naturforschers, der sich nicht scheut zu bezeugen, daß hier das Evangelium zu Stande gebracht habe, was keine Wissenschaft je vermocht hätte.

„Oestlich von den Fidschi-Inseln zieht sich die Freundschafts- oder Tonga-Gruppe hin, welche ein Missionar schon 1853 christianisirt nennen konnte. Der größte Feind ist hier die römische Kirche, welche sich im Jahr 1841 und wieder 1858 mit Gewalt eingedrängt hat und vor keinem Mittel zurückschrickt, dieses schöne Werk wo möglich zu zerstören." Französische Kriegsschiffe haben unter Drohungen auf den verschiedenen Inseln Priester gelandet und Gleichberechtigung für die Katholiken ausgewirkt. Sie sehen nun von Zeit zu Zeit nach, wie es mit dieser gehalten werde, nöthigen die Tonganer, den Priestern Häuser zu bauen, weil sie den protestantischen Missionaren freiwillig diesen Dienst erwiesen hatten, und können dem Könige zumuthen, einen Minister abzusetzen und irgend einen Katholiken dafür zu erheben, gleichviel ob sich ein befähigter unter ihnen vorfindet. Im Verweigerungsfalle wird dem König mit Abführung nach Neukaledonien gedroht. Trotz aller dieser Mittel wollen sich nicht mehr als 3—400 Tonganer dem Katholicismus zuwenden, obgleich sich der Rest der rebellischen Heidenpartei mit ihm verschmolzen hat. Die Methodisten dagegen zählen 8,564 Kirchenglieder, und 21,259 Seelen halten sich zu ihrer Gemeinschaft. Der edle König Georg, wohl der größte Mann der Südsee, hat nicht nur in Fidschi dem Christenthum durch Predigt und im rechten Augenblick auch durch seinen Heerzug bedeutende Dienste geleistet, sondern er thut auch was in seinen Kräften steht, um auf den Tonga- oder Freundschaftsinseln, die seinem Scepter unterworfen sind, trotz aller Gegenwirkung das Werk Gottes und die Regierung des Volks systematisch zu organisiren. So hat er 1862 durch das Parlament von Tonga die willkührliche Gewalt der Häuptlinge abschaffen lassen und dafür regelmäßige Besteuerung eingeführt,

um allen Beamten Gehalte aussetzen zu können. Der König soll künftighin 500 Pfd. St. jährlich beziehen, ein Gouverneur 200, ein Richter 100 u. s. w. Bei allen seinen Bemühungen aber hält er aufs entschiedenste den Grundsatz fest: ich habe den Staat zu regieren, aber nicht die Kirche.

„Die nächste Gruppe, die der Samoa- oder Schiffer-Inseln, ist gleichfalls christlich. Nach 30jähriger Arbeit darf dieses einst so entartete Völklein sich den aufgeklärtesten Nationen keck an die Seite stellen [freilich nicht in der Ausdehnung seiner Civilisation, aber in den wesentlichen Früchten des christlichen Glaubens]. Die Eingebornen besolden nicht nur ihre 212 Nationallehrer," sondern tragen auch zum Unterhalt der Missionare 8700 Thaler des Jahrs bei. Unter den 34,000 Bewohnern der acht Inseln sind kaum noch zehn Heiden zu nennen; wurde 1842 das erste Schiff befrachtet, so führen jetzt in einem Jahre wohl 67 Schiffe Kokosnußöl und andere Waaren im Werth von 340,000 fl. nach Sidney und Valparaiso aus. Auch hier ist, nachdem ein langer, den Aufschwung vielfach hemmender Krieg (1847—1857) um die Oberherrlichkeit einer Insel geführt worden war, die Gleichberechtigung der verschiedenen Distrikte festgesetzt und in einigen derselben ein Anfang von konstitutioneller Verfassung gemacht worden, dessen Erfolg die übrigen mit großem Interesse abwarten. Gesetze, Gerichte, Polizei ꝛc., Alles kommt allmählig in sichern Gang. Die römischen Priester von der Wallis-Insel, auf welcher sie den Protestantismus völlig verdrängt und eine Burg des Katholicismus gegründet haben, finden hier nur geringen Anhang. „Rascher noch war der Sieg des Evangeliums auf der Wilden-Insel (Niue). In 11 Jahren sind jene wüthenden Feinde aller Fremden durch den Glauben der Nationalgehülfen bekehrt worden, ehe ihnen noch ein europäischer Missionar geschickt werden konnte." Die erste Gemeinde aus 60 Kirchengliedern bildete sich 1858; Miss. Lawes, der 1861 gelandet ist, freut sich der ausnehmenden Willigkeit und Energie, mit welcher die in raschem Zunehmen befindliche Bevölkerung (von 4700 Seelen) an der Vollendung des begonnenen Werkes arbeitet.

„Die Krone und den Mittelpunkt der Londoner-Mission in der Südsee bildet derzeit die Hervey-Gruppe. Lange schon haben die sieben Inseln dem Heidenthum entsagt; und nun hat Rarotonga (Juli bis December 1860) eine Erweckung erfahren, in Folge deren schon 450 Seelen um Aufnahme in die Zahl der Kirchenglieder ge-

beten haben." Hier war der Schauplatz von des sel. Williams größten Triumphen. Aus seiner Missionsschule sind schon 165 Evangelisten ausgezogen, welche auf den verschiedensten Inseln den Herrn durch ihr Wirken wie durch ihren Tod verherrlicht haben; 85 davon stehen noch in voller Arbeit, zum Theil auf Koralleninseln, wo außer Fischen und Kokosnüssen nichts zu haben ist. Die Bevölkerung der sieben Inseln ist geringer als die der Samoa-Gruppe; haben doch die Masern 1854 die Bevölkerung des paradiesischen Aitutaki bis auf 1000 Seelen vermindert! Und doch steuerten diese nach der Epidemie 900 fl. für die Mission bei und ließen sichs nicht nehmen, auch auf andern Inseln zu missioniren. Etliche Jahre später legten sie 1700 fl. zusammen. Neulich sandten sie zwei Christen aus ihrer Mitte nach England mit dem Auftrag, alles was sie dort sehen, in ein Buch geschrieben mitzubringen. Nun sind sie voll Danks zurückgekehrt und müssen überall die erlebten Wunder erzählen. Uebrigens hat gerade die Erweckung auf Rarotonga gezeigt, wie die alten Fleischessünden, Unzucht und Trunkenheit, nach der ersten Liebe und Seligkeit, die der Glaube bringt, so bald wieder auch unter der Decke des Christenthums, nur in neuen Formen, um sich greifen. Um so weniger darf man sich idealen Anschauungen von dem Sieg des Evangeliums auf den Inseln dieser Südsee hingeben. Sie haben da und dort herrliche Tage gefeiert; aber: wer bis in das Ende beharrt, der wird selig, gilt ihnen so wohl als uns. Einstweilen fühlt sich Miss. Krause so selig unter seinen Rarotongern, daß er keinem Missionar oder Pfarrer einen größeren Segen glaubt wünschen zu können, als den, so glücklich bei seiner Gemeinde zu sein, als er bei der seinigen ist.

„Auf der Penrhyn-Insel wohnte ein besonders unzugängliches Völkchen. Als diese von einem Christen Aitutaki's hörten, wie es auf den Hervey-Inseln so ganz anders geworden sei, machten sich siebenzehn von ihnen auf den Weg, der Sache nachzuforschen. Der Christ nahm sie nach Aitutaki mit, wo sie so freundlich empfangen wurden, daß nach acht Monaten mit den Meisten eine große Veränderung vorging; sechzehn von ihnen wurden 1856 getauft und kehrten fröhlich zu den Ihrigen zurück, um die Wunder der Gnade unter ihnen zu verkündigen."

„Im Jahr 1849 fanden Evangelisten aus Rarotonga Eingang auf der Manihiki-Gruppe. Zwar wurden sie völlig nackt ausgezogen und hatten mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, aber

sie harrten aus, bis die ganze Bevölkerung ihre Götzen wegwarf und sich im Evangelium unterrichten ließ."

„Auf den Gesellschaftsinseln, welche seit 1797 Missionare haben, treffen wir ein durchaus christliches Volk, welches auch unter dem französischen Protektorat im lebendigen Glauben beharrt und, von seinen Missionaren getrennt, sich doch der katholischen Priester zu erwehren weiß." Oesterreichische Besucher fanden 1860, daß der Katholicismus trotz aller seiner Künste doch auf Tahiti keine hundert Anhänger gewonnen habe, daß Handel und Bevölkerung noch immer zurückschreiten, bloß der Branntweinverkauf nimmt überhand. Daß der Statthalter die vom Landesgesetz verbotenen unzüchtigen Tänze geradezu vor seinem Palast wieder aufzuführen befehlen konnte, nur um die Missionare zu ärgern, giebt einigen Begriff von der schwierigen Stellung der letzteren. Uebrigens ist jetzt nur Ein Missionar auf der Insel, dessen Stellung sich neuestens so weit gebessert hat, daß ihm unter gewissen strengen Einschränkungen auch Besuch und Predigt bei den Landgemeinden gestattet ist. Die dreißig eingeborenen Prediger sind vom Staat angestellt. Die Insel bittet um Bildungsmittel für die künftigen Lehrer; man weist sie auf die katholischen Anstalten. Indessen dauert auf den übrigen Gesellschaftsinseln die Mission der Londoner ungestört fort, und ins Seminar von Tahaa sind in Folge neuangefachten Eifers auch zehn tahitische Jünglinge eingetreten, freilich ohne viel Hoffnung, daß sie später Prediger auf ihrer Insel werden können. Das Schreckbild des englischen Einflusses, vor welchem der französische Statthalter sich fürchtet, steht dem Fortkommen aller in protestantischen Anstalten gebildeten Leute entgegen.

Die fünf Austral-Inseln, auf welchen keine Missionare, sondern nur eingeborne Lehrer von den Gesellschaftsinseln arbeiten, leiden ebenfalls unter der französischen Protektion. Auch die Mormonen sind dort eingedrungen; dennoch hält sich die leider noch immer abnehmende Bevölkerung entschieden an den ihnen zuerst überlieferten evangelischen Glauben.

Von den Gambier-Inseln ist der Protestantismus verdrängt; die Jesuiten haben ihre Schützlinge 1857 nach Tahiti geschickt, um dort die große Kathedrale von ihnen bauen zu lassen und durch die ihnen eingeräumten Begünstigungen den Neid der hartnäckigen Tahitier zu erregen.

Auch die Marquesas-Inseln sind nicht nur französisch gewor-

den, sondern müssen seit 1850 auch als Verbannungsplatz für Verbrecher dienen. Dennoch haben die Eingebornen 1853 amerikanische Missionare von der Sandwichgruppe gerne aufgenommen, und die eingebornen Lehrer von der letztern machen um so leichtere Fortschritte, da die Sprachen fast identisch sind. Der blinde Hawaii-Missionar Kapohaku gewann durch seine Todesverachtung den größten Einfluß unter dem wilden Volke, und die Bekehrten aus demselben, vorerst noch wenige an der Zahl, bewähren eine merkwürdige Charakterfestigkeit. Einen der Missionare hat der König der Insel Uapou adoptirt und mit einem ganzen Thale beschenkt. Die Hula-Tänze, an denen das Volk leidenschaftlich hängt, scheinen das größte Hinderniß des Fortschritts zu sein.

„Von dieser Tochtermission kommen wir endlich zu dem letzten Mittelpunkt des Evangeliums in der Südsee. Es sind die Sandwich-Inseln, deren 67,000 Einwohner, die Kanaka's, ein Christenvolk genannt werden dürfen. Hier sind in der letzten Zeit wichtige Ereignisse vorgefallen. In der Konferenz der Missionare zu Honolulu 1854 wurde beschlossen, die Mission als solche aufzulösen und eine Gesammtkirche zu gründen, nachdem das Werk der Evangelisation als vollendet angesehen werden könne. Im gleichen Jahre kam es zur Gründung einer innern Mission, und 1855 bildete sich die Missionsgesellschaft, welche nach den Marquesas-Inseln und Micronesien Arbeiter entsendet. [Das Einkommen dieser Missionsgesellschaft belief sich 1862 auf 7300 fl., während die Kanaka's auf ihre eigenen Kirchen 50,000, auf die Schulen 125,000 fl. verwenden.] Im Mai 1854 bestieg Kamehameha IV der Thron; er heirathete eine Amerikanerin und rief bewährte Christen in den Rath seiner Minister. Endlich hat 1860 eine langersehnte Erweckung die Inseln durchzogen und neubelebt. Aber zwei Feinde, Rom und die Mormonen, bedrohen diesen Garten des Herrn. Er wacht und wird sein Erbtheil zu bewahren wissen."

So vieles Erfreuliche von der letzten Gruppe zu sagen ist, zu so ernsten Betrachtungen giebt sie uns Anlaß. Genaue Zählungen haben ergeben, daß in wenig mehr als einem Menschenalter die Bevölkerung dieser Gruppe sich um die Hälfte vermindert hat. Mehr als 140,000 Kanaka's begrüßten im Anfang der Zwanziger Jahre die Einführung des Christenthums; nun sind die Menschenopfer, Mord und Krieg fast verschwunden, und doch scheint das Geschlecht auszusterben. Die Fremden nisten sich überall ein, ¾ des Bodens von Oahu sind

schon an Chinesen, Amerikaner und andere ausländische Eigenthümer übergegangen; Branntwein und Unzucht thun ihr Werk; auf 2017 Sterbefälle eines Jahrs kommen nur 1615 Geburten. Ob diese verderblichen Einflüsse zum Stillstand gebracht werden können, ob vielleicht von der Mischung der verschiedenen Rassen ein lebensfähigeres Geschlecht zu erwarten ist, wie das Beispiel der Pitcairn-Insulaner hoffen läßt, — wir wissen es nicht. Von der einheimischen Regierung scheint einmal kein kräftigender Einfluß auszugehen. Sie nimmt sich mehr der Fremden, als der Eingebornen an. Der König hat sich auch von England einen Bischof verschrieben, der den Kronprinzen taufen sollte. Der letztere ist aber noch vor der Ankunft des ersteren gestorben und mußte — schon vierjährig — mit der Taufe eines amerikanischen Missionars vorlieb nehmen. An der Staatskirche, so weit von einer solchen die Rede sein kann, will der König nicht rütteln; ihm ist es nur um eine Hofkirche zu thun, wie er auch sein Hoftheater hat, in welchem englische Stücke von Kanaka's aufgeführt werden. Dennoch beunruhigt die alten treuen Arbeiter diese Einführung eines neuen religiösen Elements. Der katholische Bischof berechnet, daß fast ein Drittheil der Einwohner katholisch seien, während etwas mehr als ein Drittheil sich zur Irrlehre (d. h. zu den amerikanischen Missionaren) halten; ein weiteres Dritttheil sei ungläubig. Nun tritt (Okt. 1862) der englische Bischof ein und giebt vor, einen mittleren Standpunkt zwischen den Katholiken und den Amerikanern einnehmen zu wollen; besonderen Nachdruck legt er dabei auf den Werth der bischöflichen Konfirmation, der er beinahe die Kraft eines Sakraments beilegt. Seinen Kaplanen wird untersagt, sich mit nichtbischöflichen Geistlichen zum Gebet zu vereinigen. Will diese Hofkirche nun die Gläubigen herüberziehen? oder wird sie sich begnügen, unter den Gleichgültigen Anhänger zu sammeln? Jedenfalls steht unter diesen Umständen sehr zu befürchten, daß der ganze Einfluß des Hofs am Ende nur den Katholiken in die Hände arbeite. Diejenigen, welche bisher des Tages Last und Hitze getragen haben, müssen sich zu neuen Kämpfen gürten. So ist es einmal die Regel im apostolischen Christenthum. Der Feind braucht immer neue Tücke, die Kriegführung wird immer verwickelter; die Auserwählten aber bleiben überall die kleine Heerde. Und diese soll wach und kampffertig dastehen, sonst verliert sie alle Früchte des Siegs. Die große Erweckung hat die Zahl der vollen mündigen Kirchenglieder auf 19,767 Seelen gebracht.

Ueber diese freuen wir uns, wenn auch mit Zittern. Der Herr sitzt im Regiment, Er wird sie nicht zu Schanden werden lassen. Die Erweckung hat besonders in Oahu Großes gewirkt; der Prediger Kuaea hat mit seinen Gehülfen eine Rundreise auf der Insel gemacht und mit neuer Salbung von oben gewirkt. Die Leute strömten ihm zu. Ein Bericht lautet: „Mehr als 100 Rückfällige haben Buße gefunden; auch viele Mormonen und Katholiken wohnen unsern Versammlungen regelmäßig bei. Viele Familien französischer Katholiken wurden besucht und ließen freundschaftlich mit sich reden und beten. Viele versprachen, dem Papstthum zu entsagen und in unsre Versammlungen zu kommen. Die Erweckung hat den Hulatänzen den Todesstoß gegeben. Groß ist nun das Verlangen nach mehr Arbeitern; mehrere unserer Theologiestudirenden betheiligen sich eifrig an Hausbesuchen und Predigtausflügen. Wir suchen daher eine neue Klasse solcher Studirenden zu bilden. Es ist ein köstliches Gnadenwerk; nur Schade, daß die englischen Kirchen in der Hauptstadt kaum davon berührt zu sein scheinen."

Neben der Marquesas-Mission ist „die Evangelisirung von Mikronesien" eine Aufgabe der Kanaka-Christen. „Die Hawaii-Missionsgesellschaft betreibt dieselbe im Verein mit den amerikanischen Brüdern. Dort sind die Karolinen, wo auch römische Priester wirken, — doch hat die neue Mission 1852 auf Ponape und Ualan (Kusaie) Eingang gefunden; sodann die Marshalls-Inseln, wo die Missionare 1859 unter der halbnomadischen Bevölkerung von Eboe bis auf 200 Zuhörer um sich versammelten. Ebenso haben sie auf Apaiang, einer der Gilbert-Inseln, einen Anfang gemacht." Mit diesen, von Europäern selten besuchten Inselgruppen vermittelt ein Missionsschiff „der Morgenstern" den regelmäßigen Verkehr. Es ist noch eine neue Arbeit, die aber bereits ihre Früchte gebracht hat. Die ersten Taufen auf Kusaie fanden im Jahr 1858 statt; auf Ponape zählt man „nach achtjähriger Nacht" bereits 18 Kirchenglieder aus den besten Familien, darunter eine abgesetzte Königin, welche schon drei Jahre vor ihrer Taufe der Mission als Lehrerin diente. Der König von Apaiang hat seine Weiber entlassen und kommt regelmäßig zum Gottesdienst; seine Gattin steht dem Reiche Gottes noch näher. An Geduldsprüfungen fehlt es aber nicht; die Häuptlinge klagen, das Volk bewirthe sie nicht mehr so festlich, weil es Gott fürchte; den Gläubigen wird gedroht und ohne Scheu gestohlen; Nachts wird die Kirche beraubt

und schmählich beschmutzt; die Schulen werden fast leer; auch Bekehrte gehen schon hinter sich. Die Aussichten auf Apaiang gestalten sich überaus düster; der König zieht wieder in den Krieg, nur die Königin scheint den Herrn Jesum lieb zu haben. Als sie (Juni 1862) einen Sohn geboren, erlaubte sie nicht, ihn, wie sonst die Säuglinge, durch heidnische Ceremonien zu weihen, daher die Eingebornen ihn „das Missionskind" nannten. Kaum wagt der Missionar, an diesen schwachen Faden neue Hoffnungen zu knüpfen. „Wären die Verheißungen nicht," schreibt er, „wir gäben das Werk auf; doch werden diese ja nicht zu Boden fallen."

Mit denselben Augen wollen auch wir, indem wir diese Rundschau schließen, das Missionswerk ansehen. Es ist ja schon viel gewonnen, und jeder Sieg fordert uns zum Lobe unsers treuen Gottes auf. Gewonnen aber wurde und wird Alles — nicht durch bedeutende Menschen, durch Heer und Macht, durch Weisheit oder Geisteskraft, sondren durch den Geist des Herrn, der die Verheißungen gegeben hat und nicht ruhen wird, bis sie herrlich in Erfüllung gegangen sind.

Die Lage der Taipings in China.

Es giebt in unsern Tagen kaum eine betrübendere Erscheinung auf den heidnischen Missionsgebieten, als die politischen und religiösen Zustände der Taipings. Wenn in früheren Jahren sich leise und nicht ganz unberechtigte Hoffnungen an diese halbchristliche und politisch-nationale Bewegung anknüpften, so muß man jetzt bekennen, daß diese Hoffnungen völlig im Zerrinnen sind. Einer der ausgezeichnetsten Männer in China, **Dr. Legge**, der beinahe zwanzig Jahre in China verlebt hat, sagt in einem Schreiben vom Jahr 1862: „Als die Taiping-Bewegung im Jahr 1853, nach der Eroberung von Nanking, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zog, da begrüßten viele Missionare die religiösen Ideen und

Anschauungen, welche sich in den Manifesten ihrer Führer kundgaben, mit großen Hoffnungen. Als sie erfuhren, daß Theile des Wortes Gottes in großen Auflagen gedruckt und verbreitet wurden, freuten sie sich höchlich, und es wäre sonderbar, wenn dieß nicht der Fall gewesen wäre. Als aber im Laufe der Zeit die Irrthümer, welche sich unter den Taipings eingeschlichen haben, immer stärker hervortraten und eine Hoffnungsblüthe um die andere verwelkte und abfiel, da trat freilich auch an die Stelle großer Erwartungen das tiefste Bedauern. Und nun ist es mit den Taipings schlimmer und schlimmer geworden, und wir dürfen es uns nicht verhehlen, daß heutzutage auch der letzte Rest unsrer Hoffnungen zu Schanden geworden ist."

Wie wahr es ist, daß in den Anfängen dieser Bewegung überall hoffnungsreiche und edle Keime vorhanden waren, daß aber im Lauf der Zeit Alles in erschreckendem Maße sich verschlimmert hat, — namentlich bei dem Tien-wang, dem Oberhaupt der Taipings selbst, — das zeigen zwei Dokumente, von denen das eine vom Jahr 1854, also aus der ersten Periode der Bewegung datirt, das andere erst in der neuesten Zeit entstanden ist. Folgendes ist ihr Inhalt.

In einem Manifest aus dem Lager der Taipings von 1854 heißt es: „Wo ist ein Mensch unter den Bewohnern der Erde, der nicht die himmlischen Gebote übertreten hätte! Nun waret Ihr in früheren Zeiten in Unwissenheit und hattet darin einen gewissen Vorwand der Entschuldigung; aber nun, da der Wille des höchsten Gottes (Schangti) kundgethan worden ist: — wer hinfort seine Sünden vor Gott bereut, dem Dienst der falschen Götter entsagt, nichts Böses thut und gegen die Gebote des Himmels sich nicht verfehlt, der darf in den Himmel gehen, um daselbst ewige Glückseligkeit zu genießen, und der Ruhm seines Namens wird nicht vergehen. Wer dagegen seine Sünden vor Gott nicht bekennt, sondern im Götzendienst beharrt, Böses thut und den Geboten des Himmels ungehorsam ist, der wird gewißlich in die Hölle fahren, um dort ewiges Leid, ewiges Elend zu erdulden; sein Wehklagen und Jammern wird kein Ende nehmen. Ob es besser ist, die Seligkeit zu erlangen oder zu verlieren, darüber mag Jeder nachdenken.

„Sollten wir nicht, Brüder, zu einem lebendigen Gefühl von diesen Dingen erwachen? Wenn wir nicht dazu erwachen, so werden wir für nichts geachtet werden, und betrogen vom Teufel, werden wir unfähig sein, die Seligkeit zu genießen, die doch wirklich und reell

vorhanden ist. Wie beklagenswerth ist es doch, daß so Wenige nach der Herrlichkeit im Himmel begierig sind und lieber die Strafe für ihre Sünden, den Zorn des höchsten Gottes und die Hölle erdulden! Diejenigen, welche in unsrer Zeit blindlings vom Teufel sich irre leiten lassen, sagen, daß das Reichsoberhaupt allein den höchsten Gott verehren könne. Aber Gott ist der Vater Aller, die auf Erden sind; das Reichsoberhaupt ist sein mächtiger Sohn, der rechtschaffene Mensch ist sein Ebenbild, die Leute des Volks sind seine einfachen Söhne, die Trotzigen und Gottlosen aber sind seine ungehorsamen Söhne.... Wiederum giebt es Etliche, die da irrthümlich sagen, daß die Verehrung des höchsten Gottes (Schangti) von ausländischen Nationen bei uns eingeführt worden sei; sie wissen nicht, daß vor Alters das Reichsoberhaupt und das Volk ehrerbietig Schangti anbeteten; denn die Verehrung Schangti's ist ein breiter Pfad. Im Anfang schuf Schangti in sechs Tagen Himmel und Erde, die Berge und Meere, den Menschen und alle Dinge. Damals wandelten die Chinesen und die ausländischen Nationen auf diesem breiten Pfad; ja die westlichen und andern Nationen wandelten wahrhaftig darauf, während China in den letzten tausend oder zweitausend Jahren davon abgewichen ist und des Teufels Pfad betreten hat. Dadurch ist es in die Stricke Satans gefallen. Schangti hat darum heutzutage in seiner großen Barmherzigkeit seine mächtige Hand ausgestreckt, um die Menschen zu erretten und sie dadurch, daß er sie wieder auf den großen breiten Pfad lenkt, aus den Banden des Teufels zu erlösen, damit sie in diesem Leben nicht wieder vom Teufel berückt und nach diesem Leben von ihm gefangen geführt würden, sondern zum Himmel aufsteigen und dort ewige Seligkeit genießen. Das ist ein Beweis von Schangti's überaus großem Erbarmen für die Menschen und seiner überschwänglichen Gnade gegen sie."

Einen scharfen Gegensatz gegen diese schönen Worte bildet die Auslegung einiger Schriftstellen, wie sie von dem Rebellenkaiser in Nanking in den letzten Jahren veröffentlicht worden ist. Wir entnehmen sie aus dem „North China Herald".

In einer Anmerkung zu Joh. 17, 17—21 heißt es: „Wir [d. h. der Taiping-Kaiser] sind der wahre Herr und die Wahrheit und das Wort Schangti's, deßhalb hat uns der Vater dazu bestimmt, ein großes Wort (Pfad oder Haupt) zu werden. Der ältere Bruder hat uns zuvor in die Welt gesandt, damit die Jünger durch die Wahr-

heit geheiligt würden. Der ältere Bruder sagt deutlich, daß die Jünger Eines sind in ihm, auf daß wir erkennen mögen, daß die drei Personen in Einem sind (Dreiheit in der Einheit). Aber ferner, der ältere Bruder ist natürlich der ältere Bruder, und die Jünger sind die Jünger. Eins in Zwei und Zwei in Einem (unterschieden und doch vereinigt). Der ältere Bruder ist nicht die Jünger, und die Jünger sind nicht der ältere Bruder. Achtet darauf!"

In der Anmerkung zu 1. Joh. 5, 6 finden wir folgende Worte: „Schangti ist der Höchste und Ehrwürdigste allein. Christus ist der Sohn von Schangti. Der Sohn ist gezeugt vom Vater und bildet mit ihm Eine Person gleiches Wesens. Aber doch ist der Vater der Vater und der Sohn ist der Sohn; unterschieden, aber doch vereinigt in Einem. Was den heiligen Geist Tang-wang*) betrifft, so sagt der heilige Wille Schangti's: 'An allem und jedem Ort können die Menschen erkennen, wie man der Krankheiten durch den geistlichen Tang-wang los werden kann, der da ist der geliebte Sohn Schangti's, und der zusammen mit dem älteren Bruder und mir von derselben Mutter geboren wurde. Ehe der Himmel und die Erde gebildet wurden, waren die drei Personen aus demselben Vater hervorgegangen. Denn der himmlische Vater, Gott, ist der Eine wahre Geist allein und Ein heiliger Geist allein.' Schangti sagt: 'Außer mir kann es keinen andern Geist und keinen andern Gott geben. Der heilige Geist ist Schangti. Wenn außer mir ein heiliger Geist ist, so muß es ein anderer Geist sein, welcher ist die Stimme des heiligen Geistes und ebenso die Stimme des heiligen Geistes Schangti; aber es ist nicht so, daß die Stimme der heilige Geist ist. Der Geist ist der Tang-wang, der vom Himmel herabgesandt wurde. Der heilige Geist ist unzweifelhaft der heilige Geist, und die Stimme des Geistes ist die Stimme des Geistes, unterschieden, aber doch verbunden. Der Sohn geht aus vom Vater, aber er ist gleiches Wesens und Eins mit ihm. Dennoch ist der Vater der Vater und der Sohn ist der Sohn, verbunden in Eins und doch unterschieden.' Schangti ist herniedergekommen und hat zu seiner Zeit den Tang-wang beauftragt, der heilige Geist zu werden. Tang-wang ist nach seiner

*) Der „Tan-wang" oder der östliche König ist der verstorbene Yang-tsiu-tsing, von dem früher die Rede war. Vrgl. die „aufkommenden Schwarmgeister" Miss. Mag. 1861 S. 351 ff.

Stellung wirklich die Stimme des Geistes und der Tröster. Da der Vater wußte, daß im Neuen Testament gewisse Irrthümer sich finden, so hat er den Tang-wang angewiesen, zu bezeugen, daß der heilige Geist ist Schangti, und daß die Stimme des Geistes der Tang-wang ist; und da er ferner wußte, daß die Menschen irrthümlicher Weise Christum für Schangti halten, so hat Schangti den Tang-wang beauftragt, klärlich in's Licht zu stellen, daß der Vater existirt. Christus gab dem Han-wang [dem westlichen König] den Auftrag, es deutlich bekannt zu machen, daß ein älterer Bruder ist (existirt). Der Vater ist der Vater und der Sohn ist der Sohn. Der ältere Bruder ist der ältere Bruder, und der jüngere Bruder ist der jüngere Bruder, — unterschieden und doch vereinigt. Wenn die Leute an der Vorstellnng haften, daß Christus Schangti ist, dann muß man ja den Schluß machen, daß es noch einen andern Gott giebt, und wie will der Sinn des älteren Bruders sich dabei beruhigen? Der ältere Bruder ist nun auf die Erde herniedergestiegen und hat mich mit den Worten unterwiesen: 'Mein lieber Bruder Siutseuēn, du sollst hinfort mich nicht Gott nennen. Schangti ist Gott.' Der ältere Bruder hat mehr als einmal gesagt, daß Ein Vater und Ein Sohn ist; überdieß bin ich selbst im Himmel gewesen und habe den himmlischen Vater verschiedene Male, und die himmlische Mutter verschiedene Male, und den älteren Bruder verschiedene Male gesehen. Und ich habe viele Beweise und Wahrzeichen dafür. Im Himmel und auf Erden gilt unwandelbar das Gleiche: 'Hören ist nicht so viel, als Sehen.' Achtet darauf!"

In der Anmerkung zu Offenb. 3, 12 heißt es: „Der ältere Bruder ist nun gekommen. Die himmlische [d. h. die Taiping-] Dynastie faßt den wahren Tempel des himmlischen Vaters in sich und überdieß den Tempel des älteren Bruders Christus, und die Namen Schangti's und Christi sind darauf geschrieben. Von dem himmlischen Vater, Gott, ist ein neues Jerusalem herniedergekommen, welches ist die himmlische Hauptstadt [Nanking]. Hier haben wir die Erfüllung dieser Stelle. Achtet darauf!"

Wiederum in der Anmerkung zu Offenb. 6, 12—15 lesen wir: „Wir [der Taipingfürst] sind die Sonne. Unser Weib ist der Mond und ist schwarz geworden, wie Blut, nachdem sie heimlich auf die Erde herniedergesandt worden, um die menschliche Gestalt anzunehmen. Die himmlischen Offiziere und Truppen sind die Sterne, die

auf die Erde gefallen sind mit geheimen Instruktionen, die Dämonen auszurotten. Der Himmel [die alte Mandschu-Dynastie] ist entwichen, wie ein zusammengerolltes Buch, und alle Berge und Inseln sind bewegt aus ihren Oertern. Wir haben heimlich gehört, daß Himmel und Erde vergangen und in einen neuen Himmel und eine neue Erde verwandelt sind, und Friede regiert auf dem ganzen Erdball. Die Großen der Erde haben sich verborgen in die Klüfte und in die Felsen der Berge. Es ist uns heimlich gesagt worden, daß das ekelhafte Gewürm hervorgekrochen ist, um getödtet zu werden, und der Rest der Dämonen ist ausgerottet. Dieß ist die Erfüllung der angeführten Stelle. Achtet darauf!"

Zu Offenb. 11, 16 heißt es in der Anmerkung: „Der himmlische Vater, Gott, und der ältere Bruder Christus sind herniedergekommen und haben Uns und Unsern Sohn eingesetzt, auf Erden zu regieren. Die Königreiche [dieser Welt] sind die Reiche Schangti's und Christi geworden, durch welche Wir und Unser Sohn eingesetzt sind, darin für alle Ewigkeit zu regieren. Wir sehen hier klar die Erfüllung der Stelle. Achtet darauf!"

In einer Anmerkung zu Offenb. 12 lesen wir: „Der ältere Bruder, Wir und der Tang-wang [östliche König oder der heilige Geist] wurden vor Erschaffung des Himmels und der Erde aus dem Innern der ursprünglichen oder ersten Frau des himmlischen Vaters, welche ist die himmlische Mutter, herausgeboren. Nachmals sandte der Vater den älteren Bruder, um in dem Mutterleibe der Maria empfangen und ein sterblicher Mensch zu werden, damit er würde eine Versöhnung für die Sünden; deßhalb sagt der ältere Bruder, daß er war, ehe Abraham ward, und daß auch Wir droben im Himmel waren. Wir erinnern uns, daß wir zu Abrahams Zeit Erkenntniß hatten von der Absicht des Vaters, den älteren Bruder im Samen Abrahams hernieder zu senden. Wir kamen deßhalb, um Abraham zu erlösen und zu segnen. Wir wußten damals, daß der Vater uns hernachmals auf die Erde senden würde, um auf derselben zu regieren, und deßhalb haben wir begierig die Gelegenheit ergriffen, Uns als Herrn der Erde zu offenbaren. Nach diesem erhielten wir den Befehl des Vaters, daß wir zuvor von einem Weibe müßten geboren werden, ehe wir auf die Erde herniedersteigen konnten. Wir wußten damals, daß Satan, der Teufel, ein Ungeheuer geworden ist, und baten den Vater, uns vor seiner Macht zu be-

schützen. Darnach sagte der Vater zu uns, daß wir von einer andern Mutter, die im Himmel war, sollten geboren werden, damit wir auf die Erde zu kommen vermöchten. Wir erinnern uns wohl, daß, als wir in dem Mutterleib des Weibes empfangen wurden, der Vater ein Zeichen machte, daß das Weib sollte mit der Sonne bekleidet werden, um dadurch kund zu thun, daß sie einen Sohn gebären werde. Wer ahnte, daß selbst Satan, die Schlange, es gewahr wurde, daß Wir im Mutterleibe des Weibes waren? Schangti hat uns vornehmlich dazu gesandt, diese Schlange zu tödten und zu vernichten. Deßhalb suchte der Teufel das Kind zu verschlingen, in der Hoffnung, Schangti's Herrschaft an sich zu reißen. Er wußte nicht, daß Schangti allmächtig sei, und daß Dämonen das Kind nicht verletzen konnten. Wir bezeugen nun in der Wahrheit, der Melchisedek der alten Zeit — das bin Ich; und das Kind, das von dem mit der Sonne bekleideten Weibe nach des älteren Bruders Himmelfahrt geboren ward, das bin Ich gleicherweise. Deßhalb hat der Vater uns herniedergebracht, auf der Erde zu herrschen, und hat uns besonders beauftragt, diese Schlange umzubringen. Jetzt zu dieser Zeit haben die Dämonen sich willig zur Schlachtbank eingefunden, und Friede herrscht auf dem ganzen Erdkreis. Das ist die Erfüllung der Stelle. Achtet darauf!"

Zu den ersten Versen von Offenb. 21 heißt es: „Was Johannes sah auf Erden wie im Himmel, war die himmlische Hütte (Stiftshütte). Himmel und Erde sind das gleiche. Das himmlische Jerusalem ist die Hauptstadt [Nanking]. Schangti und Christus haben Uns und Unsern Sohn eingesetzt, zu regieren und eine himmlische Dynastie und eine himmlische Hütte zu gründen. Die himmlische Hütte Schangti's ist nun auf Erden. Damit ist die Stelle erfüllt. Achtet darauf!"

Bei Vers 9 sagt die Anmerkung: „Das Weib des Lammes ist die himmlische Schwägerin, die Ich verschiedene Male sah, als ich in den Himmel stieg. Jetzt ist die himmlische Schwägerin gleichfalls auf die Erde gekommen und nennt mich Oheim. Achtet darauf!" —

Man sieht aus diesen sinnlosen Auslegungen einzelner Bibelstellen, bis zu welchen greulichen Begriffsverwirrungen der Führer der Taipings hinabgesunken ist. Bekannt ist, daß eine ganze Reihe von Missionaren der verschiedensten Gesellschaften es versucht hat, durch persönliche Besuche in Nanking und durch die Predigt des lautern Evangeliums unter den Rebellen die Irrthümer, welche von dem

Tien-wang ausgehen, zu bekämpfen; auch erinnern wir daran, wie große Hoffnungen man auf den „Schildkönig" Hung-jin setzte, der einst im wahrhaftigen Glauben zu stehen schien und als Katechist bei den Londoner Missionaren thätig gewesen war, und wie man zuversichtlich erwartete, daß durch seine Ankunft in Nanking und durch seinen Einfluß auf den ihm innig befreundeten Taiping-Kaiser eine neue bessere Zukunft unter den Rebellen sich anbahnen werde. Allein die Missionare wurden nicht gehört und endlich ganz aus Nanking vertrieben; Hung-jin aber ward selbst in dem Strom des Verderbens mit fortgerissen. Damit ist wohl die letzte Hoffnung für die Taipings zerronnen, und es scheint, daß die Gerichte Gottes im Sturmschritt nun über sie hereinbrechen müssen. Wir wollen versuchen, mit einigen Worten die Gefahr des Untergangs zu schildern, die sich den Taipings zu nahen scheint.

Schon seit langer Zeit haben die Rebellen, wie bekannt, vergebens sich bemüht, die wichtige Hafenstadt Schanghai zu erobern und dadurch den für sie unentbehrlichen Zugang zum Meere zu gewinnen. Mehr als einmal sind sie von dort, nicht durch die Chinesen, sondern durch die Engländer, deren umfangreiche Handelsniederlassung in der Nähe der Stadt liegt, blutig zurückgeschlagen worden. Ob es von Seiten der Engländer vernünftig und zweckmäßig war, den Taipings den Besitz der Chinesenstadt Schanghai zu verwehren, ist die Frage. Es ist ja nicht wohl wahrscheinlich, daß der Handel Englands durch sie wäre beeinträchtigt worden; denn einerseits sind die großen Thee- und Seidedistrikte am Yang-tse-kiang, aus denen die Engländer den bei weitem wichtigsten und größten Theil ihrer Waaren beziehen, in den Händen der Taipings, und es ist noch nie von den Kaufleuten darüber geklagt worden, daß die Rebellen diesen Handel belästigt hätten; andererseits haben die Taipings immer und überall ihren Wunsch geäußert, mit dem Ausland in friedlichen Handel zu treten. Und hätten nicht die Engländer in Folge eines so nahen Verkehrs mit den Taipings einen unberechenbar folgenreichen Einfluß zum Guten auf sie ausüben können? Aber England war entschlossen, die Rebellen nicht zu dulden. Im Lauf der letzten zwei Jahre geschah es, daß zuerst ein amerikanischer Abenteurer Namens Ward sich's zur Aufgabe machte, im Sold der chinesischen Regierung eine Anzahl chinesischer Truppen nach europäischer Weise militärisch einzuüben und zu bewaffnen, um dann mit denselben die Taipings zu

bekämpfen. Nach Ward's Tode (in einem Gefecht mit den Rebellen) übernahm ein anderer Offizier, Oberst Burgovine, dasselbe Geschäft und hat seitdem mit seinen trefflich geübten Chinesen, an welche sich viele englische und französische Ausreißer anschlossen, die Rebellen überall siegreich bekämpft. Zunächst war von den brittischen Bevollmächtigten in Schanghai beschlossen worden, die Stadt bis auf einen Umkreis von zehn Stunden von den Rebellen zu säubern. Dieß geschah zuerst durch Ward, dann durch Burgovine. Aber welcher namenlose Jammer dadurch über jene Gegenden kam, ist schwer zu schildern. Indem die umliegenden Dörfer und Städte bald von den Truppen Burgovine's, bald von den Taipings erstürmt und besetzt wurden, hatte die unglückliche Bevölkerung von beiden Theilen unendliches Elend zu erdulden. — Aber damit ist die englische Regierung noch nicht zufrieden. Sie will die alte machtlose und unfähige, den Ausländern ewig feindselige Mandschu-Dynastie durch ihre mächtige Hülfe neu stützen, und um dieß zu erreichen, muß naturgemäß die Rebellen-Dynastie in Nanking vernichtet werden. Dazu bietet zugleich die französische Regierung, welche in Ningpo ihre Hauptniederlassung hat, freudig die Hand. Bei ihr sind es nicht Handelsinteressen, welche sie etwa zu beschützen hätte, sondern es sind die Interessen der katholischen Mission, deren götzendienerischer Kultus durch die Taipings ebenso schonungslos behandelt wurde, als der Götzendienst der Buddhisten. Endlich hat auch Rußland, wie verlautet, seine Mitwirkung zur Vernichtung der Taipings angeboten. Ein diplomatischer Agent des russischen Kaisers hat Schanghai und die Rebellendistrikte besucht, und die Folge davon ist, daß bereits russische Truppen vom Amur her auf dem Weg nach Hakodate (in Japan) sind, wo die russische Flotte unter Admiral Popoff liegt, um dann gegen Nanking zu operiren. Der Preis, den sich Rußland dafür ausbedungen haben soll, ist die wichtige hafenreiche Insel Tschusan.

Mittlerweile haben zwei Engländer, Lay und Osborn, als Bevollmächtigte des chinesischen Kaisers eine Reise nach England gemacht, um dort die Erlaubniß der Regierung der Königin zu erlangen, Freiwillige anzuwerben und Kanonenboote und was sonst zum Kriege nöthig ist, mit chinesischem Gelde anzukaufen. Die Zustimmung der englischen Regierung ist erfolgt, und in diesem Augenblick ist eine kleine englische Flotte im Sold des Mandschu-Kaisers auf dem Wege nach China. Auch von Kalkutta gehen unendliche Massen von

Munition und Kriegsmaterial, alles auf chinesische Kosten, nach Schanghai. Wie wäre es möglich, daß die Taipings einem solchen Andrang widerstehen? Freilich, noch sind die Rebellen unbelästigt in Nanking, und ihre verschiedenen Heeresabtheilungen durchziehen siegreich die inneren Provinzen des Landes. Wenn aber wirklich der gemeinsame Angriff ausländischer Mächte gegen sie zu Stande kommen sollte, — werden die Rebellen nicht in die Gebirgsländer des Südens sich flüchten, wo ihre Wiege war? Werden sie nicht andere Provinzen überfluten, um das Elend China's noch größer zu machen? Liegt es denn im Bereich der Möglichkeit, daß ausländische Truppen diejenigen Plätze besetzt halten, aus denen sie die Taipings vertrieben haben? Oder wird die korrumpirte und machtlose Mandschu-Dynastie im Stande sein, nach dem Abzug fremder Truppen den Frieden zu sichern? Gott allein kennt den Ausgang.*)

Ein Gewinn aber wird aus allem diesem Jammer nach Gottes Friedensrath hervorgehen. Ein kaufmännischer Freund schreibt aus Schanghai (23. Nov. 1862): „Das Christenthum macht, wie ich glaube, unter den Chinesen bedeutende Fortschritte, und zwar viel schneller als man bis jetzt erwartet hatte, — und dazu müssen die Rebellen helfen. Diese nämlich haben aus den bedeutendsten Städten des Landes die ganze intelligente Bevölkerung vertrieben, welche dann nach den sicheren Orten, hauptsächlich nach Schanghai, sich geflüchtet hat. Aus Nanking, Su-tschau, Hang-tschau, Ningpo sind unzählige Leute hier, welche gerade durch ihr Unglück für das Christenthum empfänglich geworden sind. An die alten Götzen und Götter glaubt kaum ein Chinese mehr. Es ist Alles Trug und Täuscherei, sagen sie. Unter den intelligenten und gebildeten Chinesen haben die Missionare viele Anhänger." — Nun, wenn dieß die Folge all dieses Jammers ist, so wollen wir Gott preisen. Der Herr aber, der auch über China Gedanken des Friedens hat, schaffe in Gnaden, daß nach der langen Nacht über dem unglücklichen Lande ein freudenreicher Morgen anbreche.

In dem Augenblick, da diese Blätter in die Presse gehen, kommt uns in dem China Trade Report vom 31. Dez. 1862 ein Bericht

*) Soeben kommt die Nachricht, daß in Folge der Eifersucht Englands gegen Rußland die Operationen der Russen gegen Nanking sistirt seien, und daß aus demselben Grunde wahrscheinlich auch England und Frankreich sich einfach auf den Schutz ihrer Interessen beschränken werden.

zu, welcher der Mittheilung werth erscheint. Zwei Missionare im Kanton-Distrikt, W. L. (Lobscheid?) und Hanspach, haben im November des vorigen Jahres die Gegenden besucht, in welchen der Geburtsort des Rebellenkaisers und die ersten religiösen, von aller Politik noch freien Anfänge der Taiping-Bewegung liegen. Wir heben aus der lehrreichen Reisebeschreibung dasjenige hervor, was auf die „Gottesverehrer", welche dort noch sehr zahlreich sich finden, Bezug hat.

„Wir erreichten," heißt es in dem Bericht, „glücklich und unangefochten ein kleines Dorf im Distrikt Fayün, wohin wir von einem eingebornen Christen in Hongkong empfohlen worden waren. Das Dorf war von armen Leuten bewohnt, von denen Viele halbverhungert aussahen. Sie empfingen uns sehr freundlich und wiesen uns eine Herberge im Schulzimmer an, dem einzigen Ort, wo wir ordentlich predigen und Arzneien austheilen konnten. Mehrere der Ortsbewohner waren in die Rebellion gegen die herrschende Dynastie während der Jahre 1853 und 54 mitverwickelt gewesen, und sehr wenige von ihnen haben seitdem die Götzen angebetet. Denn diese hölzernen und irdenen Götter sind in hohem Maße in Verachtung gekommen, und die meisten Leute halten es für thöricht und sündlich, ihnen Gottesdienst zu erweisen. Hung-siu-tseuën, der jetzige Rebellenkaiser, der vor zwanzig Jahren in diesen Gegenden umherzog und das Evangelium predigte, so weit er es verstand, hat in den Gemüthern des Volks einen tiefen Eindruck von der Thorheit und Sündlichkeit des Götzendienstes zurückgelassen. Aus Allem, was wir in Beziehung auf ihn zu erfahren im Stande waren, erhielten wir den Eindruck, daß er einen außerordentlichen Einfluß auf die Leute muß geübt haben, die noch jetzt, obwohl nunmehr friedliche Bürger, große Anhänglichkeit an die Sache der Rebellen an den Tag legen; und was auch das schließliche Schicksal der Bewegung sein mag, es ist nicht wahrscheinlich, daß die große Zahl ihrer Anhänger jemals zum Götzendienst zurückkehren werde. . . .

„Es wäre thöricht zu erwarten, daß Menschen, die niemals direkten Unterricht im Christenthum von auswärts empfangen haben, die niemals christlichem Gottesdienst beiwohnten oder die Sakramente austheilen sahen, aus sich selbst sollten im Stande gewesen sein, eine reine und von allem Irrthum freie Religion zu gründen. Gleichwohl sind die Schriften, welche im Besitz der Rebellen waren und Auszüge aus christlichen, von Missionaren verfaßten Büchern enthielten, freier

von Irrthum, als viele katholischen Bücher, und die Willigkeit, mit der die Leute weiteren Unterricht annehmen, ist der deutlichste Beweis, wie verkehrt es ist, die Taipings als hoffnungslos aufzugeben. Ehe die gegenwärtige Rebellion einen so schweren Schlag vor Schanghai erhielt, waren die Taipings unzweifelhaft bereit, sich Jedem anzuvertrauen, der ihnen freundlich entgegenkam. . . .

„Das Taschenbüchlein, das jeder Rebell im Jahr 1854 besaß, und das heute noch in unzähligen Händen ist, hat folgenden Inhalt. Es beginnt mit den zehn Geboten.

1. Ehre Gott (Schangti) und bete ihn an.

Erklärung: Wer Gott nicht anbetet, übertritt dieses Gebot.

2. Du sollst nicht böse Geister anbeten.

3. Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht vergeblich führen.

Anmerkung: Der ursprüngliche Name Gottes ist Jehova. Alle, die den Namen Gottes mißbrauchen, übertreten das Gesetz.

4. Jeden siebenten Tag sollst du Gott preisen und seine Tugenden verkündigen.

5. Ehre deinen Vater und deine Mutter.

Anmerkung: Wer sich gegen sie auflehnt oder gegen sie ungehorsam ist, übertritt dies Gebot.

6. Du sollst nicht Mord begehen oder irgend Jemand verletzen.

Anmerkung: Wer einen Mord begeht, tödtet sich selbst; wer Andere verletzt, verletzt sich selbst. Wer Andere tödtet oder verletzt, übertritt dies Gebot.

7. Du sollst nicht ehebrechen oder sonst schlecht handeln.

Anmerkung: Es giebt viele Männer und Frauen unter dem Himmel, welche zusammen Eine Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern bilden; auch giebt es nur Ein Eheband, das vom Himmel angeordnet ist. Wer Ehebruch begeht, schlecht handelt oder Hurerei treibt, übertritt das himmlische Gebot, d. h. wer verderbte Gedanken in sich beherbergt, nach Andern mit einem verderbten Auge schaut oder seine Hand zur Sünde erhebt, übertritt das Gebot.

8. Du sollst nicht stehlen, rauben oder plündern.

Anmerkung: Der Himmel hat Reichthum und Armuth geordnet, deßhalb sollte Einer dem Andern beistehen. Wer stiehlt oder plündert, übertritt dies Gesetz und wird zur Hölle fahren.

9. Du sollst keine Unwahrheit sagen.

Auslegung: Wer eine Lüge sagt, übertritt dies Gesetz.

10. Du sollst dich nicht gelüsten lassen.

Auslegung: Wer nach Befriedigung böser Leidenschaften oder nach Reichthum begehrt, oder die Jagd, die Völlerei, den Opiumgenuß, das Hazardspiel ꝛc. lieb hat, übertritt das Gebot.

Wer die vorstehenden zehn Gebote des Himmels hält und seine Seele nicht befleckt, der wird gewißlich in den Himmel gehen und ewige Seligkeit genießen; wer sie aber nicht hält und seine Seele befleckt, wird in's Verderben fahren und ewiges Elend erleiden. Wie sollten wir deßhalb uns alle Mühe geben, diese Gebote zu halten!

„Dann folgt die Lobpreisung, die auf den Sabbathtag angeordnet und ein Preis der heiligen Dreieinigkeit ist; dem vorgeschriebenen Gebet sind folgende Worte beigefügt: Wie verschieden ist die Wahrheit von der Lehre dieser Welt; sie allein vermag die Seele zu retten und ewige Seligkeit zu geben. Die Weisen freuen sich ihrer, und es ist Seligkeit, sie anzunehmen; auch die Unwissenden wachen auf, denn der Weg zum Himmel ist offen für sie. Die Gnade des himmlischen Vaters ist groß und ohne Maß und Ziel. Er verschonte nicht seines eingebornen Sohnes, sondern sandte ihn in die Welt, daß er sein Leben gebe zu einem Lösegeld für uns Sünder. Wer Buße thut und der Sünde den Rücken kehrt, geht in den Himmel.

„Das Nächste ist ein Sündenbekenntniß und Gebet: — Ich N. N., der ich hier niederkniee, trage mit aufrichtigem Herzen Leid über meine Sünden und flehe zu Gott, dem himmlischen Vater, daß er sich meiner erbarme und mich selig mache. Vergieb mir alle meine Sünden, die ich früher in Unwissenheit wider dich begangen habe. Oft habe ich deine Gebote übertreten; verleihe mir nun Buße und gieb mir ein neues Herz, damit ich hinfort nicht mehr böse Geister anbete, noch irgend Verkehrtes thue, sondern ehrerbietig deine Gebote halte. Auch bitte ich, himmlischer Vater, daß du mir zu dieser Zeit deinen heiligen Geist gebest, damit er mein gottloses Herz umwandle; gieb mir Wachsthum an Erkenntniß und wache allezeit über mich, auf daß ich niemals vom Teufel irre geleitet oder beschädiget werde, damit ich in dieser Welt Frieden genießen, nach dieser Zeit aber in den Himmel gehen und ewiger Seligkeit theilhaftig werden möge. Gewähre mir dieß um der erlösenden Verdienste willen unsers Herrn und Heilandes, unseres himmlischen Bruders Jesus. Auch bitte ich, himmlischer Vater, daß dein heiliger Wille auf Erden geschehen möge,

wie er im Himmel geschieht. Gewähre in Gnaden diese meine Bitte. Amen.

„Hierauf folgt in dem Büchlein ein Morgen- und Abendgebet, welches fast nur eine Wiederholung des letzten Theils des vorangehenden Gebets ist. Dann folgt eine Vorschrift zum Tischgebet: —

Wer da ißt oder trinkt, sei es allein oder in Gesellschaft, soll folgendermaßen beten:

O Gott, unser himmlischer Vater, segne uns mit Nahrung und Kleidung, wende von uns ab allen Unfall und Schaden, auf daß einst unsre Seele in den Himmel gehen möge. Amen.

„Nun kommt ein Weihgebet bei der Uebergabe eines Kindes an Gott, nachdem es das Alter von einem Monat erreicht hat: —

Dein unwürdiger Sohn hat in Andacht etliche Opfergaben bereitet und betet nun zu dir, unserm himmlischen Vater, daß du dieses kleinen Kindes, das nun einen Monat alt ist, dich gnädig annehmest. Auch bitte ich dich, himmlischer Vater, du mögest ihm einen Namen geben, ihm Nahrung und Kleidung verleihn, vor Unglück und Schaden es bewahren und es zum Mannesalter gelangen lassen. Alles dieses bitte ich um der erlösenden Verdienste willen unsers Herrn und Heilandes, unsers himmlischen Bruders Jesus. Auch bitte ich, himmlischer Vater, daß dein heiliger Wille auf Erden geschehe, wie er im Himmel geschieht. Erhöre diese meine demüthige Bitte. Amen.

„Ein anderes in dem Taschenbüchlein vorgeschriebenes Gebet lautet folgendermaßen: —

Höchster Herr und Gott, himmlischer Vater, wir deine unwürdigen Kinder, welche hier knieen, gedenken daran, daß du unser himmlischer Vater Himmel und Erde, Berge und Meere, die Sonne und den Mond, die Menschen und alle Dinge in sechs Tagen erschaffen hast. Wir bitten dich, du wollest die Brüder und Schwestern aller Nationen segnen. Wir Alle bitten dich, unsern himmlischen Vater, daß du uns Muth, Weisheit und Erkenntniß verleihest, und was wir sonst noch bedürfen, auf daß wir in deiner Kraft Gesetze aufzustellen und tugendhaft zu leben vermögen. Ehrwürdiger Vater, offenbare deine himmlische Majestät, stehe uns bei mit deinen himmlischen Heerschaaren, und gieb nicht zu, daß gottlose Menschen uns Schaden thun. Segne uns Brüder und Schwestern; gieb uns unser täglich Brod und die nöthige Kleidung, wende von uns ab allen Unfall und Schaden, damit wir in dieser Welt Frieden haben und am Ende in

den Himmel gehen, um ewige Seligkeit dort zu genießen. Wir bitten dieses um der erlösenden Verdienste willen unsers Herrn und Heilandes, unsers himmlischen Bruders Jesus. Wir bitten dich auch, himmlischer Vater, daß dein heiliger Wille auf Erden geschehe, wie er im Himmel geschieht; denn dein sind alle Königreiche, dein ist die Herrlichkeit und die Kraft. Amen.

„Dann folgt ein Gebet für Zeiten der Krankheit: —

O Gott, himmlischer Vater, ich dein unwürdiges Kind, bin sehr krank; ich bitte dich, du mögest dich meiner erbarmen und mich erretten, daß meine Krankheit bald mich verlasse und mein Leib wieder Frieden gewinne. Sollte irgend ein böser Geist mir Leids gethan haben, dann offenbare deine himmlische Majestät, und vertilge sie bis zur Vernichtung. In dem Allem vertraue ich auf die erlösenden Verdienste unsers Herrn und Heilandes, unseres himmlischen Bruders Jesus. Auch bitte ich dich, himmlischer Vater, daß dein heiliger Wille auf Erden geschehe, wie er im Himmel geschieht. O allerhöchster himmlischer Vater, der du alle Nationen gleich gemacht hast und alle Menschen erhältst, deine Verdienste und Tugenden sind ohne Ende. In sechs Tagen hast du Himmel und Erde, Berge und Meere erschaffen und alle Dinge bereitet; gieb, daß wir deine Gaben fröhlich genießen und in Freundschaft mit einander leben. Ehrwürdiger himmlischer Vater, vertilge alle falschen Götter, laß deine himmlischen Gebote Gehorsam finden, unterweise die Unwissenden, auf daß sie erkennen mögen, daß du Jesum gesandt hast in die Welt, für unsre Sünden zu sterben. Erhöre dieses mein Gebet. Amen.

„Es folgen dann etliche Lieder und einige andere Unterweisungen, die ebenso rein in der Lehre sind, wie das bisherige. Man sieht aus allen diesen Gebeten, wie in den Anfängen der Taiping-Bewegung Alles noch frei war von jenen betrübenden Entstellungen, die nachmals unter den Rebellen Eingang fanden. . . .

„Es war uns höchst interessant, den Geburtsort des Taiping-Kaisers und andere berühmt gewordene Plätze zu besuchen, wo nicht sowohl die Rebellion, als vielmehr die einfache Verkündigung der christlichen Religion durch den Führer der Taipings ihren Anfang nahm. Wir hatten das Vergnügen, einen alten mehr als sechzigjährigen Schulmeister zu besuchen, der einst der Lehrer des Rebellenkaisers gewesen, als dieser noch ein Knabe war. Derselbe sprach von ihm mit großer Wärme und Anhänglichkeit. Die Wohnung des

Rebellenkaisers ist noch immer in Trümmern und dem Boden gleich, indem es streng verboten ist, an dieser Stätte ein Haus zu errichten. Der ganze Ort war im Jahr 1854 gründlich zerstört worden, ist aber jetzt wieder aufgebaut. Auf unserm Weg nach diesem Dorf kamen wir an den Ruinen der großen Ahnenhalle von Fung-wan-schan vorüber, des frühzeitigen Freundes des Rebellenkaisers. Die kaiserliche Mandschu-Regierung hat über die beiden Familien einen Fluch ausgesprochen, der über neun Generationen — Lebendige und Todte — sich erstreckt." —

So weit die Mittheilungen der beiden Reisenden. Wir heben noch aus den neuesten Berichten hervor, daß in Nanking großer Mangel an den nöthigsten Lebensbedürfnissen herrschen soll, wie denn selbst den obersten Führern die gewöhnlichsten Annehmlichkeiten, wie Saife, Lichter ꝛc. abzugehen scheinen. Andrerseits hat man wahrgenommen, daß die Vertheidigungsmittel der Stadt ungewöhnlich verstärkt worden sind. Eine ungeheuer dicke Steinmauer von etwa 80 Fuß Höhe ist kürzlich zu den Vertheidigungswerken der Stadt hinzugefügt worden, während überall Geschütze vom stärksten Kaliber aufgestellt sind. Die Zahl der Taipings und übrigen Einwohner der Stadt wurde von dem Schildkönig auf Befragen auf beinahe zwei Millionen geschätzt, was freilich nach chinesischer Art übertrieben ist. Doch ist es augenscheinlich, daß ihre Streitkräfte sehr groß und die Vertheidigungsmittel innerhalb der Stadt ungeheuer stark sind, während in dem befestigten Feldlager außerhalb der westlichen Mauer eine Masse trefflich ausgerüsteter Truppen liegt. Es war vor einiger Zeit von der Flucht des Rebellenkaisers aus Nanking (nach Han-kau) die Rede; allein nach den neuesten Berichten wird dieß stark bezweifelt.

Missions-Zeitung.

Brittisch-Indien. — Der Friend of India giebt in seiner ersten Nummer von 1863 einen Ueberblick über die bedeutenderen Vorgänge, welche die Geschichte Indiens im verflossenen Jahr charakterisirt haben. Wir theilen daraus, mit Uebergehung der blos politischen Betrachtungen, folgendes mit. Im Laufe des Jahres 1862 hat Indien etwa 70,000 Pfd. St. zur Unterstützung der brodlosen Arbeiter in Lancashire nach England gesandt. Zugleich sind von dort 1¼ Millionen Baumwollballen nach England gegangen. Einen wesentlichen Fortschritt haben im Jahr 1862 die indischen Eisenbahnen gemacht. Von einer Gesammt-

länge von 4,653 englischen Meilen Eisenbahnen sind im Anfang des vorigen Jahres 1545 Meilen eröffnet gewesen; im Lauf des Jahres kamen 1300 Meilen dazu, so daß nur noch 1800 Meilen Länge zu vollenden übrig sind, wovon jedoch eine Strecke von wenigstens 1000 Meilen bereits fertig zu sein scheint. Ebenso ist im Lauf des vorigen Jahres der Plan, Küstendampfschiffe von Singapur aus über Birma nach Kalkutta und allen Küstenplätzen Indiens bis zum persischen Golf gehen zu lassen, zur Ausführung gekommen. — In Betreff der inneren Verwaltung hat die Regierung ihre Absicht ausgesprochen, das einträgliche, aber unliebsame Salzmonopol allmählig abzuschaffen. Noch wichtiger ist, daß die Regierung nicht abgeneigt zu sein scheint, das unglückselige Opiummonopol, diesen Schandfleck Indiens, aufzuheben und den Opiumbau, freilich unter schwerer Besteuerung, der freien Konkurrenz zu überlassen. — Die drei birmanischen Provinzen Arrakan, Pegu und Tenasserim sind in Eine Provinz unter dem Namen „Brittisch-Birma" verwandelt worden, unter der trefflichen Verwaltung des Kolonel Phayre. Diese Provinz steigt unter brittischer Verwaltung fortwährend an Wohlstand und hat im vorigen Jahr durch den Uebertritt von mehreren tausend Schans (nördlichen Bergvölkern) auf brittisches Gebiet an Volkszahl bedeutend gewonnen. Am 10. November 1862 ward auch ein Handelsvertrag mit dem König von Birma in der Hauptstadt Mandalay abgeschlossen, vermöge dessen die Engländer nicht nur im birmanischen Reiche Handel treiben, sondern auch durch dasselbe nach den südwestlichen Provinzen China's reisen dürfen.

Was das Unterrichtswesen betrifft, so ist leider im verflossenen Jahr von Seiten der Regierung wenig in dieser Beziehung gethan worden. Zwar ist die Hebung der drei Universitäten in Kalkutta, Madras und Bombay fortwährend ein Augenmerk der Regierung, aber diese Universitäten sind nicht Unterrichts-Institute, sondern bloße Prüfungs-Anstalten, wo diejenigen jungen Leute, welche anderswo studirt haben, nur ihr Examen zu bestehen und die verschiedenen Grade zu gewinnen haben. Die Prüfungen selbst sind von dreierlei Art: erstens das Maturitäts-Examen (Entrance or undergraduate examination), welches dender es besteht, fähig macht, im folgenden Jahr sich zu den weiteren Prüfungen zu melden; zweitens das philosophische Examen (Examination of Arts), und drittens das Doktor-Examen (Exam. for a degree). Es ist übrigens erfreulich, wie die Zahl der jungen Leute, die zu diesen Prüfungen sich melden, in stetem Wachsen begriffen ist. In Bengalen haben sich im Januar 1863 nicht weniger als 1114 Jünglinge zum ersten, 220 zum zweiten Examen gemeldet; nemlich

	I.	II.
Christen	53	18
Muhamedaner . . .	37	9
Hindu's	1024	193

Wichtig ist auch, daß, wer Examen II besteht, sich verpflichtet, auch das dritte (zur Erlangung der Doktorwürde) zu machen. Man sieht, daß das Ringen und Streben nach Wissenschaft in Indien im Wachsen ist. — Der Vorschlag, ein Universitätsgebäude in Kalkutta zu errichten und eigene Professoren anzustellen, welche Vorlesungen zu halten hätten, ist bis jetzt noch nicht in Erfüllung gegangen. — Für den eigentlichen Volksunterricht ist nur wenig geschehen, und auch das großartige Unterstützungssystem, welches 1854 projektirt war und den Zweck hatte, alle gutgeleiteten Volksschulen und Unterrichtsanstalten im Lande (seien sie

von Missionaren oder Eingeborenen geleitet) mit Geldbeiträgen zu unterstützen, findet noch immer die größten Hindernisse.

Die Fortschritte im sittlichen und socialen Leben des indischen Volkes sind unverkennbar groß, aber sie sind vornehmlich die Frucht der Missionsarbeiten. „Wir gehören nicht zu denen," sagt der Friend of India, „die an einen bald bevorstehenden Untergang des Hinduismus glauben; aber der muß blind sein, der nicht sehen kann, wie innerhalb eines 100 englische Meilen messenden Radius um jede größere Stadt her, von Peschawr und Amritsar an bis Benares, Kalkutta, Bombay und Madras, die falschen Religionen und die heidnische Sittenlosigkeit ihre Macht über das Volk verlieren.... Wir sehen das an der Fruchtbarkeit der einheimischen Presse, an der Zahl der eingebornen Bildungsvereine und Bibliotheken, an der Ausdehnung der weiblichen Erziehung und an der immer weiter greifenden Ueberzeugung unter allen Klassen der eingebornen Gesellschaft, daß eine große und Alles umfassende Veränderung, sei's durch das Christenthum oder sonstwie, in Indien eintreten müsse."

Was die Fortschritte der Mission in Indien betrifft, so hat Dr. Mullens (in Kalkutta), nachdem er schon vor zehn Jahren das Gleiche gethan, im verflossenen Jahr einen neuen Census der verschiedenen indischen Missionen zu Stande gebracht. Folgendes ist des Resultat seiner äußerst sorgfältigen Nachforschungen.

	Indien und Ceylon 1852.	Indien und Ceylon 1862.	Indien, Ceylon u. Birma 1862.
Missions-Gesellschaften	22	31	31
Stationen	313	371	386
Außenstationen	unbekannt	1,925	2,307
Ausländische Missionare	395	519	541
Eingeborene Missionare	48	140	183
Eingeborene Katechisten	698	1,365	1,776
Eingeborene Gemeinden	331	1,190	1,542
Kommunikanten	18,410	31,249	49,688
Eingeborene Christen	112,491	153,816	213,182
Volksschulen	1,347	1,562	1,811
Schüler	47,504	44,612	48,390
Knaben-Anstalten	93	101	108
Christenknaben	2,414	2,720	3,158
Englisch-indische Schulen	126	185	193
Schüler darin	14,562	23,377	23,963
Mädchen-Tagschulen	347	371	373
Mädchen darin	11,519	15,899	16,862
Mädchen-Anstalten	102	114	117
Christenmädchen	2,779	4,098	4,201
Bibelübersetzungen	10 Sprachen	12 Sprachen	14 Sprachen
Neues Testament	5 andere	3 andere	5 andere
Einzelne Theile der heil. Schrift	—	—	20 Bücher in 7 and. Spr.
Heilige Schriften in zehn Jahren in Umlauf gesetzt	—	—	1,634,940
Traktate, Bücher ꝛc. in Umlauf ges.	—	—	8,604,033
Missionsdruckerpressen	25	—	25

Vierte allgemeine Missionskonferenz in Indien. — Nachdem vor einer Reihe von Jahren in Kalkutta mit dem glücklichsten Erfolg und dem reichsten Segen der erste Versuch gemacht worden war, die Missionare der verschiedensten Gesellschaften in einer gemeinschaftlichen Konferenz zu vereinigen, und zwar mit dem Zwecke, die gegenseitigen Erfahrungen auszutauschen und sich über allgemeine Grundsätze in der Missionspraxis zu verständigen, und nachdem solche Zusammenkünfte mit gleichem Gewinn nachmals in Benares, dann in Utakamand (auf den blauen Bergen) stattgefunden hatten, ist in der Woche zwischen Weihnacht 1862 und Neujahr nun die vierte Konferenz dieser Art in Lahore (im Pandschab) gehalten worden. Die Versammlungen fanden in einer netten Kirche statt, die der presbyterianischen Mission gehört und außerhalb der Stadt liegt. Es wohnten etwa 150 Personen als thätige Mitglieder bei, worunter 33 Geistliche und Missionare als Vertreter von sechs verschiedenen Kirchengemeinschaften sich befanden; eilf gehörten zur anglikanischen, drei zur schottischen Kirche, zehn waren amerikanische Presbyterianer, drei gehörten zur amerikanisch-bischöflichen Methodistenkirche, vier waren amerikanische Baptisten und einer ein Independent; ebenso waren drei ordinirte eingeborene Geistliche dabei. Neben ihnen saßen Männer der verschiedensten Stellungen: Civilbeamte und Militärs, Juristen und Finanzmänner, Verwaltungsbeamte und Ingenieurs. Es war da der Finanz-Kommissär MacLeod, der am ersten Tag den Vorsitz führte; zu seiner Rechten saß Herr Cust, der Gerichtskommissär, und zu seiner Linken Herr Forsyth, der Verwaltungskommissär von Lahore. Ferner waren anwesend Sir Herbert Edwardes, Sir Robert Montgomery, die Obersten Lake und MacLagan und viele andere Regierungsmänner. Der Radscha von Kappurthalla, welcher bekanntlich eine christliche Indobrittin geheirathet und eine amerikanische Mission auf eigene Kosten in seinem Gebiet gegründet hat, ohne noch selbst getauft zu sein, hatte sich mit seinem Bruder, seiner Frau und seiner Schwester gleichfalls eingefunden. Wenn man sich erinnert, wie noch vor wenigen Jahren ein Offizier im Pandschab eine offizielle Rüge von der höchsten Regierung dafür erhielt, daß er der Taufe eines Sipoy beigewohnt hatte, so erkennt man an der Theilnahme der ersten Civil- und Militärbehörden jener Provinz an der Missionskonferenz, welch ein Umschwung der öffentlichen Meinung in Indien eingetreten ist.

Die Konferenz begann am Freitag den 26. Dec. 1862 und schloß am Donnerstag den 1. Januar 1863. Es handelte sich dabei natürlich nicht um Aufstellung von Gesetzen und Verordnungen, sondern ausschließlich um freie Besprechungen und Vorschläge. Dabei wurde es so gehalten, daß jedesmal zuerst ein Referat oder mehrere über einen bestimmten Gegenstand vorgetragen wurden, und daran schloß sich dann eine freie Diskussion.

Unter den Gegenständen, die zur Besprechung kamen, war eine der wichtigsten die Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien. Der Radscha von Kappurthalla selbst war der erste, der darüber einen vortrefflichen Vortrag in englischer Sprache hielt und die hohe Bedeutung dieser Sache mit großer Beredtsamkeit in's Licht stellte. Bei der Diskussion, welche darauf folgte, hoben mehrere eingeborne Redner die Schwierigkeiten hervor, welche den gebildeteren Eingebornen des Landes im Wege stünden, wenn es gelte, ihre Töchter in die öffentlichen Schulen zu schicken. Nur Mädchen

von den niedersten Kasten ließen sich herbei, die Schulen zu besuchen, und auch sie nur mit Widerstreben. Die Töchter und Frauen höherer Kasten müßten in ihren eigenen Frauengemächern (Zenana's) besucht werden. Dies gab Anlaß zu dem Vorschlag, eine Kommittee von englischen Damen zu gründen, die es sich zur Aufgabe machen würden, diese Zenana-Mission in gleicher Weise, wie Frau Mullens es mit so großem Erfolg in Kalkutta gethan, in Angriff zu nehmen. Dem Radscha aber wurde der Dank der Konferenz ausgesprochen für die Anregung dieses wichtigen Gegenstandes.

In der Vormittagsitzung des dritten Tages hielt Herr MacLeod, Finanzkommissär des Pandschab, einen höchst anregenden Vortrag über die Frage des einheimischen Pastorats. Er empfahl auf's dringendste die Bildung und Anstellung eingeborner Pastoren, denen die geistliche Pflege der gewonnenen Gemeinden übergeben werden sollte. Dagegen erhoben sich verschiedene Einwürfe, und selbst ein eingeborner Missionar meinte, die Zeit dazu sei noch nicht gekommen; man solle nicht so eilig damit sein, eine einheimische Kirche unter einheimischen Pastoren gründen zu wollen. — Am Nachmittag wurden von einem englischen Missionar und nach ihm von dem trefflichen eingebornen Missionar Goluck Nath Vorträge über die Frage gehalten, wie man am besten die Liebe und das Vertrauen der eingebornen Christen gewinnen könne. Goluck Nath behandelte die Frage von dem Standpunkt der Eingebornen aus und sprach so herb über das Verhalten der Missionare gegen die eingebornen Christen, daß von da an die allgemeine Diskussion jenes Abends eine peinliche und höchst unerquickliche Wendung nahm. Eine Reihe von eingebornen Rednern griff in maßlosen Anklagen und im herbsten Tone die Missionare als Gesammtheit an und sprach das Verdammungsurtheil aus über die Art und Weise, wie sie die eingeborenen Christen behandelten. Ein schöner Zug war die Ruhe und Milde, mit der die Missionare selbst diese Anklagen anhörten, ja wie Viele von ihnen in demüthiger Selbstverleugnung die Anklage als nicht ganz unverdient hinnahmen. Am Schluß der Diskussion aber hat einer der Missionare es verstanden, Oel auf die erregten Wasser zu gießen. Allein das ist auch wahr, daß wohl nirgends in aller Welt ein Missionsgebiet sich findet, wo der Missionar von den neugewonnenen Heidenchristen für alle seine Mühe und Hingebung so viel Undank erntet, als es unter den Hindu's der Fall ist. Dem Hindu, auch dem christlichen, kann von Seiten des Missionars nie genug Liebe, Ehre und Achtung erwiesen werden, und so wahr es sein mag, daß namentlich der englische Missionar manchmal allzusehr auf die eingebornen Christen und Katechisten herabsieht, so wird doch niemals ein Missionar einem Hindu es ganz recht zu machen vermögen. — Uebrigens war es gut, daß am folgenden Tag, ehe die ordentlichen Verhandlungen wieder begannen, die eingebornen Brüder ihr Bedauern aussprachen über die harte und ungerechte Weise, in der sie Tags zuvor geredet. Sie gaben zu, daß sie einseitig gesprochen, daß es noch eine andere Seite der Sache gebe, und daß sie im Uebrigen die Missionare aufrichtig lieben und achten.

Dann folgte ein Vortrag über die Frage, wie man die eingebornen Christen, welche durch ihren Austritt aus dem Heidenthum in der Regel Alles verlieren, am besten versorgen und beschäftigen könne. Es ist diese Frage um so wichtiger, da dergleichen Bekehrte zum größten Theil sich auf die mitleidige Hülfe des Missionars angewiesen sehen. Der Vorschlag

ging dahin, die Regierung (des Pandschab) um Abtretung größerer Grundstücke zu bitten, um auf denselben die eingebornen Christen beschäftigen und ansiedeln zu können. So lange die Letzteren nicht auf eigenen Füßen stünden, hieß es, und unabhängig von fremder Hülfe zu leben vermöchten, so lange sei das Christenthum in Indien nur eine Treibhauspflanze. Darauf erklärte der Finanz-Kommissär MacLeod, daß die Pandschab-Regierung immer bereitwillig sein werde, Bitten dieser Art zu gewähren, und Sir Herbert Edwardes fügte hinzu, daß, obschon diese Liberalität vorzugsweise der Pandschab-Regierung eigen sei, dennoch auch in andern Provinzen Indiens gemäß den neuen Statuten ohne Schwierigkeit Land zu erwerben sei.

Später hielt Sir Herbert Edwardes einen Vortrag über die Polygamie und vertheidigte den Grundsatz, daß ein Heide beim Uebertritt zum Christenthum alle Frauen bis auf Eine, und zwar die zuerst geheirathete, zu entlassen habe; auch ließ er keinen Grund für etwaige Scheidung gelten, als den des Ehebruchs. Dem gegenüber meinte ein Missionar der anglikanischen Kirche, daß Polygamie, welche vor der Bekehrung stattgefunden, kein Hinderniß zur Aufnahme in die christliche Kirche sein sollte, dagegen sollte es nicht gestattet sein, nach der Bekehrung mehrere Frauen zu nehmen oder zu der schon vorhandenen Zahl von Frauen noch neue hinzuzufügen; jedenfalls aber sollten Polygamisten keine amtliche Stellung irgend welcher Art in der Kirche einnehmen dürfen. Der englische Gerichtskommissär Cust glaubte die Ehe als einen Vertrag betrachten zu müssen, und es wäre, meinte er, ein schlechter Anfang für einen Mann, welcher Christ werde, sofort alle früheren Verträge aufzuheben. Sir Herbert entgegnete mit der Frage, ob es denn nicht auch unsittliche Verträge gebe. Herr Cust aber glaubte, Verträge, die auf einer uralten Sitte beruhen, könnten kaum als unsittlich bezeichnet werden. Die Konferenz war so ziemlich gleich getheilt über diese Frage. (Uebrigens ist durch das neue „Ehegesetz für Indien" den eingeborenen Christen des Landes die Polygamie strikte verboten worden.)

Ueber einheimische Literatur wurden verschiedene Vorträge gehalten. Man war darüber einig, daß Schriften, welche tief ins Volksleben eingreifen sollen, ganz aus dem Sinn und Geist des Volkes heraus und in der Regel von Eingeborenen selbst geschrieben sein müssen. Ausländer könnten nicht hoffen, eine wirksame Literatur im Lande zu begründen; diese müsse vielmehr aus eingeborenen Elementen erwachsen. Jedenfalls müsse in der Sprache, im Styl, im ganzen Gedankengang Alles nach einheimischem Ton und Geiste geschrieben werden. Auch im Einband müsse man auf die Sitte des Landes Rücksicht nehmen. Da seien z. B. 20,000 Bibeln, wie er höre, in Leder gebunden worden, — ein Umstand, der dem Brahmanen auch nur das Anrühren des Buches unmöglich mache.

Am letzten Konferenztag (Donnerstag) war der Hauptgegenstand der Besprechung das Verhältniß der verschiedenen Missionen zu einander. Es ist ja bekannt, wie mancherlei Eifersüchteleien und Uebergriffe so leicht zwischen Missionen verschiedener Gesellschaften entstehen können. Der Gedanke vollends, ob nicht Eine, in sich einige, indische Kirche — mit Ueberwindung aller abendländischen kirchlichen Unterschiede — wenigstens könnte angestrebt werden, durfte nur ausgesprochen sein, um sofort als ein unerreichbares Ideal zu erscheinen. Vor Allem war man darüber einig, und die Konferenz selbst war ein schönes Zeugniß und Vorbild dafür,

daß brüderliche Liebe und gegenseitige Achtung der Grund und Eckstein gemeinschaftlicher Arbeit in Indien sei. Im Uebrigen fühlte man die Schwierigkeiten, die in einzelnen Fällen sich erheben können.

Am Neujahrstage schloß die Missionskonferenz mit einem gemeinschaftlichen reichgesegneten Gottesdienst. Die praktische Frucht derselben aber besteht in folgenden vier Maßregeln, die man durchzuführen beschloß:

1. Die Gründung einer Bibel- und Traktatgesellschaft für den Pandschab.

2. Die Gründung einer Central-Laien-Kommittee, deren Zweck sein soll, den eingebornen Christen zu ihrem zeitlichen Durchkommen zu verhelfen und überhaupt den Missionaren, soweit dies durchführbar ist, alle Sorge für das zeitliche Wohl der Christengemeinden abzunehmen.

3. Die Bestellung einer Kommittee, welche eine Bittschrift an Ihre Majestät die Königin vorbereiten soll, worin um die Herstellung einer Musterübersetzung der Bibel in's Urdu, sowie um deren Druck unter der Sanktion der Krone gebeten werden soll.

4. Die Errichtung einer Kommittee, welche die oberste gesetzgebende Behörde Indiens, Namens der Konferenz, um ein Ehescheidungsgesetz für die eingebornen Christen zu bitten habe.

Die Versammlungen alle trugen den Stempel brüderlicher Liebe, männlicher Offenheit und gegenseitiger Achtung. Die Kapelle war jeden Tag mit Menschen angefüllt. Jedermann aber trug das Gefühl mit sich nach Hause, daß diese Konferenz nicht nur durch die Verhandlungen, sondern auch durch die Zusammensetzung ihrer Glieder epochemachend für Indien war. Möge der Herr die edlen Saatkörner fruchtbar machen, welche in jenen herrlichen Tagen ausgestreut wurden.

Die Pilgermission auf St. Chrischona. (Nach dem „Vierzehnten Rundschreiben an die Freunde der Pilgermission.") — Unter vielen Freuden der Basler-Missionsgesellschaft, zumal bei denen in der Ferne, herrscht häufig noch die Ansicht, als wäre die Anstalt auf Chrischona und die Basler Missionsanstalt ein und dasselbe, oder wenigstens sei jene eine Art Voranstalt oder doch Hülfsanstalt für diese. Dies Alles ist in keiner Weise der Fall; vielmehr bestehen beide Anstalten vollständig gesondert und unabhängig von einander und jede für sich. Zwar sind beide einander in vielen Stücken ähnlich. Beide Anstalten sind vornemlich durch Vater Spittler ins Leben gerufen worden; beide Gesellschaften haben ihre Bildungsschulen für Missionare; beide senden ihre Zöglinge in eigene Missionsgebiete oder nach Amerika, oder sie sind bereit, sie andern Gesellschaften (unter gewissen Bedingungen) zur Aussendung zu überlassen. Andererseits aber bestehen nicht unbedeutende Verschiedenheiten zwischen beiden; zunächst darin, daß die Chrischona-Pilgermission keine verantwortliche Kommittee hat und keine öffentliche Rechnung über Einnahme und Ausgabe ablegt. Vater Spittler ist gewissermaßen für sich die ganze Kommittee, und das volle Vertrauen, das er bei Jedermann genießt, tritt an die Stelle der Rechnungsablage. Ferner wird auf der Chrischona nicht, wie in der Basler Missionsanstalt, — wenigstens ursprünglich nicht — ein besonderer Werth auf die wissenschaftliche Ausbildung der Zöglinge gelegt. Endlich hat sie — im Unterschied von der Basler MG. — neben der äußeren Mission ihre Thätigkeit auch der innern Mission (und zwar dieser ursprünglich allein) zugewendet.

Es mag etwa zwanzig Jahre sein, daß Vater Spittler auf das zerfallene

und längst nicht mehr gebrauchte Kirchlein aufmerksam wurde, das 1½ Stunden von Basel von den letzten Ausläufern des Schwarzwaldes auf den weiten Thalgrund, wie auf die Höhen des Jura und die fernen Schneespitzen der Alpen fröhlich hinausschaut. Er setzte zuerst, mit Gestattung der Behörde, einen christlichen Jüngling, Zimmermann von Profession, in ein Dachkämmerlein des Thurms und nahm so gewissermaßen vom Kirchlein Besitz. Der junge Zimmermann schaffte den Schutt und Unrath hinaus und ruhte nicht, bis er Alles freundlich und reinlich im Kirchlein hergestellt hatte. Was nun dort oben weiter werden sollte, mußte sich erst zeigen. Anfangs wurden dem vereinsamten Zimmermann etliche verkommene Leute zugeschickt, die er zu Handarbeit anhalten und durch christlichen Einfluß zurechtbringen sollte. Da diese zum Theil wohlgeriethen, so sammelten sich nach und nach, von Vater Spittler dahin gesandt, junge christliche Handwerker in den wohnlich eingerichteten Dachkammern des Thurms, mit dem Zweck, später den dort gesammelten Schatz christlicher Erkenntniß theils auf ihren Wanderungen, theils nach Gründung ihres eigenen Herdes bei Andern zu verwerthen. Damals erhielt das Kirchlein den Namen „Pilgermissionsschule". Aber im Lauf der Zeit hat sich Alles Schritt für Schritt ausgedehnt, und die Chrischona ist nun eine große Bildungsanstalt für innere und äußere Mission geworden. Nach dem „vierzehnten Rundschreiben" theilen wir folgendes darüber mit.

I. In der Anstalt selbst befinden sich „etwa" fünfzig Zöglinge und Präparanden, mit dem übrigen Lehr- und Hauspersonal 60 bis 70 Personen. Da nun das ganze umliegende Land (der Chrischona-Hof mit seinen Gütern) in den Besitz der Anstalt durch Kauf übergegangen ist, so haben die Zöglinge im Sommer einen großen Theil ihrer Zeit der Feldarbeit zu widmen; daneben geht der Unterricht in den verschiedensten Fächern fort. Eine Brunnleitung mit Pumpwerk, von den Zöglingen selbst zu Stande gebracht, führt das Wasser aus ziemlicher Entfernung der Anstalt zu. Die Felder, der Viehstand und der Garten liefern den Zöglingen den größeren Theil der nöthigen Lebensbedürfnisse. Eine Druckerei mit Schnellpresse liefert verschiedene Schriften, und soll bald auch amharische Büchlein, wozu die Lettern von England geschenkt wurden, hervorbringen. Reiche Naturalbeiträge, sowie Beisteuern von verschiedenen Hülfsvereinen, haben die Ausgaben der Anstalt gedeckt. Doch ist es im letzten Jahr „nicht ohne Schulden" abgegangen.

II. Innere Mission.

1. Es wurde im Lauf des Jahres (1862) ein Evangelist unter die Eisenbahnarbeiter im Kanton Schaffhausen, und ein Colporteur in den Kanton Zürich gesandt.

2. Die Anstalt Maienbühl (am Fuß der Chrischona) ist zur Aufnahme mißrathener und sonst verkommener Leute bestimmt, welche durch geordnete Arbeit und den Einfluß des Christenthums für die menschliche Gesellschaft wieder gewonnen werden sollen. Viele traten letztes Jahr ein und aus, mit dem verschiedensten Erfolg. Es ist eine gesegnete Anstalt.

3. Die Pfingstwaide (ein Gut in der Nähe des Bodensees) war bisher die Station etlicher Brüder, von welchen die Umgegend evangelisirt werden sollte. Jetzt wird dort eine Anstalt für epileptische Kinder eingerichtet.

4. Von einem Pastor in Pommern wurde ein Zögling als Laiengehülfe berufen, der nun theils die Kinder des Pastors unterrichtet, theils in dem großen Pfarrsprengel als Laien-Diakon arbeitet.

5. In Kurland arbeiten als Evangelisten acht Chrischona-Zöglinge, namentlich auf den Gütern adeliger Herrschaften, wo sie Schulen, Hausandachten, Krankenbesuche, Bibelstunden ꝛc. zu halten haben. Da die dortigen Bauern meist nur Lettisch reden, so haben sie sich dieser Sprache zu bemächtigen.

6. Nach Nord-Amerika (theils den südlichen, theils den nördlichen Staaten) sind nach und nach mehr als 50 Chrischona-Zöglinge ausgesandt worden, auch noch im Laufe des verflossenen Jahres fünf. Viele von ihnen haben in Folge des Bürgerkriegs allerlei Schwierigkeiten zu bestehen. Sie sind größtentheils Pastoren an deutschen Gemeinden.

7. Auch in Süd-Amerika stehen sechs Zöglinge der Chrischona als Prediger und Lehrer, namentlich im Staate Buenos-Ayres.

III. Aeußere Mission.

1. In der europäischen Türkei, dem alten Macedonien, arbeitet (wahrscheinlich im Dienst einer englischen Judengesellschaft) ein Chrischona-Zögling in Kassandra, einer in Saloniki (Thessalonich). Ihre Hauptaufgabe besteht in der Bedienung einer Schule, wo sich freilich unendliche Schwierigkeiten darbieten. Auch durch ärztliche Dienstleistungen suchen sie das Volk zu gewinnen.

2. Eine bedeutende Thätigkeit entwickelt die Chrischona-Mission in Palästina. In Jerusalem sucht ein vor Jahren gegründetes Handlungsgeschäft theils die Mittel für die Mission herbeizuschaffen, theils dem Volk ein Vorbild der Redlichkeit in Handel und Wandel zu geben. Zwei Kaufleute besorgen die Handlung. — In dem Knaben-Waisenhaus (nahe bei Jerusalem), das in Folge der syrischen Metzeleien gegründet wurde, befindet sich ein Hauspersonal von etwa 40 Personen, darunter 29 christliche und muhamedanische Knaben. Außer dem Schulunterricht werden die Knaben auch in der Schneiderei, Schusterei und Drechslerei geübt. Daß es in der Erziehung dieser Kinder viel Noth und Schwierigkeiten giebt, ist natürlich. — In der Hafenstadt Jaffa steht ein Chrischona-Zögling als Spediteur für die Handlung in Jerusalem; zugleich ist er durch einen christlichen Russen in den Stand gesetzt worden, eine Schule und einen kleinen Spital zu errichten, wofür bereits die nöthigen Gehülfen aus Europa eingetroffen sind.

3. Die denkwürdige „Apostelstraße", deren Sinn der ist, daß zwischen Jerusalem und Abessinien zwölf etwa gleichweit von einander entfernte Stationen, jede mit dem Namen eines Apostels, errichtet werden sollen, hat nun zwei Stationen: Cairo, die Station „St. Markus", und Matammah an der Grenze Abessiniens, deren Apostelname noch nicht angegeben ist. In Cairo arbeiten drei Brüder, und zwar mit großem Segen. Sie halten Schule, predigen den Deutschen, halten jeden Sonntag arabischen Gottesdienst und haben eine förmliche Stadtmission in der Stadt eingerichtet. In Matammah aber sind erst im März 1862 zwei Brüder eingetroffen. Bereits haben sie sich einige Hütten gebaut, Land angepflanzt und mit den Eingebornen, namentlich den Negern aus Darfur, Verbindungen angeknüpft.

4. In Abessinien wurde im Jahr 1855, unter der Leitung des Bischofs Samuel Gobat, von der Chrischona aus eine Mission begonnen. Es waren zunächst Handwerksbrüder, welche neben ihrer Missionsarbeit zugleich ihren eigenen Unterhalt sich erwerben sollten. Jetzt arbeiten acht Brüder im Lande. Fünf von ihnen „sind nur indirekt als Missionare thätig, indem sie beabsichtigter-

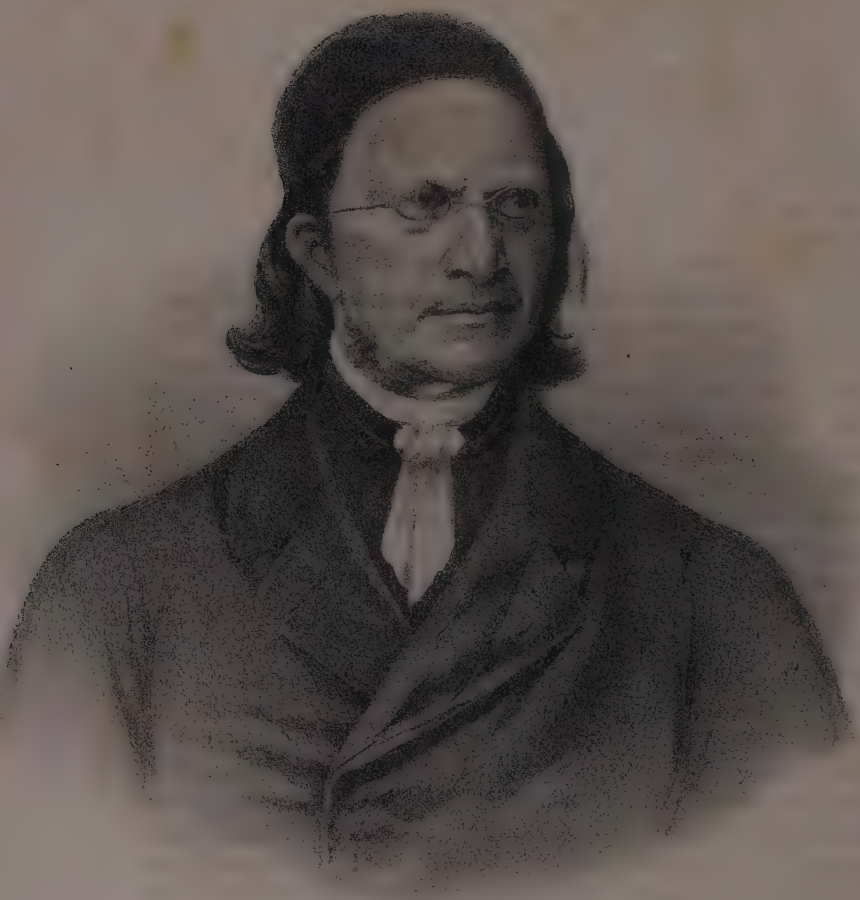
maßen und freiwillig (seit dem J. 1855) dem König Theodoros sich als Arbeiter nützlich gemacht haben und dafür vom König auch einen Theil ihres Unterhalts beziehen." Sie haben durch Verbreitung der amharischen Bibel, durch Vorlesung biblischer Abschnitte, durch Predigten und Hausgottesdienste, sowie überhaupt durch Wort und Wandel für den Herrn zu wirken gesucht. Etliche Kinder sind ihnen zur Erziehung übergeben. Auf der Bergfeste Magdala sind auch einige Soldaten und zwei königliche Schreiber erweckt worden. — Auch auf die etwa 100,000 Juden (Falascha's) in Abessinien, die besonders empfänglich für die Heilswahrheit zu sein scheinen, hat sich die Aufmerksamkeit der Chrischona-Brüder gerichtet. Als nun die Londoner Judengesellschaft im Jahr 1860 drei englische Judenmissionare zu den Falascha's nach Abessinien sandte, schloß einer der Chrischona-Brüder (Flad) an diese sich an. In neuerer Zeit scheint ein heilsbegieriges Fragen nach dem wahren Messias unter den Falascha's erwacht zu sein. — Endlich hat auch die schottische Kirche zwei Judenmissionare zu den abessinischen Falascha's gesandt, und zwei Chrischona-Brüder haben sich an diese angeschlossen. — Der politische Zustand des Landes ist noch immer durch unaufhörliche Kriege zerrüttet, und König Theodoros kann seines neugewonnenen Reiches nicht froh werden.

5. An die Ostküste Afrika's sind vor zwei Jahren unter der Leitung von Dr. Krapf und im Dienste einer englischen Methodistengesellschaft zwei Chrischona-Brüder abgegangen, aber nach kurzer Zeit „wegen Krankheit und Mangel an Glaubensmuth" wieder heimgekehrt.

6. In Westafrika (Sierra Leone) arbeiten zwei Zöglinge der Chrischona im Dienste der englisch-kirchlichen MG. im Segen. Der eine (Bockstatt) steht als Hausvater der großen Negerschule in Kissey vor, während der andere (Knödler), nach erhaltener bischöflicher Ordination, als Pastor der Gemeinde Wilberforce vorsteht. — Ein anderer Chrischona-Bruder, im Dienste derselben Missionsgesellschaft, wirkt als Katechist in Abbeokuta, der Hauptstadt des Yoruba-Landes.

7. Seit mehreren Jahren stehen zwei Chrischona-Zöglinge (Schmid und Hunziker), angestellt von der englischen „MG. für Patagonien in Süd-Amerika", auf den Falklands-Inseln; dort wenigstens ist die Hauptstation. Von dort aus werden Versuche gemacht, theils im Feuerland, theils in Patagonien und unter den Indianern von Araukanien, Missionsniederlassungen zu gründen. Bereits sind hoffnungsreiche Anfänge gemacht, und Br. Hunziker ist wohl bei weitem der tüchtigste unter allen dort arbeitenden Missionaren. Im Februar 1862 sind wieder zwei neue Zöglinge der Chrischona dahin abgegangen; sie sollen am Fluß Negro (im Nordosten von Patagonien) eine Station errichten.

So hat die Pilgermission theils selbstständig, theils im Dienste anderer Missions-Gesellschaften eine nicht unbedeutende Zahl von Sendboten in die Länder der Erde gesandt. Der Herr aber segne auch dieses Werk.



Dr. CHRISTIAN GOTTLOB BARTH.

Lith. v. E. Kaufmann in Lahr.

Die Staatsumwälzung in Japan.

Vor einigen Jahren haben wir (Miss. Mag. 1860) in einer Reihe von Artikeln die Zustände Japans geschildert und dabei insbesondere die Vorgänge erzählt, welche zur Eröffnung dieses fernen Inselreiches für den ausländischen Handel geführt haben. Seitdem sind Ereignisse dort eingetreten, deren Tragweite noch gar nicht vorauszusehen ist. Was lange Zeit hindurch in aller Stille sich vorbereitet hatte, das hat in neuester Zeit seine reife Frucht getragen in einer politischen Umwälzung, welche zunächst von der hohen Aristokratie des Landes ausgeht und einer fast 300jährigen Reichsverfassung ein Ende gemacht hat. Daß dieser Revolution die Tendenz zu Grunde liegt, dem eben eröffneten Verkehr mit dem Ausland, und eben damit auch dem Evangelium, die alte Ausschließungspolitik entgegenzusetzen, ist keinem Zweifel unterworfen. Wird ihr das gelingen? Für den Augenblick scheint es so; die Aussichten für die Mission sind in diesem Moment noch getrübter und hoffnungsloser, als sie in den letzten drei oder vier Jahren gewesen sind. Wer aber die Wunderwege, auf denen Gott die Völker zu führen pflegt, aufmerksam beobachtet, der wird auch in den Wirren dieser Umwälzung das Rauschen der Fußtritte des Herrn, des Heiligen und Gnädigen, vernehmen. Es ist von Alters her so gewesen, daß, wo das Evangelium an ein Volk herantritt, überall Kampf und Streit entstehen muß. Ich bin nicht gekommen, spricht der Herr, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Es geht nicht anders, als daß das Neue, das durch die Kraft des Evangeliums geschafft wird, nur auf den Trümmern des Alten erwächst. So ist auch die Revolution in Japan nur die erste unwillkürliche Frucht der Berührung dieses altheidnischen Landes mit

der christlichen Welt; sie ist die erste tiefgreifende Reaktion des Heidenthums gegen den Anhauch des Christenthums. Es wird dabei nicht stehen bleiben. Die gewaltigen, vielleicht blutigen Kämpfe, welche dem endlichen Sieg der christlichen Wahrheit vorangehen müssen, werden nicht ausbleiben. Aber es kann doch nicht anders sein: die Rechte des Herrn ist erhöhet, die Rechte des Herrn behält den Sieg.

Alles, was in Japan vorgeht, hat schon vermöge der geographischen Lage dieses Landes eine unberechenbare Bedeutung für die umliegenden kontinentalen Reiche. Was Madagaskar für die nahe Ostküste Afrika's, was namentlich das brittische Inselreich für den ihm benachbarten europäischen Kontinent ist, das ist Japan für die Ostküste Asiens. Die Vergleichung mit England hebt namentlich Osborn in seinen „Japanesischen Fragmenten" hervor. „Es besteht eine Aehnlichkeit," sagt er, „die nicht nur in den geographischen Umrissen beider Länder nachzuweisen ist, sondern auch im Klima, in den Bodenerzeugnissen und, bis zu einem gewissen Grade, in der Liebe der Eingeborenen zur Unabhängigkeit und Freiheit, in ihrem Ordnungssinn und ihrem Gewerbfleiß. Wenn der Leser einen Globus vor sich nimmt und die große Landmasse von Europa und Asien als Einen Gesammt-Kontinent betrachtet, so wird er bemerken, daß Großbritanien auf der einen Seite und Japan auf der andern nur abgelöste Stücke jener großen Gesammtmasse sind, — Stücke, die einander in den allgemeinen Umrissen merkwürdig gleichen und auch in den klimatischen Verhältnissen sich ziemlich nahe stehen, obwohl ihre Lage in Beziehung auf geographische Breite etwas verschieden ist. Die Linien, welche auf unsern meteorologischen Karten die gleichen Wärmeverhältnisse auf der Erde bezeichnen (Isothermen), beweisen die letztere Thatsache; und gleichwie die Temperatur Englands in Beziehung zu dem nördlichen Europa durch die Wirkung des Golfstroms, der aus den warmen Regionen des atlantischen Oceans kommt, gemildert wird, so wird diejenige von Japan, im Verhältniß zu den scharfen Extremen von Hitze und Kälte im nördlichen China, gemäßigt durch die wohlthätige Wirkung eines Golfstroms, der aus dem tropischen Theil des stillen Oceans kommt. Die Aehnlichkeit mit England kann auch in den Produkten Japans, wie in dem Nationalcharakter seiner Bewohner nachgewiesen werden. Der Reichthum an Mineralschätzen ist hier fast

noch größer, als in England; Kupfer, Kohlen und Eisen besitzt es in fast unerschöpflicher Menge; zudem findet sich viel Gold und etwas Silber. Die Pflanzenwelt ist viel mannigfaltiger, als diejenige Englands; auch ist dort in den letzten Jahrhunderten die Theepflanze und der Seidewurm einheimisch geworden. Die Gewässer, welche die Küste bespülen, sind unerschöpflich reich; ja die Hauptnahrung der Japanesen besteht, den Reis ausgenommen, in Fischen, von denen die zahlreichen Buchten und Fjorden wimmeln.

„Manche glaubten die Oberfläche des japanesischen Reichs auf 160,000 (englische) Quadratmeilen schätzen zu müssen. Wenn man sich aber erinnert, wie überall Meeresarme in die Küsten einschneiden, wie das Land mit hohen Gebirgszügen bedeckt ist, und wie wenig man im Grunde das Land noch kennt, so muß jene Annahme nur als annähernd richtig gelten; dagegen glauben wir mit viel besserem Grunde behaupten zu können, daß die Bevölkerung auf nahezu 40 Millionen Seelen sich beläuft. Seiner Größe nach kann man das japanesische Reich etwa den brittischen Inseln vergleichen, wenn man noch ein zweites Irland hinzudenkt; und will man sich vorstellen, wie dicht die Bevölkerung auf diesem Gebiet zusammengepackt ist, so denke man sich die Bevölkerung von Frankreich auf diesen Raum zusammengedrängt. Die drei Inseln Nipon, Kiu-siu und Sikok bilden das eigentliche Reich, das der Taikun [das weltliche Oberhaupt in Jeddo] beherrscht. Er beansprucht auch über Jesso die Souveränität; aber es ist höchst wahrscheinlich, daß der größere Theil der letztgenannten Insel noch immer in den Händen von noch nicht unterjochten Ureinwohnern ist. Nipon, der Sitz der Regierung, ist in jeder Beziehung der wichtigste Theil von Japan. Es erstreckt sich von Norden nach Süden etwa 200 Stunden in die Länge und wechselt zwischen 15 und 70 Stunden in der Breite. Auf allen Seiten streckt es zahllose Vorgebirge und Landzungen in's Meer hinaus, wodurch eine unendliche Fülle herrlicher Buchten und trefflicher Häfen gebildet wird. Diese Landvorsprünge scheinen von dem centralen Bergrücken auszugehen, der durch die ganze Länge der Insel sich hinzieht und von erloschenen oder schlummernden Vulkanen wimmelt. Unter diesen erhebt sich hoch über alle andern der große, schneebedeckte Bergkegel Fusi-hama, der bei klarem Wetter fast von allen Theilen der Insel aus sichtbar ist. Die beiden andern Inseln, Kiu-siu und Sikok, haben in Beziehung auf ihre geographischen Umrisse viel Aehnlichkeit

mit Nipon, obgleich in Folge ihrer südlicheren Lage das Klima und die Erzeugnisse des Bodens mehr einen tropischen Charakter haben.

„Alle diese Inseln werden auf ihrer Ostküste von einem mächtigen warmen Meeresstrom bespült, der gleich dem Golfstrom des atlantischen Oceans aus den Aequatorialgegenden stets seine Richtung nach Nordost nimmt. Dieser Meeresstrom übt auf das Klima Japans eine sehr bedeutende, mäßigende Wirkung aus; zu gleicher Zeit aber ist er die Ursache jener furchtbaren Stürme, welche jene Gewässer so überaus gefährlich machen. Der Temperaturunterschied zwischen Luft und Wasser führt im Frühling und Herbst dichte Nebel herbei, welche die Gefahr der Schifffahrt vermehren und die Aehnlichkeit zwischen Großbritanien und Japan vervollständigen."

Neben diesen Aehnlichkeiten, welche von Osborn hier geschildert werden, besteht freilich ein himmelweiter Unterschied zwischen dem brittischen und dem japanesischen Inselreich. Denn während dort das Evangelium helle leuchtet und von dort aus weithin über alle Länder der Erde getragen wird, ist Japan noch immer in die Nacht eines ungebrochenen Heidenthums gehüllt, und auf der Annahme des Christenthums liegt die Todesstrafe. Als im Jahr 1858 die verschiedenen Verträge mit den ausländischen Seemächten geschlossen wurden, brachte der amerikanische Generalkonsul Perry bei seiner Zusammenkunft mit dem Premierminister des Taikun auch die Sache der Religionsfreiheit zur Sprache und drang angelegentlich auf den Widerruf des Verfolgungsedikts vom Jahr 1638. „Ihr gestattet," sagte er unter Anderm, „den Buddhisten, den Juden, den Muhamedanern und Parsi's in eurem Lande ungehinderte Religionsübung. Ihr duldet jeden religiösen Glauben, nur das Christenthum verfolget ihr. Wenn ihr das Blut japanesischer Unterthanen um keines andern Grundes willen vergießet, als weil sie die Religion der größten und mächtigsten Nationen des Westens angenommen haben, wie wird es da möglich sein, bedenkliche Mißverständnisse, ja den Krieg selber zu vermeiden, so ihr nicht aufhöret, in einer so unbegreiflichen und grausamen Politik zu beharren?" Der japanesische Würdenträger hörte aufmerksam zu und wich jeder weitern Berührung dieses unwillkommnen Gegenstandes damit aus, daß er erwiederte: „Das Herz dieses Volkes ist hart: ihr müßt ein wenig warten." Mit andern Worten: er bat die ausländischen Nationen, für jetzt geduldige Nachsicht zu üben und auf das Emporkommen einer liberaleren und toleranteren Regierung zu hoffen.

Diese Hoffnung ist bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen; aber gerade in diesem Augenblick scheint der Herr sich aufgemacht zu haben, um durch eine tiefgreifende Umgestaltung aller Dinge in Japan, wenn auch vielleicht erst nach vielen und schweren Kämpfen, dem Evangelium den Weg zu bahnen. Um aber die Vorgänge, die in der jüngsten Zeit in jenem fernen Inselreiche vorgegangen sind, leichter verstehen zu können, ist es nöthig, in die Geschichte dieses Reichs um einige Jahrhunderte zurückzugehen und die verschiedenen Veränderungen, die im Lauf der Zeit dort eingetreten sind, näher kennen zu lernen.

In den frühesten Anfängen waren die Fürstenthümer, in welche Japan zertheilt war, ohne irgend welchen inneren Zusammenhang; erst etwa 600 Jahre vor Christi Geburt gelang es einem der Häuptlinge, das Vertrauen der verschiedenen Stämme zu gewinnen und den Grund zu einer einheitlichen Monarchie zu legen. Er wird in den Geschichtsbüchern Sin-mau genannt. Er begründete die oberherrliche Gewalt des Mikado, des souveränen Herrschers in Miako, und von ihm stammen bis auf den heutigen Tag die Mikado's ab. Der Mikado war damals alleiniges Oberhaupt, beides in weltlichen und geistlichen Dingen, und zwar gründete er sein Herrschaftsrecht auf seine göttliche Abstammung von der Sonnengöttin. Allmählig aber ward seine Hand zu schwach, um allein das Scepter zu führen; auch ist es nicht zu verwundern, wenn er unter der Last der unendlichen Hofceremonien unfähig ward, den verschiedenen praktischen Aufgaben der Regierung zu genügen. Die Mikado's hörten allmählig auf, sich in Person an die Spitze ihrer Armeen zu stellen, und übergaben den Oberbefehl über das Heer ihren Söhnen und Verwandten, ohne jedoch von ihrer absoluten Souveränität etwas abzulassen. Endlich gieng der militärische Oberbefehl in Hände über, die nicht zur Verwandtschaft des Mikado gehörten, und im zwölften Jahrhundert christlicher Zeitrechnung nahm Yoritomo, einer der ausgezeichnetsten und kräftigsten Männer Japans, den Titel eines Sio-gun oder „Generalissimus, der die Barbaren bekämpft," an. Von da an wurde die Souveränität in zwei Theile gespalten, indem der Mikado zwar formell Autokrat blieb, aber einen souveränen Statthalter, den Sio-gun oder Taikun, neben sich dulden mußte, der faktisch der eigentliche Herrscher war.

Einer der ausgezeichnetsten dieser Taikuns war Nabo-nanga, welcher die jesuitischen Missionare und ihre Bekehrten in hohem Grade begünstigte. Die Folge davon war eine Empörung der eingebornen

Priesterschaft, die zwar von Nabo-nanga unter großem Blutvergießen unterdrückt wurde, aber seine eigene Ermordung zur Folge hatte. Sein General Fide-yosi (er nahm hernach den Titel Taiko-sama an), der durch seine Tüchtigkeit und Energie sich aus sehr geringen Verhältnissen emporgeschwungen hatte, folgte ihm auf dem Thron, und unter seiner Regierung war es, daß man den katholischen Missionaren und ihrem Gebahren zu mißtrauen anfieng. Einer der Staatsminister sprach folgendermaßen zu dem Taikun: „Nimm dich in Acht, o mein Herrscher, vor diesen Christen; mißtraue der Verbindung, die unter ihnen besteht.... Denke daran, welche Zerstörung über unsre Tempel und heilige Stätten gekommen ist; sehen doch unsre Provinzen aus, als wenn sie mit Feuer und Schwert verwüstet worden wären. Diese [christlichen] Priester geben vor, sie seien aus weiter Ferne gekommen, um uns vom Verderben und Untergang zu erretten; aber mag nicht irgend ein gefährlicher Anschlag unter diesem wohlklingenden Vorwand verborgen liegen? Hast du nicht ein Exempel dieser Art gesehen in dem neulichen Aufstand der Bonzen [buddhistischen Priester] zu Osaka? Siehe, Verrath kann unter dem Mantel der Religion verborgen liegen. Die Europäer sind nicht weniger verrätherisch, glaube mir. Sie haben in Nagasaki eine vortreffliche Festung: durch sie können sie ausländische Hülfe in's Land ziehen. Wenn dir an der Sicherheit des Staats etwas gelegen ist, so ist kein Augenblick zu verlieren."

Sofort sandte Fide-yosi im Jahr 1587 zwei Kommissäre an das Haupt der Jesuiten-Mission in Bongo und verlangte kategorische Antwort auf folgende Fragen: „Warum brauchst du und deine Genossen Gewalt bei der Verbreitung deines Glaubens? Warum forderst du mein Volk auf zur Zerstörung der öffentlichen Tempel und zur Verfolgung der eingebornen Priesterschaft? Warum schlachten und essen deine Landsleute das Vieh, das doch dem Menschen so nützlich und für den Ackerbau so nothwendig ist? Endlich, warum fangen eure Händler meine Unterthanen weg und führen sie als Sklaven fort?" — Da die Antworten nicht befriedigend ausfielen, so ward ein Edikt erlassen gegen die weitere Verbreitung des Christenthums, und wie entschlossen der Fürst war, seinen Willen durchzuführen, das bewies die Hinrichtung von 23 katholischen Priestern, welche von den Philippinen gekommen waren und trotz des kaiserlichen Verbots auf ihrer Landung und der öffentlichen Predigt bestanden. Sofort wurden

auch große Schaaren von eingebornen Katholiken in die Armee gesteckt, die eben zur Eroberung von Korea auszog. Nach Fide-yosi's (oder Taiko-sama's) Tod wurde sein Sohn in der Nachfolge übergangen, und Iyeyas ward Taikun. Unter seiner Regierung gieng die Feindschaft des Hofes von Jeddo gegen die ausländischen Missionare und ihre Proselyten in förmliche Verfolgung über, bis unter der Regierung seines Nachfolgers alle Ausländer (mit Ausnahme der Holländer) zuerst ausgewiesen und dann alle eingebornen Katholiken ausgerottet wurden.

Es bestanden also zwei Souveräne in Japan, der Mikado und der Sio-gun oder Taikun. Was den ersteren betrifft, so muß man sich erinnern, daß er noch immer das nominelle Oberhaupt und die Quelle aller staatlichen Würden und Ehren war. Da er für den direkten Abkömmling der Sonnengöttin gilt, so ist er nach der öffentlichen Meinung die Inkarnation dieser Schutzgottheit des Reiches; und mit solcher Zähigkeit hat man an dieser Hoheit seiner Stellung festgehalten, daß der Taikun es niemals wagen durfte, den Kaisertitel sich anzumaßen, ja in wichtigen Angelegenheiten hat er allezeit, wenigstens formell, bei dem Hofe von Miako Befehle eingeholt. Der Mikado, der in der reichsten Stadt Japans und in der Mitte eines unermeßlichen und prachtvollen Palastes lebt, hält in seiner Umgebung an den uralten nationalen Gebräuchen fest; er wird zugleich als ein Gegenstand abergläubischer Verehrung betrachtet, und zwar bis auf einen Grad, daß selbst seine persönliche Freiheit dadurch beeinträchtigt und das Ceremoniell, das seiner Würde gebührt, über die Maßen lästig wird. Während aber die einst absolute Autokratie des Mikado zu einem bloßen Schatten herabgesunken war, führten die Taikuns in Jeddo die wirkliche Herrschaft, vereinigten alle Gewalten in sich und beherrschten das Reich in unbeschränkter Souveränität.

Im Laufe der Zeit jedoch fieng auch der Taikun an, das Loos des Mikado zu theilen. Diese einst mit so viel Macht und Lebenskraft begabte Würde zeigte allmählig Spuren der Schwäche und Ueberlebtheit, und sofort erhob sich, die günstige Gelegenheit benützend, ein politisches Element, das schon so lange niedergehalten worden war, aus dieser seiner untergeordneten Stellung und forderte seinen und zwar reichlichen Antheil an der Regierungsgewalt. Es sind dies die Daimio's, jene großen Feudalfürsten des Landes, welche, zu einer mächtigen Oligarchie sich vereinigend, die Macht des Taikun zu be-

schränken anfiengen, wie er die des Mikado beschränkt hatte, und den Gang der öffentlichen Angelegenheiten nach ihren eigenen Ideen und Interessen umzugestalten versuchten.

Das ganze Reich soll in 68 große Provinzen getheilt sein, welche sämmtlich, mit Ausnahme von fünf, unter der Herrschaft jener Feudalfürsten stehen. Zu der Zeit nun, da die Macht des Taikun in voller Blüthe stand, wurden diese mächtigen Vasallen genöthigt, abwechselnd je ein Jahr in Jeddo, der Hauptstadt des Taikun, zuzubringen, um dann im folgenden Jahr wieder in ihre Fürstenthümer sich zu begeben, jedoch mit Zurücklassung ihrer Familien in Jeddo. Um sie noch weiter überwachen zu können, wurden jedem dieser Edelleute zwei sogenannte „Sekretäre" beigegeben, von denen der eine in dem betreffenden Fürstenthum, der andere in Jeddo zu wohnen hatte. Es waren dies nichts anders als officielle Spionen, welche das Thun und Lassen ihrer Herren zu umlauern hatten. Aber auch damit war's noch nicht genug; es wurden diese Vasallen zu schweren Ausgaben genöthigt, um sie in Armuth zu erhalten und ihnen die Mittel zur Anzettelung von Aufständen zu nehmen. Die ganze Last der Militärausgaben des Reichs lag auf ihnen; sie mußten ferner während ihres Aufenthalts in Jeddo von Amts wegen einen übermäßigen und fast unerschwinglichen Pomp und Pracht entfalten, und endlich durch Geschenke an den Taikun ihre letzte Habe erschöpfen. Alle Räder dieser klug organisirten Maschinerie werden durch ein weitverbreitetes Spionirsystem, das eine Art von Allgegenwart besitzt, im Gang erhalten. Man könnte die Spionen, auf die man bei jedem Schritte stößt, das Herz der japanesischen Regierung nennen. Sie gehören jedem Stand und Rang der Gesellschaft an, von dem untersten bis zu dem höchsten — die Fürsten ausgenommen —, und auch der stolzeste Edelmann wird, wenn er den Befehl dazu erhält, keinen Augenblick zögern, eine solche Aufgabe zu übernehmen; denn Ungehorsam wäre sicherer Tod. Wie hart dieses Spionirsystem auf allen Klassen der Bevölkerung lastet, ist nicht schwer zu verstehen; denn Niemand kann wissen, ob nicht irgend eine seiner Handlungen, so harmlos sie auch an sich selbst sein mag, ihm als ein Staatsverbrechen gedeutet wird. Die Vornehmen insbesondere stehen in beständiger Lebensgefahr, und oft sehen sie sich genöthigt, ihre Rettung durch die kriechendste Erniedrigung oder durch eine ungeheuere Geldbuße zu erkaufen. Helfen diese letzteren Mittel nicht, so bleibt solchen Unglücklichen nichts anderes übrig, als der

Selbstmord (Bauchaufschlitzen), um dadurch wenigstens ihre Habe vor Konfiskation und ihre Familien vor dem Untergang zu bewahren. So wurden diese Daimio's in ein Netz schlauer Politik verwickelt, das auch den Mächtigsten unfähig machte, etwas gegen die bestehende Regierung zu unternehmen.

In dem Verhältniß nun, in welchem im Lauf der Zeit dieses neue politische Element immer mehr Macht an sich riß, wurde der Taikun Schritt für Schritt seiner alleinigen Vorrechte beraubt. Der oberste Verwaltungsrath, der den Taikun in seinen Regierungsgeschäften unterstützen sollte, riß ein immer größeres Maß von politischem Einfluß an sich. Es besteht nemlich ein Fünfer-Rath, der den Namen „Rath der kaiserlichen Senatoren" trägt und aus den höchsten Feudalfürsten zusammengesetzt ist; sodann ein Kleiner Rath, in welchen Glieder der zweiten Adelsklasse Zutritt haben. In dem letzteren präsidirt ein Senator der höchsten Klasse, der den Titel „Reichsstatthalter" führt. Wahrscheinlich wäre nun die Macht des Taikun unter der Wucht des stets steigenden Einflusses der Daimio's schon längst zertrümmert worden, wenn nicht diese großen Lehensfürsten selbst an der Erhaltung der Taikunwürde ein persönliches Interesse gehabt hätten. Denn mehrere der höchsten Daimio Familien (die sogenannten „drei kaiserlichen Brüder") haben im Fall des Todes eines Taikun einen Rechtsanspruch auf die Nachfolge. Heutzutage sind es die Fürsten von Owari, von Mito und von Kii.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wird es uns leichter sein, die neuesten Vorgänge in dem japanesischen Reiche zu verstehen.

Der amerikanische Handelsvertrag, der durch Kommodore Perry vermittelt und am 28. März 1854 unterzeichnet wurde, eröffnete eine neue Epoche in den Beziehungen Japans zu den ausländischen Nationen. Dieser erste Handelsvertrag wurde durch die Uebereinkunft zu Simoda (Juni 1857) dahin erweitert, daß den Ausländern ein bleibender Aufenthalt im Lande gestattet und neben den schon durch den ersten Vertrag eröffneten Häfen von Simoda und Hakodate, auch noch Nagasaki dem Handelsverkehr offen erklärt wurde. Doch die Amerikaner wünschten noch weitere Zugeständnisse, und im März 1858 ward mit der Zustimmung des Taikun ein neuer Handelsvertrag in seinen Grundzügen entworfen. Hier aber machte die konservative und

reaktionäre Partei der Feudalfürsten ihren Einfluß zum ersten Mal geltend. Der Taikun wurde genöthigt, die Zustimmung des Mikado und der Daimio's einzuholen. Die Sache verzog sich lange, und wahrscheinlich würde sie ungünstig geendet haben, hätte nicht „der Donner der brittischen Kanonen am Peiho (bei der Eroberung der chinesischen Taku-Forts im Juni 1858) in Japan nachgehallt". Die Daimio's, von dem Sieg der Engländer in China erschreckt und fremde Einmischung fürchtend, ließen in ihrem Widerstand nach, und der Vertrag mit den Amerikanern ward unterzeichnet. Während dieser Unterhandlungen hatte der amerikanische Generalkonsul den Vortheil, mit einem japanesischen Staatsmann von ungewöhnlicher Intelligenz und Freisinnigkeit zu verkehren; es war Hota, der Fürst von Bitsu, Vorstand des Senats und Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Doch dieser Politik des entschiedenen Fortschritts folgte bald genug ein reaktionärer Umschwung in dem Staatsrath des Taikun. Der Fürst von Bitsu mußte sich zurückziehen, und sofort ward eine Kommission zur Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten niedergesetzt, an deren Spitze der Fürst von Bongo, das Haupt der ultrakonservativen Partei der japanesischen Aristokratie, sich befand. Aber kaum war diese Wandlung vorgegangen, als zwei brittische Dampffregatten samt einem Kanonenboot, den brittischen Generalbevollmächtigten Lord Elgin an Bord, im Hafen von Jeddo erschien. So groß nun auch der Haß und die Vorurtheile des neuen japanesischen Ministeriums gegen die ausländischen Barbaren sein mochten, so sank ihm doch der Muth im Angesicht der Kanonen des brittischen Geschwaders, das soeben siegreich von den Küsten China's gekommen war. Da lagen sie, diese barbarischen Schiffe, in Kanonenschußweite von der Hauptstadt. Der Staatsrath war der Ansicht, es sei jetzt nicht der Augenblick, wo man an der strengen Ausschließungspolitik festzuhalten im Stande sei. Lord Elgin's officielle Ankündigung seiner Ankunft wurde sofort durch das Erscheinen von japanesischen Kommissären auf dem brittischen Flaggenschiff erwiedert. Wohl suchten die Letzteren zu temporisiren und erklärten sich nur dann bereit, den Aufenthalt eines Gesandten in der Hauptstadt zu gestatten, wenn die Schiffe weiter abwärts nach Kanagawa sich entfernten; da aber alle ihre Künste fruchtlos blieben, so gaben sie endlich nach, und Lord Elgin landete unter den üblichen Ehrenbezeugungen bei Jeddo. Es ward ihm seine Wohnung in einem Tempel angewiesen, der in der nächsten

Umgebung des kaiserlichen Palastes stand. Im Hintergrund dehnte sich das aristokratische Quartier aus, mit seinen zahlreichen, von trefflich angelegten Parkanlagen umgebenen, von langen hohen Mauern eingeschlossenen Palästen. Die Unterhandlungen über einen Handelsvertrag mit England wurden ohne Verzug begonnen. Nach einer oder zwei vorläufigen Besprechungen mit dem Fürsten von Bongo sah sich Lord Elgin bald mit sechs japanesischen hohen Beamten in einem Zimmer beisammen (vergl. Miss. Mag. 1860 S. 281), und so begierig waren die Letzteren, ihrer unbehaglichen Gäste los zu werden, daß in vier Sitzungen die Vertragsartikel durchgesprochen und zum Abschluß gebracht waren. Am 26. August 1858 wurde derselbe von dem Taikun — so hieß es wenigstens — unterzeichnet; aber man hat jetzt Grund zu glauben, daß der letztere damals bereits todt war.

Die brittischen Schiffe segelten ab, und sobald der von Lord Elgin zu Stande gebrachte Handelsvertrag bekannt wurde, schickten sich brittische Kaufleute an, den neu eröffneten Markt zu benützen und nach Japan überzusiedeln. Aber die Zugeständnisse, die der reaktionären Partei abgerungen worden waren, gaben das Signal zu dem Beginn einer Reihe politischer Erschütterungen, die heute noch fortdauern. Der Taikun hatte keinen Erben hinterlassen, und so wurde die Wahl eines Nachfolgers nothwendig. Der Fürst von Mito, das Haupt unter den „drei kaiserlichen Brüdern", gab sich alle Mühe, seine eigene Wahl durchzusetzen; aber die Daimio's verwarfen ihn, weil sie ihn, wie es heißt, liberaler Ansichten in Betreff der großen Frage der äußeren Politik für verdächtig hielten, und der minderjährige Sohn des Fürsten von Kii (gleichfalls einer der drei kaiserlichen Brüder) wurde zur Taikunwürde erhoben. Zum Reichsregenten aber ward einer aus dem großen Staatsrath, der Fürst von Ikamong, bestellt. Er sollte aber dieser Würde nicht lange froh werden; im Frühling 1860 ward er am hellen Tage von Leuten des Fürsten von Mito ermordet. Die Sache gieng folgendermaßen zu.

Das kaiserliche Quartier von Jeddo ist durch die Breite und Reinlichkeit seiner Straßen und durch den freundlichen Anblick der grünen, sanft abfallenden Umfassungswälle der interessanteste Theil der Hauptstadt. Die Mauern laufen in drei konzentrischen Kreisen, drei Stunden im Umkreis, um dasselbe her. Der innerste und am stärksten befestigte Theil enthält den Palast und die Parkanlagen des Taikun. Hier, am Fuß der hölzernen Brücke, die zu der Citadelle

und dem kaiserlichen Palaste führt, war es, daß der Reichsregent erdolcht wurde. Er war eben im Begriff, in seiner Sänfte den jungen Taikun, seinen Mündel, zu besuchen, als zwanzig bewaffnete Mörder ihre Waffen zogen, die sie in den Falten ihrer Kleider verborgen hatten, den Fürsten ermordeten und seinen Kopf als blutige Trophäe davontrugen. Durch diese That räumte die reaktionäre Partei den einzigen Stützpunkt hinweg, auf welchem die Macht des Taikun noch ruhte, und zwar in dem höchst kritischen Augenblick, wo eben die Ausländer anlangten, um im Lande sich niederzulassen. Die Urheber des Mordes aber kamen überein, auf den Trümmern der Taikungewalt den Mikado zur alleinigen Macht zu erheben und den Sitz der höchsten vollziehenden Gewalt von Jeddo nach Miako zu verpflanzen, schließlich aber die Ausländer vom Lande auszuweisen und somit zu dem alten Zustand der Isolirung zurückzukehren. Zum Reichsregenten aber wurde Matzdaira-Etzizen-no-Kami erhoben, der während der vorigen Regentschaft degradirt und seiner Güter beraubt worden war.

Die Wirkung dieser politischen Umwälzung mußte sich bald auch den Ausländern auf's peinlichste fühlbar machen. Bis jetzt ist Yokuhama (etwas südlich von Jeddo) der einzige Punkt gewesen, wo die Ausländer eine Art von Sicherheit genießen. Wer über die Grenzen dieses Platzes sich hinaus in's Innere wagt, der thut es auf die Gefahr seines Lebens. Das hat auch der neuliche Mord des Kaufmanns Richardson bewiesen. Es war am 14. Sept. 1862, daß drei Engländer und eine Dame zu Pferd Yoku-hama verließen und einige Stunden weit ins Land hinein ritten. Da begegnet ihnen Schimadzu Saburo, der Vater des Fürsten von Satsuma, samt einem Theil seines Gefolges. Diese letzteren winken den Reitern, umzukehren. Unglücklicherweise thun sie es nicht, sondern stellen sich nur auf die Seite, während der Zug vorbeigeht. Man macht ihnen neue Zeichen, sich zu entfernen, und eben sind sie im Begriff zu gehorchen, als die Japanesen wüthend über sie herfallen. Zwei der Herren wurden schwer verwundet, die Dame entkam; Richardson aber ward erschlagen und sein Haupt vom Rumpfe getrennt.

Die Aufregung, die dieser traurige Vorfall unter den Europäern hervorrief, und die Gefahr eines Zusammenstoßes mit den ausländischen Mächten scheint den Gang der politischen Ereignisse in Japan beschleunigt und die Dinge zu einer Krisis gebracht zu haben.

Zunächst wurden die Freunde und Verwandte des ermordeten

Reichsregenten Ikamong sämmtlich degradirt. Seinen Sohn nöthigte man, sein großes Erbgut und Schloß Hikonay, das seit den Tagen Iyeyas' der Familie gehörte, einem andern Edelmann aus der Familie des gegenwärtigen Reichsregenten abzutreten, während sein Einkommen von 320,000 Koku's Reis*) auf 150,000 reducirt wurde. Selbst der Vater der Gemahlin des Kaisers (Mikado) wurde, weil er mit dem ermordeten Reichsregenten im Verkehr stand, genöthigt, sein Haupt zu scheeren und Priester zu werden; ja so groß ist die Ungnade, in die er gefallen ist, daß es nicht unwahrscheinlich ist, daß seine Tochter von ihrem Gemahl geschieden wird. Zweien Konkubinen des Kaisers, den Töchtern zweier Freunde des ermordeten Reichsregenten, droht dieselbe Strafe. Auch über den Taikun selbst sind die öffentlichen Demüthigungen hereingebrochen. Die Regierungserlasse, welche 300 Jahre lang die Unterschrift des Taikun getragen haben, gehen nun im Namen des Kaisers (Mikado) aus. Der Kaiser selbst, wie aus einem langen Schlaf erwachend, ließ durch Abgeordnete fragen, warum die Zolleinnahmen zu Yoku-hama nicht in seine Kasse bezahlt werden, wie es in den alten Zeiten bei dem Handel mit den Portugiesen der Fall gewesen. Seine Feindseligkeit aber gegen die Europäer zeigt sich in den Belohnungen und Ehren, die auf Schimadzu Saburo, durch dessen Gefolge der Engländer Richardson ermordet ward, gehäuft werden. In diesem Saburo scheint der Haß gegen die Ausländer, der seine ganze Partei erfüllt, den stärksten Ausdruck zu finden. Während sein Sohn durch sein Gefolge, wie oben erzählt, ungestraft und in Gegenwart des Vaters harmlose Engländer überfällt und mordet, giebt er selbst, der Vater, seine Verachtung gegen den Taikun dadurch kund, daß er alle Regeln der Etikette durchbricht, die nach altem japanesischem Brauch dieser hohen Person gebührt. Als er nahe bei Miako einer Gesandtschaft des Taikun begegnete, die er dadurch hätte ehren sollen, daß er aus seiner Sänfte stieg und knieend wartete, bis sie vorüber wären, hieß er umgekehrt jene aus dem Wege gehen.

Endlich sollte, — so war es der Plan der zur Macht gelangten reaktionären Partei, — auch Jeddo aufhören, der Sitz der höchsten vollziehenden Gewalt zu sein; es sollte von den Daimio's verlassen und an seiner Statt Miako zum Mittelpunkt der Macht

*) Ein Koku Reis ist gleich 333 engl. Pfund und hat einen Geldwerth von 3½ Dollar oder Fr. 18—20.

erhoben werden. Die Vorbereitungen dazu waren schon seit längerer Zeit im Gang. Schon einige Jahre vor Kommodore Perry's Handelsvertrag hatte der Kaiser gewünscht, Miako wieder zu dem Mittelpunkt des Reiches zu machen, der es früher gewesen. Der Gang der neueren Ereignisse war dafür günstig, und in Folge der reaktionären Strömung, welche gegen die Zulassung der Ausländer ankämpft, haben die Daimio's so zahlreich in Miako, diesem Sitz und Mittelpunkt des wahren japanesischen Kaiserthums, sich eingefunden, daß diese Stadt im Lauf der letzten Jahre um's doppelte an Umfang zugenommen hat. Die Verfassung von Iyeyas hatte jedem Daimio oder seinem Gefolge den Aufenthalt in Miako strenge verboten; nun hat diese faktische Uebertretung eines so uralten Statuts deutlich gezeigt, daß in jedem Augenblick die von dem Kaiser beabsichtigte Veränderung stattfinden und Jeddo, das seit Jahrhunderten der Sitz der Regierung und der gesetzlich gebotene Aufenthaltsort für die Daimio's war, verlassen werden könnte. Dieser Augenblick ist gekommen. Der nachfolgende Artikel aus dem Japan Herald vom 25. Oktober bringt uns die wichtige Neuigkeit.

„In der verflossenen Woche," heißt es darin, „ist in Japan eine folgenreiche Umwälzung vorgegangen. Still und ohne Geräusch ist die ganze uralte Verfassung verändert worden. Die Gesetze, von Iyeyas im Jahr 1599 und 1600 gegeben, sind abgeschafft. Die Macht und der Einfluß des Taikun und seines Hofes ist bis auf ein Minimum beschränkt worden. Jeddo hat die Aussicht, in nicht langer Zeit zu einer Provinzialstadt herabzusinken. Es ist sogar möglich, daß man dem Taikun den Gedanken nahe gelegt hat, abzutreten und einem Andern Platz zu machen. Und dies alles ist vorgegangen, ohne daß ein Schuß geschah, ohne daß eine Proklamation erlassen wurde. Das ganze Reich, wahrscheinlich mit Ausnahme des kaiserlichen Hofs zu Miako, blieb ohne Kenntniß von dieser Revolution, — einer Revolution von unberechenbarer Bedeutung nicht bloß für Japan, sondern auch für die ausländischen Mächte, die mit ihm in Verkehr stehen. Schon seit einiger Zeit ließ alles, was am politischen Horizont vorgieng, diese Umgestaltung der Dinge erwarten; denn was von politischem Einfluß war, verließ Jeddo und schaarte sich in und um Miako zusammen. Wir hätten nicht geahnt, daß eine so bedeutende politische Veränderung, eine so vollständige Umwälzung, innerhalb so kurzer Zeit sich vollziehen könnte.

„Es ist bekannt, daß das Reich ursprünglich von dem Kaiser, als dem alleinigen Herrscher, regiert wurde. Verschiedene Umstände gaben dazu Anlaß, daß ein oberster Minister (der Siogun oder Taikun) bestellt wurde, der anfangs ein naher Verwandter des Souveräns war. Nach dem Verlauf einiger Zeit kam dieses Amt in andere Hände, und bald wurden diese neuen Siogun's die eigentlichen Herrscher, die faktischen Souveräne des Landes. Aber das Reich war damals noch in zahlreiche kleine Staaten getheilt, von denen jeder sich möglichst unabhängig zu machen, seine Macht zu vergrößern und seine Grenzen auf Kosten seiner Nachbarn auszudehnen versuchte. Die Folge davon war, daß die Bürgerkriege nie aufhörten, und das Land war in Gefahr, in vollständige Barbarei zu versinken. Im ganzen Lande fanden sich nur zwei Männer, welche die chinesische Schriftsprache verstanden oder überhaupt mit der Literatur bekannt waren. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts errang sich Nabo-nanga, aus der Provinz Mikawa, ein gewisses Uebergewicht über alle seine Nebenbuhler. Er verstand es, die Fürsten aller Provinzen um Miako her entweder zu unterwerfen oder sich zu Freunden zu machen. Mittlerweile waren die erblichen Sioguns, welche damals in oder um Miako residirten, machtlos geworden und hatten wenig politischen Einfluß mehr.

„Nabo-nanga wurde von einem seiner Freunde ermordet und hatte zu seinem Nachfolger in der Würde seinen Diener Taiko-sama (Fide-yosi). Dieser trat in die Fußstapfen seines Vorgängers und brachte beinahe das ganze Reich zur Unterwerfung. Seinem Nachfolger Iyeyas aber, dem Gründer der gegenwärtigen Taikun-Dynastie, war es vorbehalten, das Ganze zu Einer Monarchie zu einigen und eine Verfassung einzuführen, kraft welcher das Reich im Frieden sollte erhalten und regiert werden. Dies erreichte er dadurch, daß er für's erste die vollziehende Gewalt aus der Nähe des kaiserlichen Palastes entfernte und seine Hofburg in den Osten nach Jeddo verlegte. Für's zweite suchte er die Macht des Kaisers zu schwächen und ihm gleichwohl die höchste Würde in den Augen seiner Landsleute zu lassen. Dies gelang ihm dadurch, daß er die Würden und Ehrentitel, die von dem Kaiser ertheilt wurden und bisher nichts als bloße Namen waren, zu einer Realität, zu einem Gegenstand des Ehrgeizes für die angesehensten unter den Daimio's und sogar für sich selbst machte, zugleich aber dem Kaiser nur so viel Geld ge-

stattete, als seine und seines Hofes tägliche Bedürfnisse nöthig erscheinen ließen. Auch ließ er am kaiserlichen Hof eine Klasse von Leuten zurück, die zwar meist in Armuth lebten, aber im Rang über den übrigen Daimio's standen. Für's dritte suchte er seine eigene Familie auf dem Throne zu befestigen und sie durch verwandtschaftliche Verbindungen zu stärken. Dies erreichte er dadurch, daß er die 'drei kaiserlichen Brüder oder Familien' gründete, deren Interesse es war, die Dynastie des Taikun zu unterstützen, und denen es nicht wohl an Nachkommen fehlen würde. Diese Familieninteressen wurden nachmals noch weiter gekräftigt durch die Aufstellung einer zweiten Reihe solcher Familien. In vierter Linie suchte er seine Dynastie dadurch zu befestigen, daß er die Macht der Daimio's schwächte und sie nöthigte, ihren Reichthum und den Ertrag ihrer Provinzen für das allgemeine Wohl zu verwenden; zugleich sollte es ihnen unmöglich gemacht werden, ihre Neigung zu Krieg und Fehde ferner zu befriedigen. Dies gelang ihm dadurch, daß er die Daimio's nöthigte, abwechselnd theils in Jeddo (statt wie früher in Miako), theils in ihren Provinzen zu residiren; dabei hielt er ihre Familien, ihre Frauen und Kinder, in Jeddo als Geiseln zurück und gestattete ihnen nicht, die Stadt zu verlassen. Auf diese Weise mußten sie ihr Geld mit Hin- und Herreisen, mit der Errichtung und dem Unterhalt großer Paläste, mit Aufwand für allerlei Prunk und Pracht und mit der Darbringung von Geschenken an das Oberhaupt verwenden. Endlich wollte er fünftens die Pracht und Größe seines eigenen Hofhalts steigern und seinen Einfluß in Jeddo selbst möglichst befestigen. Dies erreichte er dadurch, daß er die Vollmachten eines gewissen Amtes, mit welchem ursprünglich die Verwaltung der sogenannten 'acht Provinzen' bei Musasi verbunden war, und das er das Gorogio nannte, wesentlich erweiterte; daß er auf die höchste Klasse der Daimio's einerseits große Reichthümer häufte, andrerseits aber ihnen jeden politischen Einfluß durch Ausschließung von allen Aemtern entzog, daß er dagegen diejenigen Aemter, mit denen wirkliche politische Macht verbunden war, in die Hände der niedern Klasse von Daimio's legte, diese aber wiederum dadurch an sich fesselte, daß er sichs vorbehielt, sie in jedem Augenblick zu entlassen oder zu versetzen.

„Durch diese und andere Maßregeln und Anordnungen, welche den ausgezeichneten Staatsmann erkennen lassen, und zu denen man

vielleicht auch die Vertreibung der Ausländer [namentlich der jesuitischen Missionare] aus dem Reich und die Aechtung derjenigen seiner Landsleute rechnen kann, die ins Ausland giengen, hat er dem japanesischen Reich 260 Jahre lang die Segnungen eines ununterbrochenen, nie gestörten Friedens gesichert.

„Die erste Berührung Japans mit europäischen Nationen fiel in die ereignißreichste Periode der japanesischen Geschichte, in die Zeit von Nabo-nanga, Taiko-sama und Iyeyas. In eine ebenso bedeutungsvolle Zeit ist nun in unsern Tagen die zweite Eröffnung des Reichs für den Verkehr mit dem Ausland gefallen. Wie sie vor drei Jahrhunderten mit einer höchst folgenreichen Staatsumwälzung zusammenfiel, so auch jetzt. Lernen wir die Umstände näher kennen, unter denen sich gegenwärtig diese Revolution vollzieht.

„Sie hat sich schon seit einiger Zeit vorbereitet. Ein gewisses Mißvergnügen über den gezwungenen Aufenthalt in Jeddo griff schon längst unter den Daimio's um sich, während andrerseits die Regierung des Taikun augenscheinlich ihre Kraft und Energie zu verlieren anfieng. Auch am Hofe des Kaisers (in Miako) trat immer stärker das Bestreben zu Tage, zu dem ursprünglichen Zustand der Dinge zurückzukehren und Miako, wie vor Alters, zur Metropole des Reichs zu machen. Die Bevölkerung von Jeddo vernahm deßhalb mit nicht geringem Erstaunen und Befremden in der verflossenen Woche [Oktober 1862], daß hinfort die höchste Klasse der Daimio's Jeddo nur einmal in sieben Jahren, und dann nur für hundert Tage, die zweite Klasse aber nur in drei Jahren einmal, und dann gleichfalls für hundert Tage zu besuchen verpflichtet sei, während bloß die dritte Klasse dort beständig zu verweilen habe, wie bisher; daß aber die Frauen und Familien sämmtlicher Edelleute, der hohen wie der niedern, nicht mehr als Geisel in Jeddo zu bleiben genöthigt seien, sondern in die Provinzen zurückzukehren Freiheit hätten. Diese Neuerung ist, wie man auf den ersten Blick sieht, ganz darnach angethan, den Glanz der Stellung des Taikun auf's äußerste zu vermindern. Daß es jener höchsten Klasse der Daimio's nach sieben Jahren einfallen werde, nach Jeddo für hundert Tage zurückzukehren, wird niemand einfältig genug sein zu glauben; es ist sogar höchst zweifelhaft, ob die zweite Klasse jemals wiederkommen wird. Die Krone des Taikun aber, auf diese Weise ihrer Juwelen beraubt, sinkt nun zum Amtszeichen eines einfachen Hauptes der geringern Daimio's herab.

Der Sitz der eigentlichen Regierungsmacht wird ohne Zweifel in nicht langer Zeit nach Miako übergehen.

„Man sagt, daß in den letzten Tagen die Bevölkerung Jeddo's in Folge dieser Dinge äußerst aufgeregt war. Denn da diese Stadt blos durch künstliche Mittel zu der ungeheuren Größe angewachsen ist, die sie nun hat, so kann diese Größe auch eben deßhalb in einem Augenblick wieder verschwinden. Dieser Augenblick scheint nun gekommen. Das Volk erkannte sogleich die Eigenthümlichkeit seiner Lage und soll Tag und Nacht den Palast des Stadtgouverneurs belagern. Es wird darin unterstützt von den Daimio's der niedern Klasse und ihrem Gefolge. Ehe der Hof des Taikun nach Jeddo verlegt wurde, war diese Stadt, obschon durch ihre wunderschöne Bucht an der Mündung eines großen Flusses trefflich für den Handel geeignet, doch nichts anderes, als ein paar Straßen und die Burg eines Daimio. Dazu kann sie wieder herabsinken. Die einzige Aussicht, die nun für die Erhaltung einiger Bedeutung dieser Stadt noch vorhanden ist, liegt in ihrer Eröffnung für den ausländischen Handel. Die Entfernung der Frauen und Kinder der Daimio's aus der Stadt hat es hinfort unnöthig gemacht, daß an den verschiedenen Thoren ferner Wachen mit ihren Offizieren stationirt sind, wie dieß früher nothwendig war, um dieselben am Aus- und Eingehen zu verhindern. Was der Grund dieser Entfernung der Wachtposten ist, wissen wir nicht; nach der Meinung der Eingebornen soll es das Anzeichen eines bevorstehenden Krieges sein. Die Furcht vor der Beschießung der Stadt ist vielleicht der wahre Grund. Es wird aber daraus klar, wie die Macht der Daimio's in Jeddo die des Taikun weit überflügelt hat. Ja, im gegenwärtigen Augenblick ist der Taikun eine wahre Null. Mit Allem versehen, womit er seine Lüste und Leidenschaften befriedigen kann, zugleich aber ohne alle Kenntnisse, die seinen Geist erleuchten und seinen Willen regieren könnten, wird er in einer Art von Gefangenschaft gehalten, die ihn vollends geistig zu Grunde richtet. So ist es den Daimio's überlassen, den Gang der Dinge nach ihrem Gutdünken zu leiten.

„Wer der Anstifter aller dieser Veränderungen ist, haben wir nicht erfahren können; aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß durch das Zusammenwirken von Männern, wie Ohara, wie Satsuma's Vater und Mowori, samt Matz-Daira-Etzizen-no-Kami, dem Reichsregenten, die Revolution angezettelt und ausgeführt ward. Der erste

unter den genannten Edelleuten stammt aus Miako und ist ein gewandter Ränkemacher, der seine jüngeren Tage in den Amtsstuben zu Jeddo zugebracht hat. Den zweiten kennen wir Alle als den gewissenlosen und ehrgeizigen Mörder Richardsons, — Schimadzu Saburo. Der dritte ist der Adoptivsohn eines der reichsten Daimio's und vielleicht der tüchtigste und geschäftskundigste Mann seines Standes. Der vierte, der Reichsregent, ist ein gewandter alter Mann, dessen Steckenpferd die Sparsamkeit ist. Er war unter dem verstorbenen Reichsregenten degradirt worden und konnte seine konfiscirten Güter nicht wieder erlangen, obschon die Anklagen gegen ihn zurückgenommen wurden. Er ist nun Reichsregent.

„Wir haben ferner von Luxusgesetzen, betreffend den Aufwand in Kleidern ꝛc., gehört, welche von dem Reichsregenten erlassen wurden, sowie von seinem Wunsch, ein altes Edikt zu erneuern, das jedermann die äußerste Sparsamkeit einschärft und schöne Häuser, Teppiche, seidene Kleider, Schmucksachen ꝛc. streng untersagt. Wir fürchten, daß bei der gegenwärtigen Stimmung des Volks von Jeddo die Durchführung solcher Verordnungen schwer halten wird. Es ist wahrscheinlich, daß irgend ein Ausbruch des Volksunwillens stattfinden wird, und das könnte der Funke sein, der einen Bürgerkrieg entzündet.

„Der Auszug der vornehmen Damen aus Jeddo hat, wie wir hören, heute [25. Okt.] begonnen, und bereits sind die Daimio's daran, ihren bisherigen Haushalt in der Stadt abzubrechen. Ueberdieß geht das Gerücht, daß der Taikun den Kaiser in Miako besuchen werde, und daß er dann nach Osaka gehen soll, wo er wahrscheinlich bleiben wird. Er werde dann zur Abdankung genöthigt werden und ein Anderer, wahrscheinlich Stots-baschi von der Mito Linie, soll als Taikun von Jeddo an seine Stelle treten.

„Es ist kein Zweifel, wenn der Taikun ein Mann von kräftigem und entschlossenem Geiste wäre, so könnte er jetzt noch seine frühere Macht wieder gewinnen; aber alle Umstände, wie z. B. die wachsende Käuflichkeit des Gorogio (s. oben) und der hohen Beamten, die Gewinnsucht aller Stände ꝛc., deuten an, daß, so glänzend und erfolgreich die bisherige Verfassung des großen Iyeyas gewesen ist, derselben doch eine gewisse Schwäche innewohnt, die nun zu Tage tritt; ja, wenn auch die Ankunft der Ausländer ihr nicht einen Schlag versetzt hätte, auf den sie nicht gefaßt war, so würde sie doch in nicht langer Zeit von selbst zusammengestürzt sein." . . .

Ein späterer Artikel in demselben Japan Herald zeigt, daß die Aufregung in der Bevölkerung von Jeddo im Wachsen begriffen ist. „Während der letzten vierzehn Tage," heißt es darin, „gieng eine tiefe Aufregung durch alle Klassen der Stadt, da die Interessen Aller durch die Veränderungen, welche im Gange sind, wesentlich gefährdet werden. Von dem Straßenlastträger an, der die Sänfte des Daimio oder seiner Familie trägt, oder von dem Dienstmädchen an, das in Jeddo geboren ist, und deren Herrin Befehl hat, die Stadt zu verlassen, bis zum höchsten Daimio hinauf, der noch nicht sicher ist, ob seine persönliche Bedeutung durch die Versetzung nach seinem Landschloß erhöht oder geschmälert werden wird, und bis zu seiner Gemahlin, die nichts anderes vor sich sieht, als den Hauptsitz der Mode und des Vergnügens verlassen zu müssen und künftig nur Aecker und Felder, Berg und Wald vor sich zu erblicken, mit tölpelhaften Landjunkern und Bauernjungen zu verkehren, ihre glänzenden Pracht- und Modegewänder in den Kisten vermodern zu lassen: — sie Alle sind in Rebellion. Aber die Gesetze Japans nehmen keine Notiz von den Schmerzen und Leiden der Lastträger, der Hausjungfern und Edelfrauen, und gehen müssen sie und der Tag des Gehens ist da. Die alten schönen Lackwaaren und alle die Kuriositäten, die einst der Stolz ihrer Besitzer waren, sind zum Verkauf ausgestellt; die Häuser selbst wandern auf's Land; denn wir hören, daß bereits viel Holz- und Schnitzwerk an den Daimiohäusern abgebrochen wird, um damit die Landsitze zu schmücken oder es in Jeddo zu verkaufen, — ein Verfahren, was freilich bei manchem von ihnen nöthig scheint, um die Mittel der Reise aufzubringen."

Ein Korrespondent der Times schreibt neuerdings aus Hongkong: „Der politische Horizont Japans umzieht sich mit immer düsterern Wolken. Aus Yokuhama wird vom 24. Januar gemeldet, daß der fortdauernden Auswanderung der Daimio's aus Jeddo sich nun auch Krämer und Handwerker nachziehen, wie alle andern von den höheren Ständen abhängigen Klassen, und daß in dem Verhältnisse wie Jeddo abnimmt, Miako an Umfang und Reichthum wächst. In letzterer Stadt sind Raufereien und selbst Todtschläge unter den bewaffneten Dienern des mächtigen Adels nicht selten, und es steht fest, daß man das Ansehn des Taikun dort offen mißachtet. In Jeddo ist, wie man sagt, vor Kurzem plötzlich ein Abgesandter des Mikado erschienen und hat den Taikun gefragt, warum er noch immer den

Ausländern erlaube, sich unbelästigt in Japan aufzuhalten, während er doch wiederholt ermahnt worden sei, sie aus dem Lande zu vertreiben. Wahr oder falsch, man glaubt allgemein, daß der Mikado unbedingt auf der Vertreibung der Fremden bestehe und daß dem Reiche ein Bürgerkrieg bevorsteht. Die japanesischen Gesandten sind vor drei Wochen mit einem französischen Dampfer hier eingetroffen, weigerten sich aber schlechterdings, sich nach Jeddo zu begeben, ohne vorher in Nagasaki anzurufen."

Zu diesen Berichten, die uns die Blätter bringen, fügen wir hinzu, daß es allerdings noch Manche unter den Daimio's giebt, welche diesen Veränderungen abgeneigt und bereit sind, den Taikun zu unterstützen; zu ihnen zählt der Fürst von Kanga und der Fürst von Hossokawa. Der Erstere ist bekannt als der reichste und mächtigste unter den achtzehn Territorialfürsten des Reichs. Sein jährliches Einkommen wird auf 1,027,700 Koku's Reis geschätzt, und in Jeddo allein soll er ein Gefolge von 40,000 Bewaffneten haben, die in seinen verschiedenen Palästen und den Vorstädten zerstreut sind. Auch Hossokawa zeichnet sich unter den Daimio's durch sein Einkommen aus. Dieser Feudalfürst, dessen Ländereien in Figo liegen, jenem verhältnißmäßig kalten Distrikt zwischen Nagasaki und Satsuma, weigert sich, wie es heißt, Jeddo zu verlassen, und bietet den obengenannten Luxusgesetzen Trotz.

So stehen im gegenwärtigen Augenblick die Dinge in Japan. Diese Revolutionen dürfen uns nicht verwundern; es mußte so kommen und wird nicht anders werden, bis das Evangelium des Friedens freien Zutritt im Lande hat. Fast keine Nation auf Erden bedarf das Evangelium so sehr, als die Japanesen, und ihre verhältnißmäßige Civilisation und die merkwürdige Intelligenz des Volkes dient nur dazu, in um so grelleren Farben die tiefe Unsittlichkeit der Nation hervortreten zu lassen, — dieser Nation, „deren maaß- und zuchtlose Liederlichkeit, durch keine sittliche Schranke gehemmt, wie ein mächtiger Strom das Land überflutet."

Welche Wirkung wird diese Staatsumwälzung für die Mission in Japan haben? Wir wissen es nicht. Merkwürdig aber ist das Schreiben eines evangelischen Sendboten aus jenem fernen Lande, ein Schreiben, mit dem wir diese Mittheilungen schließen wollen. Es ist kurz vor dem Ausbruch der Revolution geschrieben worden.

„Kaum sind es drei Jahre," heißt es darin, „seitdem die protestantischen Missionare in diesem Lande angekommen sind, und gleichwohl ist in diesem kurzen Zeitraum eine so auffallende Veränderung in den Gesinnungen des Volkes vorgegangen, daß man zu schönen und freudigen Hoffnungen für die Zukunft der japanesischen Mission berechtigt ist. Bei ihrer Ankunft fanden die Missionare sehr wenig Geneigtheit bei den Japanesen, sich mit ihnen über christliche Dinge zu unterhalten. Sobald man dergleichen berührte, überfiel die Leute augenscheinlich ein Schrecken, und man sah es ihnen an, daß es ihnen zu Muthe war, als stünden sie in irgend einer großen Gefahr. Sie gaben zu verstehen, daß die Sache in Japan verboten sei, und indem sie sehr ausdrucksvoll mit der Hand über den Hals fuhren, deuteten sie damit die Strafe an, welcher die Uebertreter des Gesetzes anheimfallen. Es war auch nicht blos die niedere Klasse des Volks, bei der solche Furcht sich zeigte; das gleiche war auch bei Personen von besserem Stand und namentlich bei Beamten der Fall. Erst wenn sie allein waren und sich sicher wußten, daß sie von keinem ihrer Landsleute beobachtet seien, wagten sie es, etliche Bemerkungen über religiöse Gegenstände zu machen.

„Heutzutage ist es anders. Wir sehen mit Freuden, wie die Japanesen nicht mehr diese Furcht und Angst an den Tag legen, wenn man mit ihnen von Religion redet. Mit einer Freimüthigkeit und Offenheit, die Jeden, der die alten Edikte gelesen hat, mit höchstem Erstaunen erfüllt, machen sie jetzt ihre Bemerkungen und richten Fragen an den Missionar. Wie kommt es, daß eine so große Veränderung in so kurzer Zeit eintreten konnte? Der Hauptgrund liegt unzweifelhaft darin, daß man das Christenthum jetzt besser versteht. Die Regierung hatte früher, wie bekannt, so strenge Maßregeln zur Ausrottung der jesuitischen Missionen genommen, daß eine bloße Erwähnung des Christenthums hinreichte, um bei jedem guten Japanesen ein Gefühl des Entsetzens zu erregen. Das Wort Christenthum war für sie gleichbedeutend mit Hochverrath und Rebellion. Man stellte sich vor, der einzige Zweck der Christen bestehe in dem Umsturz der herrschenden Staatsgewalt und der Unterjochung des Volks. Kurz, man betrachtete das Christenthum als etwas Politisches und nicht als etwas die Religion betreffendes, daher das allgemeine Grausen davor. Nach und nach aber hat der Verkehr mit den Ausländern dazu beigetragen, diese Vorurtheile zu zerstreuen. Dazu kommt, daß

die Anwesenheit der Missionare und die Verbreitung christlicher Schriften gleichfalls einen guten Einfluß ausüben. Eine große Zahl von Bibeln ist verbreitet worden, und es kommt nicht selten vor, daß das heilige Buch ausdrücklich begehrt wird. Die Bibel wird gelesen; das geht aus den Antworten hervor, welche die Leute, wenn sie über den Inhalt gefragt werden, zu geben vermögen. Es ist kein Zweifel, daß das Christenthum, wenn die Hindernisse verschwinden, die der öffentlichen Verkündigung und der Annahme des Evangeliums im Wege stehen, einen großen Erfolg in diesem Lande haben wird; das ist die Ueberzeugung aller Missionare, die hier wohnen. Freilich giebt es in Japan eine einflußreiche Macht, die allezeit einen erbitterten Krieg gegen das Christenthum führen wird. Das ist die Priesterschaft. In Nagasaki allein giebt es nahezu hundert Tempel; und wenn man die Zahl der Priester betrachtet, die jedem derselben zugetheilt sind, und an die tausende von Tempeln denkt, mit denen das Land übersät ist, so kann man sich eine Vorstellung machen von der unglaublichen Menge von Priestern, die es in Japan giebt. Zwar im Anfang standen die Priester von Nagasaki auf freundschaftlichem Fuß mit den Missionaren; sobald sie aber merkten, daß die christlichen Lehren in scharfem Widerspruch standen mit ihren eigenen Glaubensansichten, zogen sie sich zurück und haben sich seitdem nicht wieder genähert. — Auch die Katholiken haben sich bereits wieder auf dem Schauplatz ihrer früheren Wirksamkeit eingefunden. Sie haben eine große Kirche in Jeddo selbst erbaut und wenden alle Mittel und Künste an, um Proselyten zu gewinnen.

„So groß aber die Schwierigkeiten sein mögen, die von Seiten der Menschen dem Sieg des Evangeliums entgegen stehen, so wird doch die Wahrheit Gottes zuletzt triumphiren. Wohl können menschliche Systeme für längere Zeit ein Bollwerk wider sie aufrichten, das furchtbar und unüberwindlich erscheint; gegen das lebendige Christenthum aber kann keine Macht der Erde bestehen, und was ihm widerstrebt, muß fallen und verschwinden, ohne eine Spur hinter sich zu lassen."

Die Mission in Melanesien.

Es gehört zu den lehrreichsten und ermuthigendsten Erscheinungen in der neueren Missionsgeschichte, daß viele Missionsgebiete, auf denen vor kaum vierzig Jahren zum ersten Mal der Name des Gekreuzigten gehört wurde, nun bereits selbst wieder zu Ausgangspunkten neuer gesegneter Missionen geworden sind. Es wiederholt sich hier das oft gebrauchte schöne Bild von der indischen Baniane. Wenn der Mutterstamm dieses merkwürdigen Baumes kräftig genug erstarkt ist, so daß seine Aeste nach allen Seiten sich auszubreiten anfangen, so senken sich von diesen Aesten saftige Luftwurzeln nach dem Boden hinab, dringen in die Muttererde nahrungsuchend hinein und beginnen nun ihrerseits ein so selbstständiges Leben, daß sie selber wieder zu Mutterstämmen werden und ihre eigenen Zweige aussenden. Und dieser wunderbare Naturproceß schreitet so regelmäßig fort, daß endlich ein ganzer Wald von lebenskräftigen Stämmen um den ehrwürdigen Mutterstamm her sich bildet. Nicht anders ist es von allem Anfang an mit der Mission gegangen. In der apostolischen Zeit war Jerusalem das Missionscentrum, von dem die Predigt des Heils ausgieng; aber bald bildeten sich in Antiochien, Korinth, Rom und andern Punkten neue Lichtherde, neue Centren, von denen aus das Wort von Christo weiter und weiter in die Welt hinaus getragen ward. Aehnlich war es in den Zeiten des Mittelalters. Nachdem Irland und die Insel Jona ein Mutterstamm der Mission geworden, zweigten sich von dort andere Stämme in Deutschland und dem Frankenreiche ab, um ihrerseits fruchttragende Aeste über die Länder rings um sie her auszusenden. Diese Vorgänge sind die stärksten Zeugnisse für die den damaligen Missionen innewohnende Lebenskraft, und wenn heutzutage in der evangelischen Mission gleiche Erscheinungen sich einstellen, so liegt ja für uns darin das trostreiche Zeugniß, daß auch ihr ein wahrhaft göttliches Leben innewohnt, und daß das Haupt der Gemeinde sich reichlich zu ihr bekennt.

Erscheinungen dieser Art begegnen uns in erfreulichster Weise auf verschiedenen Missionsgebieten der Neuzeit. Dabei ist es aber

merkwürdig und höchst lehrreich, daß wir sie nicht sowohl unter den gebildeteren und civilisirten Missionsvölkern, an welche — man möchte sagen — die Hauptkraft der Missionsthätigkeit gewendet wird, antreffen, als viel eher bei den verachtetsten und kaum aus der tiefsten Barbarei auftauchenden Volksstämmen der Erde. Wir erinnern an die Karenen in Hinterindien, die nicht blos zu Christengemeinden, sondern zu ächten Missionsgemeinden sich erhoben haben; es sind die Eingebornen der Sandwichinseln, welche, nachdem sie erst vor vierzig Jahren aus der dichtesten Nacht des Heidenthums aufgetaucht waren, bereits ihre Missionare nach den Marquesas und den mikronesischen Inseln im fernen Westen aussenden; es sind die Insulaner der Samoa- und Tonga-Gruppen, welche, vor wenigen Jahrzehnten erst mit dem Evangelium bekannt geworden, ihre heldenmüthigen Söhne nach den Neuhebriden ꝛc. schicken, um dort das neue selige Licht, das ihnen selbst geleuchtet, einem grausamen Kannibalenvolke zu bringen. Am schönsten organisirt aber ist die Missionsthätigkeit, welche seit einem Jahrzehnt von Neuseeland ausgeht, — dieser merkwürdigen Inselgruppe, auf welcher am Weihnachtstage des Jahres 1815 die ersten christlichen Missionare an's Land traten, um fast zwei Jahrzehnte lang die traurigen Zeugen der blutigsten Kriege und eines scheußlichen Kannibalenthums zu sein. Was hat Gott nun in den letzten dreißig Jahren an diesem Volke gethan! Wohl ist seit einem Jahre zwischen der Nation der Maori und den massenhaft eindringenden Kolonisten ein Zwiespalt erwacht, bei welchem es auf der einen Seite um die nationale Existenz, auf der andern um das Uebergewicht des habsüchtigen Weißen sich handelt; aber eben dieser Kampf, so beklagenswerth er an sich selbst sein mag, ist ja auf Seiten der Maori selbst wieder die indirekte Frucht des Christenthums, das als eine neue Lebensmacht diese Nation durchdrungen hat. Denn erst das Christenthum weckt in einem Volke den höheren Sinn für Unabhängigkeit und Freiheit, das Bewußtsein der Nationalität. Jener Kampf, so unreine Elemente auch damit sich vermischt haben mögen, ist ein Zeugniß dafür, daß die Nation eine christliche geworden ist.

Dieses Neuseeland aber, einst der Schauplatz grausiger Blutscenen, ist nun ein Centrum evangelischer Missionsthätigkeit nach Außen und ein Lichtherd für die weit umher zerstreute, tief umnachtete Inselwelt geworden. Freilich sind es hier nicht die Eingeborenen des Landes

selbst, die zur Evangelisirung fremder Inseln sich aufgemacht haben; es ist vielmehr ein Zweig der großen brittischen Fortpflanzungsgesellschaft, der auf Neuseeland feste Wurzel geschlagen und zu einem eigenen, fast selbstständigen Missionsverein sich gebildet hat. Seitdem nemlich auf dieser Inselgruppe die anglikanische Kirche zu einer Macht geworden, ist in ihr auch ein Missionseifer erwacht, zu dem schon ihre eigenthümliche geographische Lage den natürlichen Antrieb gab. Auckland aber, die Kolonialhauptstadt der Insel, ist nicht nur der Sitz eines Bischofs und Metropoliten von Neuseeland, sondern auch der Ausgangspunkt einer Mission geworden, welche die Evangelisirung der umliegenden heidnischen Inselgruppen sich zur Aufgabe gemacht hat. An der Spitze des Unternehmens steht der Bischof selbst, früher Selwyn, jetzt Patteson. Die Art und Weise des Verfahrens aber, sowie der Erfolg, der diese Unternehmungen bisher begleitet hat, ist so lehrreich, daß es nicht uninteressant sein dürfte, aus den verschiedenen Berichten hier einige Züge zusammenzustellen.

Was zunächst den Schauplatz betrifft, auf den jener Missionsverein seine Aufmerksamkeit gerichtet hat, so umfaßt derselbe diejenigen Inseln der Südsee, die neuerdings unter dem Namen Melanesien zusammengefaßt werden.*) „Melanesien," heißt es in einem der Berichte, „ist der Name, der den Inseln des südwestlichen Theils des stillen Oceans gegeben wird: den Loyalty-Inseln, den Neuhebriden, den Gruppen des Banks-, des Santa Cruz- und des Solomon-Archipels, und faßt zugleich die weiter westlich und nordwestlich ge-

*) Die gesammte Inselwelt des stillen Oceans wird zu leichterer Orientirung in verschiedene Regionen, und diese wieder in einzelne Gruppen vertheilt. Während die Sandwichinseln im Nordosten des stillen Meeres einsam daliegen und für sich eine Region bilden, faßt man die verschiedenen Inselgruppen, die fast in der Mitte der weiten Wasserfläche liegen, unter dem Namen Polynesien (die Region der „vielen Inseln") zusammen, wobei man wieder zwischen westlichem und östlichem Polynesien unterscheidet. Westwärts davon liegt Melanesien, die Region der „schwarzen Inseln" d. h. Inselbewohner, so genannt von der schwarzen Hautfarbe der Eingebornen (Papua's), wodurch sie sich wesentlich von den malaiisch braunen Polynesiern unterscheiden. Nordwärts von Melanesien liegt Mikronesien, die Region der „kleinen Inseln", so genannt, weil die große Mehrzahl dieser Eilande nur von geringem Umfang ist. Zu ihnen gehören die Ladronen, Mariannen, Marschalls Inseln ꝛc.

legenen Eilande sammt Neuguinea in sich. Wie hoch man die Zahl dieser Inseln schätzen soll, ist schwer zu sagen; doch sind ihrer unzweifelhaft mehr als zweihundert. Sie sind von einem Volksstamm bewohnt, der sich in seiner äußeren Erscheinung wesentlich von den Eingebornen der östlichen Südsee oder Polynesiens unterscheidet. Die letzteren haben eine lichtere Farbe und sind zum größten Theil größer von Statur, als die Melanesier; auch reden jene lauter Dialekte Einer gemeinschaftlichen Sprache und haben im Allgemeinen unter sich ziemlich gleiche sociale und religiöse Gebräuche. Die Gruppe der Fidschi-Inseln nimmt eine Mittelstellung zwischen Polynesien und Melanesien ein. Der Bau der Fidschisprache ist polynesisch, die Worte selbst aber unterscheiden sich vielfach von denen der gewöhnlichen polynesischen Dialekte. Ein Eingeborner von irgend einer polynesischen Insel wird sofort in dem Dialekt, der auf jedem andern Eiland Polynesiens gesprochen wird, die allerinnigste Verwandtschaft mit seiner eigenen Sprache erkennen, und sich leicht mit demselben vertraut machen. Sandwich-Insulaner, Neuseeländer, Tahitier, Eingeborne von Rarotonga, von Samoa und von der Kingsmill-Gruppe sind in sehr kurzer Zeit im Stande, sich mit einander zu unterhalten. Ganz anders ists in Melanesien. Eine Vergleichung der bereits bekannt gewordenen melanesischen Dialekte zeigt zwar eine unverkennbare Verwandtschaft derselben untereinander, sowohl in den Sprachwurzeln, als namentlich in dem allgemeinen Bau der Dialekte; ja es ist unzweifelhaft, daß Ein allgemeiner Sprachtypus sich durch die ganze Inselwelt des stillen Oceans zieht. Aber die Dialekte Melanesiens weichen so stark von diesem gemeinschaftlichen Typus, und wiederum von einander ab, daß fast jeder Dialekt ein neues besonderes Studium erfordert.

„Unser Missionsschiff hat etwa 70 Inseln Melanesiens besucht. Von mehr als 30 derselben kann man mit voller Gewißheit sagen, daß jede ihren eigenen Dialekt besitzt, und daß auf vielen dieser Inseln mehrere Dialekte gesprochen werden, die so sehr von einander verschieden sind, daß der eine Theil der Einwohner vom andern nicht verstanden wird. Kein Eingeborner der einen Insel versteht die Sprache der andern, wenn er sie nicht ausdrücklich gelernt hat, und nicht selten kommt es vor, daß er auch die Bewohner seines eigenen Eilands, wenn sie auch nur ein wenig entfernt von seiner nächsten Umgebung leben, nicht versteht. Die Eingebornen z. B. von Nengone und Lifu, welche beide zur Loyalty-Gruppe gehören, reden Dialekte der gleichen

Sprache; aber kein Nengone Mann versteht einen Lifu Mann, es sei denn, daß er irgendwie sich zuvor mit dem Lifudialekt bekannt gemacht habe. Dieß ist der Fall auf allen den südwestlichen Inseln des stillen Oceans, mit denen wir näher bekannt geworden sind. Mit dieser großen Verschiedenheit der Dialekte ist naturgemäß auch eine große Verschiedenheit der Volkssitten, der abergläubischen Gebräuche und des nationalen Charakters verbunden; und doch wird man, gleich wie jene Dialekte am Ende doch nur Abzweigungen einer gemeinschaftlichen Wurzelsprache sind, auch in all der Mannigfaltigkeit ihrer religiösen und nationalen Gebräuche eine innere Verwandtschaft, einen inneren Zusammenhang wahrnehmen können, der uns nöthigt, sie alle auf Einen gemeinschaftlichen Ursprung zurückzuführen. Bereits haben wir guten Grund zu glauben, daß dieß wirklich der Fall ist; doch ist es uns noch nicht in dem Maße zur Ueberzeugung geworden, daß wir etwa alle Eingeborne der verschiedenen Inseln nach einer und derselben Methode zu behandeln wagen dürften."

Unter solchen Umständen war es natürlich kaum möglich, den gewöhnlichen Weg zur Evangelisirung dieser Inseln einzuschlagen. Wenn es auf den östlichen Gruppen der Südsee, wo oft auf hunderten von Eilanden nur Eine Sprache geredet wird, ganz am Platze war, europäische Missionare auf dieser oder jener Hauptinsel anzusiedeln, so mußte dies in Melanesien unmöglich erscheinen. Denn entweder hätten fast eben so viele Missionare, als es Inseln, Sprachen und Dialekte gab, dorthin gesandt werden müssen, oder ein einzelner Missionar hätte drei, vier und sechs Sprachen erlernen müssen, um auch nur einer Bevölkerung von etlichen tausend Seelen das Wort des Lebens verkündigen zu können. Der Missionsbischof von Neuseeland, zuerst Selwyn und gegenwärtig Patteson, schlug deßhalb einen anderen und erfolgreicheren Weg ein. „Je genauer der Bischof," heißt es in einem Bericht, „den Charakter des ihm anvertrauten Werkes kennen lernte, um so klarer erkannte er die Nothwendigkeit, die Mission unter jenen Insulanern durch die Vermittlung eingeborner Lehrer zu betreiben. Er erkannte, daß jede Insel so bald als möglich auf sich selbst müsse angewiesen werden, und daß der beste Weg dazu sei, junge Leute von einer ganzen Reihe der verschiedensten Eilande gleichzeitig in Einer Centralanstalt unterzubringen und christlich zu erziehen, wenn es nur möglich wurde, solche junge Leute zum Besuch der Centralschule zu bewegen.

„Es hat sich nun auch wirklich herausgestellt, daß es nicht sehr schwierig ist, Jünglinge und Knaben von vielen dieser Inseln zu bekommen. Allerdings muß man oft lange und geduldig warten, bis dies gelingt, aber im Allgemeinen glückt es uns beim dritten oder vierten Besuch einer Insel, also nach drei- oder vierjährigem geduldigem Harren, einen oder den andern jungen Menschen mit uns nach Neuseeland zu bringen. Derselbe wird dann sogleich als ein lebendiges Wörterbuch benützt, und wenn wir einmal mit den Leuten nothdürftig zu reden vermögen, so ist der erste große Schritt zum Ziele gethan."

Sollte nun dieser neue Missionsplan zur Ausführung kommen, so bedurfte es zweierlei. Es mußte dem Missionsbischof und seinen Gehülfen vor allen Dingen ein Missionsschiff zu Gebote stehen, mittelst dessen sie die zum Theil weit entlegenen Inseln regelmäßig zu besuchen und die jungen Eingebornen, welche in Neuseeland erzogen werden sollten, mit sich zu nehmen im Stande waren. Der Ankauf eines solchen Fahrzeugs ist auch wirklich durch die Freigebigkeit christlicher Freunde in England, namentlich durch die reiche Gabe einer edlen Dame (Miss Yonge, der Verfasserin des „Erben von Radcliffe", welche den ganzen Ertrag ihrer schriftstellerischen Arbeit der Mission widmet) möglich geworden. Das zweite Erforderniß zur Ausführung jenes Planes war die Gründung einer Bildungsanstalt für melanesische Jünglinge und Knaben. Auch dies ist durch die reichen Gaben christlicher Freunde gelungen. Lernen wir nun beides, die Fahrten des Missionsschiffs und den Gang der Anstalt, näher kennen.

Das „südliche Kreuz" — so heißt das Missionsschiff — pflegt im Frühjahr seine Fahrt nach den Inseln Melanesiens anzutreten, und wenn es dem Bischof und seinen Gefährten gelingt, etliche Eingeborne zur Uebersiedlung nach Neuseeland zu bewegen, so wird die Rückreise angetreten. Den Sommer über bleiben die jungen Leute in der Bildungsschule. Wenn aber die rauhere Jahreszeit eintritt, so werden die melanesischen Zöglinge, die ja an ein tropisches Klima gewöhnt sind, wieder in ihre Heimat zurückgebracht. Zuweilen bleibt das Fahrzeug den Winter über in jenen Gewässern, und es werden, so gut es geht, da und dort Winterschulen eingerichtet, in welchen der angefangene Unterricht bestmöglichst fortgesetzt wird. „Durch häufige und regelmäßige Wiederholung der Besuche auf den verschiedenen Inseln," fährt der Bericht fort, „namentlich aber durch die

Jahr für Jahr wiederholte Uebersiedelung der gleichen Zöglinge nach Neuseeland und durch die Fortführung der möglichst centralgelegenen Winterschulen auf den Inseln, hoffen wir, die talentvollsten jungen Leute auf jeder Insel so weit heranzubilden, daß sie selbst in nicht ferner Zukunft die Lehrer ihres eigenen Volkes werden können. Freilich vermögen wir noch keine Frucht dieser Art aufzuweisen; aber es befinden sich gegenwärtig (1862) mehrere junge Leute bei uns [in der Anstalt auf Neuseeland], für die wir große Hoffnungen hegen. Sie sind mehrere Sommer nach einander mit Freuden zu uns wiedergekommen, und etliche von ihnen haben ihre Heimat sogar während der Wintermonate verlassen, um die Winterschule auf irgend einer benachbarten Insel besuchen zu können. Daß es ihnen ein wahrer Ernst ist, haben wir allen Grund zu glauben, und daß aus ihnen tüchtige Lehrer werden können, darüber ist kein Zweifel, wenigstens was ihre Fähigkeiten und Kenntnisse betrifft; aber wir können noch nicht sagen, ob sie jede Prüfung, jedes Hinderniß, daß ihre eigenthümliche Stellung ihnen in den Weg legt, zu bestehen und zu überwinden im Stande sein werden. Unsere Erfahrungen sind noch zu kurz und unreif, als daß wir schon jetzt von Resultaten reden könnten. Doch scheint der ganze Plan, den wir bei dieser Mission beobachten, ein glückliches Gelingen zu verheißen.

„Um ein anschauliches Bild von der Art und Weise unseres Verfahrens zu geben, wollen wir kurz erwähnen, was auf einer Insel der Banks-Gruppe stattgefunden hat. Es ist die Zuckerhut-Insel (Sugarloaf Island) oder Mota, wie die Eingebornen sie nennen.

„Vor etwa neun Jahren segelte der Bischof von Neuseeland (Selwyn) aus der weiten Bucht von Espiritu Santo, jener größten Insel der Neuhebriden-Gruppe, um das Evangelium noch weiter nach Norden zu tragen. Bald glaubte er Land zu sehen, das am fernen Horizont aus dem Meer emportauchte. Auf den Seekarten, die er zu Rathe zog, war an dieser Stelle keine Insel verzeichnet, und doch war er überzeugt, daß er sich nicht getäuscht habe. Er ließ das Missionsschiff nach jener Richtung steuern, und Schritt für Schritt trat immer deutlicher die ganze Gruppe der Banks-Inseln vor seine Augen. In den neuesten Karten sind sie noch immer fast um einen ganzen Längengrad zu weit östlich von ihrer wirklichen geographischen Lage gezeichnet, und Santa Maria, die schönste und volkreichste unter ihnen, findet sich auf den Karten gar nicht. Als

das Fahrzeug mitten durch diese Gruppe, mit welcher der Bischof bis dahin noch in keinem Verkehr gestanden hatte, munter dahinfuhr, ward plötzlich das Wasser seicht, und gefährliche Korallenbänke wurden sichtbar; das Schiff mußte gewendet werden, und man war froh, aus diesen unbekannten Gewässern glücklich wieder in's offene Meer zu gelangen.

„Verschiedene Umstände verzögerten einen neuen Besuch dieser Inselgruppe bis zum Winter 1856. Bei dieser Gelegenheit kam das Missionsschiff vor der Insel Mota an, doch wurde keine Landung versucht. Der schmale Strand wimmelte von Wilden; wir zählten mehr als fünfzig Eingeborne, die um unser Boot her schwammen. Alle schienen freundlich zu sein, aber die Landung war schwierig und die Zahl der Eingebornen zu groß. Wir machten etlichen der um uns her Schwimmenden kleine Geschenke, kehrten dann zum Missionsschiff zurück und segelten ab. Im folgenden Jahr (1857), als wir wieder in diese Gewässer kamen, entdeckte der Bischof auf einer nicht fern von Mota liegenden Insel, Namens Vanua Lava, einen trefflichen Hafen. Dort warfen wir Anker. Etliche junge Eingeborne, deren Vertrauen wir durch kleine Geschenke gewonnen hatten, ließen sich bewegen, an Bord unseres Schiffes zu kommen. Nachdem wir dann die umliegenden Inseln besucht, segelten wir abermals ab. Im dritten Jahr aber kamen zwei junge Eingeborne mit uns und brachten den Winter in Lifu (Loyalty-Gruppe) zu, wo damals die Winterschule gehalten wurde.

„Als diese Jünglinge nach einigen Monaten wieder in ihre Heimat zurückkehrten, verbreitete sich das, was sie von uns erzählten, bald auf allen benachbarten Inseln, und nun kam uns überall volles und unbedingtes Vertrauen entgegen. Wir konnten hingehen, wo wir wollten, schliefen mitten unter den Eingebornen am Ufer, nahmen von da an jährlich etliche Schüler mit uns und lernten die Sprache. Seitdem sind von allen acht Inseln dieser Gruppe junge Leute bei uns in Neuseeland gewesen; wir haben zwei Winter auf Mota zugebracht; einer der beiden Jünglinge, die als die Ersten mit uns nach Lifu gegangen waren, ist jetzt der hoffnungsvollste Schüler in unserer melanesischen Erziehungsanstalt auf Neuseeland. Wir wollen nicht zu viel sagen, aber in den letzten drei Jahren durften wir große Veränderungen sehen. Niemand geht jetzt auf Mota mit Bogen und vergifteten Pfeilen umher, ohne welche doch noch vor kurzer Zeit

Keiner seine Hütte zu verlassen wagte. Leute, die bis vor zwei Jahren niemals ihre eigene kleine Insel durchwandert hatten, gehen jetzt furchtlos und ungehindert wohin es ihnen beliebt. Jünglinge aus sechs oder sieben verschiedenen Dörfern der Insel, ja sogar aus drei oder vier benachbarten Eilanden, lebten im letzten Winter zwei Monate alle zusammen in unserer Schule; so vollständig ist ihr gegenseitiges Mißtrauen aus ihren Herzen verschwunden. Unsern täglichen Morgen- und Abendandachten wohnten im Durchschnitt fünfzig oder sechzig Leute bei, und wenn sie auch sehr wenig von dem verstanden, was sie sahen und hörten, so war ihre Gegenwart doch ein Zeichen ihrer Wißbegierde, wie ihrer freundlichen Gesinnung gegen uns. Nicht ein Einziger hat sich roh oder unfreundlich gegen uns benommen. In der Zeit, da wir auf Mota verweilten, besuchten wir in unserem Boot alle Inseln dieser Gruppe, mit Ausnahme von zweien, die ziemlich weit (zehn Stunden von Mota) entlegen sind. Wir hatten auch diese zu besuchen gewünscht, aber Krankheiten, die unter uns ausbrachen, verhinderten die Ausführung.

„Alle diese Inseln wurden zuerst mit dem Missionsschiff besucht; aber bei solchen Gelegenheiten haben wir selten Zeit, lange am Ufer zu verweilen, wie es überhaupt bei solchen Erstlingsbesuchen nicht rathsam ist, den Strand zu verlassen und sich in's Innere zu wagen. Dagegen bei unsern Ausflügen mittelst des Boots haben wir Muße genug, uns unter den Eingebornen derjenigen Inseln näher umzusehen, mit denen wir bereits einigermaßen in Verkehr gekommen sind. So haben wir alle Inseln der Banks-Gruppe (eben jene zwei ausgenommen) durchwandert, viele Tage und Nächte unter den Leuten zugebracht und allezeit eine freundliche Behandlung von ihnen erfahren.

„Was auf Mota geschehen ist, könnte, wie wir glauben, auch in vielen andern Theilen Melanesiens geschehen. Es giebt Eilande in der Neuhebriden-Gruppe und im Solomon-Archipel, wo man uns wohl kennt, und wo wir mit den Eingebornen in ihrer Sprache zu reden im Stande sind. Der Einrichtung einer Winterschule unter ihnen, wie eine schon auf Mota besteht, scheint nichts im Wege zu stehen, als der Mangel an Geldmitteln und an Arbeitern. Der Plan ist auf zwanzig Inseln eben so leicht ausführbar, wie auf Mota, und der Erfolg müßte überall unter Gottes Segen ein glücklicher sein." —

Ehe wir nun die Anstalt auf Neuseeland kennen lernen, welche zur Aufnahme und Erziehung solcher melanesischen Jünglinge ge-

gründet worden ist, hören wir noch einige Worte aus einer Predigt, die der Missionsbischof Patteson bei einer festlichen Gelegenheit hielt. „Wenn wir," sagte er, „einen Rückblick werfen auf die paar letzten Jahre, so sind wir auf's tiefste ergriffen von dem Anblick der großen Veränderungen, die der Herr auf einzelnen Inseln gewirkt hat. Der Herr hat Großes gethan, und es ist ein Wunder vor unsern Augen. Wir wissen wohl, daß das, was bisher geschah, noch sehr wenig ist im Vergleich mit dem, was noch zu thun übrig ist; aber was der Herr wirklich gethan hat, das sind Thatsachen, die uns fast mit einem heiligen Schauer erfüllen."

„Was uns treibt," fährt der Bischof später fort, „zu diesen unglücklichen Insulanern zu eilen und ihnen das Wort von unserer Erlösung zu sagen, ist das christliche Erbarmen. Freilich müssen wir sie ein- oder zweimal wieder verlassen, ehe wir ihnen sagen können, was wir ihnen so gerne sagen möchten. Wir dürfen es nicht wagen, länger als einige kurze Minuten unter dem wilden bewaffneten Haufen, der auf dem weißen Korallenstrand versammelt ist, zu verweilen; wir haben ja durch Zeichen und Geschenke noch Keinen zu überreden vermocht, mit uns zu kommen. Aber endlich regt sich in irgend Einem unter dem Haufen ein geheimnißvoller Zug, der ihn zu uns treibt; er wagt es, uns nach dem Boot zu folgen. Er geht mit uns nach Neuseeland und lernt dort Gottes Wort; nach einigen Monaten kehrt er mit uns in seine Heimat zurück. Wie ganz anders ist es dann! Nun können wir mit seinen Landsleuten ein klein wenig reden, er aber kann mit fließender Beredsamkeit von dem zeugen, was er in der Schule gelernt hat. Ja wir können nun den Strand verlassen und Hand in Hand mit unserem jungen Schüler ohne Gefahr nach einem benachbarten Dorfe wandern; kein Speer wird mehr über uns geschwungen, kein Bogen gespannt, keine wilden Blicke sind mehr auf uns geheftet. Das ist die Erstlingsfrucht des ausgestreuten Samens. Der Herr wirkt leise und wunderbar, uns den Weg zu bereiten. Ein einziger Knabe, den uns Gott von einer neu aufgefundenen Insel schenkt, kann uns das Thor öffnen zu der Bekehrung von tausenden seiner Landsleute. Von diesem kleinen Knaben lernen wir die Sprache seines Volkes, um mit seinen Landsleuten reden zu können; er selbst redet günstig von uns; durch ihn wird Furcht und Argwohn beseitigt. Andere werden veranlaßt, sich an uns anzuschließen; seine eigenen Verwandten besonders werden uns

zugethan um der väterlichen Pflege willen, die wir ihrem Kinde zu Theil werden ließen. Auch unter anderen Stämmen, auch auf einer benachbarten Insel, zeigt sich ein bisher nie gefühltes Vertrauen gegen uns; sie stellen Vergleichungen an zwischen ihrem eigenen wilden und zügellosen Leben und dem friedlichen und geordneten Leben und Wirken der Fremdlinge. Neue Gedanken und Anschauungen durchziehen die Gemüther. Eine neue geistige Macht bricht sich unter ihnen Bahn. — Das ist's, was auf dem Wege, den wir eingeschlagen haben, durch Gottes Gnade geschehen kann und geschehen ist. Noch immer ist das Werk in seinen ersten Anfängen, aber der Herr wird nicht ruhen, bis auch auf den Inseln Melanesiens seine Liebe siegt." —

Doch es ist Zeit, daß wir uns zu der Bildungsanstalt auf Neuseeland wenden, in welcher die von den verschiedenen Inseln mitgebrachten Jünglinge erzogen werden. Bischof Patteson schreibt darüber an einen Freund: „Wir haben dieser schönen Anstalt den großartigen Namen St. Andreas Kollegium gegeben. Sie ist für die Zwecke, für die sie bestimmt ist, vortrefflich geeignet. Sie liegt gesund und schön auf trockenem Sandboden, einen Steinwurf vom Strand entfernt, wohlgeschützt vor den kalten Winden und in einer angemessenen Entfernung von der Stadt (Auckland). Miss Yonge hat uns 1000 Pf. Sterl. (Fr. 25,000) an die Kosten des Baues gegeben, und mittelst dieser Summe haben wir die große Halle, die Küche und die Vorrathskammern — alles in edlem Styl — bauen können. Diese Dame hat uns auch noch eine andere Summe geschenkt, mit der wir später eine Kapelle aus Stein zu bauen gedachten; für den Augenblick brauchen wir aber dieses Geld, um das neue Missionsschiff [das erste ist gestrandet] zu bezahlen. Hinter der Anstalt liegen unsere landwirthschaftlichen Gebäude samt den ausgedehnten Gütern, die dazu gehören.

„Doch laß uns in die große Halle treten. Die Zöglinge alle sind gerade zur Schule dort versammelt, und weil es schon spät in der Jahreszeit ist, so brennt ein lustiges Feuer im Kamin. Und was begegnet nun hier deinem Auge? Du erwartest wildaussehende, lärmende und ungeberdige Bursche? Nun allerdings, sie stammen von einem wilden Geschlecht; viele von ihnen haben Scenen mit angesehen und sind wohl auch selbst dabei thätig gewesen, worüber du schaudern würdest. Aber was siehst du nun? Da sitzen an vier Tischen die dreißig jungen Leute, von denen der jüngste etwa

neun oder zehn, der älteste vielleicht 24 Jahre alt ist. Einige sind mit Schreiben beschäftigt, — wir werden nachher sehen, was sie schreiben. Andere beantworten gerade allerlei Rechenexempel: ‘Wenn man 80 Pfund Yams für eine Hacke kauft, wie viele bekommt man für sieben Hacken? Vier Kokosnüsse für drei Fischhaken, wie viele für fünfzehn? ꝛc.’ Andere buchstabiren drauf los, freilich mühsam genug, und zwar an dem ersten kleinen Büchlein, das in ihrer eigenen Sprache gedruckt worden ist. Vor sieben Monaten noch trug kein einziger ihrer Landsleute einen Fetzen Tuch an sich, und jener fleißige, aber rauhborstige Bursche dort kann dir eine Reihe von Narben zeigen, die er vom Kriege davongetragen hat, und zwar vielleicht bei Gelegenheiten, wo er seine vier Frauen erbeutete oder gegen einen Feind sie beschützte. — Sieh’ auch ihren Lehrer an: er ist ein junger Mann von einer Insel, die 150 Stunden südlicher liegt, als die drei verschiedenen Eilande, von denen seine Schüler kommen. Er hat ihre Sprache ein wenig gelernt, und er ist der Verfasser des Büchleins, aus dem sie nun lesen lernen. Ich habe fast nichts daran geändert, als die Schreibweise, wobei ich zugleich einige neue Zeichen für die seltsamen Laute in ihrer Sprache einführte.

„Und wer ist jener ältliche Mann, der dort mit zwei Jünglingen und einem Mädchen am Tische sitzt? Es ist Wadrokal, unser ältester Schüler. Nun ist’s das zehnte Jahr, daß er von seiner Insel hieher gekommen ist, um sich unterrichten zu lassen, und jetzt ist er damit beschäftigt, seine junge Frau und zwei seiner Landsleute zu unterweisen. — Dort siehst du eine andere Abtheilung, die den Katechismus lernt, und ich darf wohl sagen, daß einige dieser Schüler den besten in einer englischen Sonntagsschule zu vergleichen sind. Es sind intelligente und strebsame Leute, und einige von ihnen werden zur Taufe vorbereitet. Wir unterrichten sie in der Geschichte des Alten Testaments nur so weit, als es zum Verständniß des Neuen nothwendig ist. Es ist aber höchst erfreulich und überrascht uns oft, wie leicht und richtig sie die biblischen Lehren und Geschichten fassen; dabei bleiben sie nicht bei den einzelnen Thatsachen mit ihrem Nachdenken stehen, sondern sie vergleichen dieselben unter einander und machen oft überraschende Fragen. Wir überzeugen uns täglich, daß es ihnen keineswegs an Intelligenz fehlt, und etliche sind wirklich helle und klare Köpfe.

„Kehren wir zurück zu denjenigen Knaben, die mit Schreiben

beschäftigt sind. Du siehst, sie haben keine Vorschrift vor sich liegen. Gestern ist ihnen die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus erzählt und erklärt worden, und nun schreiben sie heute ihre eigenen Gedanken darüber nieder. Dieser kleine Bursche da, Namens Pantutun, und jenes kleine Mädchen, Irotuvag, sind diesen Sommer zum ersten Mal bei uns in der Schule, und die Sprache, in der sie ihre Aufgabe schreiben, ist vor drei oder vier Jahren noch gar keine geschriebene Sprache gewesen. Ihr stilles geordnetes Wesen ist in die Augen fallend. Es sind höchst gelehrige liebenswürdige Kinder, wir alle hängen mit großer Liebe an ihnen. Freilich waren sie ganz anders, als wir sie zum ersten Mal kennen lernten. Jener junge Mensch dort kommt von der Insel Santa Maria. Er erzählte mir kürzlich, daß ich ihm vor etwa vier Jahren einen Fischhaken gegeben hätte, als Bischof Selwyn und ich am Strand seiner Insel, in Mitten von 300 Wilden stand, von denen er einer war. Es ist mir noch deutlich in der Erinnerung, wie damals der liebe Selwyn einem der Eingebornen den Bogen aus der Hand nahm, eine Linie im Sande zog und den Leuten bedeutete', daß keiner sie überschreiten dürfe. Da standen wir hart am Meere, das Boot etliche hundert Ellen von uns entfernt, während Selwyn diese dreihundert Wilden durch die bloße Würde seiner Person im Zaume hielt. Nun wird demnächst dieser junge Mensch in seine Heimat zurückkehren und seinen Landsleuten von dem erzählen, was er hier gesehen und gelernt hat.

„An den Abenden bietet unsere Schule den erfreulichsten Anblick dar. Wir haben nemlich die Einrichtung getroffen, daß jeden Abend ein Schüler der ersten Klasse sechs oder sieben der minder geförderten Schulkinder zu unterrichten hat. Es ist dieß eine treffliche Vorschule für sie; denn das große Ziel, daß wir vor Augen haben, ist ja kein anderes, als diese jungen Leute zu Lehrern heranzubilden. Wir sind alle erstaunt, sie in diesem Stück so tüchtig zu finden; es ist eine Lust zu sehen und zu hören, wie vortrefflich sie ihr Geschäft verstehen. Es ist kein bloßes Schwatzen über den vorliegenden Gegenstand, sondern ein wirkliches Katechisiren, Erklären und Ausfragen. Dieß ist eine der hoffnungsvollsten Erscheinungen.

„Laß uns nun ein wenig am Strand auf und nieder gehen, während diejenigen, welche die Woche haben, den Thee bereit machen. Jede Woche nemlich wählen wir eine gewisse Anzahl der jungen Leute aus, um abwechselnd sie das Kochen besorgen, Holz spalten,

Milch holen und andere Hausgeschäfte verrichten zu lassen. Wir halten unsere Mahlzeiten gemeinschaftlich, und du wirst wahrnehmen, wie sie so anständig ihre Plätze einnehmen, und Messer und Gabel zu handhaben wissen, als wenn sie ihr Leben lang daran wären gewöhnt gewesen. Sie sind große Freunde von Thee, besonders wenn reichlich Zucker darin ist. Da sie in den Ländern des Zuckerrohrs leben, so sind sie Freunde von allem Süßen. Zum Frühstück haben sie Thee mit Brot und Kartoffeln, eine gute Suppe zum Mittagessen, und am Abend wieder Thee mit Brot oder Reis. Bei kaltem Wetter, wie es gerade jetzt ist, geben wir ihnen Abends um acht Uhr, wenn die Abendschule vorüber ist, noch eine Tasse warme Chokolade und schicken sie dann zu Bette. Zwischen dem Thee und der Abendschule findet die Abendandacht statt. Wir singen ein Lied, sprechen das Glaubensbekenntniß und beten dann in verschiedenen Sprachen, je nach der Anzahl der Inseln, die in unserer Schule repräsentirt sind, — wenn wir anders die Sprachen zu reden verstehen. Diese Andachtsstunden gehören zu den wichtigsten Momenten unseres Werkes, und es ist ein wahrhaft seliges Ding, diese Kinder unser eigenes Sünden- und Glaubensbekenntniß aussprechen zu hören, jedes in seiner Sprache, und so eine Insel um die andere im Geist an uns vorüberziehen zu sehen. Zuletzt vereinigen wir uns Alle zu einem englischen Gebet." —

Ein ander Mal schildert der Bischof einzelne Erfahrungen, die er mit solchen Schülern gemacht. „Wie wird uns doch zu Muthe, wenn ein schwarzer Knabe, der auf unsern Knieen sitzt, zum ersten Mal uns sein Sündenbekenntniß in's Ohr flüstert und mit sichtbarer Traurigkeit davon redet, wie er seinen erst vor kurzem gefundenen Heiland heute durch dieß und das betrübt habe, oder wenn ein junger Mann — jetzt selbst ein christlicher Bruder — uns erzählt (wie das vor wenigen Tagen einer mir erzählt hat), wie er vor etwa acht Monaten in seiner Heimat ein Dorf habe bei Nacht überfallen sehen, und wie von mehr als vierzig Einwohnern nur ein einziger Mann mit dem Leben davon kam, während alle übrigen Männer unbarmherzig in ihren Hütten verbrannt, die Weiber ermordet und die Kindlein vor seinen Augen an den Steinen zerschmettert wurden. Ein Bericht dieser Art redet gewaltiger an unsere Herzen, als jede Predigt . . . ."

Wir sehen aus diesen Schilderungen, in wie hoffnungsvollem Gange diese melanesische Mission begriffen ist. Sie hat sich der

verlassensten und elendesten unter den Bewohnern der Südsee in herzlichem Erbarmen angenommen, und Der, der auf das Niedrige sieht, wird aus ihr reiche und gesegnete Früchte erwachsen lassen. „Es werden Dir danken, Herr, alle Inseln der Erde, wenn sie hören die Worte Deines Mundes, und singen auf den Wegen des Herrn, daß die Ehre des Herrn groß sei. Denn der Herr ist groß und siehet auf das Niedrige." Ps. 138.

Missions-Zeitung.

Westafrika.

Sierra Leone. — Aus dem im Jahr 1860 vorgenommenen amtlichen Census von Sierra Leone erfahren wir, daß die gesammte Bevölkerung in der Kolonie sich auf 41,624 Seelen beläuft. Sie vertheilt sich folgender Maßen:

Europäer	131
Befreite Afrikaner*)	15,782
In der Kolonie geboren	22,593
Eingeborne Fremde	1984
Kru-Leute	363
Westindier	164
Neuschottländer	69
Maronen	22
Amerikaner	50

Wir machen auf die kleine Anzahl von Europäern aufmerksam. Sie sind der unscheinbare Sauerteig, durch welchen die wunderbare sittliche und sociale Erneuerung der ganzen übrigen Bevölkerung bewirkt worden ist. Auch die rasche Zunahme der in der Kolonie Gebornen, die bereits an Zahl die befreiten Afrikaner übertreffen, ist ein bedeutungsvoller Zug. An dem Element der eingebornen Fremden erkennt man die wachsende Bedeutung, welche Sierra Leone als Mittelpunkt des Handels und der Civilisation in den Augen der umliegenden eingebornen Stämme gewonnen hat.

Der Census theilt die Bevölkerung auch nach Rang und Beschäftigung in folgender Weise ein:

Regierungsbeamte	274
Kaufleute, Handelsdiener	411
Kleinhändler ꝛc.	2123
Landleute, Arbeiter ꝛc.	13,383
Knechte, Dienstboten ꝛc.	1284
Fischer, Matrosen	1610
Handwerker	1792
Schulkinder	9286
Rest von kleinen Kindern, Kranken, Schwachen ꝛc.	7436

Bemerkenswerth ist hier, wie die Zahl der Regierungsbeamten die Gesammtzahl der Europäer übersteigt; man sieht daraus, daß die Eingebornen selbst immer häufiger in den Dienst der Regierung treten und mit solchen Aemtern betraut werden, bei denen Intelligenz und Zuverlässigkeit vorausgesetzt wird. Auch die Zahl der Schulkinder ist der Beachtung werth, wenn man sie mit der Gesammtzahl der Bevölkerung vergleicht. Der Gouverneur sagt in einem amtlichen Bericht vom 21. Juni 1861, daß gegenwärtig nicht weniger als 11,016 Kinder die Schule besuchen.

In religiöser und kirchlicher Beziehung vertheilt sich nach dem Census die Bevölkerung folgendermaaßen:

*) D. h. die den Sklavenschiffen entrissen und nach Sierra Leone gebracht wurden.

Bischöfliche	12,953
Wesleyaner	11,575
Afrikanische Methodisten	3,605
Lady Huntingdon's Verbindung	2,146
Baptisten	445
Presbyterianer	6
Römische Katholiken	60
Juden	9
Muhamedaner	1734
Heiden	3351

Es ist in die Augen fallend, wie sehr das christliche Element die einheimischen Religionen Afrika's — Islam und Heidenthum — überwiegt. Läßt man die verschiedenen kirchlichen Differenzen bei Seite, so steigt das christlich-protestantische Element auf die hohe Zahl von 30,731, während Muhamedaner und Heiden zusammen nur 5,085 oder ein Sechstheil zählen.

Das nördliche China.

Rückblick auf das Jahr 1862. — Der North China Herald bringt in den ersten Nummern von 1863 eine summarische Uebersicht der wichtigeren Ereignisse, welche in den nördlichen Provinzen des chinesischen Reichs im verflossenen Jahr eintraten und durch ihre politische, sociale oder kommerzielle Bedeutung die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Wir theilen daraus einige Züge mit, schicken aber gleich die Bemerkung voran, daß der Verfasser des Herald ein leidenschaftlicher Feind der Taipings ist und fast jedes seiner Blätter mit der Aufforderung zu ihrer Vernichtung füllt; auch tritt gegen die Interessen des britischen Handels jede andere Rücksicht in den Hintergrund.

„Es war ein Jahr des entschiedenen Fortschritts," sagt er in der Einleitung, „des Fortschritts in politischer, socialer und kommerzieller Beziehung. Am Hof zu Peking steht unsere Gesandtschaft auf dem freundschaftlichsten Fuße mit der neuen Regierung, während ein Jahr zuvor der damalige Regentschaftsrath den tödtlichsten Haß gegen die Ausländer hegte. In Taku [am Peiho], wo noch vor wenigen Jahren unsere Truppen mit den Waffen in der Hand die chinesischen Festungen eroberten, üben jetzt brittische Offiziere die Mandschusoldaten in der europäischen Waffenkunst ein. Wenn wir die Karte von China, von der Mündung des Jang-tse im Norden bis zu dem Hafen von Hankau im Süden, betrachten, so sehen wir da überall ausländische Niederlassungen festen Fuß fassen, glücklich emporblühen und die Wohlthaten europäischer Civilisation und eines rasch wachsenden Handels über diese vielversprechenden Gegenden verbreiten. Ueberall tritt es augenscheinlich zu Tage, daß der brittische Unternehmungsgeist während des verflossenen Jahres nach allen Seiten hin neues Leben geweckt hat, und es sind alle Anzeichen vorhanden, daß die europäische Bildung sich in China verbreiten wird, wie dieß bereits in seinem nahen Schwesterreich Indien geschehen ist."

Nach diesen einleitenden Bemerkungen geht der Herald auf die einzelnen Vorgänge näher ein.

1. „Unter den Ereignissen, welche das Jahr 1862 charakterisiren, nehmen die Kämpfe gegen die Taiping-Rebellen die erste Stelle ein. Wenn das Jahr reich an Hoffnungen für die künftige Wiedergeburt des vielgestaltigen chinesischen Reichs war, so ist es zugleich eine Zeit schwerer Trübsal für die Bewohner dieser nördlichen Provinzen (Kiangsu, Kiangsi, Tschi-kiang) gewesen, so daß die Geschichte dieses kurzen Zeitraums mehr oder weniger mit Blut bezeichnet ist. Und wie es immer in Revolutionszeiten der Fall ist, so hat auch hier das unschuldige und arbeitsame Volk am aller-

meisten gelitten, besonders in der Nachbarschaft von Nanking, Schanghai und Ningpo.

„So schrecklich haben Feuer und Schwert um Nanking her bis auf einen Umkreis von 30 bis 40 Stunden gewüthet, daß das Land zu einer wahren Wüste geworden ist, unbebaut und fast unbewohnt. In ihrer Tollheit haben diese unwissenden und kurzsichtigen Taipings sich recht eigentlich die Quellen ihrer Existenz abgegraben, indem sie eben die Gegenden verwüsteten, aus denen sie ihre Lebensbedürfnisse beziehen, ohne sich auf anderen Wegen Hülfsmittel verschaffen zu können, so daß sie manchmal mit der äußersten Hungersnoth zu kämpfen hatten.

„In Nanking, der sogenannten 'himmlischen Stadt des großen Friedens', hat das Haupt der Taipings, Hung-siu-tsenen, abermals ein Jahr lang regiert, und trotz des schrecklichen Elends, das in dieser Hauptstadt herrschte, halten doch seine Anhänger noch immer mit blindem Enthusiasmus an der Hoffnung fest, daß Gott ihre Sache rasch zum Siege führen werde. Auf der andern Seite beherrscht der Taipingkaiser sein Volk nicht nur mit einem eisernen Stab, sondern er befiehlt ihnen auch, vor ihm niederzufallen und ihn als eine Gottheit zu verehren. In früheren Jahren war dieß nicht der Fall; aber seit sein ehemaliger Lehrer, Missionar Roberts, Nanking verlassen hat (Jan. 1862), sind die Dinge schlimmer und schlimmer geworden. — Im Anfang dieser pseudochristlichen Bewegung handelten die Taipings dem Glauben gemäß, zu dem sie sich als einfache Gottesverehrer bekannten; als aber Siu-tsenen seine glänzendsten Hoffnungen übertroffen sah, und seine Landsleute sich haufenweise um die Fahne der Rebellion schaarten, da mengten sich Schritt für Schritt in das kleine Maaß von Christenthum, welches er sich angeeignet hatte, allerlei neue Glaubenslehren, namentlich der Glaube an seine eigene Gottheit und die seines verworfenen Sohnes. Und so machte er sich an's Werk und veröffentlichte eine Bibelübersetzung mit Anmerkungen (vergl. M. Mag. S. 166 ff.), worin er zu beweisen suchte, daß die heilige Schrift von ihm rede, als von dem Manne, der bestimmt sei, das himmlische Reich des allgemeinen Friedens aufzurichten.

„Das verflossene Jahr war fruchtbar an neuen Veröffentlichungen dieser verrückten Theologie, — Veröffentlichungen, die um ihrer anmaßenden Sprache willen lächerlich sein würden, wenn nicht jedem, der nicht an sie glaubt, die furchtbarsten Strafen gedroht wären. Man sagt, daß der unglückliche Abschreiber, der die Schriftstücke des Taipingfürsten in's Reine zu schreiben hatte, blos darum enthauptet worden sei, weil er aus Versehen ein falsches Schriftzeichen beim Namen des Siu-tsenen gebraucht habe.

„Es ist außer allem Zweifel, daß diese Selbstvergötterung des Oberhaupts die traurige Quelle aller der Entartung geworden ist, welche neuerdings unter den Taipings Platz gegriffen hat.

„Auch in Beziehung auf ihr äußeres Wohlergehen ist es im vorigen Jahr schlimmer und schlimmer bei den Taipings geworden, was in den Niederlagen und Unfällen, die ihre Armeen durch die Ausländer und durch disciplinirte Chinesen erlitten haben, sich zeigte. Als sie nemlich gewahr wurden, wie Nanking und die umliegenden reichen Gegenden unter ihrem Schreckensregiment darnieder lagen, wandten sich ihre Heeresmassen endlich gegen Schanghai und die dabei liegenden ausländischen Niederlassungen, die reichsten in China, und

suchten sie zu gewinnen. Und ihr Plan wäre gelungen, wenn nicht eben der rechte Mann (Admiral Hope) auf dem Platze gewesen wäre . . ."

Der Herald schildert nun ausführlich die angsthaften Tage der Erwartung, die militärischen Vorbereitungen und die verschiedenen Kämpfe, die gegen die Taipings statt fanden. Am 11. Jan. 1862 erschienen plötzlich die Heeresmassen der Rebellen in der Nachbarschaft von Schanghai, und „der Horizont war in einem Umkreis von zwei Stunden von dem Rauch der brennenden Dörfer bei Tag verdunkelt und bei Nacht von den Flammen erhellt, während die erschreckten Landbewohner in zahllosen Schaaren nach der Stadt flüchteten, um dort Schutz vor den erbarmungslosen Horden zu suchen." Sofort wurden theils in der Chinesenstadt Schanghai selbst, theils in der ausländischen Niederlassung die nöthigen Vertheidigungs-Maßregeln getroffen. Der Augenblick war um so gefahrdrohender, als in der Stadt und Niederlassung selbst eine Menge von Anhängern der Taipings sich befanden, namentlich Kantonesen, die in jedem Augenblick bereit waren, mit den Rebellen gemeinschaftliche Sache zu machen. Eine Zeitlang war die Gefahr so groß, daß man jeden Tag den vernichtenden Einbruch der Rebellen erwarten und sich auf's Schlimmste gefaßt machen mußte. Da fiel gegen Ende Januar so reichlicher Schnee, und zwar 58 Stunden lang, daß die Wege völlig ungangbar wurden und die Taipings genöthigt waren, sich nach den Städten zurückzuziehen, wo ihre Vorräthe aufgehäuft waren. Mittlerweile hatte sich eine kleine Truppenmacht, aus Engländern, Franzosen und disciplinirten Chinesen gebildet, die sich ihrerseits zum Angriff gegen die wiedererscheinenden Rebellen aufmachten. Der erste Sieg wurde im Februar, der zweite am ersten März erfochten, und nun begann ein regelmäßiger Feldzug gegen die Taipings, der unter abwechselndem Glück damit endigte, daß die Letzteren den Versuch aufgaben, Schanghai zu gewinnen, und den Rückzug nach Nanking antraten. Während dieser Kämpfe verlor die französisch-englische Truppenmacht theils durch Krankheiten, theils in den Gefechten eine nicht unbedeutende Zahl von Leuten; auch der amerikanische General Ward (Führer der disciplinirten Chinesen im Dienst des Kaisers) und der französische General Protet fielen. Jetzt scheint es dahin gekommen zu sein, daß die Taipings auf die Eroberung Schanghai's verzichtet haben, und daß sie die von den Engländern festgestellte Grenzlinie, die sie nicht überschreiten sollen — ein Umkreis von zehn Stunden um Schanghai — zu respektiren anfangen.

2. „Die Beziehungen der ausländischen Gesandtschaften zu dem Prinzen Kong und dem Regentschaftsrath in Peking sind im Lauf des Jahres die günstigsten gewesen. Während früher die gehässigste Ausschließungspolitik gegen das Ausland herrschend gewesen, darf jetzt der Ausländer frei und ungehindert alle Theile des Reichs durchreisen und sich niederlassen, wo es ihm beliebt." Auch scheint Prinz Kong und der Regentschaftsrath nicht selten sich bei den ausländischen Gesandtschaften Raths zu erholen über die zweckmäßigsten Regierungsmaßregeln. (Der Herald verschweigt übrigens, daß der brittische Gesandte in Peking noch bis auf den heutigen Tag den evangelischen Missionaren die Niederlassung in der Hauptstadt verweigert, während die katholische Mission offen und ungehindert den größten Pomp entfaltet und mit großer Anmaßung auftritt).

3. Der tiefste Krebsschaden China's ist

die Bestechlichkeit und Habsucht der ganzen Beamtenwelt. „Die heutigen chinesischen Regierungsbeamten haben nur dem Namen nach einen Gehalt, wie denn auch Prinz Kong nur ein fixes Einkommen von 600 Dollars hat; es ist aber allen Mandarinen von Amtswegen gestattet, sich selbst das 'Nöthige' vom Volke zu verschaffen, so gut es gehen mag. Wie große Uebel daraus nach allen Seiten hin entspringen, ist nicht schwer zu verstehen. Prinz Kong ist zwar eifrig bemüht, dieser allgemeinen Korruption entgegen zu arbeiten; allein wie soll da geholfen werden, wo das ganze Volk von der gleichen Krankheit angefressen ist!" Uebrigens ist es ein erfreulicher Zug, daß durch ein kaiserliches Edikt alle „friedlichen" Einwohner der Provinzen Kiangsu, Ngan-hwui und Tschi-kiang, die von den Rebellen überflutet sind, aller Steuern an Geld und Getreide enthoben wurden.

4. Der Herald kommt nun, nachdem er verschiedene andere Dinge erwähnt hat, die von geringerer Bedeutung sind, auf einen Gegenstand zu sprechen, der unsere lebhafteste Aufmerksamkeit verdient. „Unter den heilsamen Reformen," sagt er, „welche von der Regentschaft eingeleitet wurden, war auch das Verbot des Opiumgenusses unter denjenigen Gelehrten und Regierungsbeamten, die in unmittelbarem Dienst der Regierung in Peking stehen. In einem Erlaß (April 1862) werden die leiblichen und geistigen Uebel auseinander gesetzt, die aus einem unmäßigen Opiumgenuß entspringen; die Regierung habe schon viele tüchtige und intelligente Beamte in Folge dieses Lasters verloren. Wer dieses Gebot übertrete, verfalle der strengsten Strafe." — Nachdem also die Engländer um des schnödesten Gewinns willen die kaiserliche Regierung gezwungen haben, den Opiumhandel für legitim zu erklären, blieb der letzteren nichts mehr übrig, als wenigstens das Hausrecht geltend zu machen und im eigenen Palast und bei den Hofbeamten den Opiumgenuß zu verbieten. Je rührender dieser Zug ist, desto empörender ist die sichtliche Befriedigung, mit welcher der Herald gleich darauf

5. von der Prosperität des Opium-handels redet, der, trotz der Beunruhigung des Landes durch die Rebellen, den erfreulichsten Aufschwung genommen habe. Er kann sich — recht im Gegensatz gegen jenes Opiumverbot am kaiserlichen Hofe zu Peking — nicht genug freuen über den glänzenden Gang dieses schmutzigen Geschäfts. „Der Opiumhandel," sagt er, „hat im Jahr 1862 einen größeren Aufschwung genommen und glücklichere Resultate geliefert, als jemals zuvor. Nicht bloß hat der Opiumverbrauch zugenommen, auch die Preise sind bis auf 630 Taels (fast so viel wie Dollar) per Kiste gestiegen, — eine Höhe, die kaum je erreicht wurde. Während ferner im Jahr 1861 nur 21,648 Kisten eingeführt wurden, so stieg 1862 die Einfuhr auf 30,142 Kisten. Zwar wurde im verflossenen Jahr der Handel in diesem Artikel durch die Rebellen vielfach gestört, und namentlich wurden die eingebornen Zwischenhändler verhindert, die Waare weiter in's Innere zu befördern. Nachdem aber durch die alliirten Streitkräfte glücklich die Umgegend von Schanghai von den Taipings gesäubert war, kehrte bei den Zwischenhändlern das Vertrauen zurück, und der Opiumhandel nahm einen glänzenderen Aufschwung als zuvor. Dazu kommt, daß die Eröffnung einer regelmäßigen Dampfschifffahrt auf dem Jang-tse-kiang den Verkehr mit dem Innern wesentlich erleichtert und der Einfuhr des Opium einen neuen Vortheil gebracht hat. Früher haben die Chinesen in den nördlichen

Märkten nur solches Opium verbraucht, das im Lande selbst producirt wurde, nur daß sie etwa ein klein wenig des ausländischen Produkts darunter mischten; jetzt aber hat die inländische Opiumfabrikation fast ganz aufzuhören angefangen, und man zieht es vor, die vom Ausland eingeführte Waare zu verbrauchen. Der Markt schloß am Ende des Jahres so lebhaft, daß noch glänzendere Aussichten für das Jahr 1863 sich zu eröffnen scheinen." — Pfui über diesen Schmutz!

Nachdem dann noch weiter von dem glücklichen Fortgang des übrigen Ein- und Ausfuhrhandels mit Selbstzufriedenheit geredet worden, schließt der Herald seine Rückblicke mit der Hoffnung, daß das neu erschienene Jahr die völlige Vernichtung der Taipings herbeiführen, die Beziehungen des Auslands zu dem korrumpirten kaiserlichen Hofe zu Peking noch fester und inniger machen, den Aufschwung des Handels noch glänzender fördern und den Wohlstand China's allgemein machen werde. Daß aber das Evangelium allein es sei, das den Schaden China's gründlich zu heilen vermöchte, davon hat der Herald keine Vorstellung.

Central-Asien.

Die Mission der Brüdergemeinde im Himalaya. — Der Friend of India giebt in einem Leitartikel (12. Febr. 1863) folgenden schönen Bericht über das Werk der Brüdermissionen in Central-Asien: — „Weit entlegen in Mitten der Schneefelder des Himalaya und hart an der Grenze von Tübet liegt ein kleiner Ort Namens Kyelang. Zu der Zeit, als Nana Sahib unsere Frauen und Kinder in Khanpur schlachtete, als Havelock unter namenlosen Beschwerden gegen Lacknau vorrückte und unsere Armee fruchtlos vor Delhi lagerte, kauften drei deutsche Missionare, fest überzeugt von der Fortdauer unserer Herrschaft in Indien, ein Stück steinigten Bodens von einem Mongolen und bauten auf demselben ein Missionshaus. Beseelt von demselben Glauben, der zweien andern ihrer Brüder den Muth gab, ihr Leben auf einer ausschließlich für Aussätzige bestimmten Insel Südafrika's (der Robben-Insel) zuzubringen, — der wieder andere nach den Eisfeldern Grönlands führte, um dort jahrelang sich in scheinbar fruchtloser Arbeit zu verzehren, — der noch andere nach der Wolga trieb, um von Sarepta aus die Kalmücken für das Christenthum zu gewinnen, — von eben diesem Glauben beseelt fiengen diese wackeren Brüder an, gegen den Buddhismus Central-Asiens einen Angriff zu wagen, und zwar unter Umständen, die auch den Muthigsten wohl hätten verzagt machen können. Die Erzählung von dieser Mission ist eine der rührendsten in der Geschichte der Civilisation, — jener Civilisation, mit welcher England den Osten zu befruchten bemüht ist . . .

„Die mährischen Brüder sind von jeher darauf aus gewesen, den turanischen Stämmen, welche die Wüsten von der Wolga und dem Amur an bis zum Indus und Jang-tse-kiang bewohnen, das Evangelium zu bringen. Sie begannen ihre Angriffe gegen das Heidenthum dieser Nomaden von der Wolga aus. Gerade vor einem Jahrhundert gründeten sie eine Niederlassung zu Sarepta am eben genannten Strom, 150 Werst von Astrachan; aber es dauerte 50 Jahre, ehe es ihnen gelang, auf die Kalmücken und Kirgisen einen Eindruck zu machen. Im Jahr 1812 übersetzten sie die Bibel ins Kalmückische, und der oberste Lama der Mongolen sandte ihnen nicht weniger als 550 Pf. Sterl., um die Kosten einer Bibelüber-

setzung ins Mongolische zu decken. Allein die übrige Priesterschaft ward aufgeregt, und die junge kleine Christengemeinde wurde genöthigt, auf einer kleinen Insel in der Wolga Zuflucht zu suchen; die griechische Kirche aber legte die Hand auf die Neubekehrten, und die Brüdermissionare wurden aus Rußland vertrieben. Verhindert im Norden, fiengen sie nun ihr Werk im Süden an, indem sie die Einverleibung des Pandschab ins brittische Territorium zur Gründung einer Mission benützten. Im Jahr 1853 landeten die Brüder Pagell und Heide in Kalkutta und begaben sich sofort nach Kotgarh hinter Simla, wo die kirchliche Missionsgesellschaft eine Mission hat. Hier widmeten sie sich dem Studium des Tübetanischen und Mongolischen. Ein Lama (Buddhisten-Priester) war ihr Lehrer, die Wanderstämme der Setledschthales und die Reisenden auf der großen Straße, die von Hindustan nach Tübet führt, waren ihre gelegentlichen Zuhörer. Nach 15monatlichem Studium (Ende März 1855) beschlossen die beiden Brüder, ihr Missionswerk zu beginnen. Während der Schnee noch tief auf den Bergen lag und die Pässe fast ungangbar waren, brachen sie nordwärts nach Ladak auf und besuchten alle Buddhistenklöster, die am Wege lagen. Ueber den Rotang-Paß, 13,000 Fuß über dem Meer, giengen sie zu Fuß, und nur bei dem Para-latscha-Paß, der das brittische Gebiet Lahoul von Ladak trennt, bedienten sie sich der Träger. In Lih, der Hauptstadt, trennten sie sich, und Pagell reiste nordöstlich nach der chinesischen Grenze. Bis dahin hatte ihnen unsere Regierung jeden Beistand zu Theil werden lassen, und selbst Golab Sing, der Herrscher von Kaschmir, hatte sie bereitwillig in Ladak unterstützt; allein die ewig eifersüchtigen Tataren (Chinesen) trieben Pagell zurück, indem sie ihm alle Lebensmittel verweigerten. Durch Hunger zur Umkehr genöthigt, vereinigte er sich wiederum mit seinem Kollegen, und nun beschlossen sie, ihre Mission in der Provinz Lahoul unter englischem Schutz zu gründen. Im Sommer 1856 machten sie den Anfang. Eben hatten sie 50 große Fichten, die ihnen vom Regierungskommissär geschenkt worden, niedergehauen und dadurch einen freien Platz, etwa 300 Fuß über dem Baghakluß gelegen, gewonnen, als der Winter einbrach und sie, die Obdachlosen, nach Kotgarh zurücktrieb. Hier jedoch schloß ein Dritter, Bruder Jäschke, sich an sie an, dessen ungewöhnliches Sprachtalent ihnen bald zu wesentlicher Förderung gereichte. Das Jahr 1857 fand sie in Kyelang emsig mit Bauen beschäftigt; zwei Jahre später (1859) besuchte Pagell Kalkutta, verehelichte sich dort und brachte zwei aus Europa gekommene Bräute für die beiden andern Brüder mit sich zurück. Die Mission war nun vollständig organisirt, und im verflossenen Jahr (1862) fand Lord William Hay und seine Reisegesellschaft daselbst ein freundliches christliches Heimwesen in Mitten der Alpenwelt von Lahoul. Dort wohnen sie hinter zwei Bergketten des Himalaya, abgeschnitten von allem Verkehr mit der civilisirten Welt, sechs Monate lang völlig eingeschneit, und von den Lebensmittelvorräthen abhängig, die sie jährlich einmal von Simla beziehen.

„Betrachten wir uns die kleine Brüderkolonie etwas näher. Wenn wir von Süden her über den Rotang-Paß dahin kommen, so überrascht uns das Hochthal von Lahoul durch sein ödes und unfruchtbares Aussehen; denn wir haben ja eben erst die fruchtbaren südlichen Abhänge der Rotang-Kette verlassen. Kommen wir aber von Norden her über Ladak und über den 16,000 Fuß hohen Bara-latscha-Paß nach

Kyelang, so lassen wir sandige Ebenen hinter uns, wo kein Gräslein sichtbar ist, und Lahoul erscheint uns dann mit seinen grünen Waiden und stattlichen Birkenwäldern als ein wahres Gosen. Obgleich nun die mittlere Höhe des Gebirgsthals nur wenig unter 10,000 Fuß über dem Meer ist, so ist doch die Bevölkerung von Lahoul eine ackerbautreibende. Sie ernten trefflichen Waizen, Gerste und andere Hülsenfrüchte auf den terrassenartigen Aeckern, die sie den Bergabhängen abgerungen haben; alle übrigen Lebensbedürfnisse aber beziehen sie von Kallu in Tausch gegen Holz und Borax. Die Häuser und Felder ziehen sich in Reihen über einander an den Felswänden hin, welche über tiefen Abgründen hängen. Daher kommt's, daß die Missionare, wenn sie predigen, ihre Zuhörerschaft auf den Dächern der anstoßenden Häuser versammeln müssen; denn es findet sich sonst kein ebener Platz im Dorf. Beim ersten Mal, da das Volk die frohe Botschaft in seiner eigenen Sprache vernahm, war Alles, Männer, Weiber und Kinder, auf den Dächern versammelt, — es war ein denkwürdiger Tag; abwesend waren nur die Lama's, welche gerade ihre Gebetsstunde hatten und von den Dorfleuten ohne weiters im Stiche gelassen wurden; denn die einfältigen Leute brauchten ja nicht nothwendig die Gebete der Lama's zu hören oder zu verstehen, da ja nach ihrem Glauben die Gebetsmühlen, die von Wind und Wasser getrieben werden, schon von selbst das nöthige Gebetswerk ausrichten.

„Anfangs standen die Lama's den Missionaren hülfreich zur Seite, in der Meinung, diese studierten ihren Dialekt und ihren Glauben nur um seines inneren Werthes willen; aber nun sind sie das Haupthinderniß der Bekehrung des Volkes geworden. Pagell's Lehrer war höchlich entrüstet, as er entdeckte, daß seines Schülers Hauptaugenmerk auf die Verbreitung des Christenthums abziele; aber sein monatlicher Gehalt war doch stärker als sein Gewissen, und er begnügte sich damit, daß er die tübetanischen Dienstboten und Arbeiter der Missionare in ihrem heidnischen Aberglauben bestärkte. Der geistliche Hochmuth der Lama's ist eben so groß, als ihre Vorstellungen über den Weg zur Seligkeit verkehrt sind. Bei einer Gelegenheit hörte ein Lama dem Br. Pagell zu, wie er eben über die Bergpredigt eine Ansprache hielt; da steckte er dem Missionar ein Blatt Papier in die Hand, worauf geschrieben stand: 'Du willst Andern den Weg zeigen und kennst ihn selber nicht. Laß ab von solchen nutzlosen Worten.' Kurz darauf traf er Pagell allein und sprach zu ihm mit einer Miene gnädiger Herablassung: 'Uebe Tugend und verlaß die Sünde!' Was für eine Art von Tugend aber es ist, die sie üben, um zur Seligkeit zu gelangen, das zeigte sich in höchst naiver Weise in einem der Klöster zu Kanam in der Provinz Spitti, wo sich eine nicht unbedeutende Bibliothek von 300 Bänden befindet, von denen jeder etwa 500 Folioblätter umfaßt. Dort wohnt nun ein Lama, der sich selbst die Penitenz auferlegt hat, alle jene Bände durchzulesen, um dadurch sich die Seligkeit zu verschaffen. Als Br. Heide ihn sah, war er bereits vier volle Jahre so beschäftigt gewesen, und nun hatte er noch etliche 80 dicke Bände durchzuarbeiten.

„Der erste Schritt der Missionare war nun, alle ihre Hindu-Arbeiter zu entlassen und sie mit Tübetanern zu ersetzen, obschon dieß mit viel Unbequemlichkeiten für sie selbst verbunden war, indem die letzteren mit aller Art von Dienstleistungen gänzlich unbekannt waren. Sie fühlten jedoch, daß die Gegenwart der Hindu's einen schädlichen Einfluß übe auf die Leute um sie her, die

bei allen ihren Fehlern doch wenigstens frei von Falschheit und Lügenhaftigkeit und im Allgemeinen ungewöhnlich ehrlich und gerade sind. Zugleich erkannten sie die Nothwendigkeit, irgend eine Art von Druckerpresse zur Hand zu haben, um Bücher im Tübetanischen drucken zu können. Zu dem Ende unternahm Pagell im Jahr 1858 eine Reise nach Simla, um eine lithographische Presse zu kaufen und die Druckerkunst zu erlernen. Im Januar 1859 druckte er auf derselben eine Uebersetzung von Barths biblischen Geschichten, welche Br. Jäschke ausgefertigt hatte; dann folgte der Druck eines ersten Lesebüchleins mit einfachen Abbildungen, ebenso eine Uebersetzung der Apostelgeschichte mit einer Kartenskizze, und ein Kalender. Im Winter 1860 auf 61 begann Br. Heide mit Hülfe dieser Elementarbüchlein eine Knabenschule. Das war freilich eine Aufgabe, die viel Glauben und Geduld erforderte. Das Lernen überhaupt ist für diese Leute etwas so Neues, daß sie weder Lust noch Fähigkeit dazu zu besitzen scheinen, und deßwegen waren die Fortschritte überaus langsam. Zu diesen Uebelständen kam noch, daß die Schule während der Sommermonate ganz geschlossen werden mußte, indem die Knaben zu dieser Zeit auf dem Feld beschäftigt waren. Der Schulbesuch ist nie höher als auf 15 Knaben gestiegen, und im April sank die Zahl bis auf drei herunter. Eine andere Schwierigkeit ergab sich aus dem Umstand, daß der Dialekt, den man dort redet, noch kein geschriebener und von der tübetanischen Schriftsprache wesentlich verschieden ist. Mit der Schule ist eine Industrie-Abtheilung verbunden, worin im letzten Jahr 10 Knaben und 22 Mädchen mit Weben von grobem Tuch, mit der Bereitung von Pappendeckel und mit Strumpfstricken beschäftigt waren, — die zwei ersteren Artikel zu ihrem eigenen Gebrauch, der letztere zum Verkauf an besuchende Europäer.

„Der Glaubensmuth dieser Brüder ist groß, und ihre Arbeiten sind für die Verbreitung der Civilisation und Literatur von großem Werth. Das erste tübetanische Wörterbuch (von Schröder) ist im Jahr 1826 auf der Serampor-Presse gedruckt worden; ein tübetanisch-englisches Wörterbuch von einem Ungarn erschien 1834 in Kalkutta. Vor der Errichtung der lithographischen Presse zu Kyelang aber wurden sonst nur noch in Petersburg mongolische Bücher gedruckt. Möge das Licht, das in jenem kleinen Leuchtthurm zu Kyelang mitten in den Schneefeldern des Himalaya angezündet ist und so helle brennt, bald die Finsterniß Central-Asiens mit seinen Strahlen durchdringen und erleuchten!“

Missionsliteratur.

Die Waffen des Lichts. Ein christliches Lebensbild von Agnes Gräfin Schwerin. Zwei Bände. Leipzig, Verlag von Ernst Bredt.

Daß die moderne Novellistik sich nicht blos christlicher Stoffe überhaupt bemächtigen werde, wie dieß schon durch Jung-Stilling und Hannah More, Miss Grace Kennedy ꝛc., dann neuerdings durch Mrs. Sewell, Wetherell und bei uns durch Wildenhahn und viele Andere geschehen ist, sondern daß sie auch aus der Mission ihr Material schöpfen werde,

war nicht schwer vorauszusehen. Sie mag dazu ein gewisses Recht haben, gerade wie die Malerei oder die Musik gleichfalls christliche Stoffe zum Gegenstand ihrer idealen Darstellungen zu machen berechtigt ist; doch bleibt immer etwas Unzulängliches in einem „christlichen Roman", indem durch die Vermengung von Wahrheit und Dichtung ein Drittes entsteht, dem wir keinen rechten Namen zu geben vermögen. Ob christliche Romane geeignet sind, die evangelische Wahrheit dem menschlichen Herzen schmackhafter zu machen, oder ob sie nicht vielmehr den Geschmack verwöhnen und dem ernsten, nüchternen und gesunden Wahrheitssinn schädlich seien, ist die Frage. Unsere verwöhnte und überreizte Zeit scheint doch eher des Ernstes der nüchternen Wirklichkeiten zu bedürfen, als immer neuer Reizmittel der Phantasie.

Die edle Gräfin Schwerin hat übrigens in den zwei Bändchen, denen sie den Titel „Waffen des Lichts" gegeben, freimüthig und entschieden sich zur evangelischen Heilslehre bekannt und von derselben kein Jota preisgegeben. Der ganze Ton, der durch die Erzählung geht, ist ein biblisch-gläubiger und evangelisch-ernster. Die Tendenz der Schrift liegt von Anfang an klar zu Tage. Unsre christliche Jugend soll dadurch gereizt werden, den Kampf, den ganzen, vollen und ernsten Kampf mit der Welt siegreich in Kraft des Glaubens zu bestehen und zugleich in Kraft desselben Glaubens in irgend einem Kreise christlicher Thätigkeit sich treu dem Dienste der Brüder zu weihen. Dieser Gedanke wird in der Erzählung mit Sicherheit durchgeführt. Einem strebsamen Jüngling, dem Helden der ganzen Erzählung, der durch einen würdigen Geistlichen zur Erkenntniß der Wahrheit geführt und bekehrt worden, tritt zuerst in seinem Vater, einem eben so geistlosen als hochmüthigen Gelehrten, eine Versuchung entgegen, die er mit den Waffen des Lichts zu überwinden hat, während ihm die fromme Mutter hülfreich zur Seite steht. Er soll aber nun in größerem Maaßstab die Welt und ihre Lust siegreich bekämpfen lernen, anderntheils ein Feld künftiger Wirksamkeit suchen, wo er dem Herrn und seinen Mitbrüdern im Segen zu dienen vermöchte. Zu dem Ende muß er zu einem in Hamburg wohnenden Oheim, einem reichen und bis an die Lippen in Welteitelkeit versunkenen Lebemann, zu Besuch reisen, um dort seine jugendliche Hand in Gebrauch der Waffen des Lichts zu versuchen. Auf der andern Seite trifft er schon im Eisenbahnwagen einestheils mit einem heimgekehrten Heidenmissionar, anderntheils mit einem durch Trübsal für das Evangelium empfänglich gewordenen Israeliten und seinem Sohne zusammen, wodurch ihm der Blick

bereits auf zwei Thätigkeiten im Reiche Gottes, die Heidenmission und die Judenmission, eröffnet wird. In Hamburg selbst wird er mit einem würdigen Gliede der Brüdergemeinde, ebenso mit den trefflichen Anstalten im Rauhen Hause bekannt: abermals zwei neu sich vor ihm eröffnende Arbeitsgebiete. Indem sich nun der junge Mann auf der einen Seite dem geistleeren Treiben in des Oheims Hause gegenüber sieht, auf der andern aber verschiedene Wege zu künftiger Thätigkeit sich vor ihm aufthun, gelangt er endlich durch die verschiedenen kunstreichen Kombinationen der Erzählung zur Selbstentscheidung für die Heidenmission, obgleich ihm in mannigfaltigster Weise auch auf dem Gebiete der innern Mission, sowie der Judenmission, bereits glückliche Erfolge seiner Liebesarbeit gelungen waren. Die Spitze aber seiner glücklichen und sichern Führung der Waffen des Lichts wird dargestellt in seinem Verhältniß zu einer Jungfrau, welcher er selbst ein Führer aus dem geistlichen Tod zum göttlichen Leben ward. Es entspinnt sich in beiden Herzen ein zartes, obwohl nie ausgesprochenes Verhältniß, und da der junge Mann am Ende in die Mission faktisch eintritt, so scheint einer glücklichen Verbindung zwischen Beiden nichts mehr im Wege zu stehen; allein die Idee, daß der Missionsberuf (bei ihm selbst wenigstens) sich nicht mit einer Verehlichung vertrage, läßt den jungen Missionar den letzten Sieg, und zugleich auch den schwersten, — den der vollständigen Trennung von dem geliebten Wesen — erringen. Die Verfasserin läßt aber das falsche Licht, das dadurch auf die Erfordernisse der evangelischen Mission zu fallen scheint, dadurch wieder ausgeglichen werden, daß ein treuer Mitarbeiter des jungen Missionars, ohne Gefährde und Nachtheil für den Beruf, sich verehlicht. Die heilige Schrift und ihr gemäß auch die evangelische Kirche hält daran fest, daß der Missionsberuf und das ehliche Leben sich nach göttlicher Ordnung wohl mit einander vertrage und nicht eines das andere ausschließen dürfe; auch hat die praktische Erfahrung hundertfach den Beweis geliefert, daß die Missionsfrauen zu den wichtigsten und gesegnetsten Elementen in der Missionsarbeit gehören. Gleichwohl wäre es gewiß von nicht geringem Segen, wenn auf jedem Missionsgebiet immer eine Anzahl solcher Missionare vorhanden wäre, die gleich dem Helden des vorliegenden Romans mit den Waffen des Lichts die natürliche Liebe überwinden und als freie, durch keine irdische Bande gehinderte Streiter ihr Werk zu treiben vermöchten.

Was die Form des Buches betrifft, so ist sie reich an kunstreichen Kombinationen, überraschenden Wendungen und lebendigen Schilderungen; doch dürfte an frischer Bewegung und dramatischer Handlung das erste Bändchen dem zweiten ziemlich überlegen sein. Zu bedauern ist nur die wunderliche Punktuation, die zuweilen das leichte und schnelle Verständniß der Sätze etwas erschwert.

Die drei Buddha's in China.

Rosette Schrumpf.

Erste Abtheilung.

(Mitgetheilt von Dr. H. Gundert in Calw.)

Woher unser Herr seine Leute nimmt, ist für alle diejenigen, welche Freude haben am Werk seiner Hände, eine Frage von eben so großer Wichtigkeit als die, zu was allem er sie verwendet. Haben wir neulich im Leben des edlen Lacroix die Spur eines Mannes verfolgt, der auf der Grenze französischen und deutschen Lebens heranwuchs, um nachher in holländischer und englischer Umgebung den Heiden das Evangelium zu verkündigen, so stellt sich dem nun nicht unwürdig an die Seite das Bild einer Missionsfrau, welche ähnliche Verhältnisse durchlief, aber freilich viel schneller das Ziel ihres Laufs erreichte. Es ist dieß die Gattin des Pariser Missionars Schrumpf, die ihr Leben großentheils selbst beschrieben hat.*) Sie hatte diese Blätter zunächst für ihre eigenen Kinder und ihre übrige zahlreiche Familie bestimmt, in deren Kreis sie geliebt und innig verehrt war. Daher mag es auch sich erklären, daß sie so offen und unverhüllt über Alles sich ausspricht, was ihr im Leben begegnet ist, und öfters Urtheile über Personen und Sachen hier niedergelegt, die wie es scheint nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Welche Gesichtspunkte aber auch den Herausgeber dieser Autobiographie geleitet haben mögen, wir sind ihm aufrichtigen Dank schuldig für das unverhüllte Bild, das er vor uns hinstellt. Es ist lehrreich auch in den Zügen, die wir vielleicht anders wün-

*) Autobiographie de Mme. Rosette Schrumpf, née Vorster, Missionaire au Sud de l'Afrique. Strasbourg 1862. Zu haben (à Fr. 1. 25) bei Herrn C. Schrumpf, 278, Schiltigheim bei Straßburg, sowie im Dépôt des livres religieux, vieux-Marché aux Poissons, 30.

schen mögen. Jedenfalls ist die ganze, volle und rückhaltslose Hingebung an den heiligen Beruf, zu dem diese Frau sich von Gott erwählt wußte, so erhebend und köstlich, zumal in unsrer Zeit, wo so wenig ganze Charaktere sich finden, daß wir uns herzlich freuen, ein solches Bild unsern Lesern vorführen zu können.

Wir lassen ihre Jugenderlebnisse und ihre ersten Erfahrungen auf dem südafrikanischen Missionsgebiet sie selbst erzählen, zumal da die Art und Weise ihrer Erzählung selber wieder ein ungewöhnlich durchsichtiges Bild ihres Wesens zu geben geeignet ist.

---

1. Die Zeit der Jugend.

„Geboren wurde ich," schreibt sie, „am 3. April 1815 auf einem reizenden Landgut am Ufer des Rheins. Mein Vater, C. F. Vorster, war seiner Zeit einer der angesehensten Fabrikanten Rheinpreußens. Meine Mutter, geb. von Perrot, hatte jung geheiratet und die schweizerische Heimat verlassen, um dem Manne zu folgen, der ihr Herz gewonnen hatte. Sie war in der Brüdergemeinde erzogen und dann in das Treiben der großen Welt hinein geworfen worden, aus dem ihr unbefriedigter Geist sich nach Ruhe und Einsamkeit sehnte. Mit Freuden sah sie es, als ihr Gatte drei Jahre nach ihrer Verheiratung beschloß, sich nach Hamborn, einem frühern Kloster bei Düsseldorf, zurückzuziehen. Er betrieb daselbst mehrere Papierfabriken, während meine Mutter die Armen und Kranken besuchte, deren sie sich mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt annahm. Endlich schenkte ihr der Herr einen Sohn, das Ziel all ihrer Wünsche und Hoffnungen, und diesem Sohne folgten bald nach einander sieben andere nicht weniger geliebte Kinder. Unsre theuern Eltern ließen sich unsre Erziehung aufs zärtlichste angelegen sein. Ich war die Zweite ihrer kleinen Familie und hatte mein achtes Jahr noch nicht erreicht, als ein Hauslehrer für meinen Bruder und mich berufen wurde — ein Mann, der alles Zutrauen verdiente. Es war eine schöne Zeit! Von Vater und Mutter auf den Händen getragen, sah ich Nichts auf der Welt als sie. Ihnen zu gefallen war mein einziges Bestreben. Ich liebte Gott, weil sie ihn liebten; ich fürchtete ihm zu mißfallen, weil ich eben damit meinen Eltern mißfallen hätte; ich betete viel, denn meine Mutter hatte mir gesagt, Gott erhöre die Gebete der Kinder, so war ich der Erhörung gewiß.

„Als ich elf Jahre alt war, betrachtete mich meine Mutter ganz als ihre Freundin. Ich war ungewöhnlich frühreif, sowohl dem Leib als auch der Seele nach. Neun Stunden des Tages nahmen meine Studien ein; dann half ich der Mutter, arbeitete für die Armen, las auch oder lernte schöne Gedichte auswendig. Alle Spiele langweilten mich; viel lieber war ich mit Mama allein. Sie theilte all ihre Lectüre mit mir, Bücher, die mich begeisterten, die aber keineswegs für mich paßten. Oft blieben wir Nachts bis ein Uhr auf, um irgend einen anziehenden Roman zu lesen.

„Nun entschloß sich mein Vater, Hamborn zu verlassen und sich nach Marburg zu begeben, um in jener Universitätsstadt die Bildung seiner Söhne zu vollenden. Dieser Entschluß kostete ihn große Ueberwindung; doch hielt er ihn für nothwendig, da er den Gedanken nicht ertragen konnte, einen Sohn aus dem elterlichen Haus in das gefahrvolle Universitätsleben übergehen zu lassen. Nach manchen Widerwärtigkeiten gelang es ihm die Güter an seine Vetter zu verpachten, welche sich bisher als rechtschaffene Männer erwiesen hatten. Allein von jener Stunde an wurde mein armer Vater düster und nachdenklich, verbrachte oft ganze Tage, ohne ein Wort zu sprechen, während er doch fortfuhr mich mit Liebkosungen und Zeichen seiner Anhänglichkeit zu überhäufen. Wohl erinnere ich mich noch, wie er mich eines Tages in sein Studirzimmer rief, an sein Herz drückte und zu mir sagte: 'Da, meine theure Rosette, nimm die Kette, die mir deine Mutter am Tage unsrer Hochzeit um den Hals legte; hier ist auch die Stecknadel, die sie mir am gleichen Tage bescheerte. Ich wünsche, daß du diese beiden Stücke zum Andenken an mich trageſt, denn ich brauche sie nicht mehr.' — 'Warum, mein Vater?' fragte ich, und hatte Mühe, meine Thränen zurückzudrängen. — 'Das wirst du bald sehen, mein Kind,' antwortete er mit einem Seufzer. Während dieser Zeit seiner Schwermuth pflegte er Abends um zehn Uhr zu Bette zu gehen, dann winkte er mir, ihm zu folgen. Ohne Bedauern ließ ich mein Buch liegen und gieng auf mein Zimmer; denn bald darauf rief er mir wieder: 'Komm, mein Kind!' Dann kniete ich an seinem Bette und betete. In jenen unvergeßlichen Augenblicken legte mir Gott selbst die rechten Worte in den Mund. Ich fühlte, daß der, den ich mehr als mein Leben liebte, krank sei und vor Allem an der Seele leide, daß alle die leeren menschlichen Tröstungen hier nichts ausrichten und nur Eines ihm wohlthue, nämlich Gottes Wort.

„Von jener Zeit an benützte ich alle Freistunden dazu, Bibelsprüche auswendig zu lernen; ehe ich aber darangieng, warf ich mich auf meine Kniee mit der Bitte, Gott selbst möge mir diejenigen Stellen zeigen, die den meisten Eindruck auf meinen Vater machen könnten; wenn ich betete, suchte ich mich möglichst an Bibelausdrücke zu halten. Dann konnte mich mein Vater segnen, als sei ich ihm von Gott beigesellt, um ihn himmelwärts zu leiten; er konnte mich seinen 'tröstenden Engel' nennen und ausrufen, wie glücklich er sei, ein solches Kind zu besitzen. — Armer Vater! was war ich doch, und was bin ich noch jetzt! Aber der Herr hat sich mir geoffenbart und mich aus der Finsterniß ins Licht, aus dem Tode zum Leben geführt.

„Meine Mutter reiste bald mit meinen Geschwistern nach Marburg, um dort unsre neue Wohnung einzurichten, während ich mit drei jüngeren Schwestern bei meinem theuern Vater zurückblieb. Er wurde immer düsterer und stiller. Morgens stand er schon gegen drei Uhr auf, gieng jedesmal an meinem Bett vorbei, über welches er sich niederbeugte und mich sanft auf die Stirne küßte; dann schlich er sich auf den Zehen hinaus, um mich nicht aufzuwecken. Aber ich hatte alles bemerkt; kaum war er hinaus, so stand ich auf und gieng in die Küche, um ihm eine Tasse Kaffee zu bereiten. Ganz glücklich, eine Gelegenheit zu haben, eintreten zu dürfen, öffnete ich leise die Thüre seines Kabinets und stellte ihm ohne ein Wort sein Frühstück auf den Tisch. Ich konnte kaum den Blick von ihm wenden, denn ich ahnte, er werde nicht mehr lange bei uns sein. 'Was machst du schon hier?' fragte er mich. — 'Papa, ich kann dich nicht so allein lassen, du bist so traurig.' — 'Ja, ich bin traurig; komm und tröste mich, mein Kind.' — Dann nahm ich die Bibel und las ihm vor; nach und nach glättete sich seine Stirne und seine Augen füllten sich mit Thränen, während er mit mir über das Gelesene sprach. Zuweilen sagte ich ihm auch eines unsrer schönen deutschen Lieder von Neander oder Lampe. Doch genug von dem armen Vater; in zwei Monaten hatte er ausgekämpft.

„Bald folgten wir der lieben Mutter nach Marburg. Dort legte sich mein Vater, um nicht wieder aufzustehen. Während der vierzehn Tage, die er im Bett zubrachte, beschäftigte er sich stets mit seinen Angelegenheiten und diktirte mir Briefe, die ich in die Geschäftsbücher abschreiben und absenden mußte. Noch am Tage seines Todes schrieb ich sieben Briefe, welche er überlas und eigenhändig siegelte. Die

tiefgebeugte Mutter pflegte seiner mit aller erdenklichen Sorgfalt. 'Meine Freundin, fürchte nichts, ich werde dich noch nicht verlassen,' sagte er zu ihr. Es war elf Uhr Nachts, mein Vater schien ruhiger, und Mama überredete mich ein wenig auszuruhen. Nachdem ich den theuern Kranken, der zu schlafen schien, das letzte Mal geküßt hatte, begab ich mich auf mein Zimmer.

„Das war bereits der Todesschlaf! Nach einer halben Stunde stürzte Mama in mein Zimmer herein und rief: 'Er ist todt!' — 'Wer?' fragte ich: so neu war mir der Gedanke. — 'Dein Vater ist todt!' wiederholte sie und schloß mich zitternd und jammernd in die Arme. Ich mag nicht von unserm Schmerz reden. Ohne eine Thräne, ohne einen Seufzer stand ich neben der Leiche des liebsten Vaters. Meine Seele kannte noch nicht die unendliche Liebe des Vaters, der mir im Himmel blieb. Ich sah die Verzweiflung meiner armen Mutter. Sie war allein; sie bedurfte einer Stütze. Ich entschloß mich, von nun an allein für sie und unsre Familie zu leben. Gott stärkte mich und half mir, das Nöthige zu besorgen, obgleich ich noch keine zwölf Jahre alt war. Meinem Vater hatte es in der letzten Zeit Vergnügen gemacht, mich einen Blick in seine geschäftlichen Angelegenheiten werfen zu lassen; so wurde es mir nach seinem Abschied nicht allzu schwer, mit einiger Mühe und Ausdauer die Geschäfte zu berichtigen, die er nicht mehr ganz hatte ordnen können.

„Um jene Zeit machten wir schmerzliche Erfahrungen. Mehrere von denen, welche sich zu meines Vaters Lebzeiten unsre Freunde genannt und sich bedeutende Dienste hatten leisten lassen, wandten uns den Rücken, sobald nichts mehr zu gewinnen war, ja betrogen uns in jeder Weise. Die Richter waren auch nicht immer so gerecht, wie Wittwen und Waisen es bedürfen, daher wir ansehnliche Geldsummen verloren, welche bei uns einlaufen sollten, während von unsrer Seite die pünklichste Bezahlung gefordert wurde, so daß die arme Mutter sich oft ängstete und mit Thränen fragte: 'Was soll noch aus mir und meinen Kindern werden?'

„Doch wenn Gott uns einerseits prüfte, so trocknete er auch wieder die Thränen und ließ uns fühlen, daß Er über uns wachte. Die Familie meiner Mutter nahm Theil an unserm Unglück und that mehr für uns, als wir je hätten erwarten können. Ich widmete die meiste Zeit des Tages meinen zwei jüngsten Schwestern, die gerade nöthig hatten, daß ein treues Auge in ihren Kinderherzen

die ersten Eindrücke bewache, die oft so mächtig auf das spätere Leben einwirken. Auch hatte ich viel zu arbeiten, um die Kleider alle in gutem Stand zu erhalten; ich überwachte die Haushaltung und war überglücklich, wenn meine arme Mutter mich Abends an ihre Brust drückte und mit ihrem Lob überschüttete. Einen ziemlichen Theil der Nacht verwandte ich auf meine eigene Ausbildung; ich wiederholte alles was ich in den Tagen unseres Wohlstandes mit meinem Lehrer gelernt hatte. Besonders zog mich die Weltgeschichte an; ich las sie mit Interesse und Vergnügen und machte mir Auszüge vom Wichtigsten. Die Romane wurden bei Seite gelegt; ich erlaubte mir nie mehr welche zu lesen.

„Schon vom vierten oder fünften Jahre an hatte mich Ein großer entzückender Gedanke beseelt, den ich nur laut werden ließ, wenn Mama recht zufrieden mit mir war und ich von Niemand sonst belauscht werden konnte. Es war der Herzenswunsch, mich einmal der Mission zu weihen, zu den Heiden zu gehen und ihnen von dem großen Gott zu erzählen, den ich schon zu lieben glaubte.

„Umsonst suchte die gute Mutter diesen Gedanken zu bekämpfen oder ihn als kindischen Einfall zu beseitigen, indem sie bald mit Sanftmuth, bald mit Strenge mich versicherte, daß sie mir nie erlauben würde, diesen Plan auszuführen. Dieser Wunsch, vom Herrn geweckt, wurzelte tief im Herzensgrund. Er zog sich durch meine Kindheit, durch meine ganze Jugend, und obschon ich ihn mit Macht bekämpfte, da ich fühlte, wie nöthig ich schon jetzt der Familie sei, wie nöthiger ich ihr vielleicht noch werde, konnte ich ihn doch nur ins Innerste meiner Seele zurückdrängen, wo er nimmer sterben sollte.

„Als ich vierzehn Jahre alt war, verließ ich mit einer Schwester das elterliche Haus. Man schickte uns auf ein Jahr nach Frankfurt am Main, um dort bei Herrn Appia, dem Prediger der französischen Kirche, einem alten Freund unsrer Familie, unsern Taufbund zu erneuern. Eine Verwandte, die an den Bürgermeister der Stadt verheiratet war, hatte schon lange gewünscht, wir möchten diese Zeit in ihrem Hause verbringen. Mama, die von zartester Jugend auf mit ihr verbunden gewesen war, nahm die Einladung mit Freuden an und geleitete uns selbst zu dieser Tante, welche samt ihrem Gatten versprach, uns wie ihre eigenen Kinder zu behandeln.

„Sie hielt treulich Wort; dessenungeachtet fühlten wir uns selten recht daheim bei ihr. Ihr Leben war ein stürmisches gewesen, so

voll bitterer Prüfungen jeder Art, daß ihr Charakter nach und nach eine stoische Kälte angenommen hatte, die alle ihre Worte und Thaten durchdrang; für junge Leute hatte damit der tägliche Verkehr seinen schönsten Reiz verloren.

„Im Hause dieser Verwandten brachten also meine Schwester und ich eine längere Zeit zu. Unsre Tante wollte uns zu tüchtigen Hausfrauen bilden, die einmal im Stande wären, alle Geschäfte recht zu leiten; deßhalb verlangte sie von uns, daß wir z. B. an dem Waschtag schon um drei oder vier Uhr Morgens aufstehen und mit den Wäscherinnen, die oft die gemeinsten Reden führten, waschen sollten. Wie seufzten wir im Stillen, während wir mit den wunden Händen arbeiteten. Eine Jede von uns hatte ein ausführliches Verzeichniß von allen Pflichten, die den Tag und die Woche über zu erfüllen waren. Wenn wir davon das Geringste übersahen, folgten die unangenehmsten Auftritte. Ich erinnere mich, wie meine Tante mir einst auftrug, meiner Schwester, die wegen eines unbedeutenden Unwohlseins im Bette lag, jede Stunde eine Tasse Thee zu bringen. Da ich an jenem Tag mit Geschäften überladen war, hatte ich ihr bis elf Uhr nur zwei Mal den Thee in den obern Stock hinauftragen können. Wie meine Tante mich eintreten sah, gab sie mir, statt aller Verweise, eine solche Ohrfeige, daß mir das Blut aus Nase und Lippen floß. Solche Behandlung machte mich wüthend. Nie erwiederte ich ein Wort; aber das arme Herz murrte gegen Gott und Menschen. Aergerlich sagte ich zu mir selbst: 'Erfülle ich denn meine Pflichten nicht so gut als ich kann? Ich stehe ja oft vor Tagesanbruch auf, um dem leisesten Wunsche meiner Tante zuvorzukommen; wiederum bekämpfe ich den Schlaf bis zwei Uhr Morgens, um ihr einen kleinen Dienst zu verrichten; alle meine Lehrer sind mit mir zufrieden; was soll ich auch noch weiter thun?'

„Ach! ich war noch sehr arm, elend und jämmerlich. Oft weinte ich bitterlich, aber ohne mich zu dem Heiland zu wenden, der allein die beladne Seele trösten kann. Ich war fünfzehn Jahre alt. Meine Familie hatte bestimmt, wir sollten mit den andern Konfirmanden an Pfingsten unsern Taufbund erneuern. Herr Appia ließ mich rufen; als ich mit ihm allein auf seinem Studirzimmer war, sagte er: 'Rosette, ich kann dich dieses Jahr nicht zum heiligen Abendmahl zulassen. Frage nicht nach dem Grunde; ich kann dir weiter nichts sagen, als daß der Herr mir zeigt, du solltest noch ein Jahr warten.'

„Ich war betroffen und bestürzt. 'Was?' rief ich endlich, 'und was habe ich denn gethan, daß Sie so reden? Was haben Sie mir vorzuwerfen? Sie müssen doch einen Grund haben, so zu handeln!' — 'Nein, mein Kind,' antwortete der theure Pastor, 'aber deine Seele ist noch nicht reif, um in die Gemeinde Christi aufgenommen zu werden.'

„Ich gieng tief verwundet hinweg! In einem geradezu unbeschreiblichen Zustand warf ich mich aufs Bett, seufzte einmal über das andere, schluchzte und überließ mich meiner Verzweiflung. Wie war ich so elend! Meine Eigenliebe war getroffen: was wird man davon sagen, hieß es an Einem fort. Acht Monate vergiengen wie das erste Jahr; ich besuchte den Religionsunterricht, lernte meine Sprüche, schrieb die verlangten Aufsätze, bis eines Tages Herr Appia darauf zu sprechen kam, was Christus als Mittler für uns gethan habe. Nachdem er uns eindringlich bewiesen hatte, daß wir Alle Sünder seien, zeigte er uns, daß wir, um Gottes Gerechtigkeit zu befriedigen, Alle den Tod hätten erleiden sollen; darauf sprach er von Christus, und was Er gethan habe, um uns vom Fluch, der auf uns ruhte, zu retten. Ich weiß nicht, wie mir ward. Diese Wahrheiten hatte ich oft gelesen und gehört, aber mit einem Male erschienen sie mir in einem ganz neuen Licht. 'Ja,' sagte ich mir, 'ich habe Gott auf tausenderlei Weise beleidigt und habe den Tod verdient. Jesus Christus ist für jene edeln Seelen gestorben, die eines solchen Opfers würdig sind, aber nicht für eine so schnöde, elende Kreatur, wie ich bin.' Ach welch schreckliche Zeit verlebte ich nun, da ich die Größe meiner Sünden fühlte und mich alle Tage mehr überzeugte, daß es mir unmöglich sei, das zu erfüllen, was Gott von mir verlangt. Ich betete Tag und Nacht, aber ohne Frieden zu finden. Meine Gesundheit litt darunter dergestalt, daß man mehrere Aerzte zu Rath zog; diese aber stimmten alle darin überein, meine Krankheit sitze im Gemüth und nicht im Leibe, weßhalb man mir rieth, ins Theater zu gehen und mich durch Spaziergänge und dergleichen zu zerstreuen. Endlich erbarmte sich der Herr über mich und nannte mich Sein. Nach und nach konnte ich Christum meinen Heiland nennen, konnte ihm für seine Wohlthat danken und meine Wünsche ihm vortragen. Als ich mich zum ersten Male dem heiligen Tische nahte, sagte ich zu mir selbst: 'Von heute an sind mir alle meine Sünden vergeben; Christus hat mich gewaschen; rein und ohne Runzel stehe ich vor

ihm; so will ich denn in seinen Fußstapfen wandeln, ihm Schritt für Schritt nachgehen und heilig werden, wie Er heilig ist.' Es war gut gemeint, aber wie wenig kannte ich noch mich selbst!

„Zwei Jahre waren verflossen, meine Mutter kam, um uns abzuholen. So Vieles wir auch in Frankfurt auszustehen gehabt hatten, fiel es uns doch recht schwer, die Stadt zu verlassen, wo wir Beide den Herrn kennen gelernt hatten. Das Wort des Heils war reichlich verkündigt worden, wir hatten auch mehrere Kinder Gottes kennen gelernt. Ich fürchtete, mit dem Verlassen dieser Stadt und dem Aufhören der gesegneten Gottesdienste auch meinen Glauben zu verlieren. Marburg, wo ich meine frühere Beschäftigung wieder aufnahm, war damals, in christlicher Beziehung, beinahe todt zu nennen. Die rationalistischen Prediger verkündigten ihre eigene Weisheit und stellten das Licht des Evangeliums unter den Scheffel. Da ich zuweilen mit ihnen zusammentraf, sagte ich ihnen offen meine Ansicht über diesen Punkt; sie ließen sich darauf ein wie auf jede andere Unterhaltung, und nannten mich etwa zum Schluß ein phantastisches Gemüth oder einen exaltirten Kopf.

„Auch meine arme Mutter konnte sich nicht enthalten, mir beständig Vorwürfe zu machen. Früher war sie mir Alles gewesen, nun hatte Christus mein Herz erfüllt. 'Du liebst mich gar nicht mehr,' konnte sie sagen; 'was ist aus den Zeiten geworden, da du mir so oft erklärtest: selbst der Himmel wäre dir nichts ohne mich.' — Und wenn ich ihr dann meine damalige Blindheit erklärte oder erzählte, was Jesus für mich gethan, so antwortete sie: 'Das Alles habe ich dich von der Wiege an gelehrt; wie kommts denn, daß es dir jetzt als etwas Neues erscheint? Ich wiederhole es, deine Einbildungen betrügen dich. Nein, du bist nicht so herabgewürdigt, bist nicht das sündige Geschöpf, für das du dich ausgiebst. Ich habe dir ja das Leben gegeben, ich habe dich erzogen und weiß besser als irgend Jemand, was du gewesen bist. Nie, nie hast du mir irgend Noth gemacht, nie hatte ich dir etwas vorzuwerfen, im Gegentheil.' Und damit zählte sie mir eine Menge Züge aus meiner Kindheit auf, die sie damals erfreut hatten, und die nur aus einem edlen Herzen kommen könnten. Derartige Auftritte wiederholten sich oft. Ich besaß nicht den feinen Takt, den ein Christ erst im Weiterschreiten auf dem Glaubensweg erlangt, und ließ mich daher unaufhörlich mit Mama auf ernstliche Verhandlungen ein über die Pflichten, die uns

als theuer Erkauften obliegen, über die Hoffnung, die wir in Christo haben dürfen. Solche Unterredungen endigten immer auf eine wenig erfreuliche Weise, indem die Mutter fand, ich stelle mich über sie, und es zieme sich nicht für eine Tochter, sich über ihre Eltern hinaufzusetzen und sie belehren zu wollen.

„Bald fühlte ich, es sei Zeit, das Dach zu verlassen, unter dem so manche theure Seele wohnte, der ich vielleicht durch einfache Fürbitte und fleißige Korrespondenz mehr nützen könnte, als durch meine Gegenwart.

„Um jene Zeit verheiratete sich die jüngste Schwester meiner Mutter, die Wittwe eines treuen Mannes, der uns ein Vater gewesen war, an einen Herrn D. von Genf. Vorher brachte sie einige Zeit bei uns zu. Sie war meine Pathin und hatte mir immer herzliche Liebe erwiesen; aber jetzt erst lernte ich sie wirklich kennen. Mein armes Herz verlangte nach einer Freundin; ich öffnete ihr mein Innerstes, sie verstand mich und versprach, mir zur Ausführung meiner Pläne behülflich zu sein. Noch mehr; von jener Stunde an ward meine Tante die Freundin meines Herzens und der treue Engel, den der Herr in seiner Güte mir zugesellte, um mich in der Prüfung zu trösten und zu stärken.

„Ich war nun bald neunzehn Jahre alt. Meine Tante hatte ich gebeten, mir in der französischen Schweiz eine Stelle als Unterlehrerin zu verschaffen, damit ich mich noch in verschiedenen nothwendigen Fächern vervollkommnen könne; und nun erhielt ich von ihr einen Brief, der mich, meinem Wunsche gemäß, in eines der ersten Institute Genfs einlud. Meine arme Mutter war außer sich vor Schmerz, als sie vernahm, daß ich entschlossen sei, mich dem Lehrfach zu widmen. 'Ach!' rief sie, 'muß es noch so weit mit mir kommen! Besser wäre es am Ende, seine Kinder zu verlieren, als sein Vermögen, welches doch das einzige Mittel ist, sie alle um sich zu behalten!' Da half mein Trösten nichts; zitternd geleitete sie mich am bestimmten Morgen um zwei Uhr an den Postwagen. Ihr Herz war zerrissen, und schon der Gedanke, daß ich, die bisher nicht den kleinsten Spaziergang ohne Begleitung gemacht hatte, nun ganz allein eine Reise von mehr als hundert Stunden unternehme, war ihr unerträglich. Ich meinestheils betete; ich war tief betrübt, aber ruhig, denn ich wußte, daß es der Wille Gottes war.

„Nach einer ziemlich ermüdenden, aber im Ganzen recht glück-

lichen Reise kam ich in Genf an, wo ich meine zweite Mutter wieder fand. Die treue Tante führte mich selbst in meine Stelle ein und stellte die Bedingung, daß ich jeden Donnerstag bei ihr zubringen dürfe. Das waren wahre Ruhetage und gesegnete Stunden für mich, da ich mit Tante Karoline unsre höchsten Anliegen besprechen konnte. Gewöhnlich bezog sich unsre Unterhaltung auf das Glaubensleben, manchmal lasen wir auch zusammen ein lehrreiches Buch. Im Institut fühlte ich mich glücklich; die Vorsteherinnen liebten und schätzten mich weit über mein Verdienst. Doch das dauerte nicht lange.

„Noch war kein Jahr verflossen, als meine Mutter einen Brief um den andern schrieb. Zuerst suchte man mir ihren Inhalt zu verbergen. Aber endlich wandte Mama sich an mich selbst mit dem Verlangen, ich möchte Alles verlassen und mich ihren Wünschen unterziehen. Die Sache konnte kein Geheimniß mehr bleiben, es handelte sich um eine Heirat. Ein gewisser Geistlicher hatte mich einst, ohne mein Wissen, in Marburg gesehen, hatte mich von einem Freunde loben hören und bat die Mutter um meine Hand. Ich weiß nicht, welchen besondern Reiz die Briefe des Mannes für meine Mutter hatten. Er kam sie zu besuchen, las mehrere meiner Briefe an Mama und drang in sie, mich sobald als möglich nach Hause zu berufen. Mama war, wie sie mir später gestand, von der hohen Frömmigkeit des jungen Mannes so eingenommen, daß sie ihm meine Heimkehr versprach. Man denke sich meine Lage, als ich diese Neuigkeit hörte. Ich schrieb der Mutter, es sei mir unmöglich den einfachen Willen Gottes in diesem seltsamen Wege zu erkennen, und bat sie dringend, mich in dem Wirkungskreise zu lassen, in dem ich mich so glücklich fühle. Auch schloß ich an jenen Herrn einen Brief ein, in welchem ich ihn schwesterlich aufforderte, sich anderswo die ihm vom Herrn zugedachte Gattin zu suchen, da ich mich für den Augenblick gebunden fühle und zugleich entschieden wünsche, mich einst der Mission zu weihen.

„Das alles blieb jedoch fruchtlos: ich mußte abreisen. Meine Tante, mein Onkel, sowie die edle Vorsteherin des Instituts, die mein ganzes Zutrauen gewonnen hatte, alle sagten mir, ich müsse gehen, um nicht den Fluch meiner Mutter auf mich zu laden. Ich reiste ab, begleitet von Tante Marianne, der zweiten Schwester meiner Mutter, die trotz ihres vorgerückten Alters mich in dieser schwierigen Lage nicht allein lassen wollte. Aber der Herr war bei mir

und half mir durch. Ja, großer Gott, du bist getreu! In den schwersten Stunden hast du mich nicht allein gelassen. Ich durfte dich nur fragen: Was soll ich thun? und du hast deiner Magd auf eine solche Weise geantwortet, daß alle Furcht verschwand.

„Bei meinem Oheim in Mannheim fand das Zusammentreffen statt. Dahin machte gewöhnlich meine Familie ihren Herbstausflug. Auch jener Herr fand sich ein. Als ich ihn in das Hofthor der Mühlau, so hieß meines Oheims Gut, eintreten sah, betete ich. Ich war allein zu Hause, die Andern waren alle spazieren gegangen. Die Magd kündigte den Gast an und ich hieß ihn eintreten. 'Mein Herr,' sagte ich zu ihm, 'Sie haben ohne Zweifel meinen Brief erhalten. Ich bin heute noch derselben Ansicht wie damals und habe mich nur aus Gehorsam gegen meine Mutter hieher begeben.' Doch ich will nichts weiter davon sagen, meine Feder sträubt sich, die Sachen bekannt zu machen, die der Herr allein ganz weiß. Sein Wille lag nicht in dieser Richtung, er hatte andre Absichten mit mir. Die Verbindung zerschlug sich und mein Herz dankt Gott dafür. Damals sah ich es als eine Sünde an, mich an einen Menschen zu hängen, da ich fühlte, daß Jesus allein in meinem Herzen regieren sollte.

„Nachdem ich acht Monate bei meiner Mutter zugebracht hatte, reiste ich freiwillig wieder ab und zwar nach Valence. Das unthätige Leben im Kreise meiner Familie, wo ich nicht nach meinem Geschmacke mich richten, d. h. christliche Brüder sehen, die Armen besuchen, pflegen und unterrichten, weltlichen Zerstreuungen wie Bälle, Gesellschaften u. s. w. meiden durfte, ließ eine schreckliche Oede in meiner Seele zurück. Ich hatte vernommen, daß eine Genfer Familie ein protestantisches Institut in Valence errichtet habe, in das etwa 30 protestantische Töchter der Stadt und Umgegend eingetreten seien, und daß eine Lehrerin zu ihrem Unterricht gesucht werde. Das sah wie ein Eintritt in den Missionsdienst aus. Ich reiste ab und legte 200 Stunden allein zurück; vielleicht hatte Gott mich in dieses umnachtete, katholische Land berufen, um dort durch seine Gnade einige Körnlein seines guten Samens auszusäen.

„Die Familie, bei der ich eintrat, schien nicht in allzugroßer Eintracht zu leben. Die 30 Zöglinge wurden mir völlig überlassen, was keine geringe Aufgabe war. Denn unter ihnen befanden sich mehrere von meinem Alter, die den Unterricht der Klöster genossen hatten. Ohne Hausgottesdienst aufgewachsen, hatten sie statt der

Religion nur einen unversöhnlichen Haß gegen die Katholiken, von denen sie bisher zweifelsohne mehr oder weniger unterdrückt worden waren. Die Unwissenheit und der Aberglaube, die damals dort herrschten, übersteigen alle Vorstellung. Zwar bedienten zwei protestantische Geistliche die kleine Heerde, die dem Glauben ihrer Väter treu geblieben war; aber was für Geistliche! Eines Tages wohnte ich einer Religionsstunde bei, die einer derselben einer Anzahl von jungen Leuten ertheilte; da hörte ich einen neunzehnjährigen Burschen, als er über die Person Jesu befragt wurde, antworten: 'Das ist der kleine gekreuzigte Mann, den man auf all den gemalten Bilderchen sieht, wie man sie zwei um einen Kreuzer kauft.' — 'Sehr gut, mein Sohn,' sagte der Geistliche und machte weiter.

„Da man in der Kirche nicht sang, bat ich die beiden Pastoren, diese schöne Sitte, die zu allen Zeiten bei den Gläubigen bestanden hat, auch hier einzuführen. Es wurde mir versprochen. Am folgenden Sonntag lagen zwei Psalmbücher auf dem Altar. Am Schluß des Gottesdienstes stimmten zwei alte Männer ein Lied an, aber dieses Duo mit seinen näselnden, widrigen Tönen konnte die Gemeinde nicht erbauen, und der Gesang wäre abermals unterblieben, wenn nicht meine Zöglinge denselben hinfort übernommen hätten.

„Dieses katholische Land liegt noch in tiefster Unwissenheit. Einige Male gieng ich in die katholische Kirche. Die herrliche Orgel und der wohlgepflegte Chorgesang erquickten mich; aber die anstößigen Reden der Priester empörten mein Innerstes. 'Geliebte Freunde,' konnten sie sagen, 'schon seit vierzehn Tagen haben wir keinen Kreuzer mehr von euch erhalten. Wenn ihr uns binnen acht Tagen nicht die und die Summe übermacht, so werden wir alle Gebete für euch einstellen.' Drei Mal wurde ich aus dem Gottesdienst hinausgejagt: 'Hinaus! hinaus! Die Unreinen haben keine Stätte unter den Heiligen!' — Eines Abends ergieng ich mich am Ufer der Rhone und bewunderte im Stillen die schönen Berge, die mit Reben bebauten Abhänge, die sprudelnden Quellen und lachenden Wiesen. Plötzlich unterbrach ein dumpfer Lärm meine Betrachtungen; bald erblickte ich eine Menschenmasse, die mit lautem Geschrei und Triumphgesängen eine kleine weiße Figur, das Bild der Jungfrau, begleitete. Neben mir sagte eine sanfte Stimme: 'Sieh da, mein Kind, das ist eine Hugenottin' (mit dem Finger auf mich deutend), 'eine Hexe, das sind schreckliche Leute.' — 'Ach was!' rief das kleine Mädchen ver-

wundert, 'sind es denn Menschen gerade wie wir? Ich meinte, sie sehen wie Thiere aus.' Im Vorbeigehen liebkoste ich das Kind und hörte noch, wie es, ängstlich an die Mutter sich anschmiegend, sagte: 'O nein, das kann ich nicht glauben. Dieses Fräulein ist nicht bös; gewiß betet sie auch die heilige Jungfrau an.'

„Der leichtsinnige Charakter meiner armen Schülerinnen gab mir beständig Ursache zum Beten. Wenn ich mit ihnen in der Bibel las oder mit ihnen betete, so hatte die eine ein Gesicht an die Wand zu zeichnen; eine andere spielte ihrer Nachbarin einen Possen; eine dritte lachte aus vollem Hals. Fast jedes Mal zog ich mich mit bekümmertem Herzen zurück, indem ich die armen Seelen Dem anbefahl, der allein den natürlichen Menschen umwandeln kann. Nach einem Aufenthalt von acht Monaten gefiel es endlich dem Herrn, das Herz einer meiner Schülerinnen zu rühren. Dieses junge Mädchen von hochmüthigem finsterm Charakter wurde plötzlich weich und liebevoll und fragte mich in großer Angst: 'Was muß ich thun, daß ich selig werde?' Ueberall hin folgte sie mir mit dem Wunsch, ich möchte mit ihr beten, mit ihr über das Eine Nothwendige sprechen; und als ich ihr eines Tages sagte, daß ich sie bald verlassen müsse, brach sie in einen Strom von Thränen aus und rief: 'Ach! wer wird dann mit mir beten!'

„Noch war ich kein Jahr in Valence gewesen, als ein Brief meiner Mutter anlangte, der ungefähr so lautete: 'Mein Kind, da du letztes Jahr meinem Befehl gehorchtest, erwarte ich heute die gleiche Folgsamkeit von dir. Ich lebe nicht mehr, seitdem ich dich so weit von mir entfernt weiß. Wenn du mir noch etwas Liebe bewahrt hast, wenn dir mein Leben theuer ist, so folge meinem Rath und gehe ohne Rückhalt auf meine Pläne ein, überzeugt, daß Gott selbst Alles dieß geordnet hat.' Beigeschlossen war der Brief eines reichen Elberfelder Banquiers, des Herrn von der Heyd. Er kenne mich zur Genüge durch meine Mutter und habe von ihr das Versprechen erhalten, daß ich seinen und seiner Gattin Wünschen entsprechen und die Erziehung seiner drei Töchter übernehmen werde, die er mir mit voller Zuversicht anvertraue. Ich hätte nur die Zeit zu bestimmen, und im Fall ich schon sonst versagt wäre, wolle er ein, auch zwei Jahre warten, bis ich in sein Haus eintreten könne; die Bedingungen möge ich selbst festsetzen.

„Bald kam ein zweiter und dritter Brief von Mama mit dem

Befehl, Valence zu verlassen und nach Elberfeld zu ziehen. Der Abschied fiel mir sehr schwer. Der Herr hatte dort ein Werk begonnen; er selbst war sichtlich bei mir gewesen; war auch der Gehalt spärlich, die Nahrung im Institut wenig zusagend, so hatte ich mich doch glücklich gefühlt, so in aller Stille im Weinberg meines Herrn arbeiten zu dürfen. Ich hatte diese Familie in ziemlicher Uneinigkeit getroffen. Der Mann war erbittert gegen seine Frau und schalt sie beständig in Gegenwart der zwei Söhne, die daher wenig Gehorsam und Ehrfurcht gegen die Eltern zeigten. Durch die Gnade Gottes war es mir gelungen, während meines Aufenthalts den häuslichen Frieden herzustellen. Als nun die guten Leutlein von meinem nahen Abschied hörten, drückten sie mir mit Thränen die Hand und versicherten mich, daß mit mir das Glück unter ihr Dach eingekehrt sei.

„Aber auch der Aufenthalt in Elberfeld, vom Frühjahr 1837 bis zum August 1839, sollte für mich und Andre überaus segensreich werden. Ich durfte da viel empfangen und auch Einiges geben. Frau v. d. H., eine schöne und hochverständige Dame, war eine theure Schwester in Christo. Ihr trefflicher Gatte erzeigte mir ununterbrochenes Zutrauen und wahre Hochachtung, was mir den süßen Genuß verschaffte, die Erziehung meiner neuen Schülerinnen mit voller Freiheit ganz nach meiner Ueberzeugung leiten zu dürfen. Wir bewohnten ein prächtiges Haus. Es war ein wahrer kleiner Palast, von italienischem Marmor erbaut, mit geschmackvollen Fresco-Malereien geschmückt und von einem reizenden englischen Garten umgeben. Meine lieben Kleinen, die ich besonders in der französischen Sprache, im Rechnen und Geschichte zu unterrichten hatte, sowie auch in verschiedenen Arbeiten, wurden bald sehr anhänglich an mich und erfreuten mein Herz durch ihren Gehorsam und ihre Fortschritte. Ich war dankbar für den heilsamen Einfluß, den ich auf diese jungen Seelen ausüben durfte; sie ließen sich so gerne zum Heiland führen, dessen Liebe mir das Herz einnahm. Nach den Lernstunden machten wir gewöhnlich schöne Spaziergänge, besuchten wackere Bauernfamilien am Rhein, größtentheils ernste Christen, oder durften wir uns der Armen und Kranken annehmen. Auch wurde ich mit ausgezeichneten Personen bekannt, so mit dem würdigen und beredten Pfarrer G. J. Krummacher und E. F. Sander, welche mir in ihrem Familienkreis vertraulichen Zutritt gewährten und mich durch ihre kräftigen, ächt evangelischen Predigten, sowie durch ihre geistreichen Gespräche

belebten. Zu jener Zeit stand eine ganze Reihe solcher Zeugen der Wahrheit im glücklichen Wupperthal. An Sonn- und Werktagen waren die Kirchen gedrängt voll. Wenn man Abends durch die Vorstädte ging, hörte man überall nur die ernsten Töne geistlicher Lieder oder brünstige Gebete aus den reinlichen weißen Häusern auf die Straße dringen.

„Aber ungeachtet all dieser geistlichen Genüsse, die mir zu Theil wurden, fühlte ich mich doch noch nicht vollkommen glücklich. Obschon das rege geistliche Leben, das mich umgab, mir im Innersten wohl that, so wurde ich doch oft eben dadurch niedergeschlagen und in neue Kämpfe geführt. Die Nachbarschaft Barmens mit seinem Missionshause, seinen öffentlichen Festen, seinen jährlichen Aussendungen von Boten des Evangeliums unter die Heidenvölker erweckte immer aufs Neue in mir den Missionsberuf, die herrschende Leidenschaft meines Lebens, die mich von Kindheit an beseelte und nun mehr als je von meinen nächsten Verwandten bekämpft wurde. Der Schmerz darüber, daß ich meine Kräfte in andern Bestrebungen verzehren mußte als im Ausüben des Berufes, zu welchem Gott selbst mich so mächtig zu rufen schien, wuchs in dem Maße, daß ich endlich gefährlich erkrankte. Umsonst bemühte ich mich, dem Rathe meines theuern Freundes, Pastors Krummacher, zu folgen, der mir immer wieder sagte: 'Wenn Gott will, daß Sie ihm in der Mission dienen, so wird er früher oder später Ihren Weg ebnen und Sie an das Ziel Ihrer Wünsche führen, darüber dürfen Sie sich völlig beruhigen.' Ich war es müde, gegen mich selbst und gegen die Umstände zu kämpfen und mich abzuarbeiten. Ein hitziges Fieber überfiel mich und brachte mich an den Rand des Grabes. Mehrere Wochen schwebte ich zwischen Tod und Leben, dem Leibe nach schmerzlich leidend, aber freudig im Geist, gehoben von dem lebendigen Gefühl der Gegenwart Gottes. Es hieß in mir: 'Wenn die Menschen mir verwehren wollen, dem Ruf des Meisters nach meinem Wunsch in dieser elenden Welt zu folgen, so wird er selbst mich nun heimholen in jene neue Erde, wo ein Jedes den Platz einnehmen wird, der ihm zugedacht ist. Dort ist lauter Harmonie und Seligkeit.' Doch lag es nicht im Plane Gottes, mich schon von der Welt abzurufen. Die göttliche Gnade wollte mich augenscheinlich noch länger erhalten, um sich in meiner großen Schwachheit als überaus mächtig zu erweisen. Einstweilen sollte das reine Gold des Glaubens, das in mir noch

mit so vielen Regungen des alten Menschen vermischt war, im Tiegel der Anfechtung geläutert werden. Allmählig kehrte ich zum Leben zurück, aber meine Genesung schritt sehr langsam voran. Meine ganze Konstitution schien gebrochen zu sein und die Kräfte wollten nicht zurückkehren, obschon ich mit meiner lieben Mutter längere Zeit das Bad Schwalbach benützte.

„Zu jener Zeit kam es zu einem Auftritt zwischen Mama und mir, den ich nie vergessen werde. Eines Morgens war ich wie gewöhnlich im Bad; meine Mutter saß neben mir, um mir Gesellschaft zu leisten und mich durch eine angenehme Lektüre zu zerstreuen. Plötzlich warf sie das Buch auf die Seite, betrachtete mein leidendes Aussehen und meinen abgemagerten Leib und warf sich schluchzend mir um den Hals, indem sie ausrief: 'Was ist es denn? Warum erholt sich meine älteste Tochter nicht von ihrer Schwäche? Welches Mittel soll ich noch anwenden, um sie aus diesem Zustand herauszuziehen, der mich untröstlich macht?' — Auf diesen schmerzlichen Ausbruch hin konnte ich nur antworten: 'Mama, für meine Wiederherstellung giebt es nur Ein Mittel. Laß mich in die Mission treten.' 'Nein, nein!' rief sie und ermannte sich augenblicklich; 'sprich nie mehr davon. Lieber würde ich dich in meinen Armen sterben sehen, als dich in einem fremden Lande ohne Stütze dir selbst überlassen zu wissen; das könnte ich nicht überleben!' Einige Minuten später aber fügte sie hinzu: 'Wenn du in deinem 25. Jahre diesen übertriebenen Gedanken noch immer im Kopfe hast und zugleich eine Stütze findest, so werde ich dir nicht mehr im Wege sein.' Diese letzten Worte milderten den Eindruck der ersteren, deren Heftigkeit mich schmerzlich berührt hatte. Trotz der Verzögerung, welche sie in die Ausführung meines Lieblingsplanes brachten, fielen sie doch wie ein süßer Balsam auf die Wunde meiner Seele. Sie weckten in mir aufs Neue die liebe Hoffnung, und mit derselben kehrten auch die leiblichen Kräfte wieder. Da nun der Arzt entschieden auf Luftveränderung drang, mußte ich mich zu meinem großen Kummer entschließen, mein liebes Elberfeld und die vortreffliche Familie zu verlassen, in welcher ich mich geachtet wußte und wo ich etwas Gutes hatte thun können.

„Ein liebliches Landgut am Genfersee im Angesicht des Montblanc, wo meine Tante Karoline mich mit offenen Armen empfieng, gewährte mir, nach all den innern und äußern Stürmen, auf meh-

rere Wochen ein köstliches Asyl. Welche Schätze der Liebe enthielt doch das warme Herz dieser Freundin! Sie schien nur für Andere zu leben. Während sie mit lebhaftem Interesse an allem geistigen und geistlichen Leben in der Nähe und Ferne theilnahm, bewährte sich ihr einfältiger Glaube durch tägliche Werke der Barmherzigkeit und Liebe. An ihrem mütterlichen Herzen, welches das meinige schon von Kindheit an verstanden hatte, konnte ich im Frieden ausruhen, konnte ihr meine innersten Gedanken bloßlegen und sah mein Vertrauen von den warmen Ergüssen zärtlichster Liebe erwiedert. Daneben hatte ich das Glück, in dem gastfreundlichen Hause der trefflichen Frau gelegentlich eine auserlesene Gesellschaft von Männern und Frauen zu treffen, ausgezeichnet entweder durch Frömmigkeit oder Wissenschaft.

„Aber ein unthätiges Leben stand mir nicht an. Sobald ich meine Flügel wieder ein wenig wachsen fühlte, ließ ich meine Blicke ringsumher schweifen, ob sich nicht irgendwo ein Plätzlein fände, da es mir erlaubt würde, die mir von Gott bescheerten Gaben anzuwenden. Bei der Wahl, die ich unter den mir angebotenen Stellen zu treffen hatte, lenkte Gott es so, daß ich bei einer englischen Familie, die damals in Genf verweilte und sich gerade nach Paris begeben wollte, eintreten durfte. Diese Entscheidung hatte, wie sich später zeigte, reiche Folgen für mein Leben; denn dadurch wurde ich, ohne daß ich es gesucht hätte, mit einem Vorsteher der französischen Mission bekannt, in deren Dienst ich später eintreten sollte.

„In der That führte mich bald nach meiner Ankunft in Paris ein besonderes Familienereigniß zu Herrn Pastor Grandpierre, den ich nicht persönlich kannte, obgleich ich ihn schon mehrmals in der Kapelle Taitbout hatte predigen hören. Er nahm lebhaften Antheil an meinen Verlegenheiten und erwies mir sehr wichtige Dienste, die ich stets in dankbarem Andenken behalten habe. In den mancherlei Unterredungen, die ich um jene Zeit mit diesem würdigen Prediger hatte, vernahm ich zu meinem Erstaunen, daß ich in ihm den Vorsteher des Pariser Missionshauses vor mir hatte, einen warmen Freund der Sache, die mich schon als Kind so übermächtig angezogen hatte. Ich theilte ihm meinen Wunsch mit, einmal zu den Heiden zu gehen, um ihnen von Christo, ihrem und meinem Erlöser zu erzählen. Er machte verschiedene Einwendungen, stellte mir die großen Schwierigkeiten vor, die einem Mädchen von meinem Stand bei einem solchen Unternehmen entgegentreten würden; aber da er meinen

Entschluß fest und unbeweglich sah, schien er sehr bewegt, drückte mir mit Wärme die Hand und versicherte mich, er wolle die erste günstige Gelegenheit benützen, um mich in der französischen Mission nach meinen Wünschen zu verwenden. Das war das erste Glied in der Kette meines Missionsberufs.

„Mein Aufenthalt in Paris sollte nur neun Monate währen. Die englische Familie, bei der ich eine ziemlich schwierige Aufgabe hatte, da ich fast täglich heftigen Auftritten beiwohnen mußte, indem bald das eine bald das andre der mir anvertrauten eigensinnigen Kinder wegen Mangel an Ehrfurcht gegen die Eltern streng bestraft wurde, — sie entschloß sich plötzlich, nach Egypten zu reisen. Obschon man mir Erhöhung meines guten Gehalts und eine lebenslängliche Pension versprach, wenn ich mich auf zehn Jahre verbindlich machen wollte, so konnte ich mich doch nicht entschließen, dieses Anerbieten anzunehmen und damit die freie Verfügung über meine Zukunft hinzugeben. Ich schlug also aus und nahm dafür im Oktober 1840 eine Stelle in Marseille an, die mir durch meine Genfer Bekannten angetragen worden war.

Was soll ich von meiner neuen Lage in jener großen, lärmenden und sittenlosen Seestadt Südfrankreichs sagen? Ich trat da in eine Familie, die von der Ferne betrachtet den Augen meiner Freunde in Genf sich durch die besten Aussichten empfahl, wo aber die Hausmutter, wie ich bald mit Entsetzen gewahr werden sollte, in sittlicher Beziehung einen sehr verdächtigen Ruf genoß. Diese Dame war äußerst frei in Rede und Wandel, trug dabei mit ungemeiner Freude ihren bejammernswürdigen Unglauben zur Schau und suchte ihn ihren beiden jugendlichen Töchtern mit allem Fleiße einzupflanzen. Wenn ich meinen Schülerinnen im Lehrzimmer eine Geschichts- oder Religionsstunde ertheilte, saß die Mutter regelmäßig im Nebenzimmer, um jedes meiner Worte zu hören; sobald ich anfieng von einem Gott zu reden, der Alles geschaffen habe und dessen Vorsehung unsern Lebensweg leite, oder von seinem Sohn, unserm Heiland, der durch sein Leben, Leiden und Sterben uns mit dem Vater versöhnen, die Sünden vergeben und uns durch seinen Geist heiligen wolle, — so stürzte sie mit schallendem Gelächter herein und verbot mit wahrhaft teuflischem Hohne ihren Mädchen, solchem albernen Geschwätz zuzuhören, 'das sie nur verdummen könne'. Dazu behandelte mich die arme Frau, die meine Sittlichkeit wohl nach der ihrigen bemaß, mit

unglaublicher Eifersucht. Ihr Gatte, der höhere Bedürfnisse hatte und sich über die Aufführung seiner Frau grämte, ließ sich gerne auf Unterredungen mit mir ein und suchte mir den Aufenthalt in seinem Hause so erträglich als möglich zu machen, da er mich gerne als Lehrerin seiner Kinder behalten hätte; die Frau wurde wüthend darüber. In der Gegenwart ihres Gemahls überschüttete sie mich mit Gefälligkeiten, in seiner Abwesenheit behandelte sie mich als Nebenbuhlerin. Was blieb mir unter solchen Umständen übrig? Ich theilte der Familie meinen festen Vorsatz mit, sie zu verlassen, sobald sie eine Stellvertreterin gefunden hätten.

„Die Dame stellte sich sehr verwundert und spielte Komödie, indem sie mich der Muthlosigkeit und Unbeständigkeit anklagte; so nannte sie den einzigen ehrbaren Entschluß, den ich in meiner Lage, die sie geschaffen hatte, fassen konnte. Ihr Mann aber bat flehentlich, ich möchte doch seine Kinder nicht so ganz dem entsittlichenden Einfluß ihrer Mutter überlassen. Vielleicht wäre ich dadurch erweicht worden und hätte mich von meinem Vorsatz so weit abbringen lassen, daß ich nur die erforderlichen Bedingungen für ein längeres Bleiben aufgestellt hätte; aber als ich einige Stunden später von einem kurzen Ausgang zurückkehrte und in mein Zimmer trat, fand ich meine Kassette erbrochen und einen Theil meiner Korrespondenz entwendet; mit dem Laviren war ich also zu Ende. Augenblicklich packte ich meinen Koffer, bestellte einen Platz auf der Post für den Abend, begab mich dann in den Salon und ließ den Herrn des Hauses rufen, um mich von ihm zu verabschieden. Er konnte nicht umhin, meine Beweggründe zu billigen und war ganz untröstlich über meine Abreise. Er begleitete mich selbst auf die Post und drückte mir sein tiefes Bedauern über die Widerwärtigkeiten aus, die mir das unentschuldbare Benehmen seiner Frau bereitet hatte. Ich meinerseits rieth ihm, künftighin ins Haus nie mehr eine Gouvernante für seine Mädchen zu nehmen, sondern dieselben in einer christlichen Anstalt unterzubringen; das hat er, wie ich später hörte, gethan und sich wohl dabei befunden. So reiste ich von Marseille ab, wo ich etliche theure christliche Freunde zurückließ, besonders die Familie des Pastor Armand Delille, in deren Mitte ich so oft meine angefochtene Seele hatte erquicken dürfen. Wieder lenkte ich meine Schritte nach Genf, wohin meine Tante mich dringend eingeladen hatte. Ueber Nizza, wo ich einen Theil des schönen Italiens sehen und den köst-

lichen Duft seiner damals glühenden Orangenhaine einathmen durfte, kehrte ich in die Schweiz zurück.

„So war ich denn nach mehrjähriger Trennung in meinem 25. Jahre wieder bei meiner theuern Tante. Da konnte ich nun in Muße mein zerstückeltes Leben überschauen; was war auch an meiner so beschränkten und vielfach durchkreuzten christlichen Thätigkeit, was sollte aus dem Missionsberuf, den ich im Herzen trug und doch nicht ausführen durfte, noch werden? Ueberwältigt von diesen Gefühlen warf ich mich an den Hals meiner Tante und weinte wie ein Kind. 'Was hast du denn?' fragte sie. Ihr durfte ich mein Herz ausschütten; ich rief: 'O ich werde nie glücklich sein, bis man mich in die Mission ziehen läßt.' — 'Nun gut,' antwortete sie, 'wenn dein Beruf so bestimmt ist, wie du uns glauben machen möchtest, so wirst du sicher das Ziel zu erreichen wissen. Du bist ja alt genug dazu.' — Dieses Wort meiner zweiten Mutter, eines feurigen Charakters, den jede Unentschlossenheit anwiderte, fiel wie ein Lichtstrahl in die Dunkelheit, die mich umgab. 'So sei's denn,' dachte ich, 'Mama hat mir ja schon zugesagt, daß wenn ich im fünfundzwanzigsten Jahre mich noch der Mission zu widmen wünsche, sie sich meinem Wunsch nicht mehr widersetzen, sondern mich mit ihrem Segen ziehen lassen wolle. Nun ists an mir zu handeln.'

„Sofort schrieb ich etliche Zeilen an Herrn Grandpierre, ob wohl die Pariser Gesellschaft meine Dienste gebrauchen und mir irgend ein Arbeitsfeld anweisen könne. Er antwortete mir umgehends, daß eine neue Sendung von Missionaren sich zum Aufbruch nach Süd-Afrika rüste, und daß man mich mit Freuden als Mitarbeiterin aufs Missionsfeld schicken werde; 'aber,' fügte er hinzu, 'da die Kommittee nur verheiratete Frauen aussendet, so erlauben Sie mir, Ihnen einen jungen Missionar von zuverlässigem Charakter anzuempfehlen, der soeben ermächtigt worden ist, sich eine Gehülfin zu suchen.' Ich war wie aus den Wolken gefallen, als ich diese Mittheilung gelesen hatte; zum Heiraten hatte ich nie einen Zug verspürt. Wie konnte ich mich nun mit dem Gedanken vertraut machen, meine Freiheit einem unbekannten Manne zu opfern? Das war der erste Eindruck, den dieser Vorschlag auf mich machte.

„Aber ein zweiter Gedanke wurde mir fast gleichzeitig durch Gottes Geist eingegeben. 'Soll doch Alles im Glauben gethan werden! Ists nicht Gott selbst, der auch in diesem Umstand Alles zu

meinem Besten leitet? Wenn meine Berufung sich auf diese Weise verwirklichen soll, so geschehe der Wille des Herrn. Ich will gehorchen; ich bin seine Magd.'

„Ohne Zögern schrieb ich in diesem Sinne an Herrn Grandpierre und an meine Mutter. Bald trat ich in einen Briefwechsel mit Herrn Chr. Schrumpf von Straßburg, dem frommen Manne, den Gott mir zum Gatten ausersehen hatte. Der schriftliche Austausch unserer Gesinnungen, sowie ein persönliches Zusammentreffen, das bald nachher im Hause meiner Tante zu Frontener stattfand, ließen uns beide hoffen, daß wir uns mit allem Vertrauen die Hand zum Bunde reichen und glücklich in einer Vereinigung leben dürfen, die die Verherrlichung des Namens Gottes zum Endzweck hatte, und der Erfolg hat diese Hoffnung gerechtfertigt.

„Unsre Hochzeit wurde also beschlossen, und ich war unaussprechlich glücklich. Wir rüsteten uns sofort zu der langen Reise über Meer und Land, die uns dem Schauplatz unsrer Missionsthätigkeit zuführen sollte."

2. In der Ehe und auf der Reise.

„Nachdem unsre Ehe am 22. Mai 1842 durch unsern theuern Bruder, Pfarrer Härter in Straßburg, eingesegnet worden war, begaben wir uns in den ersten Tagen des Juni nach Paris und London, wo wir uns nach der Algoa Bai einschiffen sollten.

„Wie viele edle theure Freunde da und dort mußten wir in größter Eile verlassen, umgetrieben von den verschiedensten Aufgaben! So kann ich nie auf den Geburtsort meines theuren Gatten zurückblicken, ohne daß mir das demüthige, edle Gesicht seiner guten alten Großmutter, der Wittwe Bein, vor die Seele tritt, wie sie in ihrem Lehnsessel sitzt und in ihrer großen Bibel liest. Noch sehe ich sie, wie sie bei meinem ersten Besuch trotz ihrer 80 Jahre mit erstaunlicher Lebhaftigkeit aufstand und, mich umarmend, ausrief: 'Ja, Herr! Du hast sie uns gegeben und wir preisen dich dafür!' Sie war damals noch sehr thätig, gieng festen Schrittes aus und ein, legte bei Tische vor, machte ihr Bett, wiederholte sich nie und betete mit seltener Salbung. Des Abends las sie uns ein Kapitel aus der Bibel, sagte aus ihrem reichhaltigen Gedächtniß ein deutsches Lied vor und betete mit Allen und für Alle.

„Den Tag vor unsrer Abreise von Paris, es war am Sonn-

tag den 26. Juni 1842, labte uns der theure Grandpierre mit einer Rede über die Worte der Ruth: 'Wo du hingeheſt, da will ich auch hingehen' ꝛc., und ſtärkten wir Abends uns noch mit allen Bewohnern des Miſſionshauſes durch den Genuß des heiligen Abendmahls. Am Montag Nachmittag verließen wir die Hauptſtadt Frankreichs. Eine große Zahl von Bekannten, darunter die Familie unſres würdigen Onkels Bein, begleiteten uns an die Poſt. Wir waren voll Freude und Trauer. In Boulogne beſuchten wir am Dienſtag den Gründer der dortigen evangeliſchen Kirche, Paſtor Poulain, und beſorgten unſer Gepäck auf das Dampfſchiff. Um Mitternacht wurden wir geweckt, das Paketboot zu beſteigen. Es war eine herrliche Nacht, der Mond warf ſeinen blaſſen Schein auf das weite Meer. Ein Uhr ſchlug es, als wir die Ufer Frankreichs verließen.

„Lange hiengen meine Blicke an dem Leuchtthurm, der mir den Heimatboden bezeichnete; endlich verlor ich ihn aus den Augen und ſang mir zum Troſte eines unſrer ſchönen Lieder. Bald wurden alle Mitreiſenden ſeekrank; ich blieb allein aufrecht unter ihnen. Beſonders war mein armer Gatte in jener Nacht ſehr leidend, er hatte ſich erkältet und huſtete viel. Damals begann mich ſeine Geſundheit zu beunruhigen, und wie oft habe ich ſeither Gott gebeten, ihn mir zu erhalten, wenn es Sein Wille wäre. Wir gelangten Mittwoch Nachmittags nach London. Herr J. Foulger, der Agent unſrer Geſellſchaft, ein der Miſſion treu ergebener Kaufmann, erwartete uns am Landungsplatz. Erſt nach langem Warten konnten wir unſer Gepäck vom Zollamt fortſchaffen und begaben uns müde und erſchöpft in das für uns gewählte Logis. Sechs Tage brachten wir in der Weltſtadt zu, immer unterwegs, immer beſchäftigt. In dem Kreiſe, darin wir uns bewegten, war Niemand, der franzöſiſch oder deutſch verſtanden hätte; ſo mußten wir nothgedrungen uns ans Engliſche wagen. Meine Berührung mit engliſchen Familien kam mir nun zu ſtatten, ich verſtand leicht, was man ſagte, und mit einiger Anſtrengung gelang es nach und nach, mich auch verſtändlich zu machen. Die angenehmſte Stunde in London gewährte uns ein Beſuch bei dem edlen Miſſionar Moffat. Der merkwürdige Mann ſchilderte uns das Leben eines Miſſionars in Afrika, ſeine Freuden und ſeine Nöthen, während ſein ausdrucksvolles Geſicht die reinſte Zufriedenheit ausſprach. Seine liebe Frau war nicht weniger anſprechend und nützte uns durch viele Winke über das Einzelnſte. 'Es iſt was Schönes um das

Leben eines Missionars,' sagte sie, als wir allein beisammen waren, 'aber groß ist auch die Verantwortung. Noch schwerer und drückender ist oft, was uns Missionsfrauen obliegt. Ohne Gottes mächtigen Beistand würden wir bald der Last erliegen. Es ist so Vieles, was wir zuerst dem Gatten schulden, später den Kindern, dann den Eingebornen, bald mit Schulen, bald im Umgang mit den Weibern. Was brauchts nur, um ihnen zu zeigen, wie man Kranken abwartet! Und neben dem Allem sollen wir an ihren Seelen arbeiten.

„Der 'Guardian', der uns in unsere neue Heimat bringen sollte, war ein ganz neues Schiff von 600 Tonnen, auf welchem es uns beim ersten Besuch wohl gefiel. Da es aber eine Masse Auswanderer von allen Gegenden Großbritaniens, darunter wohl auch Säufer, mitzunehmen hatte, mußten wir uns auf eine sehr gemischte Gesellschaft gefaßt machen; dazu kam, daß unsre Reisegefährten, Geschwister Maitin, die einzige leere Kajüte mit uns theilen sollten, die sich leider auf dem Vordertheil der Schiffes befand. Ein blauer Vorhang theilte das Gemach in zwei gleiche Räume. In nächster Nähe hatte der Koch unter einem Feldbett seine Vorrathskammer eingerichtet. Darüber war eine Art Wandschrank, worin unsre Matratzen, Leintücher, Decken, Waschbecken und anderes Geräthe in buntem Verein mit dem Geschirr des Schiffskochs untergebracht war, die Seife neben halbgeleerten Büchsen von Thee und Zuckerwerk ꝛc. Vor allem galt es nun, Hand ans Werk zu legen, um in unserm neuen Reich eine leibliche Ordnung herzustellen.

„Am 5. Juli segelten wir ab. Die ersten Wochen brachten wir im Bett zu, wegen des beständigen Schwankens. Da lagen wir alle vier in unserm kleinen Gemach, unfähig, einander den geringsten Dienst zu thun. Von schrecklichen Kopf- und Leibschmerzen geplagt und nicht im Stande irgend welche Nahrung bei uns zu behalten, waren wir auch im Geiste beklemmt; denn Keines hatte die Kraft, laut zu beten. Endlich wurde der Wind günstiger, das Meer legte sich, wir konnten aus dem Kanal hinausfahren und erstarkten zusehends. Doch konnte sich mein Gatte, der die meiste Zeit auf dem Verdeck zubrachte, noch immer nicht mit uns an den Tisch setzen, so sehr setzte ihm der eigenthümliche Geruch des neu getheerten Schiffes zu. Morgens standen wir gewöhnlich nach sechs Uhr auf und nahmen ein schlechtes Frühstück ein, das aus verschimmelten Kartoffeln, gebackenen Häringen und eingesalzenem Ochsenfleisch bestand; an den

Thee und Kaffee wagte sich selten Jemand. Darnach begaben wir uns gewöhnlich aufs Verdeck und suchten uns dort in der Nähe des Steuerruders ein schattiges Plätzchen. Dort lasen wir zusammen in der heiligen Schrift, ehe wir uns an die täglichen Studien und Arbeiten machten. Während der drei Monate, welche die Reise währte, hatten wir nur Einen kurzen Sturm zu bestehen.

„Wohlbehalten landeten wir Anfangs Oktober 1842 in Port Elisabeth. Dort fanden wir etliche Missionsfreunde, die sich bemühten, uns den kurzen Aufenthalt, welchen die Vorbereitungen zur Reise ins Innere nöthig machten, so angenehm als möglich zu machen. Da aber das Leben in der Hafenstadt sehr theuer kommt, zogen wir es vor, einige Tage auf der Missionsstation Bethelsdorp zuzubringen, die etwa zwei Stunden landeinwärts liegt. Dort fanden wir ein leeres Haus, in welchem wir uns mit unserm Bischen Hausrath einrichteten. Ich war die Haushälterin, was bei unsern damaligen Verhältnissen ein ziemlich einfaches Amt war, da ich nur Reis, Mais und getrocknetes Obst kochen ließ, wozu alle zwei Tage ein Stück Fleisch aus der Stadt kam. Während wir Frauen uns mit den Hausgeschäften zu thun machten und eine großartige Wäsche mit allem auf der Reise gebrauchten Weißzeug anstellten, packten unsre Herren in einem benachbarten Schuppen ihre Werkzeuge aus, vertheilten sie unter sich und halfen unsern Führern die Ochsenwagen zurichten, die uns nach dem Lande der Bassuto's bringen sollten, welches wohl dreißig Tagereisen von der Küste entfernt liegt. Die beschwerliche Reise ins Innere Afrika's sollte uns bald von unsern Freunden Maitin und Ludorf trennen; einstweilen fuhren wir fort, zusammen zu beten, und suchten einander das Leben so heiter zu machen, als es die Umstände erlaubten.

„Am 28. Oktober, als endlich Alles zur Abreise fertig war, nahmen wir von unsern Freunden in Bethelsdorp Abschied und begannen die Reise. Was soll ich von den 35 Tagen im Ochsenwagen erzählen, als daß sie meist ermüdend und sehr eintönig waren. Die afrikanische Natur ist in der heißen Zeit, in die wir gerade eingetreten waren, wie abgestorben. Hie und da trifft man auf der Straße einige Felsenhügel. Kein Baum, keine Quelle, kein Singvogel bringt Abwechslung für Aug und Ohr des ungeduldigen Wanderers. Selten sieht er eine kleine Heerde leichtfüßiger Gazellen, einige Büffel oder Strauße über das öde Land wie im Flug vorbeihuschen. Wenn

der Christ nicht von höheren Aussichten gehoben, durch andere als irdische Pflichten an den undankbaren Boden gebunden wäre, er würde ihm bald den Rücken kehren.

„Der fast gänzliche Mangel an Regen läßt oft die Ernte durch die glühende Sonne buchstäblich verbrannt werden. Wo es dem Landmann durch unerhörte Anstrengungen geglückt ist, sein Kornfeld zu bewässern, da muß er es sich nur zu oft bis auf die letzte Aehre von Heuschrecken abfressen lassen. Die Erscheinung dieser Heuschreckenschwärme hat etwas Ergreifendes. Von ferne sahen wir oft eine dichte schwarze Wolke sich am Himmel erheben; bald darauf hörten wir ein betäubendes Gesumse, und tausende von Insekten schwirrten ringsum und über uns her wohl eine halbe oder eine Stunde lang. Schaarenweise lagern sie sich auf den Waideplätzen oder auf den Getraidefeldern und lassen keine Spur von etwas Grünem zurück.

„Wie tröstlich wurde mir doch in dieser natürlichen und geistlichen Einöde die Verbindung mit meinem theuern Gatten! Während alles um uns her in der Ferne und Nähe mit keinem einzigen Gefühl unsrer Seele harmonirte, fühlten sich unsre beiden Herzen aufs Innigste verbunden; unser Glaube, unsre Hoffnung, unsre Freuden und Schmerzen waren für Beide dieselben. Wie dankte ich nun Gott für den unendlichen Segen, den Er mir bescheert, ohne daß ich selbst je darnach gesucht hätte.

„Im Anfang December erreichten wir endlich Bethulie, diejenige französische Station, welche der Kap-Kolonie am nächsten liegt. Miss. Pellissier und seine Gattin, letztere von englischer Herkunft, empfiengen uns mit offenen Armen. Hier sahen wir zum ersten Mal eine Betschuanenstadt oder vielmehr ein großes Lager, aus einer Unzahl kleiner runder oder kegelförmiger Hütten bestehend, welche parthienweise immer im Kreis um die verschiednen Plätze hergebaut sind, in denen das Vieh sich aufhält. Wir fanden die Betschuanen-Gesichter im Allgemeinen nicht so häßlich, als wir nach einigen Mustern ihres Stammes erwartet hatten. Manche unter ihnen fielen uns sogar durch eine würdige Haltung auf. Die Männer, die in der Nähe des Missionshauses wohnen, tragen meist lederne Beinkleider, die Frauen Röcke von Ziegenfell. Da sie aber von ihrem Karoß oder Pelzmantel sich nicht trennen können, werfen sie denselben noch über der andern Kleidung um. Einige haben ein grellfarbiges Tuch um den Kopf gewunden; ein kupfernes Halsband oder eine Masse Glasperlen

hängt ihnen um den Hals, auch tragen sie an Armen und Beinen verschiedne Ringe, die bei der geringsten Bewegung laut klirren. Ihre Haare sind kurz und kraus, die Augen schwarz, die Gesichtsfarbe dunkel schwarzbraun, die Nase sehr groß und platt. Zur Ausdehnung der letztern mag wohl ein flaches Löffelchen dienen, das die Eingebornen stets um den Hals tragen, und womit sie den ganzen Tag lang in den Nasenlöchern graben. Die Lippen sind ziemlich dick, die Zähne weiß wie Elfenbein. Die Kinder laufen meistens nackt herum. Am Sonntag versammelten sich 200—300 dieser Leute in einem kleinen Bau, der als Kirche diente, und Viele unter ihnen schienen aufmerksam zuzuhören.

„Da ich ihre Sprache noch nicht verstand, konnte ich nur für sie beten, daß Gott diesem Volke, das in Todesschatten sitzt, sehende Augen und hörende Ohren schenken möge. Die Schule schien regelmäßig besucht zu werden. Man zählte 80—100 Kinder und Erwachsene, die an den Wochentagen 2—3 Vormittagsstunden darin zubrachten. Eingeborne Unterlehrer ließen sie in den gedruckten Evangelien lesen und unterrichteten sie im Schreiben auf Schiefertafeln. Es schien mir, als hätte darin mehr gethan werden können, um die etwas blöden Schüler geistig aufzuwecken. Immerhin fühlten wir, was es um die Wiederbelebung eines sittlich so verkommnen Volkes sein müsse, und wie unsre weisesten Pläne und größten Anstrengungen ohne Gottes besondern Segen durchaus fruchtlos bleiben müßten.

„In den ersten Monaten des Jahres 1843 besuchten wir nach einander die verschiednen Stationen Berseba, Moria und Thaba-Bosigu. Wir waren, wie man sich leicht denken kann, sehr gespannt auf den Tag, da wir endlich selbst die Hand ans Werk legen durften, und zwar auf einem Feld, da noch Niemand vorgearbeitet hatte. Verschiedene Umstände, unter anderm auch die Ungewißheit, wo wohl die neue Station zu errichten wäre, hielten uns viel länger als wir es wünschten bei unsern Freunden auf den alten Stationen fest. Doch blieben wir nicht unthätig. Alle unsre Zeit widmeten wir dem Studium der Sprache und der Sitten der Eingebornen, daneben suchten wir unsern Mitarbeitern nach Kräften bei ihren Aufgaben an die Hand zu gehen. Mein Mann predigte jeden Sonntag in einer oder der andern Gemeinde, bald holländisch bald französisch, und ein Dollmetscher gab die Rede Satz für Satz in der Sessuto-Sprache wieder.

„Am 24. August wurde ich, unter dem gastfreundlichen Dach

des theuern Casalis, von meinem ersten Kinde glücklich entbunden; das Mädchen sah stark, aber zugleich auffallend bleich aus, weinte viel und stieß oft einen herzzerreißenden Schrei aus. Eine Nacht hindurch konnte die Kleine kein Auge schließen und ihr Körper fühlte sich brennend heiß an. Wir wandten allerlei Mittel zur Hebung des Uebels an, aber scheinbar ohne Erfolg. Plötzlich schweigt das Kind, schließt die Aeuglein, öffnet den Mund, der Athem stockt und es ist mir, als ob der Herr das zarte Wesen wieder zu sich nehmen wolle; auch mein Mann hat keine Hoffnung mehr. In dieser großen Seelenangst warfen wir Beide uns auf die Kniee und übergaben das Kind unter heißen Thränen seinem Gott; unsre Herzen waren tief gebeugt, aber doch ergeben. Indessen hatte der himmlische Vater in jener Stunde nur unsern Glauben prüfen wollen. Ich legte mich nach dem Wunsch meines Mannes zu Bette und nahm den fast leblosen Leib an meine Brust, ihn zu erwärmen. Plötzlich seufzte das Kind tief auf und öffnete die Aeuglein. Die Krisis war glücklich vorüber, das Schwerste überstanden. Von dem Augenblick an wurde es besser mit unsrer Kleinen und ihre Kräfte nahmen täglich zu.

„Vierzehn Tage nach diesem Vorfall konnten wir endlich Bosigu verlassen und uns an unsern Bestimmungsort begeben, wo wir fast sechzehn Jahre lang an der Bekehrung der Heidenseelen arbeiten durften, die der Herr unserer besondern Pflege anvertrauen wollte. Unsre neue Station wurde Bethesda genannt.

„Bei diesem schweren Unternehmen hatten wir den Missionsgehülfen Gossellin zum Mitarbeiter. Dieser Freund, der fortan unsre Einsamkeit und unsre Arbeit treulich mit uns theilte, gehört zu den guten französischen Landleuten vom alten Schlag, ist voll guter Laune, sehr redselig, läßt sich leicht von Andern bestimmen, kommt aber nur schwer dazu sich selbstständig zu entscheiden. Seine Eltern, katholische Bauern, in einem Dörflein der Picardie, hatten ihm nur eine sehr mangelhafte Erziehung angedeihen lassen können. Bis zu seinem 28sten Jahre führte er ein leichtsinniges Leben, im Sommer mit dem Vater als Maurer umherziehend, den Winter über mit Weben beschäftigt. Da wird seine Seele vom Wort des Heils in Christo erfaßt, wie es ihm ein evangelischer Prediger in einfacher lebendiger Weise nahe brachte. Alsbald gab er dem Katholicismus und seinem unordentlichen Treiben den Abschied, nahm den Schriftglauben mit ganzem Herzen auf und bemühte sich sofort in Wort und Wandel die Tugenden

Dessen zu verkündigen, der ihn von der Finsterniß zu Seinem wunderbaren Licht berufen hatte. Er ward Colporteur, erhielt sich aber dabei noch durch seiner Hände Arbeit. So kam er nach Paris, um den Arbeitern der Hauptstadt das Buch Gottes in ihre Wohnungen zu bringen. Im Jahr 1830 fiel ihm ein Blatt in die Hände; es war ein Aufruf, welchen Professor Bonard an christliche Handwerker ergehen ließ, um sie aufzufordern, sich dem Missionswerk als Gehülfen zu widmen. Kaum hat er es gelesen, so fühlt Gossellin sich berufen und läßt sich nach Südafrika schicken, allwo er mit Lust und Eifer bei der Gründung der zwei Stationen Moria und Bosigu Hand anlegte. Als er sich zu uns gesellte, war er erst 43 Jahre alt, seine Konstitution hatte aber vom Klima wie von der harten Berufsarbeit schon sehr gelitten. Das hat ihn nicht gehindert, uns in den verschiedensten Arbeiten der neuen Station die schätzenswertheste Hülfe zu leisten."

Missionsliteratur.

Die praktische Theologie, dargestellt von Dr. Friedrich Ehrenfeuchter. Erste Abtheilung. Göttingen 1859.

Lange genug hat sich die Theologie der Universitäten in Lehrern und Schülern zu den Bestrebungen der evangelischen Mission gleichgiltig verhalten. Freilich die Lehrer der Kirchengeschichte mußten erzählen, wie vor Alters das Evangelium ein Land um das andere aufgesucht, durchwandert, erobert habe; die Schüler mußten beim Examen die betreffenden Männer und Jahreszahlen wissen; wer nicht wußte, was einstens geschehen war, bewies sich ja als ungelehrter Mann. Aber was geht uns die Gegenwart an? Daß das Evangelium über das römische Reich, über die germanischen Völker u. s. w. einen Sieg errungen, bei ihnen als die Religion ihres Bedürfnisses, vielleicht sogar des Heils sich bewiesen hat, war eine Thatsache, welche man anerkennen mußte; ob aber alle Völker des Evangeliums bedürfen, ob es noch jetzt die Kraft ist, selig zu machen durch Offenbarung von Gerechtigkeit aus Gott, wird bestritten, ist demnach zweifelhaft. Lasset uns also erst warten, wie die Dinge gehen; gelingen sie, so ist unsere Gelehrsamkeit noch immer rechtzeitig bei der Hand, um das Geschehene in unseren Büchern nachzutragen! Wie unwürdig der theologischen Wissenschaft diese Gleich-

giltigkeit war, wie sehr sie aus Unglauben der Theologen gegen das Evangelium stammte, liegt auf der Hand. Mit Schleiermacher hat sie Gottlob anfangen müssen, das Feld zu räumen. Eine schöne Reihe von Universitätslehrern, welche sich mit Einsicht und Liebe der Betrachtung nicht bloß, sondern auch der thätigen Beförderung der Mission zugewendet haben, kann seit Schleiermacher aufgeführt werden: wir erinnern z. B. an den seligen Neander, Lücke, Schmid, unter den noch lebenden besonders an den edlen Nitzsch. Ihm hat nun Dr. Ehrenfeuchter durch das angeführte Werk in trefflicher Weise sich zur Seite gestellt. Das der Kirche zukommende Handeln stellt er in diesem Werke dar; dieses Handeln aber bestehe erstlich in der Mission (oder in der Kirche Verbreitung ihrer selbst); zweitens im Kultus, drittes im Erhalten und Ordnen des vorhandenen Lebens, um dasselbe seiner Vollendung entgegenzuführen. Im ersten Theile des Werks giebt er deshalb eine, und zwar sehr eingehende Theorie der Mission oder eine Darstellung, wie nach göttlicher Ordnung der Missionsbefehl des scheidenden Heilandes zu vollziehen sei.

Denen, welche — sei es als Missionar, sei es als heimische Leiter der Missionare, sei es wenigstens als praktische Missionsbeförderer in der Heimat — in der Missionsthätigkeit stehen, mag, wenn sie von einem solchen Unternehmen eines Universitätslehrers hören, die Frage nahe liegen, ob man denn von der Studierstube aus die Wege beschreiben könne, auf welchen die Missionare einherzugehen haben? Und Viele werden kurzweg denken: so wenig als die rechte Kriegführung, so wenig lasse sich die Missionirung vom Katheder her lehren. Doch sollten diese bedenken, daß man auch in den Officiersschulen die Wissenschaft vom Kriege nicht verachtet, sondern für nothwendig achtet: nur wird man natürlich verlangen, daß wer die Kriegswissenschaft lehren wolle, selber in den Dingen des Kriegs wohl bewandert sei. Und kann denn nun ein Universitätslehrer nicht etwa auch selbst ein praktischer Missionsfreund, kann er nicht vielleicht auch durch eigene Betheiligung bei der Direktion einer Mission mit der Wirklichkeit der Mission vertraut worden sein? Kann er nicht insbesondere durch gründliche Bekanntschaft mit der Missionsgeschichte zur Erforschung der Wege, welche die Missionspraxis zu gehen hat, sich befähigt haben? Dieses letzte, die Kenntniß der Missionsgeschichte, findet bei Dr. Ehrenfeuchter in einer ausgezeichneten, seltenen Weise statt. Die Missionsgeschichte des Alterthums, des Mittelalters, der neuen Zeit, die Geschichte der katholischen und der evangelischen Missionen, dieß Alles hat er sich in gleicher Fülle angeeignet; nicht minder steht ihm eine genaue Kenntniß der geographischen, ethnographischen, religionsgeschichtlichen Verhältnisse zu Gebot, welche für die richtige Beurtheilung der Aufgaben, der Hoffnungen und der Methode der Mission so wichtig ist. Man dürfte die von ihm gegebene Darstellung bezeichnen als einen ersten und schönen Versuch einer Philosophie der Missionsgeschichte. Durch eingehendes Studium desselben kön-

nen nicht bloß Studierende und Prediger in der Heimat Verständniß der Mission und Belebung ihres Eifers, sondern auch die Missionare selbst die vielfachste Anregung zur Erweiterung ihres Gesichtskreises, zur Besonnenheit des Urtheils, wie zum freudigsten Aufblick auf das große Endziel der Missionsarbeit empfangen. Die Aufgabe des Missionars bestimmt sich freilich durch die ganz individuellen Verhältnisse gerade seines Arbeitskreises, des Volkes in dessen Mitte er steht, des Entwicklungspunktes auf welchem die Mission bei dem betreffenden Volke angelangt, der einzelnen Station welche dem Manne zugewiesen, endlich des bestimmten Arbeitszweiges welcher gerade ihm auf dieser Station geworden ist. Nicht das Streben nach Idealen, nicht das Aussinnen oder Aneignen von Theorien, sondern die Treue in dem individuellen Werke, das ihm übertragen wurde, und welches vielleicht sehr unscheinbar sein mag, macht die Tüchtigkeit des Arbeiters aus. Aber wie erfrischend ist es für ihn, wenn ihm von sachkundiger Hand der große Gang des seit achtzehn Jahrhunderten still aber siegreich durch die Völker schreitenden Werkes in seinen stets wiederkehrenden Grundsätzen vor die Augen gezeichnet wird, — der siegreiche Gang des Werkes, von welchem auch er in seinem Kreise einen verschwindend kleinen, aber doch fürs Ganze nothwendigen Theil zu vollbringen hat. Kein denkender Missionar wird ohne vielfache Belehrung und Erfrischung z. B. die treffende Darstellung lesen der allmäligen Durchdringung eines Volksgeistes Seitens des Evangeliums, vom ersten Auftreten der Sendboten an, durch die Stadien des sich steigernden Widerspruchs hindurch, bis zur Ueberwindung der weltlichen und religiösen Hauptmänner des bisherigen Heidenthums, ferner bis zur Ueberwindung der heidnischen Anschauung, Sitte, Sprache, Litteratur. Vielfache Belehrung bieten besonders auch die Erörterungen über das Wesen und die verschiedenen Gestaltungen des Heidenthums wie über den Islam dar. Auch über die Mission unter Israel ist Ehrenfeuchters Urtheil ebenso liebevoll wie besonnen. In Summa, der erste Band dieser praktischen Theologie möge hiemit theils den Missionsfeinden und Missionsfreunden unter den Theologen, theils denkenden Missionaren zu eingehendem Studium nachdrücklich empfohlen sein! F. Geß.

Missions-Weltkarte zur Uebersicht sämmtlicher evangelischer Missions-Gebiete, entworfen und gezeichnet von Dr. R. Grundemann. Zu haben in den Missionshäusern zu Barmen, Basel, Berlin, Hermannsburg und Leipzig. Im Buchhandel bei H. Petersen in Halle. Der Reinertrag ist zum Besten der Mission bestimmt.

Wenn in der neuern Zeit von den verschiedenen deutschen, englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften zum Theil recht schöne und vollständige Spezialkarten über ihre respektiven Missionsgebiete erschienen sind — wir erinnern namentlich an den Missionsatlas der Brüdergemeinde

und den der Basler Missionsgesellschaft —, so hat es bis jetzt noch immer an einer guten, wissenschaftlich gediegenen und genau ausgeführten Missions-Weltkarte gefehlt. Diese Lücke hat nun Dr. Grundemann in trefflicher und höchst dankenswerther Weise auszufüllen gesucht. Die großen Schwierigkeiten, die ein solches Unternehmen darbietet, hat er theils durch gründliches Studium in der neuern Missionsgeschichte, theils durch große Sinnigkeit in der Wahl der veranschaulichenden Zeichen zu überwinden gewußt. Wenn man bedenkt, daß auf dieser Weltkarte die Arbeitsplätze von nicht weniger als fünf und neunzig größern und kleinern Missionsgesellschaften einzuzeichnen waren, so begreift man einigermaßen den Umfang der Forschungen, welche zu dieser Arbeit nöthig waren. Andererseits hat Dr. Grundemann die verschiedenen Religionen der Erde nicht etwa blos in Bausch und Bogen durch etliche wenige Farben dargestellt, sondern die Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten der in der Welt herrschenden Religionsbekenntnisse durch zwölferlei Zeichen, d. h. durch verschiedene Farben und Schraffirungen genau zu unterscheiden und anschaulich zu machen gewußt. Endlich gelang es ihm, auch diejenige Schwierigkeit, die in dem Vorhandensein mehrerer Religionsbekenntnisse in einem und demselben Lande sich darbot, dadurch zu überwinden, daß er durch farbige Streifen, welche ein Land durchziehen, die richtige Proportion der verschiedenen Glaubensbekenntnisse darzustellen versuchte. Wir dürfen mit gutem Vertrauen sagen, daß hier treue Liebe, ausdauernder Fleiß und gründliche Kenntniß Alles gethan haben, um den deutschen Missionsfreunden eine der werthvollsten und dankenswerthesten Gaben darzureichen. Diese Gabe verdient um so größere Anerkennung, als die sechs Blätter, welche diese Weltkarte ausmachen, um den unbegreiflich mäßigen Preis von Fr. 3. 75 Ct. (1Rthlr. oder fl. 1. 45 Kr) zu haben sind. Wie oben berührt, ist jede Missionsanstalt (auch die in Basel) bereit, dieselbe jedem der es wünscht, um den genannten Preis zu verabfolgen.

Es ist kaum nöthig, diese treffliche Weltkarte, welche in eines jeden Christen Wohnung sich finden sollte, erst noch zu empfehlen. Ist sie doch eine durch das Auge vermittelte mächtige Predigt von dem, was die Christenheit so lange versäumt hat, was in unsern Tagen die neu erwachte Liebe der Christen ausrichten durfte, und was noch Großes zu thun übrig ist. Den lieben Herausgeber aber segne der Herr für die Liebe und Hingebung, die er an dieses Werk gewendet hat.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2. Inhalt. Die Geschichte eines irländischen Knaben. 1863.

Die Geschichte eines irländischen Knaben.

Gottfried Arnold sagt einmal in einem seiner herrlichen Lieder:

Die Wege sind oft krumm, und doch gerad,
Darauf du lässest deine Kinder gehn,
Da pflegt's oft wunderseltsam auszusehn;
Doch triumphirt zuletzt dein hoher Rath.

Das hat sich auch in dem Leben des Knaben geoffenbart, von dem ich dießmal erzählen will.

Thomas Toomey war in der Grafschaft Kildairn in Irland geboren. Seine Eltern, obgleich arm, waren ehrbare Leute; da sie aber strenge Katholiken waren, und in der ganzen Umgegend nur protestantische Schulen sich befanden, so versagten sie ihren Kindern aus Bigotterie die Wohlthaten des Schulunterrichts ganz. Das verursachte unserm Thomas, selbst da er noch ganz jung war, großes Leidwesen; denn er hatte einen strebsamen Geist und konnte es fast nicht ertragen, daß seine jungen Gespielen vor ihm etwas voraushaben sollten. Vor Allem wurde er dem Priester des Dorfes darüber gram, weil er ihn für die Ursache hielt, warum er nicht auch die mancherlei Kenntnisse sich erwerben und die Schulpreise und Belohnungen davontragen konnte, die jeweilen seinen glücklicheren Altersgenossen zu Theil wurden.

Jener Priester war ein sehr harter und strenger Mann, der seine Pfarrkinder mit dem Stab Wehe regierte. Thomas konnte die scharfe Züchtigung niemals vergessen, die er eines Tages von ihm erhielt. Der Knabe nämlich spielte einmal mit Steinchen und war so in das Spiel vertieft, daß er nicht bemerkte, wer vorübergieng, und deßhalb auch nicht aufstand, um dem Priester seine Reverenz zu machen: dafür aber erhielt er die furchtbarsten Schläge. Doch diese Züchtigung hatte gerade die entgegengesetzte Wirkung von dem, was der Priester beabsichtigte und erwartete. Statt dem Knaben eine heilsame Furcht vor Seiner Ehrwürden und der Kirche einzuflößen, diente die harte und ungerechte Strafe vielmehr nur dazu, einen tiefen Haß gegen beide in seinem Herzen zu entzünden und in ihm, so jung er noch war, den Entschluß zu erwecken, weder von einem Priester noch von der Kirche jemals sich beherrschen zu lassen; und von jenem Tage an betrat er nie mehr eine Kirche, es sei denn, daß er von seinem Vater dazu gezwungen wurde.

Er war noch sehr jung, als er bei einer wohlhabenden Familie in der Nachbarschaft in Dienste trat. Sein verständiges Wesen, seine Anschicklichkeit und natürliche Gutmüthigkeit erwarben ihm so sehr das Vertrauen seines Meisters, daß er bald vom Ausläufer und Stalljungen zum Aufwärter emporstieg. Sein Herr aber, ein eifriger Katholik, hielt ein offenes Auge über Thomas, und da er wahrnahm, daß er weder zur Kirche, noch zur Beichte oder andern religiösen Uebungen sich einfand, stellte er ihn darüber zur Rede. Thomas erklärte, er pflege das Alles in seiner Heimatgemeinde mitzumachen, so oft er bei seinem Vater auf Besuch sei. Der Meister aber, dieser Aussage nicht recht trauend, ritt selbst ins Dorf hinüber, um sich persönlich über den Sachverhalt zu erkundigen, und da er fand, daß Alles erlogen sei, wurde Thomas auf's Neue zum Fasten, Büßen und Beichten verurtheilt, was freilich, statt ihn mit der Kirche und ihren Uebungen zu versöhnen, ihn nur um so mehr gegen sie erbitterte, obwohl er äußerlich etwas mehr Respekt vor ihr an den Tag legen mußte. Von der protestantischen Religion sprach man in seiner Umgebung freilich nie anders, als in den schmählichsten und lästerlichsten Ausdrücken, und von der Bibel hieß es, sie sei das allerschlimmste Buch, das man den Leuten in die Hände geben könne. So wuchs er recht als ein Heide auf, völlig ohne Gott in der Welt. Doch der Herr hatte seiner nicht vergessen.

Unter den Gästen, die jeweilen im Hause seines Herrn ein- und ausgiengen, war auch ein englischer Schiffskapitän, ein weitläufiger Verwandter der Familie, der von allerlei Abenteuern und Gefahren zu erzählen wußte, und dem Thomas mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und dem tiefsten Interesse zulauschte. Kapitän Cranmer befehligte ein Londoner Handelsschiff, das an der Westküste Afrika's Handel zu treiben pflegte. Er war ein sehr freundlicher und wohlwollender Mann und hatte eine Menge seltsamer und fesselnder Geschichten zu erzählen von den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten der Eingebornen. Als er die Begierde wahrnahm, mit der Thomas seinen Erzählungen zuhörte, gestattete er ihm freundlichst, Fragen an ihn zu machen, welche er wolle, und hatte selber Freude daran, dem jungen verständigen Burschen so viel zu erzählen, als er selber wußte. Eines Tages wagte der Junge dem Kapitän seinen Wunsch auszusprechen, zur See zu gehen und Matrose zu werden, und fragte ihn, ob er ihn wohl an Bord seines Schiffes in Dienst nehmen würde, wenn es ihm (dem Thomas) anders gelingen sollte, die Kosten zur Reise bis nach London aufzubringen. Der Kapitän, der seine Freude an dem jungen Menschen hatte, versprach es ihm mit Vergnügen, und von der Zeit an gieng Thomas' ganzes Sinnen und Streben dahin, so viel Geld zu ersparen, daß er nach London reisen könnte.

Endlich da er achtzehn Jahre alt war, verließ er mit einer doppelten Kleidung und etlichen Gulden in der Tasche seine Heimat und begab sich auf den Weg nach London. Aber der arme Junge sollte bitterlich getäuscht werden. Als er in dem Hause ankam, an das ihn Kapitän Cranmer gewiesen hatte, mußte er zu seiner Bestürzung hören, der Kapitän werde vor zwei oder drei Monaten nicht nach der Hauptstadt zurückkehren. Thomas wanderte traurig und niedergeschlagen Tage lang in der ungeheuern Weltstadt umher, um Arbeit und Verdienst zu suchen, bis er endlich vor Kummer krank ward und in ein Hospital gebracht wurde. Die erste Bösartigkeit des Fiebers, von dem er befallen wurde, war bald überstanden, und nach zwei oder drei Wochen konnte er wieder etwas aufstehen und sogar den andern Kranken um ihn her, welche größtentheils viel schwerer darnieder lagen, kleine Liebesdienste erweisen. Seine volle Genesung jedoch gieng sehr langsam von Statten. Während dieser Zeit wurde er sehr anhänglich an einen jungen Matrosen, dessen Bett hart neben dem seinigen stand, und hielt sich für jeden kleinen Dienst, den

er ihm erweisen konnte, reichlich entschädigt durch die Geschichten aus dem Seeleben, die ihm John (so hieß der Matrose) zu erzählen wußte.

Eines Tages wurden diese Beiden überrascht durch das Eintreten einer armen, aber anständig gekleideten Frau, die nach dem kranken jungen Matrosen John fragte. Der Ausdruck ihres Gesichts war überaus wohlthuend und ihre Stimme sanft und mild. Als sie zu dem Bette des jungen Mannes gewiesen wurde, wandte sie sich an ihn mit den Worten, sie sei die Wittwe eines von John's Kameraden, der viele Jahre lang mit ihm auf dem gleichen Schiffe gedient habe; und wie sie nun vernommen hätte, John sei so krank, so habe sie es nicht übers Herz bringen können, ihm nicht einen Besuch zu machen, in der Hoffnung, sie könne ihm vielleicht einige Dienste thun. Ihr seliger Mann, sprach sie zu ihm, habe die Lebensreise glücklich vollendet, und sein Schifflein sei — diese feste Ueberzeugung habe sie — wohlbehalten im Hafen der ewigen Ruhe angekommen. Da sie nun wisse, daß die Aerzte ihn (John) für unheilbar halten, so möchte sie ihn fragen, ob er auch dem himmlischen Hafen zusteure, und ob er den rechten Steuermann an Bord habe, — Ihn, der durch alle Wetter und Stürme des Lebens sicher und unverletzt hindurchzuführen vermöge? John schüttelte den Kopf und lachte. Dann fragte sie ihn: ob er eine Bibel habe? — „Nein," war die Antwort. — „Könnt Ihr lesen?" — „Nein." — „Kann Euer Nachbar da (sie deutete auf Thomas) lesen?" — „Nein." — Nun dann müsse sie, fuhr sie freundlich fort, sich schon etwas Zeit von ihrer Arbeit nehmen und öfters kommen, um ihnen vorzulesen. Thomas fieng an, alle die katholischen Beweisgründe gegen die Bibel auszukramen, die er früher vernommen hatte, aber sie erwiederte: „Da Ihr sie noch nie selber gelesen, oder auch nur habt vorlesen hören, so könnt Ihr nicht urtheilen; ich selbst bin einst Katholikin gewesen, aber Gott hat mir sein Licht durch das Hören seines Wortes in das Herz leuchten lassen und ich hoffe, daß durch Seinen Segen das auch bei Euch geschehen wird."

Kaum hatte die wackere Frau den Saal verlassen, als von allen Seiten ein schallendes Gelächter ausbrach, und jeder meinte den Andern im Spott über die Religion, die Priester und Alles was damit zusammenhieng, überbieten zu müssen.

Das nächste Mal, als Frau Jerrom (das war ihr Name) wiederkam, brachte sie ihre Bibel und etliche kleine Leckerbissen mit, die

sie mit eigner Hand für den armen Kranken bereitet hatte. Der Matrose hörte wenigstens aus Dankbarkeit zu, so oft sie ihm aus dem Worte Gottes vorlas und mit ihm darüber sprach; aber jedesmal, wenn sie den Saal wieder verließ, kehrte auch dasselbe Lachen und Spotten wieder. Der guten Frau konnte das nicht entgehen, und doch, so wenig Frucht ihrer Liebesarbeit sie auch wahrnahm, hörte sie nicht auf, wieder und wieder zu kommen. Sie glaubte an die göttliche Zusage, daß das Wort des lebendigen und wahrhaftigen Gottes nicht leer zurückkehren soll. Auch mit Thomas sprach sie zuweilen und suchte ihm die Liebe Jesu, womit Er die ganze Welt geliebt, recht lebendig vor die Augen zu malen; aber die Herzen ihrer Zuhörer schienen hart wie Stein und undurchdringlich wie eine Mauer von Erz. Oft verließ sie den Saal mit Thränen in den Augen. Aber es steht geschrieben: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen, und tragen edeln Samen, und kommen wieder mit Freuden, und bringen ihre Garben." Das durfte die edle Frau wahrscheinlich auf Erden nicht mehr schauen, aber am Tage der Ernte wird sie's mit Jubel inne werden.

Thomas war nun drei Monate lang im Spital gewesen, und in zwei Tagen sollte er ihn völlig hergestellt wieder verlassen. Siehe da stirbt plötzlich sein Freund John, der Matrose, ohne daß er auch nur mit einem Wort oder Zeichen angedeutet hatte, daß etwas von Glauben und Hoffnung in ihm war. Frau Jerrom kam den folgenden Tag auf Besuch, und da sie von dem schnellen Todesfall hörte und zugleich wahrnahm, wie derselbe auch auf Thomas einen tiefen Eindruck gemacht, sprach sie mit ihm sehr ernst und feierlich über das Heil seiner unsterblichen Seele. Dann sagte sie ihm Lebewohl, übergab ihm als Geschenk die Bibel, aus der sie so oft vorgelesen hatte, und bat ihn von ganzer Seele, er möge sie nicht blos allezeit bei sich behalten, sondern auch wo möglich versuchen, selbst sie lesen zu lernen.

Die Bibel band Thomas in ein Sacktuch, und später, als er einen Koffer sich anschaffte, legte er sie zu unterst in denselben, um sie — wenigstens für eine Zeitlang — zu vergessen. Die treue Freundin, die sie ihm geschenkt, hat er nie mehr gesehen. Sie hatte den Samen ausgestreut, Gott mußte nun das Gedeihen geben. Nachdem Thomas den Spital verlassen hatte, fand er Beschäftigung in einem Handelshaus, welches Seegeschäfte machte und dem Kapitän

Cranmer bekannt war, und dort blieb er so lange, bis der Letztere nach London zurückkehrte. Als aber das Schiff zur Abfahrt bereit war, schiffte sich Thomas mit dem Kapitän ein, und in kurzer Zeit war man unter Segel nach der Westküste von Afrika. Leider aber war die Ladung eine höchst bedenkliche. Kapitän Cranmer war ein wohlgesinnter, freundlicher Mann; er glaubte fest an die Bibel, und an Bord seines Schiffes duldete er, soweit es in seiner Macht stand, kein Fluchen, keine Rohheit. Aber sein Fahrzeug war befrachtet mit Tabak, Branntwein, Feuerwaffen, Pulver und Messern, die für die Bewohner eines unglücklichen heidnischen Landes bestimmt waren! Und ist es nicht gerade der unglückselige Branntwein, der alle Leidenschaften der armen Neger aufreizt und entzündet? Giebt man ihnen mit jenen Flinten und Messern nicht die Mittel in die Hand, sich gegenseitig zu verletzen, zu verstümmeln und umzubringen? Wehe, daß aus einem Christenlande solche Waaren zu einem armen Heidenvolke gebracht werden! Man frage die Missionare auf jener Küste Afrika's, welches der schlimmste Feind sei, mit dem sie dort zu kämpfen haben? Man frage sie, was die Ausbreitung des Evangeliums am allermeisten hindre? Ist es etwa Pestilenz, Krankheit und Tod? Nein. — Ist es Götzendienst, Zauberei, Priesterbetrug, Unwissenheit, Aberglaube, Grausamkeit, Barbarei? Nein, nein, nichts von alle dem. Es ist der Branntwein.

Dieses Handelsschiff, das so mit den Elementen des Todes befrachtet war, führte seine Ladung nach demjenigen Theil der afrikanischen Westküste, der dem Königreich Asante am nächsten liegt, — einem der mächtigsten und zugleich grausamsten Reiche jenes Landes. Die Feuerwaffen, die man dorthin als Tauschwaare bringt, werden hauptsächlich zu Sklavenjagden im Innern verwendet; denn auf die schwächeren Stämme, die weiter landeinwärts wohnen, wird wie auf wilde Thiere von ihren kräftigeren und grausameren Nachbarn Jagd gemacht, und zu Tausenden werden sie alljährlich nach der Küste geschleppt, um dann auf Sklavenschiffen verpackt und verschifft zu werden.

Bei dem Verkehr mit diesem Volke bedarf es viel Klugheit, Geduld und Unerschrockenheit, wenn man nicht will, daß die Eingebornen jene Waffen des Todes gegen diejenigen kehren, die sie ihnen bringen. Da es dort an dem Verkehrsmittel des Geldes fehlt, so besteht der ganze Handel fast ausschließlich in einem Austausch der Waaren; auch ist jeder, der mit ihnen Handel treibt, genöthigt, sehr vieles ihrer

Ehrlichkeit anzuvertrauen. Die europäischen Händler tauschen ihre Waaren (Branntwein ꝛc.) gegen Palmöl, Elfenbein und Goldstaub ein, und da diese Artikel sämmtlich nur im Innern des Landes sich finden, so muß der Kapitän eines Handelsschiffs den eingebornen Zwischenhändlern eine gewisse Quantität Waaren anvertrauen, womit diese dann in's Land hinauf reisen und die Landesprodukte dagegen einhandeln. Dieser Gang der Dinge erfordert oft eine Zeit von vielen Wochen; mittlerweile muß das Schiff an der Küste vor Anker liegen, und der Kapitän hat oft seine ganze Geduld zusammenzunehmen, um die Rückkehr der Zwischenhändler abzuwarten. Ueberdieß muß er während dieser ganzen Wartezeit jeden angesehenern Neger, der ihn etwa auf dem Schiffe zu besuchen wünscht, zuvorkommend bei sich aufnehmen und mit Speise und Trank traktiren. Nun besaß Kapitän Cranmer nicht gerade einen sehr großen Vorrath von Geduld. Er hatte mehrere tausend Gulden Werths Waaren in's Land hineingeschickt, und noch immer harrte er vergebens auf die Rückkehr der Zwischenhändler; ja mehrere eigenthümliche Umstände fiengen an in ihm den Verdacht zu erwecken, daß die Häuptlinge und Dorfältesten der umliegenden Ortschaften nichts anders im Schilde führen, als ihn ganz um seine Waaren zu bringen.

Thomas war auf diese Weise viele Wochen lang dort vor Anker gelegen, was freilich eine nicht sehr angenehme Aufgabe war, zumal in der schwülen tropischen Hitze einer afrikanischen Sonne. Da hatte er eines Tages in seinem Koffer etwas zu suchen, und seine Bibel fällt ihm in die Augen. Es fällt ihm ein, Kapitän Cranmer, der immer so freundlich gegen ihn gewesen, wäre vielleicht geneigt ihn lesen zu lehren. Er nahm seine Bibel, ging zuerst von einem Matrosen zum andern und lernte von ihnen die Buchstaben. Dann begab er sich zu dem Kapitän selbst, und dieser fieng bereitwillig an ihn zu unterrichten; doch hielt derselbe häufig damit inne und las unserm Thomas laut vor, machte dazu seine Bemerkungen und beklagte nicht selten seine eigene Untreue, seine eigene Nachlässigkeit im Gebrauch der heiligen Schrift, namentlich als er hörte, auf welche eigenthümliche Weise Thomas in den Besitz des Buches gekommen war. Ja von jenem Tage an rief der Kapitän regelmäßig seine Leute zusammen, und las und erklärte ihnen das Wort Gottes.

So giengen Wochen dahin. Des Kapitäns Geduld war völlig erschöpft; er wollte keinem der Eingebornen mehr, die zu ihm an

Bord kamen, etwas zu essen geben, und behandelte sie sehr barsch und grob. Thomas, der von jeher gutmüthig und weichherzig war, pflegte dabei oft von seiner täglichen Ration etwas zu ersparen, um es ihnen geben zu können; besonders bedachte er mit solchen übriggelassenen Brocken Einen unter den Eingebornen, der sehr schwach und krank aussah. Thomas hatte großes Mitleid mit dem armen Bobby, wie man ihn nannte, und wußte immer einen Bissen oder ein freundliches Wort für ihn bereit zu halten. Endlich war der Kapitän entschlossen, nicht länger zu warten. Er wollte sein Geld*) haben. So lud er die angesehensten Männer und die Häuptlinge der bedeutendsten Ortschaften, etwa zehn an der Zahl, zu einer Festivität aufs Schiff. Kaum waren sie beisammen, so ließ er sie packen und in Ketten legen, und erklärte, daß er keinen von ihnen wieder frei geben werde, bis er sein Geld habe. Das war freilich ein sehr gewagter Schritt; denn er selbst hatte nur acht Leute bei sich auf seinem kleinen Fahrzeug, während er rings von ganzen Schaaren wilder, zu Allem entschlossener Menschen umgeben war.

Thomas, der die ganze Zeit über wohl gewesen, war gerade Tags zuvor vom afrikanischen Fieber ergriffen worden und mußte drunten in der Koje das Bett hüten. In der Nacht gelang es einem der Gefangenen zu entwischen, und als der Morgen graute, sah der Kapitän sein Fahrzeug von hunderten von Booten umringt, alle mit nackten, aber bewaffneten Wilden angefüllt, die von Begierde zu brennen schienen, den ihrem Stamm angethanen Schimpf zu rächen. Mit einer solchen Masse es aufzunehmen, zumal da sie Alle mit Flinten, Pistolen und Messern bewaffnet waren, erwies sich freilich für den Kapitän und seine Matrosen als unmöglich. Er und seine Mannschaft wurden alle auf die unmenschlichste Weise niedergemetzelt. Als Thomas den Lärm und das Gewirre vernahm, das oben auf dem Verdeck vorgieng, ahnte er bald was das bedeute, und da er bei seiner Schwäche droben ja doch von keinem Nutzen sein konnte, kroch er aus seiner Koje, gieng hinab in den untern Schiffsraum und versteckte sich dort, noch immer schwer vom Fieber geplagt, hinter allerlei Gerümpel.

Nach kurzer Zeit hörte er, wie die Wilden das Schiff nach

*) Alle Waaren, die durch Handelsschiffe nach den Küsten Afrika's gebracht werden, bezeichnet man einfach mit dem Ausdruck Geld.

allen Seiten durchsuchten. Endlich entdeckten sie ein Fäßchen Branntwein, und mit einem wahrhaft höllischen Gejubel wurde dasselbe auf's Verdeck gebracht und angestochen. Die Wirkung davon trat bald zu Tage; das wilde grausige Gejauchze, das schallende Gelächter, das Händeklatschen, Tanzen und Trampeln, vermischt mit dem Gestöhn der Verwundeten und Sterbenden, machte dem armen Thomas zu Muthe, als wenn er im Vorhof der Hölle sich befände. Bis dahin waren die Leichen der Ermordeten (wie er nachher hörte) ruhig an dem Orte gelegen, wo sie gefallen waren; nun aber, da jene Unmenschen von dem Branntwein erhitzt und wie toll geworden waren, stießen sie die Leichen mit den Füßen von einem zum Andern, verstümmelten sie, ließen an ihnen ihre barbarische Grausamkeit aus und warfen sie zuletzt in's Meer. Es war ein schmerzliches Loos, das dem Kapitän Cranmer und seinen Leuten zu Theil ward; aber war es nicht eine wunderbare und gnadenreiche Fürsorge Gottes, daß kurz zuvor noch alle diese Unglücklichen auf das Wort des lebendigen Gottes hingewiesen und mit dem Weg der Seligkeit bekannt wurden?

Gegen Abend ward es ruhig auf dem Schiff. Thomas vermuthete, daß der Branntwein seine gewohnte Wirkung gethan, und daß seine Feinde nun in tiefem Schlafe liegen; und da er nun voraussah, daß am folgenden Tag die ganze Schiffsladung würde an's Land geschafft werden, so verließ er seinen unsichern Bergungsort und suchte nach einem andern. Endlich kam er zu dem Bette des Kapitäns. Da befand sich ein kleiner Zwischenraum unter dem Bette, wo eine Anzahl von Flinten lag, deren Mündungen nach Außen gerichtet waren. Thomas entfernte einige derselben und kroch dann an ihrer Statt hinunter. Hier vermochte er sich nicht zu bewegen und kaum zu athmen, was freilich nur sein Fieber steigerte.

Während der langen Wochen, da das Schiff vor der Küste vor Anker gelegen war, hatte Thomas manches von der Sprache der Eingebornen gelernt und konnte die Leute so ziemlich verstehen. Wie er nun kaum unter jenem Bette sich versteckt hatte, hörte er die Stimmen zweier Männer, welche die Schiffstreppe herabkamen. Der eine derselben war ein Mann, der — man wußte nicht warum — von Anfang an auf Thomas sich immer besonders erbost gezeigt hatte. „Thomas war nicht unter den Todten," hörte unser armer Freund jenen zu dem Andern sagen, „er muß irgendwo versteckt sein; wenn ich den finde, so will ich ihn quälen und foltern, bis er den Geist

aufgiebt." Mit diesen Worten nahm der Mann ein langes scharfes Buschmesser und stieß damit heftig mehrmals durch die Matratze des Bettes, und zwar so tief hinein, daß Thomas, der unmittelbar darunter lag, an mehreren Stellen leicht verletzt wurde. Als aber der wüthende Mensch die Flintenläufe wahrnahm, die unter dem Bett hervorsahen, schlug er seinem Begleiter vor, dieselben sich zuzueignen und sie irgendwo zu verstecken ohne Wissen ihrer Landsleute; denn in der Regel wird alle Beute zu dem Häuptling gebracht, und er ist es, der sie vertheilt. Der Andere stimmte bei und so fiengen sie sofort an, die Flinten hervorzuziehen, auf denen Thomas lag. Jedes Mal aber, wenn sie eine herauszogen, mußte Thomas sich etwas emporheben und gegen das Bett hinaufdrücken, um die Beiden nicht merken zu lassen, daß er da unten liege. Endlich waren alle Flinten heraus, und fort eilten die Beiden auf das Verdeck. Dießmal wenigstens war Thomas der Gefahr entgangen; aber das Schlimmste kam jetzt erst.

Den ganzen Tag hindurch war nichts als Lärm und Verwirrung auf dem Schiffe gewesen. Darüber nahm das Fieber des armen Kranken so heftig zu, daß er kaum einen Gedanken mehr fassen konnte. Bald aber folgte auf die unerträgliche Fieberhitze der Fieberfrost, und sein Kopf ward etwas heller. Seit vierundzwanzig Stunden war nichts über seine Lippen gekommen; sein Hals war von Durst ganz vertrocknet, alle seine Glieder schmerzten ihn und doch durfte er sich aus seinem Versteck nicht herauswagen, aus Furcht vor der Masse der aufgeregten Eingebornen, die ihn überall umgaben und nach seinem Blute lechzten. Es war ihm eine ausgemachte Sache, daß man ihn am folgenden Tag ausfindig machen werde, und was erwartete ihn da anders, als ein grausamer Tod, — und ach, er hatte keinen Gott, auf den er sein Vertrauen setzen, keine Hoffnung, an die er sich für die jenseitige Welt halten konnte! Er überlegte hin und her, was er thun sollte, bis es ihm am Ende ganz wirr zu Sinn wurde, als müßte er wahnsinnig werden. Sollte er hier ruhig und still bis zum Morgen liegen bleiben, in der Hoffnung der Entdeckung zu entgehen? Nein, er wußte, das sei unmöglich; sie mußten ihn ausfindig machen. Auf dem Schiff aber war kein anderer Ort, wo er sicher sein konnte. Die Furcht vor einem grausamen und qualvollen Tod erfüllte sein ganzes Wesen. Dann kam ihm der Gedanke, ob er nicht versuchen sollte, durch Schwimmen das Ufer zu erreichen. Aber das Schiff lag eine Stunde weit vom Lande, und

er selbst war so schwach, daß er kaum vom Boden sich aufzurichten und sich auf den Beinen zu halten vermochte. Nein, das geht nimmermehr. Dann dachte er wieder, ob etwa die Boote der an Bord befindlichen Eingebornen nahe am Schiffe lägen, und ob er nicht auf einem derselben entfliehen könnte. Aber er durfte sich ja nicht rühren, noch viel weniger auf's Verdeck sich wagen, um nachzusehen, wie die Sachen stünden. Endlich kam ihm der schreckliche Gedanke an Selbstmord. Er wolle sich in's Meer stürzen und seinem Leben ein Ende machen; das wäre ja ein leichterer Tod, als wenn er jenen wüthenden Menschen in die Hände geriethe. Aber da fielen ihm alle die schauerlichen Dinge ein vom Fegfeuer, von der Verdammniß der Gottlosen, von den Flammen des Gerichts, und was er sonst noch vom Priester gelehrt worden; es war Alles lange vergessen gewesen, aber nun kam es mit voller Gewalt wieder über ihn und erfüllte ihn mit Entsetzen. Dann traten ihm die trostreichen Worte von der Liebe Jesu vor Augen, die er einst im Spital von jener armen christlichen Frau gehört, oder die er kürzlich auch von Kapitän Cranmer vernommen hatte; aber als er zugleich sich erinnerte, was für heilige Forderungen das Evangelium an den Menschen mache, und wie nothwendig die Buße und der Glaube an Christum sei, da wandte er sich auch von diesem Gedanken mit einem Herzen voll Schrecken und Angst hinweg. Was sollte er machen? Wohin er sich wandte, trat ihm nichts als Verzweiflung entgegen. Endlich rief er aus: „O Gott! — wenn es einen Gott giebt! — es giebt einen Gott! — erbarme dich über mich, — über mich armen elenden Menschen!" Und nun war das Eis gebrochen; er konnte sein ganzes Herz ausschütten, konnte zu Gott beten und ihm alles sagen, was seine Seele ängstete. Es war das erste Mal, daß er je in seinem Leben gebetet, und Er, der gesagt hat, daß Er das Schreien des Elenden höre, — Er, der den Jonas aus des Wallfisches Bauch erhörte, Er vernahm auch das Schreien dieses Elenden. Das Gebet selbst schon diente dazu, ihn zu beruhigen; er fühlte eine innere Gewißheit, daß ein Gott sei, und daß Er allein ihm helfen könne; und so gestärkt beschloß er, ruhig und geduldig die Dinge abzuwarten, die da kommen sollten. Aber es war eine Nacht furchtbarer Seelenkämpfe gewesen.

Eben graute der Tag, als er seinen Namen ein oder zwei Mal leise flüstern hörte, und bald erkannte er den Mann, dem er so oft

kleine Gefälligkeiten und Liebesdienste erwiesen hatte. Es war Bobby's Stimme, die seinen Namen rief. Thomas war versichert, daß der Mann ihm zu helfen gekommen sei, und antwortete sogleich. Bobby rief ihm zu, schnell aufzustehen; er wolle ihm in ein Boot verhelfen, das am Schiff liege, und auf demselben müsse er so rasch als möglich nach dem Ufer rudern, so lange seine Feinde noch betrunken und schlafend auf dem Verdeck liegen; denn wenn sie erwachen, sei er verloren. Wenn er aber das Land glücklich erreiche, so solle er sich bei Tag im Busch verstecken und bei Nacht weiter fliehen. Es wohnen, fügte er hinzu, weiße Leute, „Gottes-Leute" (wie die Neger die Missionare zu nennen pflegen) droben an der Küste, etwa acht oder zehn Tagereisen von hier, die würden ihn freundlich aufnehmen, wenn er nur bis zu ihnen gelangen könnte.

Der arme Thomas meinte, davon könne keine Rede sein, daß er in seinem schwachen Zustand eine so weite Reise zu machen vermöchte; doch wenn er nur aus seiner gegenwärtigen angstvollen Lage herauskommen könnte, so schien ihm jeder andere Tod, sei es durch Fieber oder durch Erschöpfung oder sonst wie, etwas leicht Erträgliches. So kroch er unter dem Bette hervor, schleppte sich leise hinter seinem Führer drein auf das Verdeck, wo seine schlafenden Feinde lagen, und ließ mittelst eines Seiles in's Boot sich hinab. Freilich diese leicht gebauten Boote oder Kanöe's müssen mit großer Gewandtheit und Geschicklichkeit gehandhabt werden, wenn sie nicht umschlagen sollen; gleichwohl gelang es unserm armen kranken Freunde vorwärts zu kommen, wenn auch sehr langsam, so daß lang ehe er das Ufer erreichte, der helle Tag angebrochen war und er eine Masse von Weibern und Kindern am Strand wahrnehmen konnte, die sein Herannahen beobachteten. Er faßte jedoch Muth, da er keine Männer unter ihnen wahrnahm, und hoffte, daß sein jämmerlicher Zustand das Mitleid weiblicher Herzen erregen werde. Aber ach, er kannte nicht die heidnische Natur, von der der Apostel sagte: „Ihr Schlund ist ein offenes Grab; ihre Füße sind eilend Blut zu vergießen; in ihren Wegen ist eitel Unfall und Elend, und den Weg des Friedens kennen sie nicht."

Kaum war er gelandet, so packten ihn zwei robuste Weiber, von denen jede unter wildem und heftigem Geschrei ihn nach einer andern Richtung hinzuziehen versuchte. Endlich gelang es einer von ihnen, einer alten häßlichen Negerin, die mehr einer Furie gleich sah, ihn

nach ihrer Hütte zu schleppen, während der ganze Haufe lärmend und unter wilden Geberden nachfolgte. Hier wurde Thomas in eine Ecke geworfen; die wenigen Kleidungsstücke, die er an sich trug, wurden ihm abgerissen und etliche Fetzen Negerzeug zugeworfen, um damit seine Blöße zu decken. Dann stellte man ihm eine Schüssel Reis und etwas Wasser vor, wovon er mit wahrem Heißhunger genoß und seinen brennenden Durst stillte, obgleich er aus den Reden derer, die ihn umstanden, abnehmen konnte, daß ihm das Alles nur gereicht werde, um ihn zur Erduldung der Qualen zu stärken, die ihn erwarteten, sobald die Männer vom Schiff zurückkämen. Die alte Frau schien am allermeisten von Rachsucht und Grimm gegen ihn erfüllt zu sein, denn ihr Sohn war während des Kampfes auf dem Schiffe getödtet worden.

Nachdem Thomas verzehrt hatte was ihm vorgesetzt worden war, legte er sich zurück auf den Boden der Hütte. Die ganze Zeit über war er umringt von Schaaren von Weibern und Kindern, welche die Neugierde hertrieb, zumal da viele von ihnen noch nie einen weißen Mann gesehen hatten. Sie zupften an seinem Haar, betasteten seine Hände und Füße und ließen ihm keinen Augenblick Ruhe; dazu kam, daß durch die zusammengedrängte Menschenmasse die Luft so dumpf und schwül wurde, daß der Kranke kaum zu athmen vermochte. Gelegentlich konnte die alte Negerin, die in einer andern Ecke laut heulend und wehklagend saß, sich durch das Gedränge bis zu Thomas hindurchdrücken, ihn dann in's Gesicht oder auf die Brust schlagen, oder eine Zeitlang mit wüthenden Geberden und Verwünschungen sich über ihn beugen, — eine Gestalt gleich der personificirten Rachsucht und Bosheit.

Das Fieber, das eine Zeitlang nachgelassen hatte, kehrte nun mit ungewöhnlicher Heftigkeit wieder, und noch ehe die Nacht einbrach, lag er in heftigem Delirium. Als dies den ganzen folgenden Tag fortdauerte, überkam die Leute nicht geringe Furcht. Es herrscht nämlich bei ihnen ein seltsamer Aberglaube in Beziehung auf irrsinnige oder wahnsinnige Menschen. Niemand darf denselben etwas zu Leide thun; denn sie glauben, solche Personen seien von dem Geist irgend eines mächtigen Kwi (Dämon's oder Teufels) besessen, und einen solchen zu beleidigen, sei höchst gefährlich. Die alte Negerin besonders gerieth in große Aufregung und Sorge, und nachdem sie den Kranken aus ihrer Hütte ins Freie geschafft, eilte sie nach einem benachbarten

Dorf, um dort einen berühmten Zauberdoktor um Rath zu fragen. Dieser sagte ihr, daß die weißen Kwi oder Teufel weit mächtiger seien als die schwarzen; somit thue sie besser daran, sich diesen Kwi so rasch als möglich vom Halse zu schaffen; doch möge sie sich in Acht nehmen, denselben nicht schlecht zu behandeln. Sofort kehrte sie zurück und trug den armen Thomas, der noch immer im höchsten Delirium lag, mit Hülfe einiger Landsleute eine gute Strecke weit hinaus in den Busch. Dort legte man ihn nieder, stellte eine Kürbisflasche mit Reis und eine andere mit Wasser neben ihn und überließ ihn seinem Schicksal. Da lag er, einathmend die giftige Nachtluft jenes verderblichen Klima's, ungeschützt vor dem starken nächtlichen Thau, fern von aller menschlichen Hülfe und den Angriffen der Schlangen, Tiger und anderer wilden Thiere ausgesetzt, in deren eigentlichem Revier er sich befand. Wie hätte er hier einem elenden Tode entgehen können? Aber es wachte ein Auge über ihm, das nicht schläft noch schlummert. Die ewige Liebe hatte beschlossen, ihn wie einen Brand aus dem Feuer zu retten, auf daß er verkündige die Tugenden deß, der ihn berufen aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht.

Als Thomas aus seinen Fieberträumen erwachte, war es heller Tag, und das Fieber war für eine Zeitlang wieder vorüber. Er blickte um sich her, wußte aber nicht, wo er war. Es bedurfte einige Zeit, ehe er sich dessen zu erinnern vermochte, was vorgegangen war; endlich tauchte Alles wieder in seiner Seele auf, was er Schweres erlebt hatte; nur von dem, was während seines Deliriums mit ihm vorgegangen war, hatte er schwache und unbestimmte Erinnerungen. Jetzt versuchte er jede Kraft anzuspannen, um sein Entkommen zu bewerkstelligen. Da er wußte, daß die Missionsstation, von der ihm der treue Bobby geredet, gegen Osten lag (die Küste von Afrika erstreckt sich dort von Westen nach Osten bis zur Bucht von Benin, wo sie wieder südwärts umbiegt), so konnte er die Richtung, die er einschlagen mußte, an der Sonne absehen. Er erquickte sich mit einem reichlichen Trunk Wassers — vom Reis vermochte er nichts zu kosten, obwohl er ihn mitnahm, — und versuchte sich in Marsch zu setzen; aber bald mußte er inne werden, daß das Gehen ihm unmöglich war, indem er so schwach sich fühlte und seine Glieder ihn so heftig schmerzten, daß er kaum zu stehen vermochte. Er sank wieder auf den Boden nieder in wahrer Verzweiflung, ohne sich zu

erinnern, daß der Gott, der ihn aus sechs Trübsalen errettet hatte, ihn auch durch diese unverletzt durchzuführen im Stande sei. Bald fiel er in einen sanften erquickenden Schlaf, und als er davon erwachte, sah er den Mond hoch am Himmel dahinziehen. Abermals versuchte er zu gehen, und dießmal mit besserem Erfolg. Der Schmerz in seinen Gliedern war weniger heftig, und so konnte er seine lange mühsame Wanderung, freilich langsam genug, antreten. Sechs Tage und sechs Nächte hindurch wanderte er vorwärts, jedesmal wenn er erschöpft war, im Busch ausruhend und schlafend. Den Reis, den er mitgenommen, mußte er bald wegwerfen, da er ungenießbar wurde, überhaupt ekelte ihm an jeder Art von Nahrung; dagegen litt er viel von Durst, indem er nur hin und wieder einen Bach oder eine Quelle traf. Seine Füße wurden wund und geschwollen von der brennenden Hitze des Sandbodens. Deßhalb benützte er jedesmal die Zeit zum Wandern, wo die Aufregung des Fiebers ihm unnatürliche Kräfte verlieh, während er, wenn das Fieber nachließ, in völliger Erschöpfung sich niederlegen mußte und sich kaum zu rühren vermochte. Er hatte keine Kleider, um sich bei Tag vor der Hitze, bei Nacht vor den feuchtkalten Dünsten zu schützen. Oft nahm das Fieber ihm alle Besinnung, aber auch dann verließ ihn der Gedanke nicht, er müsse vorwärts, vorwärts. Gottes gnädige Leitung aber erhielt ihn immer in der rechten Richtung.

Am Abend des sechsten Tages sah er ein Dorf vor sich liegen. Bisher hatte er die Wohnungen der Menschen vermieden, indem er vor wilden Thieren sich weniger fürchtete, als vor den Eingebornen; doch jetzt war er seit vielen Stunden von unerträglichem Durste gequält, und er fühlte, es sei ihm ganz unmöglich, seine erschöpften Glieder weiter zu schleppen. Es gelang ihm noch die erste Hütte zu erreichen, aber mit dem Ruf: Wasser! Wasser! sank er bewußtlos zu Boden. Tage und Wochen hernach wußte er nichts mehr von sich selbst. Sein himmlischer Vater aber hatte ihn in eine Negerstadt geführt, die noch etwa zehn Stunden von der Missionsstation Cavalla, dem Wohnsitz des amerikanischen Missionsbischofs von Liberia, entfernt war. Die Einwohner dieses Ortes standen auf freundschaftlichem Fuße mit der genannten Mission und schickten sofort einen Boten an den Bischof, ihm zu melden, daß ein weißer Mann krank bei ihnen liege. Sogleich wurde eine Hängematte herübergeschickt, um Thomas nach Cavalla zu bringen. Dort ward ihm jede Pflege,

welche christliche Herzen und Hände zu bieten im Stande waren, zu Theil, aber es dauerte lange, ehe Gesundheit und Kraft bei ihm wiederkehrten.

Die treuen christlichen Freunde, zu denen der Herr unsern Thomas so wunderbar geführt hatte, waren freilich nicht damit zufrieden, bloß für die Wiederherstellung seiner leiblichen Kräfte zu sorgen, sie suchten auch in seine umnachtete Seele einen Strahl des Lichtes hineinleuchten zu lassen, das vom Kreuze Christi ausgeht. Aber so unwissend und so voll Aberglaubens war der junge Mann, daß es oft leichter scheinen wollte, dem Evangelium einen Eingang in die Herzen der heidnischen Neger zu verschaffen, als in sein Gemüth. Als Thomas endlich unter Gottes Segen ganz hergestellt war, schlug ihm der Bischof vor, ob er nicht die Missionsschule besuchen und mit den Schulknaben Unterricht empfangen wolle. Fast zu gleicher Zeit aber kam ein Handelsschiff bei Cavalla vor Anker, dessen Kapitän unserm Thomas guten Lohn versprach, wenn er Matrosendienste bei ihm nehmen wolle; denn er habe in letzter Zeit viele seiner Leute verloren. Thomas schwankte. Wohl leuchtete ihm der Vorschlag des Kapitäns ein: aber würde er jemals wieder eine solche Gelegenheit finden, wie in Cavalla, etwas zu lernen? Auf der andern Seite, wenn er hier blieb, so mußte er sich ja mit armen unwissenden Negerknaben auf die gleiche Schulbank setzen, und es konnte Jahre anstehen, ehe er etwas Geld für sich verdienen konnte. Endlich gewann die Liebe zum Lernen die Oberhand: er trat in die Schule. Nach zwei Jahren war er Lehrer dieser Schule. Nach zwei weiteren Jahren wurde er vom Bischof zum Missionar ordinirt. Denn Thomas war ein demüthiger, ernster und treuer Nachfolger des Herrn Jesus geworden, voll herzlicher Begierde, auch Andern zu sagen, „was für einen lieben Heiland er an Ihm gefunden." Und nun darf er heute noch den Negern Westafrika's das theure Evangelium predigen, und kann mit dem Apostel Paulus aus eigener Erfahrung bezeugen: „Das ist je gewißlich wahr und ein aller Annahme werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin."

Redactor: Dr. A. Oftertag.

Druck von C. Schultze, in Commission bei C. Detloff in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cent. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Des Miſſionars Heimweſen.

Der Missionar und die Eingebornen.

Wenn wir in der Ueberschrift so in's Allgemeine von „Eingebornen" reden, so fassen wir damit die Volksgenossen aller modernen Missionsländer zusammen. Daß diese Missionsvölker, was den Grad ihrer bürgerlichen und socialen Bildung betrifft, auf den verschiedensten Stufen stehen, ist bekannt. Wie groß aber auch in dieser Beziehung der Abstand sein mag zwischen einem Brahmanen und einem Neger, zwischen einem Chinesen und einem Kaffer, zwischen einem Japanesen und einem Eskimo oder einem Insulaner der Südsee, so haben sie doch Alle ein Gemeinsames, das ihr eigenstes Wesen charakterisirt — das Heidenthum. Das Heidenthum aber besteht nach seinem innersten Kern in dem Losgerissensein von Gott, der einigen Quelle alles Lichts und Lebens, und in dem Hingegebensein an die Mächte der Natur und der Finsterniß. Die Frucht dieses Zustandes oder die praktische Seite des Heidenthums schildert der Apostel Paulus Röm. 1. in unnachahmlicher Weise. Dort bezeichnet er als die nothwendige Strafe der Verwerfung des lebendigen Gottes das Dahingegebensein in verworfenen Sinn und in schändliche Lüste, und charakterisirt dann den Wandel der Heiden also: „Voll alles Ungerechten, Hurerei, Schalkheit, Gier, Bosheit, voller Neid, Mord, Hader, Trug, Tücke; Ohrenbläser, Verläumder, Gottgehässige, Frevler, Hoffärtige, Ruhmräthige, Unheilstifter, den Eltern Ungehorsame, Verstandlose, Treulose, Lieblose, Unversöhnliche, Unbarmherzige; die, wiewohl sie Gottes Recht wissen, daß, die solches thun, des Todes würdig sind, thun sie es nicht allein, sondern haben auch Gefallen an denen, die es thun." — Es ist dies ein furchtbares Sündenregister; aber jedes Heidenvolk ohne Unterschied ist ein praktischer

Kommentar dazu und zugleich ein unwiderlegbarer Beweis für die Wahrheit dieser Schilderung, wenn auch bei dem einen Volke dieser, bei dem andern jener Zug stärker hervortreten mag.

Indem nun der christliche Missionar sich in die Mitte eines Heidenvolkes begiebt, so weiß er zum Voraus, mit was für einem Geschlecht er es zu thun hat; und wenn er auch da und dort einzelnen Fällen begegnet, bei welchen mildere Züge ihm entgegentreten, so wird er doch überall das Volk im Ganzen so finden, wie der Apostel es gezeichnet hat. Er weiß aber auch, daß er in dem Evangelium, das er diesem Volke zu bringen hat, eine allmächtige Gotteskraft besitzt, welche alle Schäden des Heidenthums zu überwinden und aus den vornehmsten Sündern Kinder Gottes zu machen vermag; er weiß, daß diese süße Botschaft von dem Sünderheiland auch die verkommensten Heiden neuschaffen und umwandeln kann,

Und wär er wie ein Bär, er wird zum Lamme;
Und wär er kalt wie Eis, er wird zur Flamme;
Und wär er todt wie Stein, er kömmt zum Leben,
Und ihm wird Heil und Seligkeit gegeben.

Freilich wird er es auch von allem Anfang an inne werden, daß er selbst, als der Träger dieser Gnade, ein schwaches, mit viel Sünde behaftetes Werkzeug sei, und daß die Ausrichtung seines Werkes in Mitten eines unschlachtigen Heidengeschlechts ihm unerwartete und unsägliche Prüfungen bereite. Schon in ganz äußerlicher Beziehung muß der Missionar an Dinge sich gewöhnen, die dem natürlichen Gefühl oft aufs äußerste widerlich sind. Wir wollen nur erinnern an den ekeln Geruch des Negers, an die widerlich fettige Ausdünstung des Eskimo, an den Schmutz, das Ungeziefer und die Unreinlichkeit, die er gerade bei denjenigen Klassen, die dem Evangelium oft am zugänglichsten sind, am meisten ertragen muß. Erfahrungen dieser Art sind schon hinreichend, um alle Sentimentalität gründlich niederzuschlagen. Aber der Missionar hat mit noch viel härteren Prüfungen zu kämpfen, die seine Geduld und Liebe auf die schwerste Probe setzen. Undank, Rohheit, Spott, Hohn, raffinirte Bosheit, treten ihm bald von dieser, bald von jener Seite entgegen; er wird betrogen, bestohlen, grausam hintergangen; die nothwendigen Dienste und Hülfleistungen werden ihm verweigert, die Knechte laufen ihm davon, sein Garten, den er mit Mühe und Lust gepflegt, wird ihm geplündert und verwüstet, für das Werthloseste muß er ungeheuere

Preise zahlen; kurz er muß das, was Paulus im Römerbrief von den Heiden sagt, nunmehr selbst in schmerzlichster Weise praktisch erfahren. Da wird er nun inne, daß er den Heiden nicht blos das Evangelium zu bringen, sondern es ihnen auch in der Geduld Christi und in jener Liebe zu bieten hat, die langmüthig und freundlich ist, nicht eifert, sich nicht ungeberdig stellt, sich nicht erbittern läßt, des Bösen nicht gedenket, — in der Liebe, die Alles verträgt, Alles glaubet, Alles hoffet, Alles duldet.

Wir wissen wohl, wie vielfach darin unsere lieben Brüder, die an unsrer Statt und in unsrem Auftrag mit der Botschaft des Heils zu den Heiden gehen, von der Schwachheit des Fleisches versucht sind und gleich uns, was die Geduld und die Liebe betrifft, von mancherlei Fehlern übereilt werden; und das ist um so demüthigender, je sicherer und schärfer das Auge des Heiden in jeder Beziehung die Mängel und Fehler des Missionars entdeckt. Wir können aber nur mit tiefer Trauer wahrnehmen, wie in einer von Deutschland ausgehenden Mission — der Hermannsburger Zulu-Mission — gerade in dieser Hinsicht eine Missionspraxis Boden gewinnen will, vor deren Umsichgreifen Gott in Gnaden die evangelischen Missionen bewahren wolle. Was in Hermannsburg selbst durch Gottes Gnade geschehen ist und heute noch im Geiste des Glaubens und der Liebe geschieht, das erfüllt uns mit Dank gegen den Herrn und mit ungetheilter Bewunderung; aber auf dem südafrikanischen Missionsgebiete, das von dort aus bearbeitet wird, scheint ein fremder Geist eingedrungen zu sein, der nicht der von Hermannsburg ist. Seit einiger Zeit ist über die gesammte Hermannsburger Mission im Zulu-Lande Missionar Harbeland, der früher im Dienste der rheinischen Missionsgesellschaft in Borneo arbeitete und dann zu den Hermannsburgern überging, zum Superintendenten gesetzt und hat im Lauf des letzten Jahres unter großen Beschwerden sämtliche weit zerstreute Stationen visitirt. Wenn nun seine Berichte, welche in dem Hermannsburger Missionsblatt erschienen, einestheils von seiner Energie, wie von seinem Regierungs- und Organisationstalent zeugen, so wird man anderntheils um so schmerzlicher berührt von der Art und Weise, wie er die Eingebornen nicht etwa blos in Augenblicken vorübergehender Aufwallung, sondern grundsatzmäßig behandeln zu müssen glaubt, und von dem Ton wohlgefälligen Behagens, mit welchem er diese Auftritte beschreibt. Wir führen einige Beispiele an.

Auf einer der Reisen, welche Hardeland mit Br. Filter im Zulu-Lande ausführte, weigerten sich die vier Kaffern, welche das Gepäck trugen, mitten im einsamen Felde weiter zu gehen, und wollten umkehren. Als die Zusprüche nichts halfen, „meinte ich (schreibt Hardeland), die Schelme sollten doch wenigstens noch eine ordentliche Tracht Schläge mit auf den Weg haben, einer wenigstens soll windelweich gehauen werden. Ich postirte mich denn mit meiner Karbatsche hinter das größte Großmaul, während Br. Filter von vorn kam und kommandirte: Die Packen aufgenommen, wir gehen! — Nein, schallte es zurück. — Die Packen auf! schrie Filter wieder im kräftigsten Kommandoton, und zugleich flog meine Peitsche dem Haupthahn auf den Rücken; er hob den Spieß, da gab es einen zweiten Hieb nebst einem Stoße als Zugabe, und — sie nahmen die Packen auf und giengen.... Sie mußten dicht in einer Reihe zusammengehen, Br. Filter schritt vor, ich auf der Liese [Hardeland's Pferd] dicht hinter ihnen drein, und wir eröffneten ihnen ganz freundschaftlich: wenn einer laufe, den werde meine Liese gleich wieder haben, den solle sie umrennen und umschlagen, und dann würden wir ihn obendrein durchklopfen, so lange wir uns rühren könnten. So gieng's denn voran, just als wenn zwei Polizeibeamte vier Spitzbuben eskortirten...." Als bald darauf die beiden Reisenden auf Filter's Station (Enhlongana) angekommen waren und Hardeland eben mit den Frauen der dortigen Missionare allein im Hause saß, „da kam ein ganzer Trupp betrunkener Leute. Frau Filter schloß schnell die Thür. Die Leute versuchten sie mit Fußtritten aufzusprengen; dann kamen sie an's Fenster, welches sie einschlagen wollten; dazu griffen sie überall durch Dach und Mauer durch und versuchten zu stehlen. Ich wollte dazwischen treten; Frau Filter aber meinte, am besten sei es sich still zu verhalten, sonst werde es noch ärger. Da es endlich aber doch zu arg wurde, öffnete ich die Thür. Gleich stürzte ein dicker betrunkener Kerl herein. Ich sagte, daß sie sich augenblicklich vom Hause wegpacken sollten; wir seien hier Herren, wir seien des Königs Lehrer, der Platz sei uns vom Könige gegeben. Alles umsonst. Als ich den Kerl dann zur Thür hinausschieben wollte, stieß er mich tüchtig mit seiner Keule vor die Brust, lag dafür aber gleich am Boden, so lang er war, und schon war ihm eine gute Tracht Schläge zugedacht, als der Gedanke mir kam: du bist hier fremd, du brockst da vielleicht etwas ein, was die andern [Missionare der Station]

später ausessen müssen. Der Mann lag nun still; so sprang ich schnell zu Br. Ahrens und holte den. Er sagte, dieser Kerl sei besonders böse, es sei gut, daß ich ihn nicht geschlagen hätte. Wir packten ihn bei den Armen und transportirten ihn zum Hause hinaus. Da griff er einen großen Felsenstein und kam damit auf uns los; wir hatten ihm seine Waffen abgenommen. Nun griffen wir die Flinte. Das wirkte so viel, daß die minder Trunkenen die ganz Berauschten an die Arme griffen und mit sich fortzogen. Aber bald kamen neue Haufen; das Getobe hörte nicht auf. Mittlerweile kam Br. Filter zurück. Mehrfach gebot er den Leuten fortzugehen. Es half einige Mal so etwas, gieng aber immer wieder los. Endlich war Filter's Geduld zu Ende. Er ergreift eine Reitpeitsche, springt zum Hause heraus, kriegt ein großes dickes Mädchen in die Hände und haut die rechtschaffen durch. Das Mädchen war des Häuptlings Tochter und des Königs Nichte. Gut bestriemt kommt sie in ihren Kraal. Da werden die Leute vollends toll; in Haufen kommen sie angelaufen, des Mädchens Bruder an der Spitze. Der tobte und schäumte, und focht mit seinen Spießen; alles Zureden Filter's war vergeblich: da faßt er ihn und haut ihn noch besser durch, als das Mädchen vorhin ꝛc. ꝛc."

Daß auch die übrigen Brüder das Beispiel ihres Superintendenten nachzuahmen verstehen, das zeigt sich bei den verschiedensten Gelegenlegenheiten. Auf einer Reise, welche Hardeland mit Br. Hohls gemacht hat, kamen sie in einen großen Kraal, in der Nähe der Hauptstadt des Königs der Amaswazi. „Dort war man ziemlich unverschämt und unartig. Hunderte umstanden uns; man antwortete gar nicht auf unsere Fragen; man lachte, höhnte, lärmte. Mehrfach hatte Br. Hohls Stille geboten; man lachte um so mehr. Da sprang er mit der Reitpeitsche unter die Menge und hieb rechts und links. Die ganze Masse, dazu die meisten mit Lanzen und Keulen bewaffnet, stob wie Spreu auseinander; einer von des Königs Weibern mit ihrem Kind auf dem Rücken kam auf der Flucht ein großer Hund über den Weg, über den sie hinschlug, Kopf über, daß die Beine in die Höhe schlugen. Und die Folge? Nun waren wir 'Herren fürwahr'; nun wurde man ganz freundlich und zutraulich obendrein." — Bei dieser Gelegenheit spricht Hardeland die Grundsätze aus, nach welchen er mit prächtigem Erfolg die Eingebornen des Landes behandelt habe und ferner zu behandeln gedenke. „Da wir uns ihrer

Kafferlogik bequemten," schreibt er, „und dergemäß mit ihnen umgiengen, so waren sie sehr freundlich, und es gab Essen und Trinken genug, oft selbst Schafe, Ziegen, Hühner, und dazu recht billig. Es ist nämlich Kafferweise, daß sie 'Herren' zuvorkommend behandeln. Die beste Hütte im Kraal steht ihnen zu Dienst, und was nur da ist, wird ihnen gebracht. So machen sie es nämlich mit ihren Häuptlingen, auch mit denen aus entfernten Theilen des Landes, die ihnen weiter gar nichts zu sagen haben. Ein weißer Mann ist nun natürlich noch immer eine bedeutend respektablere Erscheinung, selbst der zerlumpteste, als so ein armer nakter Kafferhäuptling. . . . Wir traten denn dieses Mal überall als 'Herren' auf. Wohin wir kamen, hieß es: Wir sind Herren, sind Freunde des Gouverneurs; hier wollen wir die Nacht bleiben; wo ist unser Haus? Gewöhnlich erhielten wir denn gleich eine gute Hütte. Dann hieß es weiter: Für unsere Pferde kaufen wir, bringt gleich einen großen Korb voll Kafferkorn; dafür geben wir eine Elle blaues Baumwollenzeug. Wir aber sind Herren, wir kaufen nicht, wir wollen traktirt werden; indeß ist unsre Weise darin verschieden von der Weise eurer Herren, daß wenn wir gut behandelt werden, wir uns morgen beim Abschied als milde Herren erzeigen werden; thut ihr aber eure Pflicht nicht, behandelt ihr uns nicht gut: ihr wißt die Weise der Herren, und seht, wir haben Reitpeitschen. Das wirkte; man erkundigte sich bestens, was wir wohl äßen, und brachte dann, was man hatte." — Der allezeit schlagfertige 'Herr' Superintendent glaubt sich aber verpflichtet, auch den Missionsgesellschaften daheim den hohen Werth dieser seiner Missionspraxis auf's dringendste anempfehlen zu müssen. „Es bringt sich mir," schreibt er, „der Wunsch auf, den ich oft für meine lieben Dajakken auf Borneo gehabt, nämlich: aus wirklicher Liebe, als die beste Vorbereitung für's Missioniren, wünschte ich jedem dieser Heidenkinder eine recht tüchtige Tracht Schläge, jedem Manne zwei ditto, und jeder Frau drei, denn die Weiber sind die allerschlimmsten. Ich weiß: probatum esset [es erwiese sich als probat]. 'Wir sollen fürchten und lieben', erst auf dem Grunde der Furcht erwächset die Liebe (bei uns armen Sündern), die Liebe, in der dann keine Furcht mehr ist. 'Zucht und Vermahnung' — dem Zuchtlosen hilft alles Vermahnen nichts."

Damit man aber wisse, daß er damit in absichtlichem und bewußtem Gegensatz gegen jede andere Missionspraxis stehe und stehen

wolle, spricht er sich einmal über einen englischen Missionar im Zululande aus. Hardeland war mit seinem Gefährten müde und vom Regen durchnäßt bei Missionar Robertson auf der Station Kwamakwasi angekommen und herzlich von ihm aufgenommen und bewirthet worden. „Die armen Robertson's hatten das Unglück gehabt, total abzubrennen. Sie wohnten nun in einem kleinen elenden Hüttchen, in welchem man kaum aufrecht stehen konnte. Da ihnen alle Handelssachen und Vorräthe mit abgebrannt waren, ging es auch im Aeußeren ziemlich knapp; etwas Maismehl und Milch und Eier ist Alles, was sie haben. Doch luden sie uns freundlich zu längerem Bleiben; ich aber hielt es für besser Nachmittags fortzuziehen. — Herr Robertson macht einen sehr guten Eindruck. Tüchtig wissenschaftlich gebildet und dazu von höchst feinen Manieren, ist er zugleich durch und durch praktisch und arbeitet mit seinen Kaffern um die Wette, daß es eine Art hat. Die englische Weise als solche ist mir eine der widerlichsten, ihre Politik fast grauenhafter, elender und ehrloser, als selbst die Frankreichs und Sardiniens, — ehr- und herzlose Krämerpolitik; aber das muß man ihnen doch lassen, es finden sich Individuen in Menge unter ihnen, die Einem Liebe und Achtung abnöthigen, — in größerer Menge, als unter andern Adamskindern. Nur in Einem Punkte konnten wir uns nicht ganz verständigen; sie stecken noch in der Missionsnarrheit, die in jedem lausigen, verkommenen Heiden den 'lieben Heidenbruder' sieht und ihn als Engel be- das heißt also mißhandelt, statt durch ernste Zucht dem bösen dicken **B.** [Bauch?], was diese Engel noch vor sich haben, entgegenzutreten. Vorall die Damen; besonders die junge interessante Nichte schwärmte noch völlig für die 'lieben' Heiden, für die 'noble savages'. Das ist so die Schwäche englischer Missionsleute."

Unseres Wissen hat noch kein Missionar, weder ein englischer noch ein deutscher, am wenigsten wer mitten im Heidenlande selber steht, die Heiden als „Engel" angesehen, wohl aber wird jeder Missionar, bei dem es im Herzen richtig steht, niemals vergessen, daß auch die Seelen der Kaffern, wie aller andern Heiden, mit einem theuren Lösegeld, nämlich mit dem kostbaren Blute Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes, erkauft sind; er wird auch in dem verkommensten und versunkensten Heiden noch eine Spur von dem Ebenbilde Gottes entdecken, nach welchem er geschaffen ist, und um deßwillen wird er ihn respektiren und ihn als einen Bruder lieben. Es ist eine

übelberüchtigte Kunst, die Anschauungen und Gefühle der Andersdenkenden, wie Harbeland thut, zuerst zu einer Karrikatur zu verdrehen und dann sie zu bekämpfen. In besseren Stunden freilich ist Harbeland in einer richtigeren Stimmung. „Oft fängt das Herz zu pochen an," schreibt er beim Blick auf die Hartherzigkeit der Kaffern, „und es würde wohl überkochen, wenn man das Auge nicht auf Den richtete, der aus Seiner ewigen Heimat für uns ins arme Pilgerleben, aus Seinem Reichthum in unsre Armuth, aus Seinem Leben in unsern Tod herabstieg, und dessen Liebe, verachtet, verworfen, verspottet, doch stark blieb bis zum Tod. Du lieber Heiland, vergieb uns alle unsere elende Liebe, und laß immer mehr von Deiner Heilandsliebe kommen in das arme, kalte, sündige Herz. Amen, Herr Jesu."

Der Herr gebe, daß dieser Sinn unter den Brüdern im Zululande zur Herrschaft komme. Es scheint übrigens ein eigenes Verhängniß auf der Zulu-Mission zu ruhen. Denn während durch den Superintendenten der Hermannsburger Mission in die Missionspraxis bedenkliche Grundsätze eingeführt zu werden drohen, so untergräbt hart neben ihm ein anderer Missions-Superintendent, der anglikanisch-hochkirchliche Missionsbischof Dr. Colenso in Natal, durch seinen vulgären Rationalismus, den er durch Wort und Schrift verbreitet, alle Grundlagen der christlichen Mission. Gott sehe in Gnaden darein und bewahre sein heiliges Werk vor den tiefgreifenden Beschädigungen, die dasselbe in unsern Tagen bedrohen.

Mit wie scharfem Auge die Eingebornen selbst überall das Benehmen der Missionare zu beobachten, und wie richtig sie es oft zu beurtheilen pflegen, ist jedem bekannt, der den Vorgängen auf den Missionsgebieten aufmerksam nachzugehen gewohnt ist. Es liegen vor uns aber zwei Schriftstücke, welche, von Eingebornen geschrieben, gerade diesen Gegenstand näher beleuchten. Vielleicht dürfte es nicht uninteressant sein, dieselben hier in Uebersetzung wiederzugeben. Beide beziehen sich zunächst freilich nur auf Indien, aber es ist ja nicht schwer, davon mit einigen Modifikationen die Anwendung auch auf alle übrigen Missionen zu machen. Das erste ist eine Predigt, welche der eingeborne Missionar Lal Behari De (zur freien schottischen Kirche gehörig) am 6. Dec. 1858 vor der Missions-

konferenz zu Kalkutta in der Union-Kapelle gehalten hat. Es ist nämlich Sitte, daß sämmtliche Missionare in und um Kalkutta, obwohl zu den verschiedensten Kirchengemeinschaften gehörig, monatlich einmal in der Hauptstadt zusammenkommen, um zuerst durch einen gemeinschaftlichen Gottesdienst sich zu stärken und dann den übrigen Tag der Besprechung wichtiger, auf ihr Amt bezüglicher Fragen zu widmen. Der vorliegende Vortrag fiel, wie die Einleitung zeigt, in die Tage, wo nach Ueberwindung des indischen Militäraufstands die Königin von England selbst die Regierung des indo-brittischen Reiches übernahm; der Text aber war die Stelle aus Richter 5, 16: „Da war großes Besinnen des Herzens."

„Am ersten Tag des verflossenen Monats," begann der Prediger, „kam ich in eure Stadt, um, da die Reihe an mir war, die übliche Ansprache zu halten. Ich fand keine Zuhörerschaft, da ihr Alle anderwärts beschäftigt waret. Am Nachmittag jenes Tages war ganz Kalkutta vor dem Regierungsgebäude versammelt, um die Proklamation der Königin mit anzuhören, die dort vor ihren loyalen Unterthanen verlesen ward. Auch ich war dort. Und obgleich ein Bengale von Geburt, zitterte doch mein Herz vor Freude bei den edeln Worten meiner Königin, und ich stimmte freudig in den begeisterten Jubel der hunderte von Angelsachsen ein, die mich umgaben. Die Nacht, die darauf folgte, schien eine Zaubernacht zu sein. Fröhliche Reihen von Lichtern schmückten die Paläste eurer Stadt, und in euren Straßen hörte man die Stimme der Freude. Also wurde eine neue Aera in der Geschichte Indiens eingeweiht. Meine Bitte ist, daß diese Aera so glänzend sein möge, als jener Abend, mit welchem sie begann — eine Aera des sittlichen und socialen Fortschritts meines Vaterlandes.

„Es hat mich der Gedanke bewegt, daß beim Beginn einer Zeit, wo alle Verhältnisse sich neu gestalten, es auch für diejenigen, welche direkt oder indirekt mit der Mission verbunden sind, wünschenswerth sei, ihr Verhalten zu der Ausbreitung des Evangeliums in diesem Lande einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen und das innere Leben unserer Missionen mit Ernst zu untersuchen. Was ich meine, ist, daß der gegenwärtige Augenblick geeignet sei, jeden Missionar, jeden eingebornen Christen, jeden christlichen Laien zu bewegen, daß er sein eigen Herz prüfe und sich frage, wie er zur Verbreitung des Christenthums stehe.

„Wir Alle, fürchte ich, sind wenig geneigt, diese Prüfung mit

uns selber anzustellen. Wir nehmen in der Regel als selbstverständlich an, daß wir selbst unsre Pflicht thun, und legen alle Fehler Andern zur Last. Fraget einen Missionar, warum das Evangelium so geringe Fortschritte in Indien mache, so wird er euch zehn gegen eins sagen, daß die Hindu's vielleicht das gottloseste Volk auf Erden seien, daß die eingebornen Christen, von denen man doch mit Recht so Vieles erwarten könne, zum größten Theil herzlose und weltlich gesinnte Leute seien; auch liege der Grund der geringen Erfolge mit darin, daß die europäischen Christen in diesem Lande durch ihren Wandel den Eingebornen einen sehr schlimmen Begriff vom Christenthum beibringen. Bei alle dem denkt der Missionar, daß natürlich auf ihn selbst in dieser Sache keine Schuld falle. Richtet dieselbe Frage auf der andern Seite an einen europäischen Laien oder an einen eingebornen Christen, so wird jeder von ihnen euch antworten, das eigentliche Geheimniß liege darin, daß die Missionare nicht so thätig und selbstverläugnend seien, wie sie sollten, daß sie die Comforts zu sehr lieben, daß sie nur in den drei Monaten der kühlen Jahreszeit, und zwar in schönbemalten Booten, ihre Frauen und Kinder an ihrer Seite, ihre Reisen machen, und nicht, wie man erwarten könnte, in dem Gewande von Fakirs das Land der Länge und Breite nach predigend durchziehen. Bei alle dem nimmt der europäische Laie und der eingeborne Christ an, daß natürlich sie selber ihre Pflicht thun. Nun, es ist Zeit, daß diese gegenseitigen Anschuldigungen aufhören. Es ist Zeit, daß jeder Missionar, jeder eingeborne Christ, jeder europäische Laie persönlich sich die Frage vorlege: Thue ich meine Pflicht in Beziehung auf die Wiedergeburt Indiens, oder thue ich sie nicht?

„Wenn ich mich unterfange, einen so kitzlichen Gegenstand hier zu behandeln, so mag das Manchem als Anmaßung erscheinen; aber die heilige Sache, die uns Allen so sehr am Herzen liegt, verlangt es, und ich will versuchen, meiner Aufgabe in aller Demuth zu genügen.

„Väter und Brüder, vergebt mir, wenn ich es wage, euch in Betreff des glorreichen Werkes, dem ihr Alle euer Leben geweiht habet, zur Selbstprüfung aufzufordern. Etliche von euch sind in dem Dienste des Herrn grau geworden und haben ihre Missionslaufbahn begonnen, ehe ich noch geboren war.*) Andere unter euch haben durch ihre un-

*) Es waren Männer anwesend, wie Alexander Duff, Lacroix, Schurr, Bomwetsch und Andere.

gewöhnliche Hingebung und ihren selbstaufopfernden Eifer die ersten Stellen unter den Missionsarbeitern eingenommen, und ihr Name ist in allen Gemeinden geehrt. Solchen Veteranen im großen geistlichen Kampf gegenüber könnte es bei Einem, der so jung und unerfahren ist wie ich bin, der nicht werth ist ein Missionar zu heißen, und viel eher zu euren Füßen sitzen und eurem Worte lauschen sollte, — es könnte anmaßend und unziemlich erscheinen, wenn er euch zum 'Besinnen eures Herzens' und zur Selbstprüfung über euer Verhalten zu eurem großen Missionswerk zu ermahnen wagt. Aber ich bin's gewiß, daß ihr mir vergeben werdet, wenn ihr die Eigenthümlichkeit meiner Stellung erwäget. Als Eingeborner dieses Landes bin ich mit den Gefühlen, Anschauungen und Denkweisen meiner Landsleute auf's genaueste vertraut. Ich habe gehört, was meine heidnischen Landsleute von euch sagen. Als eingeborner Christ bin ich bekannt mit den Gefühlen und Gedanken meiner eingebornen christlichen Brüder. Ich habe gehört, was sie von euch denken und sagen. Ich habe nachgedacht über das, was ich gehört habe. Und als Missionar, so unwürdig ich auch dieses Namens bin, hielt ich es für angemessen, diese Dinge euch vorzulegen und euch in aller Einfalt zu bitten, eure Herzen darüber zu prüfen; denn was ich euch sage, das sage ich auch mir selbst.

„Jeder Missionar in Bengalen steht in Beziehung zu einer doppelten Klasse von Menschen: erstlich zu den heidnischen Eingebornen, die ich kurz Hindu's nennen will, und zweitens zu den eingebornen Christen.

„Was nun für's erste unser Verhältniß zu den Hindu's betrifft, so haben wir uns zu besinnen und unsre Herzen zu prüfen, ob wir die Leute, an deren geistlichem Weg wir als Missionare arbeiten, wirklich lieben. Diese Mahnung könnte überflüssig scheinen. Man könnte sagen, ein Mann, der eine Seereise von über dreitausend Stunden gemacht, um einem Volke das Evangelium zu predigen, müsse doch wirklich dieses Volk lieben. Das ist wahr, doch nur bis zu einem gewissen Grad. Die Thatsache, daß er die lange Reise gemacht, kann zwar ein Beweis sein dafür, daß sein Herz beim Antritt der Reise mit Liebe zu dem Volke, zu welchem er sich zu begeben im Begriff war, erfüllt sein mochte; aber es ist ganz wohl möglich, daß die Liebe schon bei seiner ersten Berührung mit diesem Volke oder nach mehrjährigem Aufenthalt unter ihnen aufhöre oder wenigstens

erkalte. Nun aber ist es eine in dem sittlichen Wesen des Menschen begründete Thatsache, daß die Liebe die Triebfeder und Quelle alles Wohlthuns ist. Wo keine Liebe ist, da kann im eigentlichen Sinne des Worts offenbar kein Wohlthun sein. Wenn ich wünsche, einem Andern Gutes zu thun, so geschieht es nur, weil ich ihn liebe. Ich kann ihn vielleicht nicht lieben mit der Liebe der Billigung und des Wohlgefallens, aber ich kann ihn lieben mit der Liebe des Mitleids und des Erbarmens. Mit andern Worten, ich kann nicht seinen Charakter lieben, an welchem vielleicht grobe sittliche Fehler haften, aber ich kann den Menschen bemitleiden und mich seiner erbarmen; und es ist unzweifelhaft, daß, wenn ich gegen ihn weder die Liebe des Wohlgefallens, noch die Liebe des Erbarmens fühle, in mir auch kein Trieb und Beweggrund vorhanden sein kann, ihm Gutes zu thun. Das Mitleid aber ist von zwiefacher Art: es giebt ein Mitleid der Theilnahme und ein Mitleid der Verachtung. Bemitleide ich einen Menschen mit dem Mitleid der Verachtung, so ist klar, daß ich keinen Trieb fühlen kann, ihm Gutes zu erweisen. Einen Menschen, den ich verachte oder geringschätze, kann ich nicht lieben; und liebe ich ihn nicht, so kann ich weder Lust noch Trieb in mir fühlen, ihm wohl zu thun. Nun, da sind die Hindu's. Wir sind Missionare, verordnet, ihnen die frohe Botschaft der Erlösung zu predigen. Lieben wir sie? Lieben wir ihre Seelen? Vielleicht können wir sie nicht lieben mit der Liebe der Billigung und des Wohlgefallens, weil wir ihren sittlichen und religiösen Charakter nicht zu billigen und wohlgefällig anzusehen vermögen. Aber lieben wir sie mit der Liebe des Erbarmens? Haben wir barmherziges Mitleid mit ihrem jammervollen und verlornen Zustand? Beklagen wir von Herzen ihr geistliches Elend? Weinen wir über ihre Sünden und sprechen in unsern Herzen mit Jeremias: 'O daß ich Wassers genug in meinem Haupte hätte und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich weinen könnte Tag und Nacht' über den traurigen Zustand dieses Volkes? Oder verachten und geringschätzen wir sie, und machen uns dadurch unfähig, ihnen Gutes zu thun? Das sind Fragen, die wir in heiligem Ernst an uns thun, und es nicht als selbstverständlich ansehen sollten, daß, weil wir Missionare sind, wir auch nothwendig die Hindu's lieben. Ohne diese Liebe können unsre Arbeiten nicht mit Erfolg gekrönt werden. Die besten und größesten Missionare liebten das Volk, zu dem sie gesandt wurden. Brainerd liebte die Indianer; Judson liebte

die Barmanen und Karenen; Schwartz, Martyn und John Anderson von Madras liebten die Hindu's; van der Kemp liebte die Afrikaner; und der Fürst der Missionare, der Apostel Paulus, liebte die Heiden und litt für sie. Einem Missionar, der da sagt, er könne die Hindu's nicht lieben, möchte ich zurufen: 'Bruder, nimm dir einen Platz auf dem ersten Schiff, das in diesen Hafen kommt, und gehe heim; oder gehe zu einem Volke, das du glaubst lieben zu können.' Väter und Brüder, laßt uns unsre Herzen durchsuchen und sehen, ob wir wirklich die Hindu's lieben.

„Aber noch mehr. Als Missionare sollten wir das Volk achten, an dessen Wohl wir arbeiten. Der Ausdruck achten mag vielleicht bei Etlichen ein Lächeln erregen, und doch brauche ich das Wort absichtlich. Wenn du einen Menschen achtest, so wird er dich wieder achten. Wenn du einem Menschen keinerlei Art von Achtung erweisest, so kannst du nicht erwarten, daß er dich selbst oder deine Ansichten achte. Er kann vielleicht vor dir mit Furcht erfüllt, er kann in deiner Gegenwart von Zittern überfallen werden; aber das ist nicht Achtung. Und wenn du als Missionar die Achtung des Volkes, unter dem du arbeitest, dir nicht zu gewinnen vermagst, so kannst du ihnen nicht nützlich sein. Abgesehen von dem, was das Christenthum uns lehrt, schon von dem Standpunkt der Humanität aus, findet sich vieles an den Hindu's, das uns Achtung einflößt. Sie sind eine Nation, hoch gebildet schon zu der Zeit, da die übrige Welt noch in der tiefsten Barbarei lag, und im Besitz einer reichen Literatur, wie kein anderes Volk sie aufzuweisen hat. Auch fehlt es nicht an edleren Seiten in ihrem Charakter. 'Sie sind,' sagt der gute und liebenswürdige Bischof Heber, 'sie sind mäßig, arbeitsam, ihren Eltern gehorsam, voll Liebe gegen ihre Kinder, fast durchweg sanften und geduldigen Sinnes, und durch Güte und freundliche Rücksicht auf ihre Bedürfnisse und Gefühle leichter zu gewinnen, als fast irgend andere Leute, denen ich im Leben begegnet bin.' Europäische Missionare — englische Missionare meine ich, ich rede nicht von den Deutschen — sollten um ihrer eigenthümlichen Stellung willen in diesem Lande, sofern sie zu der Nation der Sieger und Herrscher Indiens gehören, ganz besonders das Wort Salomo's beständig im Sinne haben: 'Wer seinen Nächsten verachtet, der thut Sünde.' Lord Stanley, der Mann von seltenen Talenten und ebenso ungewöhnlichem Scharfsinn, sagte in einer neulich gehaltenen Rede:

'Wir betrachten — und das ist unzweifelhaft unsre Pflicht — die Eingebornen Indiens als Leute, denen mit Wohlwollen entgegen zu kommen unsere Aufgabe ist, und für deren Wohlfahrt zu arbeiten nicht minder uns obliegt; aber das ist nicht genug. Es ist nicht genug, sie als Gegenstände zu betrachten, an denen unsre Wohlthätigkeit sich zu üben habe, oder als Personen, an denen wichtige Veränderungen zum Guten zu Stande zu bringen in unsrer Macht liege. Vielmehr müssen wir sie betrachten als Menschen, mit denen, und nicht gegen welche wir zu arbeiten haben, — als Menschen, die ihre eigenen Gefühle und Anschauungen haben, — als Menschen, die, obwohl politisch uns unterworfen, doch ein Bewußtsein ihrer eigenen Rechte und ein tiefes Gefühl für ihre Unabhängigkeit haben, — als Menschen, die nur um so zäher an ihrer geistigen Unabhängigkeit und an ihren nationalen Gebräuchen festzuhalten geneigt sein werden, je mehr sie der politischen Freiheit beraubt sind. Es ist kein Zweifel, daß die Stellung, die eine siegende und herrschende Nation einnimmt, viele Vortheile gewährt, wenn es gilt, auf die überwundene Nation einzuwirken; aber diese Stellung führt auch den großen Nachtheil mit sich, daß die siegende und herrschende Nation fast unvermeidlich, den Ueberwundenen gegenüber, eine gewisse Ueberlegenheit entfaltet, eine gewisse Arroganz, wenn das Wort nicht zu stark ist, eine gewisse Mißachtung der Gefühle Anderer, die sehr nachtheilig auf die Gemüther wirken muß.'

„Von der Wahrheit dieser Worte bin ich so fest überzeugt, daß ich es, um der Interessen des Christenthums willen in unserm Lande, schon öfters bedauert habe, daß unsere Missionare — wenigstens die meisten — gerade zu der Nation gehören, die uns überwunden hat. Englische Missionare, die ja auch nur Menschen sind, von gleichen Affekten wie andere Leute erfüllt, sollten gerade darum, weil sie Glieder der siegreichen Nation sind, sich um so mehr hüten vor jener Geltendmachung der Ueberlegenheit, vor jener 'Arroganz, wenn das Wort nicht zu hart ist,' zu der eine herrschende Nation fast unvermeidlich geneigt ist.

„Eine natürliche Folge der Liebe und Achtung, von der ich oben geredet, würde das Vermeiden aller verächtlichen Ausdrücke sein, wenn man von dem Volke redet oder schreibt, für dessen geistliche Erneuerung wir arbeiten. Jedem wahren Missionar sollte es vor Allem am Herzen liegen, die Liebe und das Vertrauen des Volkes zu gewinnen,

zu dem er gesandt ist. Er sollte sich so viel als möglich vor Allem hüten, was dem Volke unnöthigen Anstoß geben könnte. Wohl soll und muß er ihre Laster rügen, ihre Sünden in's Licht stellen und liebreich sie zum Heiland zu locken suchen; aber zugleich sollte er sorgfältig jeden Ausdruck vermeiden, der ihre Gefühle verletzen und ihr Herz entfremden müßte. Mögen herzlose Zeitungsschreiber ihren bittern Hohn über die Schäden und Gebrechen meines Volkes ausgießen, wie sie wollen, der Missionar muß mehr als jeder Andere mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit jeden verächtlichen Ausdruck meiden. Gefällt er sich in solchen Ausdrücken, so verliert er die Achtung des Volks; er wird niemals ihr Vertrauen gewinnen, und der Segen seiner Arbeit ist gefährdet. Väter und Brüder, lasset uns gründlich uns selber prüfen und sehen, ob wir in diesem Punkte ganz ohne Fehler sind.

„Als Missionare sollten wir es darauf anlegen, den Hindu's leicht zugänglich zu sein und vertraulich mit ihnen umzugehen. Die größten nnd am erfolgreichsten wirkenden Missionare der alten wie der neuen Zeit haben das gethan. Ihre Wohnungen standen Jedem offen, der bei ihnen eintreten wollte, und sie selbst sah man oft die Hütten des Volks betreten. Sie wohnten unter den Leuten, saßen täglich in ihrer Mitte, plauderten vertraulich mit ihnen und schliefen zuweilen in ihren armseligen Hütten. Ihr Grundsatz war der alt paulinische: Allen Alles zu werden.

„Man hat gesagt, die eigenthümlichen Sitten der Hindu's, namentlich das Kastensystem, machen einen solchen Verkehr unmöglich. Daß sie eine gewisse Art des Verkehrs hindern, gebe ich zu. Diese religiös-socialen Gebräuche werden allerdings einen Hindu verhindern, mit einem Missionar zu essen; aber sie werden keineswegs im Wege stehen, wo es gilt, in andern Beziehungen einen vertraulichen Verkehr zu unterhalten. Ich bin überzeugt, daß ein Missionar, wenn er es nur versuchen wollte, Zutritt gewinnen könnte in vier Fünftheile der Häuser jedes Ortes in Bengalen. — Man hat weiter gesagt, daß die Verschiedenheit der Bildung zwischen dem Missionar und dem Hindu sich als ein unübersteigliches Hinderniß erweise gegen die Unterhaltung eines vertraulichen Verkehrs zwischen Beiden. Muß denn somit die Bildung, die doch am Ende ja nur von der Erde und irdisch ist, ein Stein des Anstoßes sein auf dem Wege der Bekehrung der Seelen zu Gott? Wenn dem so wäre, dann laßt uns aller

Bildung, dieser unnützen und schädlichen Last, den Abschied geben, laßt uns wieder in die untersten Tiefen der Barbarei versinken, wenn wir nur auf diesem Weg die Seelen für Christum zu gewinnen vermögen. Mich dünkt aber, der Apostel Paulus war ein gebildeter Mann, voll von der Bildung des kaiserlichen Roms, reich an der feinen Bildung Griechenlands; und doch, dieser Mann, so gebildet, so verfeinert, trug die Fahne des Kreuzes mitten durch die wildesten, finstersten und verkommensten Theile der damaligen Welt. Und Andere in alter und neuer Zeit sind seinem Exempel nachgefolgt und in seine Fußstapfen getreten. Väter und Brüder, lasset uns sehen und versuchen, ob wir den Hindu's nicht zugänglicher sein und vertraulicher mit ihnen verkehren können, als gegenwärtig der Fall ist.

„Ich komme nun auf das Verhältniß des Missionars zu den Neubekehrten aus den Heiden und zu den eingebornen Christen zu reden. Es ist eine vielleicht nie öffentlich berührte, aber gleichwohl zugestandene und von Vielen beklagte Thatsache, — und es wäre nutzlos, die Augen davor zu verschließen, — daß die Beziehungen, die zwischen den Missionaren und den eingebornen Christen bestehen, keineswegs sehr befriedigender Art sind. Im Allgemeinen — natürlich giebt es ehrenvolle Ausnahmen — besteht nicht jene Uebereinstimmung, jene Harmonie, jene Herzlichkeit zwischen Missionaren und eingebornen Christen, die bei dem bedeutungsvollen Verhältniß, in welchem beide zu einander stehen, zu erwarten wäre. Das ist eine tief beklagenswerthe Sache. Ich habe oft gedacht, dieß müsse eine der Ursachen sein, warum die Missionen in diesem Lande nicht so erfolgreich waren, als sie sonst hätten sein können. Hätte allezeit herzliche Gemeinschaft zwischen den Missionaren und den Neubekehrten geherrscht, die Fenster des Himmels hätten sich aufthun und ein neuer Gnadenregen aus der Höhe sich über alle unsre Missionen ergießen müssen. Wie beklagenswerth dies auch sein muß, die Thatsache bleibt. Aber was hat diesen traurigen Zustand veranlaßt? Was ist seine Ursache? Richte diese Frage an einen Missionar, und er wird dir sehr wahrscheinlich sagen, die ganze Schuld laste auf den eingebornen Christen. Die Neubekehrten, wenigstens viele von ihnen, sind aufrichtige, aber sehr unvollkommene Christen; sie sind eben erst dem Greuel des Heidenthums entronnen und noch nicht ganz frei geworden von seinen verderblichen Wirkungen. Der alte Mensch, obgleich seiner despotischen Alleinherrschaft beraubt, ist noch

immer sehr mächtig in ihnen. Nun das Alles mag wahr sein; aber sind denn wir Missionare ganz schuldlos in der Sache? Ist der Fehler ausschließlich auf Seiten der Neubekehrten? Ist nicht ein Quentchen Schuld auf Seiten des Missionars? Als Missionar möchte ich mich gerne prüfen, möchte gerne mein Herz untersuchen, wie es darin mit mir steht. Und auch euch, Väter und Brüder, — vergebt mir meine Freiheit, — möchte ich gerne auffordern, euch darüber zu prüfen.

„Um uns diese Selbstprüfung zu erleichtern, möchte ich Fragen, wie die folgenden, uns nahelegen: — Liebe ich aufrichtig und herzlich die Neubekehrten, und habe ich wirklich den Wunsch und Trieb, ihnen Gutes zu thun? Als Leute, die eben erst aus einem Heidenthum der schwärzesten Art errettet und bekehrt sind, haben sie ihre eigenthümlichen Schwachheiten: — trage ich diesen Schwachheiten auch genug Rechnung? Traure ich über diese Schwachheiten? Bete ich um göttliche Gnade und wende die passenden Mittel an, diese Schwachheiten zu überwinden? Wenn ich von den Fehlern eines eingebornen Christen höre, mache ich wirklich nicht von diesem einzelnen Fall oft einen ungerechten Schluß auf das Ganze, so daß ich behaupten würde, diese Fehler müßten sich bei allen andern Christen gleichfalls finden? Betrachte ich meine Neubekehrten als meine Söhne im Glauben, und alle übrigen eingebornen Christen als Brüder in Christo, und nicht vielleicht als meine Untergebenen und Knechte? Ist es zweifellos, daß ich in meinem Benehmen gegen sie nicht hochfahrend und übermüthig bin, daß ich in ihrer Gegenwart meinen Kopf nicht hoch trage, als ein Mann von reinerer Sittlichkeit und von höherer Bildung, daß ich nicht Befehle an sie ergehen lasse mit einer Miene der Autorität, und mich nicht schäme, zu ihnen zu sitzen und herzliche Gemeinschaft mit ihnen zu haben? Bin ich vielleicht der Schmeichelei ein wenig allzu leicht zugänglich und nehme einen augendienerischen, kriechenden, feigen Heuchler unter meinen Christen für einen vollkommenen Heiligen, nur weil er zu allen meinen Ansichten Ja sagt und sich nach meinen Launen und Vorurtheilen zu richten weiß, während ich den Christennamen demjenigen versage, der eine eigene Meinung zu haben wagt, nicht auf die bloßen Worte des Meisters schwört und kühn nach seinem Gewissen und nach dem, was er als Anweisung des göttlichen Worts erkennt, zu handeln sich unterfängt? Uebe ich christliches Wohlmeinen gegen die Christen, so daß ich nicht sofort Uebles von ihnen denke, nicht hastig jedes böse Gerücht über sie aufnehme,

sondern allezeit ihre Worte und Handlungen auf's günstigste deute? Es wird unsern Seelen gut kommen, wenn wir solche und ähnliche Fragen an uns richten.

„Väter und Brüder, ich habe es gewagt, einige praktische Winke zur Selbstprüfung euch vorzulegen. Ich hätte eine Reihe von andern Gegenständen berühren können, aber die Zeit gestattet es nicht. Etliche mögen denken, ich hätte die Hauptsache im Gesetz dahinten gelassen und mich bei Minze, Till und Kümmel verweilt. Aber was ich gesagt, kann nicht in diesem Lichte aufgefaßt werden; es sind Dinge von der allerhöchsten Wichtigkeit, und die Wohlfahrt unsrer Missionen hängt wesentlich damit zusammen. Was die höheren Fragen in Betreff persönlicher Frömmigkeit und persönlicher Treue vor Gott und in der Pflichterfüllung betrifft, so habe ich es meiner Stellung angemessener erachtet, dieselben eurer eigenen stillen und ernsten Erwägung anheimzustellen.

„Und nun ihr, meine eingebornen christlichen Brüder, die ihr mit mir von den stummen Götzen zum lebendigen Gott bekehrt worden seid, erlaubet mir, daß ich auch euch etliche Winke zur Selbstprüfung vorlege. Ich wünschte, daß ihr — und ich mit euch — ernstlich die Frage euch vorleget: Thun wir treulich unsere Pflicht gegen unsre heidnischen Landsleute? Da wir unter den Erstlingen des Christenthums in diesem Lande sind, so haben wir große und heilige Verpflichtungen gegen unser Land. Sind wir bemüht, das ganze Gewicht dieser Verpflichtungen uns deutlich vor Augen zu stellen? Oder lassen wir uns durch weltliche und zeitliche Rücksichten in unserm Thun und Treiben bestimmen und machen uns dadurch selber untüchtig, unsre Pflichten gegen unser Vaterland zu erfüllen? — Man hat euch als einer Gesammtheit zuweilen vorgeworfen, ihr lasset euch von dem Geiste des Weltsinns und des Geizes ganz und gar hinnehmen. Ich kenne eine große Zahl von euch genau, ich darf getrost und mit voller Zuversicht sagen, daß dieser Vorwurf grundlos ist, mag er von Freunden oder Feinden ausgegangen sein. Gleichwohl, meine Brüder, ist denn nicht noch Anlaß genug da zu treuer Selbstprüfung in dieser ernsten Sache? Könnten wir nicht noch eifriger sein in der heiligen Sache der Wiedergeburt unsers Vaterlands, als wir bisher gewesen sind? Könnten wir nicht noch uneigennütziger und selbstloser sein, als wir bis dahin waren?

„Viele von euch — wenigstens die intelligenten und gebildeten

unter euch, und nur zu solchen rede ich jetzt — machen sich die verschiedenen Berufswege zu Nutze, die sich heutzutage vor euch aufthun, und wenden sich zu weltlichen Beschäftigungen. Ich gestehe, daß ich dies nicht in so düsterm Lichte ansehen kann, als Viele geneigt sind zu thun. Wenn das Christenthum in diesem Lande einheimisch werden und tiefe Wurzel schlagen soll, so müssen die eingebornen Christen die verschiedensten Berufsstellungen im Leben einnehmen und über das ganze Land in seiner Länge und Breite sich vertheilen. Soll das Christenthum nicht mehr eine exotische Pflanze sein, sondern ein Gewächs des Landes werden und im Herzen unsers Volkes wurzelhaft sich festgründen, ohne fernere Hülfe von Außen nöthig zu haben, so müssen die eingebornen Christen ehrenhafte Stellungen einnehmen und nach allen Seiten hin in das Gewebe der eingebornen Gesellschaft eingeflochten sein. Deßhalb muß ich es gerne sehen, daß meine eingebornen christlichen Brüder jegliche Stellung im Leben einnehmen, daß sie Aerzte, Rechtsgelehrte, Ingenieurs, Kaufleute, Verwaltungsbeamte und Richter werden, und daß dies in dem Grade geschehe, daß wir endlich mit Tertullian kühnlich, aber mit Recht, zu sagen vermögen: 'Es ist wahr, wir sind erst von gestern her, und doch haben wir alle eure Städte, Inseln, Burgen, Flecken, Rathssäle, Feldlager, Gerichtshöfe, den Senat selbst und das Forum erfüllt: wir lassen euch nur noch eure Tempel.'

„Doch die größte aller Aufgaben, das Werk der Wiedergeburt Indiens, darf nicht stille stehn. Zur Fortführung dieses gewaltigsten Werkes bedürfen wir die klarsten Köpfe und die wärmsten Herzen, wir bedürfen die Blüthe einheimischer Intelligenz und den Adel einheimischer Frömmigkeit. Deßhalb wünschte ich, daß gerade die besten unter euch nicht weltlichen Beschäftigungen sich hingeben, sondern ihr Leben und ihre edelste Kraft direkt dem glorreichen Werke der geistlichen Erneuerung unsers geliebten Mutterlandes weihen. Ich weiß, viele unter euch möchten sich lieber diesem heiligen Werke widmen, als einen weltlichen Beruf übernehmen. Nur diejenigen, die mit dem innern Leben unsrer Missionen unbekannt sind, leiten eure gegenwärtige Wahl weltlicher Berufsarten von einem Vorherrschen des Weltsinns her. Schwierigkeiten aller Art lagern sich auf eurem Wege. Aber Schwierigkeiten, wie sie auch immer heißen mögen, dürfen euch, meine Brüder, nicht von der Erfüllung *der* Pflicht zurückschrecken, die ihr allezeit als eure höchste zu betrachten habt, — der Pflicht

nämlich, unser gemeinschaftliches Vaterland aus der Gewalt der Sünde und der Unwissenheit zu retten. Und in dieser Hinsicht bitte ich euch, in heiligem und feierlichem Ernste die Frage an euch zu richten: Könnten wir nicht, eingedenk unsrer höchsten Pflichten gegen Gott und unser Land, mit größerer Selbstverläugnung die Uebelstände ertragen, die unsere eigenthümliche Stellung mit sich bringt? Könnten wir nicht die Vorwürfe der Feinde mit größerer Geduld hinnehmen und die Mißverständnisse der Freunde mit mehr christlicher Ergebung ertragen, als wir bisher gethan haben?

„Und endlich ihr, verehrte europäische Laienchristen, wollt ihr mir freundlichst gestatten, ein Wort auch an euch zu richten? Ich hätte euch sehr vieles zu sagen, aber die Zeit gestattet es nicht. Darum nur ein kurzes Wort.

„Viele von euch, liebe Brüder, haben allezeit, obgleich ihr nicht um religiöser Rücksichten willen in dies Land kamet, ein lebhaftes Interesse an der Mission genommen; etliche von euch sind ihre treuesten Fürsprecher und ihre freigebigsten Unterstützer gewesen. Aber, meine Brüder, nehmet keinen Anstoß, wenn ich an euch die Frage richte: Könnt ihr nicht mehr thun? Ich sage das nicht mit Bezug auf eure Geldbeiträge. Ich gehöre nicht zu denen, die da glauben, daß das Christenthum eines Menschen in geradem Verhältniß stehe zu der Größe seiner monatlichen oder jährlichen Missionsgabe. Wohl wünsche ich, daß ihr noch mehr gebet, wenn ihr könnet; aber das meine ich bei meiner Frage nicht. Könnt ihr nicht mehr thun in einem andern, höhern und bessern Sinne? Könnt ihr nicht das Volk dieses Landes mehr lieben, als es bisher der Fall war? Könnt ihr nicht gegen meine Landsleute eine gütigere, freundlichere und wohlwollendere Gesinnung hegen, als bisher? Könnt ihr nicht jeden Eingebornen als euren Bruder ansehen? Ich fürchte, manche weltlich gesinnte Europäer stehen in dieser Beziehung hoch über vielen unserer frommen und zur Mission beisteuernden Laien. Sie gehen freundlich mit den Hindu's um und haben Verkehr mit ihnen. Ich meine nicht, ihr sollet gleich ihnen die Thorheiten dieses Volkes mitmachen und an seinen weltlichen Lustbarkeiten theilnehmen. Aber was ich meine ist, daß eine bessere Bekanntschaft mit dem Volke und ein brüderlicherer Sinn gegen sie höchst wünschenswerth sei. Ich fürchte, die neuliche Rebellion, deren letzte Wogen sich eben jetzt an den Bergen Central-Indiens und den Gegenden von Audh brechen, hat unsre

Missionen weit zurückgebracht, nicht blos dadurch, daß die Einnahmen der verschiedenen Missionsgesellschaften in Folge dieses Unglücks geschmälert wurden, sondern hauptsächlich darum, weil die Stimmung des Volkes gegen das Christenthum eine andere geworden ist. Ihr Haß gegen das Christenthum ist im Allgemeinen intensiver als zuvor, nur weil sie das Christenthum als die Religion der Europäer ansehen. Manche freilich glauben, die Rebellion habe die Stimmung des Volks gegen das Christenthum eher günstiger gemacht. Dies schließen sie aus der Bekehrung eines Maulwi (muhamedanischen Gelehrten) hier, eines Hindu-Fakir dort, und aus etlichen andern isolirten Thatsachen. Ich glaube, sie sind in einer großen Täuschung befangen. Wenn aber dem so ist, daß gegenwärtig das Volk dieses Landes mehr als zuvor geneigt ist, das Christenthum zu hassen, nur weil man es als etwas Europäisches betrachtet, so bitte ich nur um so mehr jeden christlichen Laien unter uns, meinen Landsleuten ein gütigeres Wohlwollen und eine herzlichere Liebe als bisher entgegenzubringen.

„Ich schließe mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß ihr, meine Väter und Brüder in der Mission, ihr, meine eingebornen Mitchristen, und ihr, meine europäischen Freunde aus dem Laienstande, mir die Offenheit vergeben wollet, mit der ich mich ausgesprochen habe. Ich hielt es für meine Gewissenspflicht, die ich nicht umgehen durfte. Möge der Herr über uns ausgießen den Geist der Selbstprüfung, auf daß da unter uns sei 'großes Besinnen des Herzens.'"

In der vierten Allgemeinen Missionskonferenz, welche in der Schlußwoche des vorigen Jahres zu Lahore stattfand, kam der gleiche wichtige Gegenstand zur Besprechung. Wir haben darüber bereits im Aprilheft dieses Jahres (S. 183) kurze Nachricht gegeben; und so heftig platzten in jener Sitzung von beiden Seiten — der Missionare und der eingebornen Christen — die Geister auf einander, daß eine schmerzliche Störung des brüderlichen Zusammenseins zu drohen schien. Doch kam Alles bald wieder in's Geleise, und wenn einzelne Missionare sich durch die Anklagen, welche von Seiten der eingebornen Christen im Allgemeinen gegen sie gerichtet wurden, sich tief verletzt fühlten und zu heftigeren Entgegnungen sich hinreißen ließen, so hat dagegen die große Mehrzahl der Konferenzglieder den Werth solcher offenen, wenn auch noch so demüthigenden Anklagen

in Beugung erkannt und daraus zum Heile ihres Werkes edeln Gewinn gezogen. Uebrigens ist der Hauptvortrag, an welchen sich dann die heftigeren Besprechungen anschlossen, so maßvoll und würdig gehalten, daß ihm in keiner Weise ein Vorwurf der Ungerechtigkeit zu machen ist. Die Anordner der Konferenz haben ausdrücklich die Frage: Wie können ausländische Missionare am sichersten und vollständigsten die Liebe und das herzliche Vertrauen ihrer eingebornen Brüder gewinnen? zu einem Hauptgegenstand der Besprechung aufgestellt und absichtlich ihre Beantwortung dem würdigsten Gliede unter ihren eingebornen Mitarbeitern, dem ordinirten Missionar Goluck Nath, übertragen. Dieser edle Hindu übernahm die Ausarbeitung dieses Vortrags, wie ausdrücklich berichtet wird, nur mit Widerstreben und theilte dann seinen Aufsatz, ehe er ihn öffentlich vortrug, einem Ausschußmitgliede der Konferenz mit. Und so schonend und mild in der Form, so bescheiden im Inhalt schien dem betreffenden Missionar der mitgetheilte Aufsatz, daß er ihn dem Verfasser zur Umarbeitung zurückgab mit dem Bemerken, er solle die Uebelstände, die zwischen Missionaren und Eingebornen herrschen, schärfer betonen und alles, was auf Seiten der Missionare gefehlt werde, rückhaltslos aussprechen, damit auch eine Abhülfe leichter zu finden sei. Goluck Nath hat die Ueberarbeitung willig übernommen, und folgendes ist der Inhalt seines Vortrags: —

„Die vorliegende Frage ist von der Art, daß ich für mich es nicht gewagt hätte, vor der Konferenz darüber zu reden. Ich bin nicht der Mann, um Mittel vorzuschlagen zur Gewinnung des Vertrauens und der Liebe der eingebornen Christen, — Mittel, die sich als unfehlbar erweisen könnten. Dies erfordert einen so tiefen Einblick in die menschliche Natur, daß ich ganz und gar den Gedanken von mir abweisen muß, mich zum Lehrer derjenigen aufzuwerfen, von denen es mir besser anstünde zu lernen. Um aber doch, so viel mir möglich ist, der an mich gestellten Anforderung zu genügen, und zugleich neue Gedanken und Winke von denen herauszulocken, die mich zu hören geneigt sind, will ich versuchen, der Konferenz etliche Thatsachen und Ansichten vorzulegen, die freilich weder neu noch besonders schlagend sind, die aber doch in den Bereich meiner Erfahrungen und meiner Nachforschungen gekommen sind.

„Die Frage, um die es hier sich handelt, ist mir allezeit ganz besonders interessant erschienen; aber es ist mir nicht gelungen, einen

Weg zu entdecken, wie ein europäischer oder amerikanischer Missionar die volle Liebe eingeborner Christen sich zu verschaffen vermöchte. Denn Liebe [im Englischen sympathy] setzt voraus, daß wir uns vollständig in die Lage eines Andern versetzen, und in einem gewissen Grade empfinden, wie er empfindet. Durch Liebe treten wir in die Sorgen und Anliegen eines Andern ein und können niemals gleichgültige und unbetheiligte Zuschauer dessen sein, was er thut oder leidet. Aber die gesellschaftliche Stellung eines Missionars, seine intellektuellen und geistigen Errungenschaften, seine verfeinerten Lebensanschauungen und die ganze Bildung, auf der sein Wesen ruht, muß ihn in der Regel so hoch über seine Neubekehrten hinaufstellen, daß zwischen Beiden kaum irgend ein Gemeingefühl bestehen kann. Ein Missionar könnte an dem Charakter seiner eingebornen Christen schwerlich etwas Liebenswürdiges wahrnehmen, was besondere Liebesempfindungen gegen sie zu erwecken vermöchte. Sie sind nothwendig Gegenstände seines Mitleids und Erbarmens, aber kaum seiner Freundschaft würdig, kaum einer wahren Seelengemeinschaft mit ihm fähig, es sei denn in religiösen Dingen.

„Wenn der Missionar seiner höhern Bildung entsagen, von seiner gesellschaftlichen Stellung herabsteigen und etwa die Lebensweise eines Hindu-Fakirs annehmen, von seiner Familie, seinen Freunden sich zurückziehen und in einem Kloster mit seinen Neubekehrten zusammenleben wollte, so könnte jenes Gemeingefühl der Liebe leicht zu Stande kommen. Wißbegierige Christen würden dann, ohne zu fürchten, daß man sie für grob und zudringlich halte, herbeikommen, sich um den Missionar hersetzen und ungescheut Fragen in der Landessprache machen, um sich über dieses oder jenes belehren zu lassen. Sie würden mit Freuden, wo es nöthig wäre, betteln gehen oder arbeiten; sie würden geduldig und mit allem Vertrauen und Eifer sich jeder Beschwerde unterziehen, um den Unterhalt des Guru (Lehrers) und der Anstalt, an der sie ein gemeinschaftliches Interesse nehmen, herbeizuschaffen. Allein die Pläne der Missionare ruhen auf erleuchteteren Grundsätzen. Sie sind Prediger eines reinen Evangeliums; sie haben keine Zuneigung zu dem Klosterleben des Mittelalters; sie können nie daran denken, ihre Neubekehrten zu gemeinschaftlichem Zusammenleben in einem Kloster zu veranlassen und mit ihnen von Almosen sich zu nähren. Viele eingeborne Christen betrachten deßhalb den Missionar nur als den bezahlten Agenten

einer religiösen Kompagnie, der zum Zweck der Bekehrung der Hindu's und Muselmanen ausgesandt ist, und der, wenn er sie in Kolonien versammelt hat, ihr Oberaufseher sein soll.

„Die Aufgabe des Missionars besteht nun aber nicht blos darin, dasjenige zu lehren, was zu der Seelen Seligkeit noth ist, sondern auch in den eingebornen Christen ehrlichen Gewerbfleiß, regen Unternehmungsgeist und sittlichen Muth zu wecken und zu befördern, ihnen eine gesellschaftlich und politisch angemessene Stellung zu verschaffen und sie zu einem unabhängigen Dasein zu erziehen. Kurz, es ist seine Aufgabe, mit dem Gesetz des Evangeliums ihre zeitlichen Angelegenheiten zu ordnen und ihre gesellschaftlichen Sitten und Zustände zu veredeln. In dieser Beziehung steht der Missionar unter seinen Christen wie ein Vater unter seinen Kindern. Er hat ihnen passende Beschäftigungen zu verschaffen, Wohnungen für ihre Unterkunft zu bauen, ihnen für Frauen zu sorgen, wenn sie Lust haben zu heirathen, und denen, die von seiner Wohlthätigkeit abhängen, die Unterhaltsmittel zu reichen.

„Um dies Alles ausrichten zu können, muß ein Missionar ein gewisses Maß von Autorität über zeitliche Dinge sich aneignen, aber dabei hat er diese Autorität mit väterlicher Liebe zu paaren, auf daß der Gehorsam seiner Christen auch durch kindliches Vertrauen geadelt sei. Hier mögen mir nun etliche specielle Winke gestattet sein.

„1. Einem Missionar muß vor Allem daran gelegen sein, die eingebornen Christen zu überzeugen, daß er ihr wahrer Freund ist, und daß sein Zweck beim Kommen in dieses Land kein anderer war, als ihnen Gutes zu thun. Die bloße Erklärung freilich, daß er ihr Freund sei, wird keineswegs hinreichen, ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß er es wirklich ist. Die Neubekehrten sagen oft, sie würden von den Missionaren als 'Brüder' angeredet, wenn sie in der Kirche predigen; aber außerhalb des Gotteshauses würden sie niemals als solche behandelt. Der Missionar behandelt seine eingebornen Christen gar oft gerade so, wie einst die Juden ihre Proselyten aus den Heiden behandelten. Die mündliche Erklärung muß durch die That bestätigt werden, die Praxis muß dem Worte folgen.

„Die Missionare der verschiedenen Stationen jedoch sind sich nicht alle gleich; die Art und Weise, wie die Einen ihre Christen behandeln, unterscheidet sich wesentlich von der der Andern. Ein Christ von einer Missionsstation z. B. kann sagen: 'Mein Missionar

ist so gefällig, so freundlich, so zugänglich und herablassend, so gütig und liebevoll. Er scheint immer bereit, mir Gutes zu thun, und er kann es nie über's Herz bringen, mich zu betrüben. Von ihm will ich mich gerne leiten und führen lassen, bis an's Ende meines Lebens.' Ein Christ von einer andern Station klagt: 'Der Missionar liebt sein Behagen, seine Ruhe mehr, als das Wohl seiner Christen. Er findet beständig etwas auszusetzen an ihrer Kleidung und an ihren Manieren, während er sich nicht herabläßt, ihren Nöthen und Beschwerden Gehör zu schenken. Er hat kein Viertelstündchen frei, um sich der Abhülfe und Lösung ihrer Schwierigkeiten widmen zu können. Wenn sie mit einem Anliegen auf ihrem Herzen ihn besuchen, so kommt er gleich mit dem gewohnten: Was ist euer Begehr? Dann fällt uns gleich der Muth zu Boden.' Viele eingeborne Christen sind der Meinung, die Missionare seien viel freundlicher gegen die Heiden, die sie gerne in ihr Netz zu fangen wünschten, als gegen ihre Christen, die sie bereits im Netze haben.

„Die eingebornen Christen sind in der Regel arm und unwissend, und sie wollen die Thatsache gar nicht verhehlen, daß sie in dem Augenblick, wo sie an das Volk Gottes sich anzuschließen wagten, zugleich im Stillen die Hoffnung in sich trugen — wenigstens Viele von ihnen —, daß ihnen auch manche jener weltlichen Vortheile zufallen werden, welche das Evangelium immer und unfehlbar den christlichen Nationen zu bringen pflegt. Um die Liebe und die dankbare Zuneigung der Israeliten an sich zu ketten, hat der große Gott selbst, dadurch daß er ihre zeitliche Errettung aus der Drangsal Egyptens vollbrachte und sie mit einem Reichthum von irdischen Segnungen krönte, ihren Herzen einen unauslöschlichen Eindruck von seiner Güte eingeprägt. Auch die Regierung von Indien hat, um das Vertrauen und die Liebe der Nation zu gewinnen, ganz denselben Grundsatz beobachtet, indem sie diejenige Politik einschlug, die man jetzt die 'einheimische [native] Politik' nennt. Wenn nun diesem Grundsatz gemäß ein Missionar etwa die Gabe hätte, allerlei Pläne zu entwerfen und Hülfsmittel zu schaffen zur Hebung und Verbesserung der zeitlichen Umstände seiner Christen, — oder wenn die Christen selbst lauter geistlich gesinnte Leute wären, welche hoch über den Sorgen dieser Welt stünden und alle ihre Anliegen auf den Herrn würfen, der versprochen hat für sie zu sorgen, so wäre Alles leicht; das Band der Gemeinschaft zwischen beiden

Parthien würde ebenso zart als stark sein. Aber diese Voraussetzungen finden sich eben nicht überall, und da klagen nun die eingebornen Christen oft, der Missionar habe nicht den Willen, ihnen zu helfen. Er habe sie gelehrt, vor Allem nach dem Reiche Gottes zu trachten, mit der Versicherung, daß ihnen alles Uebrige zufallen werde; aber nun mag er's nicht ertragen, daß man ihm von Geld redet; es macht ihm Kopfweh und regt ihn auf, wenn sich ihm nur einer von den Eingebornen naht.

„Die Lage, in der sich unsre eingebornen Christen in der Regel befinden, setzt sie beständig der Gefahr mannigfacher Trübsal aus; und je trübsalsreicher ihre Lage ist, um so schmerzlicher fühlen sie es, daß ihnen ein 'Freund in der Noth' fehlt. Sie wissen wohl, die Missionare selbst sind arm; aber sie *können's nicht glauben*, daß sie nicht im Stande seien, *irgend ein Mittel ausfindig zu machen* zur zeitlichen Unterstützung und Förderung der eingebornen Christen.

„Ein Mensch wird immer ein gewisses Maß von Dankbarkeit und Liebe in sich tragen gegen einen Wohlthäter, der ein Interesse an ihm nimmt und wirklich etwas *thut*, um seinen Bedürfnissen zu Hülfe zu kommen; aber er wird noch einen höhern Grad dankbarer Liebe empfinden, wenn dieser Wohlthäter auch ein Opfer bringt, um ihn zu unterstützen. Es ist die in Selbstverläugnung sich erweisende Güte und Barmherzigkeit, die das Herz am mächtigsten rührt. Unser Heiland gab seinen Lehren dadurch so große Kraft und so gewaltigen Nachdruck, daß er sich ganz in die Lage der Aermsten hineinversetzte. Er hat auch versprochen, die Wohlthat, die man einem seiner geringsten Jünger thut, als sich gethan anzusehen. Wenn deßhalb ein Missionar die Liebe und das Vertrauen seiner eingebornen Christen zu gewinnen wünscht, so muß er auch bereit sein, mit einiger Selbstverläugnung und Anstrengung etwas für sie zu thun, und wo möglich irgend ein Mittel zur Förderung ihrer zeitlichen Bedürfnisse ausfindig zu machen; dabei kann er ja noch immer den größten Theil seiner Zeit und Kraft ihren geistlichen Interessen widmen.

„2. Ein Missionar sollte sich's nie erlauben, in Unmuth und Aerger mit seinen Christen zu reden; er sollte allezeit maßvoll, besonnen und ruhig sein bei seinen Verhandlungen mit ihnen.

„Es kann nicht fehlen, daß eure eingebornen Christen ihre kleinlichen Zwistigkeiten zur Schlichtung vor euch bringen. Wenn ihr

nun zu rasch und leidenschaftlich ein Urtheil fället, so werdet ihr euch der schmerzlichen Demüthigung aussetzen, eure Meinung ändern und eure Anordnungen widerrufen zu müssen, und werdet dadurch das Vertrauen eurer eingebornen Brüder verlieren. Sie setzen sehr wenig Vertrauen in einen Menschen, welcher im Rufe allzu großer und leidenschaftlicher Raschheit steht, mag nun sein Beruf sein, welcher es will. Wie tief ist es zu bedauern, wenn ein Missionar, der ein Führer und Vorbild für die Nachfolger unsers sanftmüthigen und demüthigen Jesus sein soll, sich zur Quelle des Schreckens und des Verdrusses derjenigen macht, die um ihn sind; und doch ist dies jeweilen der Fall gewesen. Zucht und Zurechtweisung muß ja allerdings öfters geübt werden; aber wenn dies in unbesonnener Hast und im Zorn geschieht, so wird der Fehlbare dadurch weder gedemüthigt noch zurechtgebracht. Wenn Gemeindeglieder und Katechisten oder andere Bedienstete der Mission in hitziger Aufwallung ausgestoßen werden, so werden dieselben natürlich umherlaufen und aussprengen, der Missionar habe sich nicht Zeit nehmen wollen, ihre Sache gründlich zu untersuchen. Er sei eben ein hitziger und leidenschaftlicher Mensch. Gerüchte dieser Art erschüttern das Vertrauen der eingebornen Christengemeinden zu dem Missionar viel tiefer, als er wieder gut zu machen vermag. Es sollen Fälle vorgekommen sein, wo Missionare unter dem Einfluß heftiger Aufregung soweit gegangen sind, daß sie eingebornen Christen Fußtritte und Rückenstöße gaben — zum großen Aergerniß der ganzen Gemeinde.

„Die Hindu-Philosophen haben ihren Anhängern nachdrücklich eingeschärft, jede zornige Aufwallung und Leidenschaft zu dämpfen und zu unterdrücken, aber keiner von ihnen ist im Stande gewesen, diese Tugend wirklich zu erringen und auszuüben. Nun ist es die Pflicht der Missionare, durch ihren Wandel zu zeigen, daß sie durch die Hülfe des heiligen Geistes jenen Sieg über die heftigen Leidenschaften gewonnen haben, der durch die Hülfe des Heidenthums nicht zu gewinnen ist. Dann wird sich auch das Vertrauen der eingebornen Christen zu der siegreichen Macht der Religion, die sie gelehrt worden, vermehren.

„3. Denjenigen Missionaren, denen es noth thut, möchte ich noch einen Wink geben. Menget euch unter eure Christen, soviel es euch möglich ist. Haltet ihnen euer Herz und Haus offen, so oft sie Lust haben zu euch zu kommen. Wenn ihr nicht viel mit und

unter ihnen lebet, so werdet ihr ihren Charakter kaum so zu verstehen und zu begreifen im Stande sein, daß ihr sie richtig zu behandeln vermöget. Sie sind nicht Alle gleich; sie haben von Natur oft die entgegengesetztesten Charaktere; aber dadurch, daß ihr viel unter ihnen lebet, wird es euch gelingen, diese Gegensätze zu verbinden und aus euren Christen ein in sich harmonisches Ganze zu bilden. Wie ihr sie behandelt, so werden sie sicherlich ihre Mitchristen behandeln, und indem ihr dieses Gemeingefühl unter euren Christen schaffet, werdet ihr ihre Achtung und ihr Vertrauen gewinnen. Wir hören oft die Klage, der und der Missionar sei nicht zugänglich: er habe seine Bücher und Zeitungen viel zu lieb, als daß er daran denken könne, mit seinen eingebornen Christen sich zu unterhalten; er bringe seine Zeit viel zu viel mit den Sahib Log (englischen Herren) zu, als daß er davon noch etwas seinen Gemeindegliedern widmen oder gar sie besuchen könnte. Ein eingeborner Bruder fragte mich einst: 'Warum essen und trinken gewisse Missionare nicht mit den eingebornen Christen? Sie sehen wohl auf dieselben herab, gerade wie die Sikhs auf die Glieder einer andern Sekte herabsehen. Warum sagen uns aber die Hindu's, wir hätten unsre Kaste verloren, weil wir von der Speise der Europäer gegessen, während wir doch nie auch nur ein Glas Wasser aus der Hand unsers Missionars getrunken haben.' Wo es so zugeht, da spiegelt sich der Charakter Jesu Christi und seiner Apostel nicht wieder in der Person des Missionars. Ein eingeborner Christ fragte mich: 'Warum aß und trank unser Heiland absichtlich so oft mit den Zöllnern und Sündern, was doch den Juden so anstößig war, während der Missionar sich streng an die gesellschaftlichen Regeln seiner Landsleute hält?' — Unsere eingebornen Christen sind von Herzen bereit, dem Grundsatz gesellschaftlicher Unterschiede und Auszeichnungen zu Gunsten hoher Civilbeamten und Officiere Rechnung zu tragen und denselben gelten zu lassen; aber für diejenigen Religionslehrer, welche an solchen aristokratischen Grundsätzen festhalten, haben sie keine Sympathie.

„4. Wenn die Missionare das Vertrauen und die Liebe ihrer eingebornen Brüder gewinnen wollen, so müssen sie dieselben unparteiisch behandeln. Diese Christen haben ein scharfes Auge, zu erkennen, wo Parteilichkeit herrscht. Wenn sie finden, daß einer aus ihrer Mitte von dem Missionar jede Begünstigung, die er wünscht, erlangen und jeden Vortheil erringen kann, während andere vernach-

läſſigt und auf die Seite geſetzt werden, ſo darf der Miſſionar nicht erwarten, daß die Maſſe mit Vertrauen ihm begegne. Ich will damit nicht ſagen, daß er gegen jedes Individuum ganz die gleichen Gefühle haben ſoll; der Miſſionar wird und ſoll die Guten mehr lieben, als die Böſen; er kann nicht die gleiche Rückſicht und Aufmerkſamkeit haben für die Trotzigen und Ungelehrigen, wie für die Gehorſamen, Lenkſamen und Demüthigen; aber leiten und behandeln kann er ſie alle in gleicher Weiſe. Das Geſetz für den Einen muß auch das Geſetz für Alle ſein; und doch beſchuldigt man die Miſſionare bisweilen, ſie ſeien ungerecht gegen die eingebornen Chriſten, ſie behandeln die Einen beſſer als die Andern. 'Er iſt parteiiſch,' ſagt man, 'gegen ſeine Lieblinge; den und den zieht er nie zur Rechenſchaft wegen ſeines Wandels, weil er eine angenehme Perſon iſt; jenem ſchüttelt er freundlich die Hand, weil er ein liebenswürdiger Mann iſt. Dem A. geſtattete er auf einem Stuhl zu ſitzen, aber er brauste auf, als B. ſich auf dem Teppich niederließ, ohne dazu aufgefordert zu ſein; er lud den C. zum Thee mit ihm ein, hat aber dem D. niemals geſtattet, Waſſer aus ſeinem Trinkglas zu trinken.' Einer, hören wir, mußte die Station verlaſſen, weil der Miſſionar ihn in Gegenwart ſeiner Lieblinge allezeit zum Gegenſtand ſeines Spottes und ſeiner Witze machte. Ein Anderer klagt: 'Der Miſſionar iſt immer meinen Kindern wegen ihrer Kleidung und meiner Frau wegen ihrer engliſchen Schuhe aufſätzig. Meine Frau tadelt er immer wegen ihrer Unwiſſenheit und ſchlechten Kindererziehung, nahm ſich aber nie die Mühe, ſie Beſſeres zu lehren.' Ein Dritter klagt: 'Der Miſſionar gab Einem einen ſchönen Empfehlungsbrief, um ihm eine gute Stelle außerhalb der Miſſion zu verſchaffen, mir aber wollte er nicht einmal ein Zeugniß meines guten Betragens geben, da ich wünſchte, die Station zu verlaſſen. So lange ich in der Miſſion war, war er ſehr freundlich gegen mich, aber ſeitdem ich eine Anſtellung bei der Regierung angenommen habe, will er nicht mehr mit mir reden, noch mir die Hand geben.' Ein Vierter ſagt: 'Mein Miſſionar ſetzt mehr Vertrauen auf ſeine heidniſchen Knechte, als auf die Leute, die er getauft hat. Warum taufte er mich, wenn er in mein Wort und meine Treue kein Vertrauen ſetzt?'

„Es beſteht eine zu große Entfremdung zwiſchen manchen Miſſionaren und ihren Neubekehrten, ungeachtet ſie Glieder der Familie Jeſu Chriſti ſind. Die Neubekehrten kommen nicht genug unter den

direkten Einfluß des gebildeteren Wesens der Missionare, und so kommt es zu keinem rechten Liebes- und Gemeingefühl zwischen beiden.

„Wo aber eingeborne Christen so behandelt werden, da werden sie auch von ihren heidnischen Nachbarn mit Verachtung betrachtet als Leute, die für alle menschliche Theilnahme verloren seien. Sie sind verloren für die alte Gemeinschaft, wo sie kraft ihrer Geburt gleiche Rechte und Priviligien genossen; und nun, nachdem sie zum Christenthum bekehrt sind, genießen sie auch von den Christen weder Vertrauen noch Liebe. Wenn dagegen die Heiden wahrnehmen, wie unter den verachteten Christen Frömmigkeit, Wohlfahrt und Unternehmungsgeist herrscht, und wenn sie diese selber bezeugen hören, daß das die Früchte der Unterweisung und Pflege ihrer ausländischen Lehrer sind, so werden sie sofort die Missionare als die wahren Wohlthäter ihres Volkes und Landes zu betrachten beginnen. Es wird sofort in den Gemüthern des Volkes jenes Vertrauen erwachen, das am besten geeignet ist, die Ausbreitung des Christenthums in diesem Lande zu fördern.

„So möge denn jeder Missionar den eingebornen Christen seine Liebe dadurch zeigen, daß er die Furchtsamen ermuthigt, die Unerfahrnen berathet, die Gefallenen aufrichtet, die Trostlosen tröstet, zu den Aermsten sich herabläßt und geduldig ist gegen Alle. Geschieht dieß, so bin ich ganz gewiß, daß die Wirkung eine gute sein wird. Einem solchen Verfahren werden die Herzen der eingebornen Christen sich so gewiß hingeben, als die Magnetnadel der Anziehungskraft des Magnets sich hingiebt."

Missions-Zeitung.

Indien.

Das Christenthum in Indien, vom politischen Standpunkt aus betrachtet. — Unter dieser Ueberschrift knüpft der Friend of India einige Bemerkungen an den Vortrag Goluck Naths, welchen derselbe in der Missionskonferenz zu Lahore gehalten, und den wir oben mitgetheilt haben.

„Es giebt keinen Engländer in Indien," sagt der Friend of India, „so gleichgültig er auch gegen die Missionare und ihr Werk sein mag, der nicht die vollständige Christianisirung der Eingebornen dieses Landes als einen großen politischen Gewinn betrachten würde. Es giebt wenige,

die nicht der Ueberzeugung sind, daß das Zustandekommen dieses Resultats nur noch eine Sache der Zeit ist; und an dieser Ueberzeugung nehmen auch die meisten redlichen Hindu's Theil. Lord Palmerston hat officiell seinen Wunsch ausgesprochen, daß das, was jetzt eben nur eine Hoffnung ist, bald zu einer Wirklichkeit werde. Parlamentsakten haben von Zeit zu Zeit im Namen der englischen Nation dieselbe Ansicht ausgesprochen. Auch die Königin selbst hat in jener Proklamation (1858), welche das Werk der Wiederherstellung des Friedens vollenden und befestigen sollte, offen darauf hingedeutet. Es giebt kaum einen General-Gouverneur, der nicht privatim durch Geldbeiträge, durch gute Wünsche und durch die persönlichen Bemühungen seiner Familienglieder dasselbe Verlangen kund gethan hätte. Der merkwürdigste Zug in dem Fortschritt des Christenthums in Indien seit der Proklamation von 1858 ist die Offenheit gewesen, womit die höchsten Beamten in jeder Provinz ihr eigenes Christenthum vor dem Volk, das sie regierten, dargelegt haben in öffentlichen Versammlungen, in bestimmten Aeußerungen, in officiellen Erlassen, in persönlichen Arbeiten und Opfern. Endlich hat der Kampf eines halben Jahrhunderts vor wenigen Tagen sein Ende erreicht in einem Triumph, den die Grundsätze religiöser Ehrlichkeit davongetragen haben, — in dem Gesetz nämlich, das für immer jene heillose Verbindung zwischen einer christlichen Regierung und dem einheimischen Götzendienste auflöst. Denn während bis dahin die Regierung unehrlicher Weise das Christenthum verläugnete, hat sie den Aberglauben der Hindu's und Muhamedaner unterstützt und alle götzendienerischen Stiftungen unter ihren Schutz genommen. 'Nichts Geringeres als dieses Gesetz,' sagte ein Mitglied des gesetzgebenden Körpers, 'konnte stark genug den Entschluß der Regierung bezeichnen, sich von einer Last zu befreien, die sie von den früheren Herrschern Indiens überkommen hat, und sich künftig nicht weiter um die religiösen Institute dieses Landes zu kümmern.' Und wer will es läugnen, daß durch diese Aenderung der Politik unsere Macht nur um so fester, unser indisches Reich nur um so blühender und das Gewissen unserer Beamten nur um so freier von Aergernissen geworden ist?

„Aber es ist zweifelhaft, ob es für England ein politischer Gewinn — im gewöhnlichen Sinne des Worts — wäre, wenn der größere Theil Indiens christianisirt würde. Alle Erfahrungen haben bis dahin gezeigt, daß bei dem Hindu nicht immer wahre Loyalität gegen England die Folge seiner Annahme des Christenthums ist. Wir wollen weiter gehen und sagen, daß das Christenthum die Tendenz hat, in einem überwundenen Volke das Nationalgefühl zu wecken, ihm eine ausländische Regierung, so gerecht und wohlthätig dieselbe auch sein und wirken mag, verhaßt zu machen, es zur Selbstregierung zu erziehen und tüchtig zu machen, und es, wenn die Zeit kommt, selbst zum Kampf für seine Unabhängigkeit zu begeistern. Wir müssen erwarten — und so hart es auch auf den ersten Anblick scheinen mag, wir sollten es wünschen, — daß das Christenthum in Asien denselben Geist der Freiheit erwecke,

den es in Europa gepflanzt und gepflegt hat. Ist Indien einmal christianisirt, so ist unser Werk hier zu Ende. Es ist die Aufgabe Englands, Nationen zur Geburt zu bringen, sie während ihrer rohen Kindheit zu leiten und zu erziehen, und dann — sie sich selbst zu überlassen. Was im vorigen Jahrhundert der Unabhängigkeitskrieg in Amerika begonnen hat, das wird das christianisirte Indien vollenden. Die Hindu's sind wie Israel in Aegypten, eine Nation von elenden und kriechenden Götzendienern, welche zum Christenthum zu erziehen Jahrhunderte brauchen wird. Aber die Vormundschaft wird einmal ein Ende haben, und England kann keinen andern Dank für das Werk erwarten, das es gegenwärtig ausrichtet, als die politische Unabhängigkeit und Freiheit Indiens. Wir können aber die Hindu's, wie dieß gegenwärtig geschieht, nicht in politischer Beziehung zur Freiheit erziehen, indem wir ihnen Geschwornengerichte geben, Männer aus ihrer Mitte in den obersten Rath berufen, städtische Freiheiten ihnen verleihen und andere Elemente der Selbstregierung ihnen gewähren, — und doch zu gleicher Zeit der Kirche, die doch alle Stämme, Völker und Zungen umfassen soll, ein entsprechendes Maß von Unabhängigkeit verweigern. Worauf wir vor Allem als Regenten und als Missionare zu sehen haben, ist, daß wir diese Unabhängigkeit nicht ungebührlich ermuthigen und begünstigen, damit die Nation nicht halb flügge zu Grunde gehe; und daß wir auf der andern Seite diesen Geist der Unabhängigkeit, wie das oft gebildeten eingebornen Christen gegenüber geschieht, nicht ungebührlich unterdrücken, wodurch wir den natürlichen Einfluß des Christenthums hemmen und Unzufriedenheit und Spaltung hervorrufen.

„Der officielle Bericht über die Diskussion, welche in der Lahore Missionskonferenz aus Anlaß des Vortrags von Goluck Nath über das Verhältniß der eingebornen Christen zu ihren Missionaren sich entspann, wirft einiges Licht nicht blos auf den gegenwärtigen Zustand der indischen Kirche, sondern auch auf die politische Seite der vorliegenden Frage. Der ehrwürdige Prediger Goluck Nath, ein in Dr. Duff's Anstalt (in Kalkutta) erzogener Bengale, war gebeten worden, einen Aufsatz zu verfassen über die besten Mittel, wie zwischen eingebornen Christen und ausländischen Missionaren eine wahre Liebe, ein herzliches Gemeingefühl zu Stande gebracht werden könne. Der Aufsatz war in seiner ersten Fassung so mild und unbestimmt, daß ein Missionar dem Verfasser den Rath gab, die Ursachen des leider bestehenden Mangels dieser Liebe deutlicher zu bezeichnen und schärfer zu betonen, was Goluck Nath auch that. Er giebt in seinem so zu Stande gekommenen Vortrag zu, daß es für einen Ausländer unmöglich sei, sich die volle Liebe eingeborner Christen zu erwerben, wenn er nicht etwa nach Art eines Hindu-Fakir leben wollte. Die eingebornen Christen, heißt es weiter, betrachten den Missionar eben als den bezahlten Agenten einer religiösen Kompagnie, der neben seinen geistlichen Pflichten verbunden sei, 'in ihnen einen regen Gewerbsfleiß, lebendigen Unternehmungsgeist und sittlichen Muth zu

befördern, für sie eine gesellschaftliche und politische Stellung zu schaffen und sie für eine unabhängige Lebensweise zu erziehen. Kurz er hat ihre zeitlichen Angelegenheiten zu ordnen und zu leiten, und ihre Sitten durch das Gesetz des Evangeliums zu adeln.' Den Missionaren aber, etliche Ausnahmen abgerechnet, wird vorgeworfen, daß sie diesem weltlichen Theil ihrer Pflichten keine Aufmerksamkeit widmen; daß sie diejenigen, die sie in der Kirche als 'liebe Brüder' anreden, nie als Brüder behandeln; daß etwa, wenn eingeborne Christen sie über ihre weltlichen Angelegenheiten um Rath fragen, sie Müdigkeit vorschützen oder mit Verachtung jene behandeln und rasche und leidenschaftliche Urtheile fällen; daß sie die Kirchenzucht willkührlich und parteiisch ausüben; daß sie ihre Gemeindeglieder immer wegen Vorliebe für englische Kleidung und wegen ihrer kostspieligen Lebensweise tadeln; daß sie endlich die Wahrhaftigkeit und die Ehre ihrer Christen beargwohnen. Ein anderer Bengale versicherte rund heraus, daß 'beinahe jeder eingeborne Christ, mag er gut oder schlimm sein, an seinem Missionar etwas zu tadeln findet und nicht mit ihm in Frieden lebt;' doch giebt er zu, daß die Ursache der geringen Liebe, die zwischen dem Missionar und dem eingebornen Christen besteht, in dem Mangel 'wahrer Frömmigkeit' bei den Letzteren zu suchen sei. Goluck Rath selbst gab zu, daß 'die Wurzel des Uebels meist in den eingebornen Christen liege, denen die Sache der Religion gleichbedeutend sei mit der Sache der Civilisation. Die eingebornen Christen sind arm und die Comforts einer civilisirten Lebensweise sind sehr kostspielig — daher die Schwierigkeit. Die eingebornen Christen möchten gerne die Sitten und Gewohnheiten ihrer englischen Herren nachahmen.' Ein anderer Eingeborner, der um des Evangeliums willen in Kabul im Gefängniß gewesen war und in allen Stücken von den amerikanischen Missionaren als Ihresgleichen behandelt wird, beklagte sich darüber, daß die Uebrigen keinen Antheil an der Mission hätten, und daher komme es, daß sie die Ueberlegenheit der Missionare nur ihrer Macht über den Geldbeutel zuschreiben, wobei es ihnen doch am Verstand, an der Einsicht fehle. 'Der Geldbeutel und der Verstand sollten Hand in Hand gehen; der Ausländer und der Eingeborne sollten in Freundschaft und Liebe zusammen arbeiten.'

„Mit einer ganz geringen Ausnahme hörten die Missionare diese Klagen mit Ruhe an. Alle erklärten, daß jene Anklagen zu stark aufgetragen seien. Sie führten dagegen an, daß ein großer Theil der eingebornen Christen zugleich mit dem Christenthum eine angesehene Stellung in der Gesellschaft, Ehre und Reichthum erwarten und begehren; solchen könne und wolle der Missionar nicht direkt zu ihren Wünschen verhelfen, im Gegentheil sei es das Streben der Missionare, sie auf gleichem Boden und gleicher Sitte mit ihren Landsleuten zu erhalten, damit sie unter den letzteren als ein Salz wirken könnten. Der Missionar sei mit Aufgaben der verschiedensten Art belastet, und er könne nicht immer für die dürftigen Christen sorgen oder ihnen zu einem Lebensunterhalt verhelfen.

Was den höheren oder niederen Gehalt betreffe, der den eingebornen Missionsgehülfen bezahlt werde, so sei diese Sache allerdings schwierig, aber dem Missionar müsse es gestattet sein, so weise als es ihm möglich sei, darin zu handeln. Die täglichen Klagen der eingebornen Christen gegen einander immer zu untersuchen und viel Zeit darauf zu verwenden, überhaupt auf ihre ewigen Streitsachen zu hören, das sei viel zu viel von einem Manne gefordert, dessen große Aufgabe es sei, das Evangelium zu predigen. Des Missionars Haus stehen Allen zu jeder Zeit offen, und da sei es allerdings den Christen viel zu leicht gemacht, ihn auch in solchen Stunden zu besuchen, wo er von Arbeit erschöpft oder in wichtige Aufgaben vertieft sei, und eine hastige Antwort auf eine thörichte Frage zu solcher Zeit sei wahrlich wohl zu entschuldigen. Diese Klagen kämen gerade von dem 'allzu innigen' Verhältniß her, das zwischen den Missionaren und ihren Christen bestehe. Ueber das Alles sei es den Missionaren bei ihrer Arbeit um einen höheren Preis zu thun, als um Dank in diesem Leben. So undankbar auch manche eingeborne Christen sich erweisen mögen, die Missionare lieben sie doch und werden fortfahren, für ihr höchstes Wohl zu arbeiten.

„Dies waren kurz die Aeußerungen auf beiden Seiten, und wir wissen, daß die gebildeten Bengali-Christen überall gerade so denken wie ihre Brüder in Lahore. Niemand zweifelt daran, daß die Missionare als Gesammtheit die besten Muster des europäischen Christenthums in Indien sind, und doch — wie bitter und hart sind die Gedanken und Gefühle, die ein großer Theil ihrer Christen gegen sie hegt! Wir haben diesmal über Recht oder Unrecht der Beiden nicht zu entscheiden, nur das wollen wir sagen, daß die Missionare wohl daran thäten, sich zu fragen: Ist unser Dienst an der eingebornen Kirche so sorgfältig und geistlich, daß wir berechtigt sind, bei den Hindu's mehr geistlichen und göttlichen Sinn zu erwarten, als im Durchschnitt sich bei den europäischen Christen findet? Denken wir, nachdem wir selbst jedem Wunsch reich zu werden entsagt haben, genug daran, daß das Christenthum indirekt in unsern eingebornen Christen den Wunsch nach Emporkommen und Fortschritt erweckt, und daß wir die Begründer nicht blos einer Kirche, sondern auch einer Nation sind? Erziehen wir die Kinder der eingebornen Christen so sorgfältig, als wir sollten, so daß sie ebenso wohl zu ehrenhaften Stellungen in weltlichen Aemtern befähigt, als zu intelligenten Predigern tüchtig sind?

„Für jeden, der den Zustand Bengalens kennt, ist die politische Seite dieser Frage von höchster Bedeutung. Niemand haßt die Engländer mehr, als der wissenschaftlich gebildete Bengale, der alles was er hat, der englischen Herrschaft verdankt. Die einheimische Presse giebt dafür nur allzu traurige Beweise. Vorausgesetzt, daß der Friede, den unsre Armeen sichern, fortdauert, so ist der Bengale vollkommen überzeugt, daß er Indien mit seinem feinen, unschöpferischen, aber organisirenden und nachahmenden Verstand ganz wohl regieren könnte. Das Christenthum verändert solche Ueber-

zeugungen nicht, sondern reinigt sie nur; ja es macht sie nur intensiver, weil das Christenthum, wenn es einmal allgemein herrschend wäre, jene Anarchie verhindern würde, die dem weichlichen Bengalen so erschrecklich ist, und die unfehlbar eintreten würde, sobald England sich von Indien zurückzieht. Daher kommt es, daß sowohl bei den christlichen als deistischen Eingebornen die irischen und deutschen Missionare am populärsten sind, weil diese sich immer in Klagen über die englische Politik in Indien gefallen und in ihren Gewohnheiten etwas dem Fakir sich nähern. Wir geben zu, daß dem Ausländer es auch unter den günstigsten Umständen unmöglich ist, die Liebe der Eingebornen Indiens zu gewinnen; aber wir haben dennoch die Zuversicht, daß unsre Regenten und unsre Missionare, sowie jeder einzelne Engländer, die Eingebornen Schritt für Schritt, so undankbar diese sich auch erweisen mögen, für jenes höhere nationale Leben zu erziehen bemüht sein werden, das die nothmendige Frucht unseres christlichen Glaubens ist."

Auf welche loyale Elemente England in Indien zählen darf. — Unter dieser Ueberschrift kommt der Friend of India (26. März 1863) auf denselben Gegenstand zurück und spricht sich in einem Artikel folgendermaßen aus: — „Obgleich, wie wir kürzlich gezeigt haben, das nothwendige Ergebniß der Christianisirung Indiens die Unabhängigkeit des indischen Volks und die Ausschließung der Ausländer von der Herrschaft sein muß, so ist dies doch ein Werk, das Jahrhunderte zu seinem Zustandekommen brauchen wird. Indessen, wie groß immer der Mangel an Liebe und Gemeingefühl zwischen dem ausländischen Missionar und dem eingebornen Christen sein mag, Christ sein heißt doch soviel als loyal sein gegen England, sich ihm thatsächlich, wenn auch nicht von Herzen unterwerfen. Dies hat sich in dem Militäraufstand (1857) deutlich gezeigt und wird immer sich zeigen, so lange das Götzenthum das Uebergewicht im Lande hat, und zwar um des einfachen Grundes willen, weil die eingebornen Christen ebenso sehr als ihre weißen Lehrer den Feindseligkeiten der Heiden allezeit ausgesetzt sein werden. Jeder Hindu oder Muhamedaner, der sich aus irgend einem Grunde dem Christenthum anschließt, vermehrt die politische Stärke unsrer Herrschaft, aber jeder Neubekehrte ist auch ein weiterer Schritt vorwärts zu der einstigen Unabhängigkeit der Hindu's, wo England von der Aufgabe, die es bis dahin in Indien ausgerichtet hat, zurücktreten muß. . . . Wir wollen einmal untersuchen, wie groß die Zahl derjenigen sein mag, die wir zu den loyalen Freunden Englands zählen dürfen. Nehmen wir zu dem Zweck die statistische Tabelle von Dr. Mullens zu Hülfe. Nach derselben waren im J. 1851 in Indien, Ceylon und Barma 443 Missionare, wovon aber 48 ordinirte Eingeborne abzuziehen sind; es bleiben also 395 ausländische Missionare. Diese sind bis zum J. 1861 auf 541, also um 35 Procent gestiegen. Die eingebornen Missionsgehülfen sind von 648 im J. 1851 nun auf 1959 angewachsen, und von den letzteren sind 183 ordinirt.

Wenn wir die Thatsache hinzunehmen, daß die junge und arme eingeborne Kirche 21,809 Pf. Sterl. (oder Fr. 542,225) zu wohlthätigen Zwecken gesteuert hat, und davon in den letzten drei Jahren nicht weniger als 18,000 Pf. Sterl. (Fr. 450,000), so haben wir darin einen höchst erfreulichen Beweis von dem kräftigen Wachsthum der indischen Christengemeinden. Eine noch hoffnungsvollere Thatsache ist, daß in den Missionsschulen nicht weniger als 75,511 Knaben (1851 nur 64,480) und 21,063 Mädchen (1851 nur 14,298) oder im Ganzen 96,574 Kinder sich befinden, — eine Zahl, die fast allen denen gleich kommt, die in den Staatsschulen einen blos weltlichen, die Religion ausschließenden Unterricht empfangen. Von den Knaben erhalten 48,390 in 1811 Volksschulen, und 23,963 in 193 sogenannten englischen Schulen ihre Bildung, während 3158 in 108 Kostschulen untergebracht sind. Von den Mädchen werden 4201 in 117 Kostschulen unterrichtet und 16,862 in 373 Tagschulen. Und dieses große Werk wird von 31 englischen, amerikanischen und deutschen Gesellschaften ausgerichtet, welche zusammen 386 Hauptstationen mit 2307 Außenstationen, und 1542 Gemeinden haben. Die Missionare haben die Bibel oder Theile derselben in 19 Sprachen übersetzt, einzelne Bücher in 7 andere Sprachen, also in 26 von den 30 Sprachen, die im indischen Reich gesprochen werden. Aus 25 Missions-Druckerpressen sind in zehn Jahren 1,634,940 Exemplare der heiligen Schrift und 8,604,033 andere Bücher und Traktate hervorgegangen und in Umlauf gesetzt worden. Und alles dies ist geschehen mit einer jährlichen Ausgabe von (im J. 1861) 294,300 Pf. Sterl., wovon ein Sechstheil im Lande selbst beigesteuert wurde. Also eine Viertelsmillion Sterling zum wenigsten ist der jährliche Tribut, den die abendländische Christenheit für das geistliche Wohl Indiens dargebracht hat. Dazu kommt, daß die Zahl eingeborner Christen von 112,191 im Jahr 1851 auf 213,182 im J. 1861 gestiegen ist, die wir alle zu den Klassen zählen dürfen, welche nothwendig eine loyale Stellung gegen England einnehmen.

„Als loyale Bewohner Indiens dürfen wir auch die folgenden mitrechnen:

Englische Soldaten und Officiere	76,000
Civilbeamte	1,000
Aerzte	800
Kaplane und Missionäre . .	1,000
Engländer, nicht fest angestellt	2,000
Andere Europäer, nicht im Amt	40,000
Halbkastenleute (sogenannte Ostindier)	50,000
Protestant. eingeb. Christen .	213,182
Syrische eingeb. Christen .	170,000
Römisch-syrische eing. Christen	119,000
Römische Katholiken . . .	500,000
Armenier	3,000
Juden	5,000
Chinesen	4,000
Zusammen:	1,185,082

„Wenn man nun der Unzuverlässigkeit katholischer Angaben Rechnung trägt, so können wir sagen, daß in Indien eine Million Christen sich befindet. . . . Unsere Herrschaft in Indien ist nur ein Jahrhundert alt, und unsre christliche Mission kaum ein halbes Jahrhundert. Mit was wir unser Werk in Indien am ehesten vergleichen kön-

nen, das ist der Fortschritt des Christenthums im alten römischen Reiche. Auch dort giengen drei Jahrhunderte darüber hin, bis das Christenthum Europa civilisirte, und zwar erst als Konstantin politische und seine Nachfolger physische Mittel in Anwendung brachten. Wir glauben, daß wir in politischer sowohl, als in religiöser Beziehung große Ursache zum Dank haben. England hat sein Werk nicht umsonst gethan."

Türkei.

Was die Bevölkerung der Türkei betrifft, so ist noch nie ein genauer Census darüber aufgenommen worden, es kann also nur von allgemeinen Schätzungen die Rede sein. Nach ungefährer Annahme beträgt die Gesammtbevölkerung 36 Millionen, die sich nach Abstammung (in runden Zahlen) etwa folgendermaßen vertheilen:

	in Europa	in Asien	in Afrika	Summa.
Osmanen und Tataren	1,300,000	10,500,000	–	11,800,000
Slaven	7,150,000	—	—	7,150,000
Rumänen	4,000,000	—	—	4,000,000
Albanesen oder Arnauten	1,500,000	—	—	1,500,000
Griechen	1,000,000	1,000,000	—	2,000,000
Armenier	400,000	2,100,000	—	2,500,000
Juden	150,000	100,000	50,000	300,000
Araber und Mauren	—	900,000	5,000,000	5,900,000
Syrer und Chaldäer	—	250,000	—	250,000
Drusen	—	100,000	—	100,000
Kurden	—	1,000,000	—	1,000,000
Turkomanen	—	100,000	—	100,000
	15,500,000	16,050,000	5,050,000	36,600,000

Nach Religionen vertheilt sich diese Bevölkerung also:

	in Europa	in Asien	in Afrika	Summa.
Muhamedaner	4,000,000	11,800,000	5,000,000	20,800,000
Griechische Kirche	10,700,000	1,130,000	—	11,830,000
Armenische Kirche	373,000	2,130,000	—	2,403,000
Römische Katholiken	270,000	730,000	—	1,000,000
Protestanten	7,000	8,000	—	15,000
Juden	150,000	100,000	50,000	300,000
Drusen und andere heidnische Stämme	—	252,000	—	252,000
	15,500,000	15,050,000	5,050,000	36,600,000

Die Zahl der hier aufgezählten Protestanten ist freilich im Verhältniß zu den übrigen christlichen Kirchengenossenschaften in der Türkei sehr klein, aber sie umfaßt auch nur diejenigen, die förmlich zur protestantischen Kirche übergetreten sind, während man getrost sagen kann, daß evangelische Gesinnung und Erkenntniß sich viel weiter unter der Bevölkerung verbreitet hat. Wie es übrigens gegenwärtig um den Pro-

testantismus im türkischen Reich stehe, das zeigt ein Schreiben des amerikanischen Missionars Dr. Hamlin, der in Konstantinopel stationirt ist.

„Mein Eindruck ist," schreibt er, „daß die türkische Regierung jeden Tag unfreisinniger wird, besonders gegen die Protestanten. In allen gewöhnlichen Fragen und Angelegenheiten ist der französische Einfluß der herrschende. Französische Opposition ist es, die meinen Plan mit der Errichtung einer höhern Bildungsschule nicht zur Ausführung kommen läßt. Die Franzosen sind entschlossen, keine solche 'englische' Anstalten in diesem Lande zu dulden. Bei großen Hauptfragen allerdings ist englischer Einfluß überwiegend; aber dabei bleibt es. England thut nichts, seine Siege nutzbar zu machen. Kein einsichtsvoller Mann aber kann daran zweifeln, daß es in den höchsten Interessen Englands liege und seine weiseste Politik sei, dem Protestantismus in der Türkei zum Fortschritt zu verhelfen, ihm den vollen Genuß aller Rechte und Freiheiten der übrigen Kirchengenossenschaften zu sichern, und sein gesundes und kräftiges Wachsthum zu befördern. Gegenwärtig aber eilt der Protestantismus, als ein bürgerliches Gemeinwesen, rasch seinem Untergang entgegen. [Jede christliche und jüdische Religionsgemeinschaft in der Türkei hat ihr eigenes bürgerliches Haupt, durch das sie mit der Regierung verkehrt. Seit einiger Zeit hatten auch die protestantischen Armenier ein solches Haupt.] Dieß ist besonders dem übermächtigen Einfluß des Ali Pascha zuzuschreiben, der einen völlig untauglichen Menschen zum bürgerlichen Haupt dieses Gemeinwesens eingesetzt hat, die Rechte der Protestanten mit Füßen tritt, und sie behandelt, als hätte die Regierung keine Verpflichtungen gegen sie eingegangen. Die Missionare haben sich Mühe gegeben, diesem traurigen Stand der Dinge abzuhelfen, aber umsonst. Man entgegnet ihnen, es zieme sich nicht für sie, in bürgerliche Sachen sich einzumischen.

„In Nikomedien hat der Pascha (früher ein Stallknecht) zum bürgerlichen Haupt der Protestanten einen Mann bestellt, der wegen Betrugs und Ungerechtigkeit allgemein berüchtigt ist, und hat ihnen ihr längst anerkanntes Recht, sich selbst ihr bürgerliches Haupt zu wählen, verweigert. Da die protestantische Gemeinde in diesem Lande klein ist, im Vergleich mit den übrigen christlichen Religionsgenossenschaften, so wird es, wenn ihr kein Schutz zu Theil wird, leicht sein, mit der Zeit sie gänzlich aufzulösen und zu zerstören, und dann wird es geschehen, daß dieselben sittlich noch tiefer sinken, als die griechischen, armenischen und katholischen Kirchen in Konstantinopel. Möge der Herr bald seine Hülfe erscheinen lassen."

England.

Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft im Jahr 1863. — Am 5. Mai fand das Jahresfest dieser Gesellschaft statt, und wir theilen aus dem dabei vorgetragenen Abriß des Jahresberichts folgendes mit.

1. Was die Einnahmen der Gesellschaft betrifft, so beliefen sie sich

auf 129,040 Pf. St. oder Fr. 3,126,000, um 7857 Pf. weniger als im vorangegangenen Jahr. Dieser Ausfall ist entstanden theils aus dem Umstand, daß weniger Vermächtnisse eingiengen, theils daraus, daß die Hülfs-Vereine um 5600 Pf. in ihren Gaben zurückblieben. „Die Kommittee kann jedoch über dieses Resultat sich nicht beklagen, noch dadurch sich entmuthigen lassen, da in dem verflossenen Jahre in vielen Theilen unseres Landes (Lancashire) eine so unerhörte Noth herrschte und von allen Seiten her so großartige Anstrengungen zu deren Abhülfe gemacht wurden.“ Der Spezial-Fonds für Indien ist im Lauf des Jahres um 2177 Pf. gewachsen, so daß also die Gesammteinnahme auf 131,217 Pf. oder Fr. 3,280,425 sich beläuft, während auf den ausländischen Missionsgebieten selbst etwa 20,000 Pf. Sterl. eingenommen und ausgegeben wurden. — Die Ausgabe betrug 136,400 Pf. oder Fr. 3,410,000, wodurch nicht blos der Ueberschuß des vorigen Jahres (5000 Pf.) verschlungen wurde, sondern auch ein Deficit von 4213 Pf. entstanden ist.

2. Im Missionsinstitut in Islington befanden sich im Durchschnitt regelmäßig 42 Zöglinge. Vierzehn von ihnen wurden auf einmal ordinirt. Im Ganzen wurden sechzehn Missionare in die verschiedenen Missionsgebiete ausgesandt; dagegen wurden siebenzehn dem Arbeitsfeld entzogen, theils wegen Alter, theils in Folge von Krankheit und Tod. „Während so die Zahl unsrer europäischen Missionare um einen abgenommen hat, sind dagegen 8 eben eingeborne ordinirte Missionare hinzugekommen.“

3. In Sierra-Leone hat sich der Versuch, die dortigen Missionsgemeinden auf eigenen Fuß zu stellen, auf's günstigste bewährt. „Es ist ein großer Triumph für die Mission, daß eine selbstständige Gemeinde von Eingebornen, die unabhängig von fremder Unterstützung dasteht, glücklich zu Stande gekommen ist, und daß sie bereits seit 18 Monaten den praktischen Beweis ihrer Lebensfähigkeit geliefert hat.“ — Die Gesellschaft unterhält übrigens noch einige Missionsgemeinden in jener Kolonie auf ihre Kosten. Die höhere Lehranstalt in Freetown mit ihren 80 Zöglingen erhält sich selbst und steht unter einem eingebornen Direktor.

4. Von wie großen Prüfungen die Yoruba-Mission im verflossenen Jahr heimgesucht wurde, ist bekannt. Die Kommittee hat ihre Freunde zur Fürbitte für diese Mission aufgefordert, und man ist überall ihrer Aufforderung auf's herzlichste entgegengekommen. Während aber die innerlichen Kriege das Land zerrütten und von Dahome aus die schwersten Gefahren für Abbeokuta gedroht haben, hat der Herr den christlichen Gemeinden selbst nicht nur Frieden gegeben, sondern auch ihr geistliches Wachsthum gefördert. [Die Erhörung der Gebete hat sich augenscheinlich in dem zweimaligen Umkehren der herannahenden Dahome Kriegsmacht gezeigt; das eine Mal wurde sie durch ausgetretene Flüsse gehindert, das andere Mal durch geheimen Schrecken zurückgetrieben, als sie nur noch zwei Stunden von Abbeokuta stand.]

5. Die Niger-Mission wird ausschließlich von eingebornen Arbeitern betrieben. Zwar hat die Dampfschifffahrt auf dem Fluß vollständig aufgehört, aber die wenigen christlichen Prediger und Lehrer fahren

fort, auf zwei Stationen ihr Liebeswerk mitten unter heidnischen und muhamedanischen Stämmen zu betreiben.

6. In Ostafrika steht noch immer Missionar Rebmann allein; er arbeitet aber geduldig unter den Eingebornen und setzt seine Bibelübersetzungen fort. Da neuerdings in seiner Nähe eine neue (methodistische) Mission errichtet wurde, so gewinnen Rebmann's Vorarbeiten nun doppelten Werth.

7. Was die Mittelmeer-Mission betrifft, so arbeiten in Konstantinopel drei tüchtige Missionare (darunter Dr. Pfander), während in Smyrna ein einziger Missionar (Wolters) in geduldiger Liebe seine Arbeit fortsetzt.

8. Auch die Mission in Palästina schreitet voran. In Jerusalem versammelt sich sonntäglich eine kleine Gemeinde arabischer Protestanten. Die protestantische Gemeinde in Nazareth zählt 400 Seelen, wovon 150 in Nazareth selbst, die Uebrigen in den umliegenden Dörfern wohnen. Es werden häufige Missionsreisen im Lande gemacht. „Eine große Zahl orientalischer Christen, die in ihrer eigenen Kirchengemeinschaft keine Befriedigung mehr finden, würden mit Freuden sich der protestantischen Mission anschließen, aber unsere Gesellschaft kann es nicht über sich nehmen, denselben die zeitliche Unterstützung und den Schutz zu gewähren, den sie in Anspruch nehmen würden."

9. Was die indischen Missionen betrifft, so hat Miss. Dr. Mullens in Kalkutta vor zehn Jahren statistische Tabellen über sämmtliche Missionen in Indien zusammengestellt. Das Gleiche hat er dieses Jahr wieder gethan, um den Fortschritt der Missionen im Lauf der letzten zehn Jahre in's Licht zu stellen. Diese Tabellen enthalten den Namen jedes protestantischen Missionars in Indien, und wo er arbeitet und was seine Aufgabe ist. Während vor zehn Jahren in ganz Indien 112,191 eingeb. Christen sich befanden, so sind es jetzt 213,182. Der Zuwachs von so viel eingebornen Christen mag freilich manchem ungeduldigen Missionsfreunde als ein geringes Ergebniß von zehnjähriger Missionsarbeit erscheinen; wer aber Indien kennt, wird Gott darüber preisen. Vor 11 Jahren arbeiteten 22 Missionsgesellschaften in Indien, jetzt 31. Vor 10 Jahren gab es 331 geordnete Christengemeinden, jetzt 1,190; und diese Gemeinden steuern aus ihrer Armuth jährlich gegen 21,000 Pf. Sterling zum Unterhalt ihrer eingebornen Lehrer und zur Unterstützung ihrer eignen Armen bei. Vor 10 Jahren gab es nur 48 ordinirte eingeborne Geistliche, jetzt sind es 183. Damals waren es 18,410 Kommunikanten, jetzt 31,249. Das sind wahrlich erfreuliche Zeichen eines unaufhaltsamen Fortschritts.

Im westlichen Indien hat die Gesellschaft in Bombay und in vier andern landeinwärts liegenden Städten (Nasik, Dschunir, Malligaum und Aurangabad) ihre Missionen, während sie im Sindh zwei Stationen (Karratschi an der Küste und Heiderabad im Innern) besetzt hat.

Die Mission im nördlichen Indien umfaßt zunächst Bengalen mit vier verschiedenen Missionsdistrikten, wo unter der Leitung von 17 europäischen und 1 eingebornen Missionar sich über 6000 Christen befinden, während über 5000 Kinder die Schulen besuchen. — In den Nordwest-Pro-

vinzen arbeiten 22 europäische Missionare in 10 verschiedenen Missionsdistrikten. Die Zahl der Christen beläuft sich dort auf 2600. Zwei höhere Lehranstalten (in Benares und Agra) sind bestimmt, eingeborne Lehrer und Lehrerinnen für Indien zu erziehen. Auf den Bazars wird das ganze Jahr hindurch gepredigt und das Land nach allen Seiten hin auf Predigtreisen durchzogen. — Im Pandschab endlich hat die Gesellschaft in fünf verschiedenen Distrikten ihre Missionen, nämlich im Amritsar, dem Hauptsitz der Sikh-Religion, in Kangra auf dem Himälaya, in Peschawr, dem großen Centrum der muhamedanischen Religion und der Pforte zu Central-Asien, und endlich im Derädschat und in Multan am Indus.

In Süd-Indien hat die Gesellschaft vier verschiedene Missionsprovinzen: Madras, Tinewelly, Travankor und das Telugu-Land. Im Tinewelly-Distrikt allein befinden sich jetzt 15 ordinirte eingeborne Pastoren, welche zum wenigsten 15,000 eingeborne Christen mit dem Evangelium bedienen. In allen diesen Provinzen nimmt die Zahl der Christen jährlich bedeutend zu. Unterrichtsanstalten jeder Art bieten der Jugend die Mittel zu gewöhnlicher, wie zu höherer Bildung. „Die Kommittee darf getrost ihre Ueberzeugung aussprechen, daß während der letzten zwei oder drei Jahre die Aussichten der christlichen Mission in Indien glänzender und hoffnungsvoller geworden sind, als je."

10. Die Missionsarbeiten auf Ceylon vertheilen sich auf vier verschiedene Gebiete: Colombo, die Hauptstadt von Ceylon, Kandy und seine Umgegend im Centrum der Insel, Baddagama im äußersten Süden, und Dschaffna (Jaffna) im äußersten Norden. Die Mission im Centrum der Insel umfaßt, wie schon gesagt, Kandy und zwei große umliegende Distrikte: der eine unter den eingebornen Kandiern, der andere unter den Tamil-Kuli's (Feldarbeitern) auf den Kaffeeplantagen. Unter den Letztern arbeiten zehn oder zwölf Katechisten, deren Unterhalt von den Kaffeepflanzern bestritten wird, während sie unter der Oberaufsicht eines Missionars stehen.

11. Die Mission auf der Insel Mauritius gilt den wohl 200,000 indischen Kuli's, die auf den Plantagen beschäftigt sind. Zwei Missionare theilen sich in die Arbeit; der eine widmet sich den Tamil-Kuli's aus Südindien, der andere den Bengali-Kuli's aus Nordindien. Es sind jetzt etwa 500 bis 600 eingeborne Christen zu Gemeinden gesammelt.

12. In China hat die Gesellschaft zwei Hauptstationen: Ningpo und Schanghai. Die Geschichte beider Missionsplätze war im Lauf des letzten Jahrs durch immer neue und furchtbare Nothstände bezeichnet, in Folge des Bürgerkriegs, der gegenwärtig im chinesischen Reiche wüthet. Aber während diese Missionen durch die schwersten Prüfungen in beiden Städten hindurchzugehen hatten, segnete der Herr reichlich die Arbeit an den Seelen, und das Werk konnte gegen Norden und Süden weiter ausgebreitet werden.

13. Die politischen Zustände in Neuseeland haben sich in Folge der weisen und christlichen Maßregeln, die von Herrn Fox, dem Premierminister von Neuseeland, beantragt und von dem Gouverneur Sir G. Grey in Ausführung gebracht wur-

den, wesentlich gebessert. Nicht nur ist jeder direkte Zusammenstoß zwischen Kolonisten und Eingebornen vermieden worden, sondern Sir G. Grey hat auch bei verschiedenen Gelegenheiten Streitigkeiten unter den Eingebornen selbst beigelegt und ihre Zwistigkeiten geschlichtet. Zur Gewinnung eingeborner Pastoren sind jetzt in der Diöcese von Waiapu zwei Lehranstalten im besten Gang, die eine in Turanga, des Bischofs Wohnsitz, die andere in Tauranga, dem Wohnsitz des Archidiakonus Brown. Zehn eingeborne Geistliche haben die eingebornen Gemeinden in Neuseeland im letzten Jahr bedient, und was von ihrer Thätigkeit verlautet, ist sehr erfreulich.

14. In Nordwest-Amerika haben die Arbeiter der Gesellschaft das Evangelium den zerstreuten und umherschweifenden Stämmen der Rothen Indianer gebracht, die ein Land bewohnen so groß wie Europa. Hier ist es der Gesellschaft gelungen, eine Anzahl Indianer zu einem ackerbauenden Leben zu veranlassen und so eingeborne christliche Gemeinden zu gründen. Im letzten Jahr ist ein europäischer Missionar mit zwei eingebornen Gehilfen nach Norden gegangen, um eine neue Station zu Churchill zu beginnen, wo er mit heidnischen Indianer-Stämmen, sowie mit Eskimo's in Berührung kommen wird. Auch in Cumberland-House, gleichfalls hoch im Norden, ist durch eingeborne Prediger eine neue Station gegründet worden. Im äußersten Norden aber, innerhalb des Polarkreises, ist einer der Missionare westwärts vom Mackenzie-Fluß zu den Indianerstämmen vorgedrungen, die im Norden an die Eskimo's, im Westen an die russischen Territorien grenzen.

In den Schlußbemerkungen des Berichts heißt es: „Man sieht, die Fahne Christi und hinter ihr drein die Heerschaar der Missionare rückt vorwärts. Nie waren überall die Thüren offener und einladender; zu keiner Zeit waren die Aussichten der Mission hoffnungsreicher und heller. Aber mit der Freude, die uns darüber erfüllt, mischen sich sehr demüthigende Gefühle, wenn wir die Thatsachen eines verminderten Einkommens und einer verminderten Zahl europäischer Arbeiter in's Auge fassen. Doch was die nöthigen Geldmittel betrifft, so ist uns nicht bange; unsre Freunde werden neue Anstrengungen machen. Aber um Arbeiter, um tüchtige Arbeiter bitten wir den Herrn. Wir bedürfen eine größere Zahl von Zöglingen für unser Islingtoner Institut; wir bedürfen junge Geistliche, die bereits ihre Studien durchlaufen und einige Erfahrung im Amt gewonnen haben, und die somit sofort auszuziehen im Stande wären; wir bedürfen tüchtige Männer im Lehrfach, die im Stande wären, die Jugend Afrika's, Indien's und China's zu unterrichten und zu höherer Bildung anzuleiten, — Männer, die eine ganze Nation in der Weise heranzubilden verstehen, daß sie die in dieselbe gelegten nationalen Kräfte und Fähigkeiten entwickeln und eine ächt einheimische Bildung herbeiführen. An die jungen Leute unseres Landes richten wir die ernste und feierliche Frage: Warum solltest nicht Du und Du hingehen und des Herrn Wort ausrichten?..."

Die Wesleyanische-Missionsgesellschaft im Jahr 1863. — Nach dem Jahresbericht, der am 4. Mai dieses Jahres im Abriß vorgelegt wurde, belief sich die Jahreseinnahme auf 141,638 Pf. St., die größeste seit dem Bestehen der Gesellschaft. Die Ausgabe belief sich auf 146,537 Pf. St. Ausgesandt wurden 29 Missionare; gestorben sind 10 Missionare. Bekanntlich faßt diese Gesellschaft die Arbeiten der innern Mission mit derjenigen der äußern in Eins zusammen, so daß man nicht genau unterscheiden kann, wie viel im engerm Sinne für die Heidenmission gethan worden ist. Selbst da, wo von Stationen in der Heidenwelt die Rede ist, werden bekehrte Europäer oder Amerikaner, die der Wesleyanischen Gemeinschaft sich anschlossen, im Census nicht getrennt von den bekehrten Heiden.

Dieß im Auge behalten, beläuft sich die Zahl der Stationen oder Kreise (circuits) jetzt auf 605, und die Zahl der Kapellen und Predigtplätze auf 4618. Im Dienste der Gesellschaft stehen 889 Missionare und Missionsgehülfen, und 17000 andere Bedienstete, wie z. B. Katechisten und Sonntagsschullehrer. Die Zahl der Kirchenmitglieder ist 142,789, während in den Missionsschulen sich 146,457 Schüler befinden.

Die London Missionsgesellschaft im Jahr 1863. — Im Jahresbericht wird gesagt, daß, während die in der Heimat gesteuerten Gaben abgenommen, diejenigen auf den Stationen wesentlich gestiegen seien. Die Gesammteinnahme war Pf. 81,924, 5000 Pf. weniger, als im vorigen Jahr. Es stehen gegenwärtig 143 Missionare in ihrem Dienste: 28 in Polynesien, 21 in Westindien, 38 in Süd-Afrika, 60 in Indien, 6 in Madagaskar ꝛc.

Die Baptisten-Missionsgesellschaft im Jahr 1863. — Ihre Gesamteinnahme war im vorigen Jahr 27,189 Pf. St., die Ausgabe 32,073. Ihre Missionen sind in Kalkutta, Serampore, Nordindien, Ceylon, China, auf den westindischen Inseln, auf der Westküste Afrika's (Kameruns) und auf dem Kontinent.

Missionsliteratur.

Kleine Missions-Bibliothek, oder Land und Leute, Arbeiter und Arbeiten, Kämpfe und Siege auf dem Gebiete der evangelischen Heidenmission, von Dr. G. E. Burkhardt, Archidiakonus in Delitzsch. IV. Band: Oceanien. Bielefeld. Verlag von Velhagen und Klasing. 1862.

Mit diesem vierten Band ist das ganze treffliche Werk nun glücklich zu Ende geführt, und wir freuen uns von Herzen, nun in unserer deutschen Literatur ein Werk über die neuere Missionsgeschichte der evangelischen Kirche zu besitzen, wie sie kein anderes Land wohl haben wird. Die Behandlung des Stoffes ist in diesem

vierten Band dieselbe geblieben, wie sie in den vorangehenden Bänden beobachtet wurde; ebenso ist der Ernst der Auffassung, die fleißige und geschickte Sammlung und Verarbeitung des Materials und die Frische und Lebendigkeit der Darstellung bis ans Ende sich gleich geblieben.

Der vorliegende Band behandelt zuerst den Indischen Archipel, dessen Bevölkerungen, geographische und politische Verhältnisse, Religionen und sociale Zustände ausführlich dargestellt werden, woran sich dann die Geschichte der dortigen evangelischen Missionsarbeit anschließt. Dann geht der Verfasser über zu den Sandwichs-Inseln und bringt dieselben gleich in Verbindung mit Mikronesien, dessen Eilande ja das Evangelium zuerst von den Sandwichs-Inseln aus zu hören bekamen. Nun erst geht er an die Schilderung des eigentlichen Polynesiens oder der braunen Insulaner der Südsee, und ihrer herrlichen Missionsgeschichte, deren man nie satt werden kann. Neuseeland nimmt dabei die bedeutendste Stellung ein, die ihm gebührt. Den Schluß bildet Melanesien, die Region der schwarzen Insulaner, und Neuholland. Wie schwierig bei vielen dieser Missionsgebiete die Auffindung des geschichtlichen Stoffes und dessen Gruppirung war, das kann nur der ganz verstehen, der selber mit ähnlichen Aufgaben zu thun hat; wie schön und erfreulich aber dem lieben Verfasser unter des Herrn Segen das Alles gelungen ist, wird jeder erkennen, der das willkommene Buch mit Ernst und Liebe durchliest.

Mit besonderem Dank haben wir das Register, das in einem besonderen Bändchen dem ganzen Werke beigegeben wurde, begrüßt. So mühevoll diese Arbeit sein mußte, so reichlich erhöht sie den Werth dieser trefflichen Missionsgeschichte. Das Personenregister, wie das Orts- und Sachregister, ist, so weit wir gesehen, sehr genau, sorgfältig und vollständig ausgeführt. Daran schließt sich noch als besondere Liebesgabe der Missions-Kalender, in welchem auf jeden Tag des Jahres irgend ein wichtiges und folgenreiches Ereigniß in der evangelischen Missionsgeschichte verzeichnet ist. Möge der Herr dem lieben Verfasser alle Treue und Sorgfalt, die er auf dieses Werk verwendet hat, reichlich lohnen; der beste Segen davon aber liegt in dem Gewinn, den er dadurch unserer lieben deutschen Christenheit gebracht hat.

Basuto Krieger.

Rosette Schrumpf.

Zweite Abtheilung.

(Mitgetheilt von Dr. H. Gundert in Calw.)

1. Das Arbeitsfeld.

Die kampf- und wechselreiche Jugendgeschichte der begabten Frau, die in der Ueberschrift genannt ist, ihren unbesiegbaren Trieb zur Heidenmission, ihre eheliche Verbindung mit dem Pariser Missionar Chr. Schrumpf und endlich ihre Ankunft auf dem ihnen bestimmten Arbeitsfelde (Dec. 1842) haben wir im Juniheft, größtentheils aus ihren eigenen Worten *), geschildert. Lernen wir nun vor Allem den Schauplatz ihres künftigen Wirkens und Leidens kennen.

Die Oranje-Republik stellt sich uns als ein Dreieck mit abgerundeten Spitzen vor, dessen östliche Seite die hohen Maluti-Berge bilden, während es im Süden durch den Oranje, im Norden durch den in jenen Hauptstrom Südafrika's fallenden Vaalfluß begrenzt ist. Es stellt sich als ein fruchtbares, weidereiches, doch holzarmes Hügelland dar. Seine ursprünglichen Bewohner waren die Koranna's, ein tiefgesunkenes Glied der Hottentotten-Familie, die aber nun von den Betschuanen verdrängt oder unterjocht sind. Die verschiedenen Stämme dieser Betschuanen, einer großen, den Kaffern verwandten Familie, sind von Nordosten eingedrungen, erstrecken sich aber noch über den Vaalstrom hinauf bis an die portugiesischen Kolonien der Ostküste Südafrika's und bilden jetzt die Masse der farbigen Bevölkerung in den beiden Freistaaten des Innern.

Unter diesen Betschuanen zeichnete sich der Basuto-Stamm in

*) Vergl. Autobiographie de Mme. Rosette Schrumpf, née Vorster, missionaire au Sud de l'Afrique. Strasbourg 1862.

keiner Weise aus. Er war durch immerwährende Kriege überaus entartet und hatte zu den alten Lastern noch neue, wie die Menschenfresserei, hinzugefügt. Aber ein merkwürdiger Mann, Moschesch, stand unter ihnen auf, und ihm verdankt es der Stamm, daß er früher als die andern Betschuanen sich zu einer gewissen Stufe von Bildung erhoben hat.

Moschesch bedeutet „der Barbier"; der Häuptling hatte sich diesen Namen erst beigelegt, nachdem er alle seine Feinde von dem schönen, aber lange mit Feuer und Schwert überzogenen Lande wegrasirt hatte. Während nämlich in den Zeiten des früheren Wohlstandes die ehemalige Oberherrschaft des Königs fast eingeschlafen war und jeder Häuptling nach Unabhängigkeit strebte, zeigte sich in den Nothständen der verheerenden Kriege, daß der Basuto-Stamm verloren wäre, wenn er sich nicht um diesen Erben der alten Königsgewalt schaarte. Moschesch hatte alle Gaben, die dazu gehörten, um seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen.*) Einmal war er von den Zulu-Kaffern geschlagen und sah sich mit fünf Kriegern allein gelassen, von wüthenden Feinden umgeben, die schon im Triumph auf die Schilde schlugen und dazu zischten. Moschesch befahl seinen Leuten, sich zu setzen. Nach kurzem Schweigen stand er auf und rief: „So darf ein König nicht umkommen, folget mir!" Aufrecht schritt er den Reihen der Feinde entgegen, die sich vor seinem gebieterischen „Platz da!" öffneten und ihn unangetastet durchließen.

Bald schaarte er die zerstreuten Basuto's wieder um sich und schlug auf dem Berge von Thaba Bosigu, den er mit richtigem Blick sich zum Herrschersitz erkoren hatte, sein Lager auf. Dort griff ihn der mächtige Moselekatse an; aber eine Lawine von Felsblöcken zerschmetterte dessen Schlachtreihen, und auch ein zweiter Angriff mißlang. Als er entmuthigt sich zurückzog, schickte ihm Moschesch zur Wegzehrung einige fette Ochsen nach. Gefürchtet von den Umwohnern und hochgeehrt vom eigenen Volke, machte er sichs zur Aufgabe, die Menschenfresserei durch milde Maßregeln zu unterdrücken, was ihm nach der endlichen Besiegung der Koranna's auch gelang.

Durch diese westlichen Feinde war's, daß Moschesch zuerst von Missionaren hörte. Einige Basuto's waren ihren-Heerden, die von räu-

*) Siehe das Nähere im evang. Miss.-Magazin 1861, Maiheft: „Moschesch, der Basuto-Häuptling."

berischen Koranna's fortgetrieben wurden, heimlich nachgefolgt. Unerwarteter Weise stießen sie unter diesem Räubervolke auf einige freundliche Männer, die schon vom Christenthum berührt worden waren. Einer von diesen, welchen Moschesch zu sich einlud, äußerte gegen ihn, das Evangelium allein könne dem verwüsteten Lande wieder aufhelfen. Der Wink schlug ein; Moschesch bat, ihm einen Lehrer zu senden. Da er aber fürchtete, der Mann möchte sein Versprechen vergessen, sandte ihm Moschesch bald etliche Ochsen zum Geschenk mit der Bitte, ihm damit „einen betenden Mann" zu kaufen. Eben damals (es war im Jahr 1833) kamen die ersten Pariser Missionare in's Land und Dr. Philip theilte ihnen die Nachricht mit; sie sahen Gottes Finger in dem Rufe und folgten ihm.

Es war eine lange Reise, etwa 250 Stunden weit, durch fast menschenleere Gegenden; dann erhoben sich wunderlich gestaltete Berge, und ungesehene Pflanzen und Thiere kündigten eine neue Welt — das Sesuto — an.*) Ueberall Spuren von Krieg und Elend auf dem fruchtbarsten Boden, verkohlte Hütten und modernde Gebeine, aber kaum eine lebendige Seele. Erst in der Nähe von Moschesch's Hauptstadt zeigten sich Kornfelder und weidende Viehheerden. Man stieß endlich auf die Basuto's. Und wenn diese auch erst zweifelten, ob die Fremden Menschen seien, ob in ihren Schuhen wirkliche Zehen verborgen stecken, ob das schlichte Haar nicht eher auf Affenabkunft schließen lasse, — der erste Empfang war doch ein herzlicher, und nicht am wenigsten auf Moschesch's Seite. Ihm erklärten die Lehrer, so gut es unter den Umständen geschehen konnte, was ihre Botschaft sei und was sie bezwecke. Dann machten sie sich an die Wahl eines Ortes zur ersten Station. Der Berg Thaba Bosigu schien ihnen dazu minder passend; ein liebliches Thal, aus welchem sie mit der Zeit die Löwen verjagten, die nächtlich den Bach besuchten, wurde ihr erster Missionsort. Jetzt trägt er den Namen Moriah und dient einer Gemeinde von 426 Kirchengliedern zum lebendigen Mittelpunkt.

Von den ersten Anfängen ließe sich noch Vieles sagen: wie der

*) Bei den meisten süd- und ostafrikanischen Sprachen werden die Formveränderungen vorne am Wort vorgenommen. Mosuto heißt der einzene Eingeborne; die Mehrzahl heißt Basuto; das Land und die Sprache Sesuto. Ebenso auf der Küste gegenüber von Zanzibar heißt der Einzelne M'nika, die Mehrzahl Wanika ꝛc.

erste Waizen gesät, das Feld aber von dem Vieh der Nachbarschaft rein abgeweidet wurde; wie die Missionare jagen lernten und auch Löwenfleisch nicht verschmähten („es schmecke so ziemlich wie Kalbsbraten"), ja nach des Täufers Vorgang den Heuschrecken zusprechen lernten; wie die Hütten, welche sich in der Sommerzeit erträglich bewährt hatten, in den Regen-Monaten unbewohnbar wurden und die ungeheure Aufgabe, ein Wohnhaus zu bauen, ihnen nahe legten u. dgl. Noch größer aber waren die Schwierigkeiten, welche das überall gleich geartete Menschenherz den treuen Arbeitern in den Weg legte. Die Sesuto-Sprache war von den Missionaren zwar bald erlernt, so weit nämlich, um mit dem Lehren den ersten Anfang zu machen; nachgerade zeigte sie sich freilich so gewaltig und geistreich, daß die Missionare, trotz aller Nachhilfe, die Moscheseh selbst ihnen zu Theil werden ließ, sich zu fortwährendem Lernen verurtheilt sahen. Diese Erfahrung wiederholt sich übrigens auf jedem Missionsgebiet. Dennoch fanden sie schon frühe gelehrige Schüler. Hatten die Aeltern es für einen tollen Traum erklärt, zu erwarten, daß ein Schwarzer „das Papier könne sprechen lassen", so zeigte die Jugend bald, daß das Lesen auch für Basuto's möglich sei. Moscheseh's Vater hatte mit besonderer Hartnäckigkeit den Satz verfochten: „Worte können einmal nicht sichtbar gemacht werden." Als ihm aber sein Sohn das Gegentheil bewies, konnte er sich vor Staunen kaum fassen. Auch die Zauberer verdächtigten die Missionare als Verführer, welche durch die mächtigsten Mittel die Herzen des Volks verkehren. Es konnte nicht lange verborgen bleiben, daß die Missionare dem ganzen alten Brauch des Landes feindlich gegenüberstanden, den Wahrsagern allen Glauben versagten, die Todtenopfer mißbilligten, der Vielweiberei entgegenarbeiteten und auch vor dem Könige und seinem Machtwort sich nicht beugten. Es kam daher zu kritischen Verhandlungen, in welchen ohne Moscheseh's großherziges Benehmen das ganze Unternehmen, wenn nicht gescheitert, doch um Jahrzehnte hinausgeschoben worden wäre. Zu seinem Ruhme muß es gesagt werden: Moscheseh wußte die Wahrheit immer zu schätzen und ließ sich ihren Sieg unter seinem Volke gefallen. Leider aber hat er selbst sich nicht unter diese Wahrheit des Evangeliums gebeugt, so fein er sie auch zu beurtheilen, so beredt er sie zu vertheidigen verstand.

Ein Vorfall im Jahr 1841 zeichnet die ganze Lage. Casalis war damals Moscheseh's Missionar und wohnte unten in der Stadt auf

dem Berge (Thaba Bosigu). Es war gerade die Zeit einer Erweckung, die der Sesuto-Mission eine herrliche Zukunft versprach. Zum erstenmal hatten sich 15 Basuto's, darunter Moschesch's Sohn Molapo, aufgemacht, das Evangelium zu predigen; überall hatten sie die Hirten um sich versammelt, das Wort mit unerwarteter Kraft verkündigt und einen neuen Eifer, lesen zu lernen und in die Schrift sich einzuleben, entflammt; Moschesch selbst war mehr als wohlgesinnt. Da meldeten sich zwei Frauen des Königs zur Taufe. Der Missionar verlangte, daß ihre Ehe mit Moschesch aufgelöst werde, wenn sie Christinnen werden wollten. Die Frauen lagen Moschesch darum an, aber er wollte nicht; Casalis begab sich selbst auf die Burg und stellte dem Häuptling die Sache vor. Ihm aber schienen die Schwierigkeiten einer solchen Ehescheidung unüberwindlich. Die Unterredung blieb erfolglos. „Einige Tage nach derselben," erzählt Casalis, „ließ mich Moschesch rufen, um vor den Familien der beiden bekehrten Frauen die förmliche Ehescheidung vorzunehmen. Ich setzte darüber eine Schrift auf, welche die Personen der Aufsicht ihrer Angehörigen zurückgab und ihnen die Wiederverheiratung nach christlicher Ordnung gestattete, falls sie diesen Wunsch haben sollten. Vor der Unterzeichnung forderte ich den König auf, zu erklären, daß dieß Alles mit freier Zustimmung von seiner Seite geschehe; eine fast unnöthige Vorsicht, da jedermann wußte, daß keine Macht im Lande Moschesch in solchen Dingen zwingen konnte. Ich sah, daß er aus Furcht, sich Gott zu widersetzen, ein aufrichtiges, wenn gleich höchst peinliches Opfer gebracht hatte. Nun wollte er auch seine Unterthanen von diesem Schritt in Kenntniß setzen. Auf den 20. April wurde die Volksversammlung berufen, zu der aber die Christen von Moriah nicht eingeladen, ja sogar des Königs Sohn, weil bekehrt, nicht beigezogen wurden. Ehe die Verhandlungen begannen, machten ungeheure Bierkrüge die Runde unter den Anwesenden. Abraham war der einzige Christ unter ihnen; aller Blicke richteten sich auf ihn. Im Vertrauen auf Gott setzte er sich neben den Häuptling, wie ihm sein Rang gestattete. Schon hatten die Reden begonnen. Moschesch sprach: 'Meine Kinder sind dem Christenthum zur Beute geworden; auch zwei meiner Frauen sind von ihm verschlungen. Was soll ich thun? Ich fühle, daß ich schwanke, und daß ich selber ihm bald zur Beute werden kann. Wollte Gott, diese Religion wäre ein Zaubertrank gewesen, ich würde ihn euch Allen gegeben haben; aber

ihr verstehet noch nichts und haltet mich zurück. Ich thue euch kund, daß Masekoniane und Mamosebetsi mich verlassen haben. Sie sind nicht mehr meine Frauen; doch werdet ihr, wenn die Saatzeit kommen wird, ihre Felder wie bisher für sie bestellen.' Hier unterbrach ihn trotzig einer der Umstehenden: 'Nein, das darf nicht sein. Wir kennen nur Einen Tod, welcher die Weiber von ihren Männern scheiden kann, und das ist der Tod, der ins Grab legt. Seinen Schlägen haben wir uns unterworfen, denn kein Schild kann sie abwehren. Aber was ist das für ein Tod, den die Weißen erfunden haben, der unsere Weiber in der Blüthe ihrer Kraft uns entreißt? Den wollen wir nicht. Moschesch, erkläre dich offen. Entweder sind Masekoniane und Mamosebetsi noch deine Frauen, so wollen wir ihnen dienen wie früher, oder sie haben aufgehört es zu sein, und dann kennen wir sie nicht mehr.' — 'Das Wort Christi,' erwiederte der König, 'ist sonst so schön; aber es gefällt mir schlecht, wenn es den Frauen erlaubt, sich wieder zu verheirathen. Das ist der Punkt, der mich wüthend machen könnte.' — In diesem kritischen Augenblick erhitzten sich die Köpfe so sehr, daß der übrige Theil der Verhandlungen in abscheulicher Verwirrung verlief. Man verlangte, Abraham müsse sterben, er habe das Vertrauen des Königs schändlich gemißbraucht und sich zuerst für die neue Religion erklärt. Die ganze Masse stürmte pfeifend auf ihn los; die Schilde wurden heftig geschwungen und brachten das dumpfe Rollen hervor, das den Basuto zum Kampf ruft. 'Ich habe eine schöne Heerde,' rief ein Wüthender, 'die gebe ich dem zum Lohn, der die Brust des Ersten durchsticht, welcher den unsinnigen Weibern aus dem Christenbuch vorliest.' Während des Lärms hatte Abraham das Evangelienbuch aufgeschlagen und las mit Freuden sich die Verheißungen Dessen vor, der gesagt hat: In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Moschesch affectirte eine völlige Gleichgiltigkeit. Nachher raunte er seinen Räthen ins Ohr: 'Trotz alles dieses Lärms müßt ihr wissen, daß es ganz unnütz ist, sich dem Worte Gottes zu widersetzen; früher oder später muß es doch siegen.'"

So kündigte sich im Jahr 1841 auf Thaba Bosigu die Krisis an, welche die Mission in Moschesch's Lande bis auf diesen Tag nicht überwunden hat. Bald darauf trat die junge Missionsfrau, Rosette Schrumpf, deren Lebensführungen wir aus ihren eige-

genen Aufzeichnungen zu schildern angefangen haben, in ihren neuen Beruf ein. Die englischen Freunde rühmten damals das Werk Gottes auf den acht Stationen am Kaledon als das weitaus gesegnetste im ganzen Kapland. Hören wir nun, wie ihr selbst das bis dahin gewonnene Resultat erschien, und was sie in diesem Kreise gewirkt hat.

---

2. Die Anfänge in Bethesda.

„Am 4. Oct. 1843," erzählt Frau Schrumpf, „erreichten wir den Schauplatz unsrer künftigen Thätigkeit in einem Hochthale des westlichen Abhangs der herrlichen Malutikette, die das Land der Basuto's von dem der Kaffern trennt." Mit eigenthümlichen Gefühlen trat sie in ihr Arbeitsfeld ein. Ihr erstgebornes Töchterlein hatte die Strapazen der Reise, das Rütteln des Wagens auf ungebahnten Straßen, die starken Platzregen, die glühende Sonne und die heftigen Winde vom Gebirge her ohne besondern Schaden überstanden; „aber wie wird es nun werden?" — Muttersorgen und Christenmuth kämpften in ihrem Herzen.

Die ersten sechs Wochen wohnte die Familie am Fuße eines einsamen Felsen, auf dessen Höhe die bleibende Wohnung der Bethesda-Mission errichtet werden sollte. Hatte man zuerst im Sinn, sofort ein nettes kleines Haus aus rohen Steinen zu bauen, welches bei günstiger Witterung in wenig Monaten fertig werden konnte, so nöthigte nun die Regenzeit, diesen Plan aufzugeben. In aller Eile mußte eine ziemlich geräumige, aber leichte Hütte aus Rohr hergestellt werden. Dazu wurden zuerst ein Dutzend starker Weidenzweige in die Erde gesteckt, ihre Enden oben zusammengebunden, darüber der Länge nach die geradesten Baumäste, die man finden konnte, mit starken Riemen festgebunden, und statt des Dachs mehrere Schichten von Gras oder Rohr mit Binsen angenäht. Ein drei Fuß hohes Mäuerchen von Kalk, ringsum aufgeführt, gab dem Ganzen mehr Halt und Festigkeit.

Die Mutter war überglücklich, als sie am 11. Nov. 1843 die ungesunde Zeltwohnung in der Felsenkluft mit dieser Hütte vertauschen durfte. Sie theilte dieselbe in drei Räume ein. Das mittlere Gemach wurde zum Speisezimmer erhoben. Zwei Kisten dienten als Tisch, zwei andere als Stühle. Diese Möbel waren mit Pelzen be-

deckt, wie man sie von eingebornen Jägern kaufen konnte. Teppiche, als Vorhänge angebracht, trennten das Schlafzimmer vom „Voorhuis" (Vorzimmer). An der schiefen Rohrwand ward das eiserne Feldbett aufgeschlagen; ihm gegenüber stand die bescheidene Bibliothek, für die einige Bretter zum Ständer zusammengefügt worden waren. In der Ecke lagen Vorrathssäcke, Bütten, Jagdgewehre und allerlei Werkzeuge. Das kostbarste Stück der ganzen Robinson'schen Wohnung war eine einzige Fensterscheibe in einer Oeffnung am Giebel angebracht. Im dritten Zimmer hatte Br. Gosselin sich eingerichtet, indem er die Bleiche seines Wagens ausgespannt hatte, um es von dem Mittelraum zu trennen. Eine Hausthüre von Rohr schloß das Ganze.

Aber die Basuto's? wird man fragen. Nun sie sind nicht vergessen. In Folge dieser Einrichtungen war eine bessere Sonntagsfeier möglich geworden. Zuerst wurde nämlich der Gottesdienst im Freien gehalten, wo Weiße und Schwarze jeder Witterung ausgesetzt waren; nun aber konnten wohl 30 Eingeborne sich unter dem Dach versammeln, und Schrumpf, der im Erlernen der Sesuto-Sprache schnelle Fortschritte machte, hielt ihnen in aller Frühe den ersten Gottesdienst. Die eigentliche Predigt folgte um zehn Uhr; die wurde immer studirt und wo möglich geschrieben, aber natürlich frei vorgetragen. Nach dem Mittagsmahl giengen alle drei hinaus, um mit den Eingebornen zu verkehren, welche auf dem Rasenplatz vor der Hütte herumlagen. Viele von ihnen kamen aus weiter Ferne und hatten einen gesunden Appetit mitgebracht; diese waren froh, sich in die Ueberreste des Mahls zu theilen. Einige suchte man lesen zu lehren oder lehrten sie sichs unter einander; mit andern gab es besondere Punkte zu besprechen; immer schloß man mit Gesang, worauf Br. Gosselin um zwei Uhr die kürzere Abendpredigt hielt, nach welcher sich die Meisten heimbegaben.

Fröhlich über das vollendete Tagewerk ergiengen sich dann die Missionare, so oft es das Wetter erlaubte, im Freien, zunächst etwa im Küchengarten, den Schrumpf an dem Ufer des befruchtenden Maputsingflusses mit unermüdlichem Fleiß angelegt hatte. Das war mitten in der afrikanischen Wüste eine grüne Oase, wo Bohnen, Erbsen, Kraut, Rüben, Kartoffeln, Mais, Kürbisse und Stachelbeeren herrlich heranwuchsen und die kleinen Aepfel-, Aprikosen-, Pfirsich- und Kirschenbäume einen reichen Ertrag hoffen ließen. Schon aßen die Freunde ihren eigenen Lattich und freuten sich, den spärlich gedeckten Tisch mit Gemüsen und Obst bereichert zu sehen, als plötzlich

ein schreckliches Hagelwetter die zarten Pflänzlein zerstörte; wenige Tage darauf trat Frost ein, und was der Hagel übrig gelassen hatte, erfror. Ein Bild so mancher schönen Missionshoffnungen! Doch ohne sich entmuthigen zu lassen, streute Schrumpf neuen Samen aus, der auch unter der afrikanischen Sonne bei reicher Bewässerung bald aufgieng; aber siehe, eine Heuschreckenwolke lagert sich im Thal und frißt auch das letzte grüne Hälmlein ab. Mußte man da nicht am Bepflanzen und Pflegen des vom Fluch getroffenen Bodens verzweifeln? Kamen doch auch die Nachbarn mit dem lauten Geschrei: „Likoro li schnile!" (das Korn ist todt) von ihren Feldern zurück, mit Aehrenbüscheln in der Hand, die, von den gefräßigen Insekten angefressen, noch zeigten, wie reich die Ernte hätte ausfallen können. In solcher Trübsalszeit hiengen sie dann noch mehr ihrem alten Aberglauben nach, liefen mit allerlei Reinigungsmitteln auf den Feldern herum, stellten daselbst ihre Götzenzeichen auf, malten sich Gesicht und Beine weiß und führten unter betäubendem Geschrei ganze Nächte hindurch wahnsinnige Tänze auf. Auf diese Weise meinten sie die Geister ihrer Vorfahren sich geneigt zu machen. Jeweilen wurde sogar ein Mann oder Weib dem Fanatismus geopfert, weil man das allgemeine Unglück ihren Zaubereien zuschrieb. Keine Rede von Selbstprüfung und Demüthigung bei dem Volk, während freilich einige Wenige durch die Noth zur Erkenntniß ihrer Sünden geführt wurden und sich zum wahren Gott bekehrten.

Während in solcher Weise die ausschweifenden Missionshoffnungen gedämpft und auf ihr richtiges Maaß zurückgeführt wurden, richtete sich die Aufmerksamkeit der Freunde um so stetiger auf die wenigen Lichtpunkte. Führen wir einige von diesen an.

„Matthias Ntabanyane, ein Vetter Moschesch's und damals noch der einzige Christ des Orts, zeigte sich äußerst begierig, in der Schrift unterrichtet zu werden, die er eigentlich noch sehr wenig kannte. Er war ein stattlicher junger Mann und für einen Wilden auffallend höflich. Nicht weit von unserer Wohnung hatte er seine Hütte erbaut, wo er mit seinem Weibe Moneng ein friedliches Leben führte. Er besuchte den Gottesdienst fleißig, las viel in der Schrift und zeigte sich immer zu Diensten bereit, suchte auch seine neuen Ueberzeugungen, die er gerne durch Verkehr mit uns erweiterte und vertiefte, überall unter seinem Volke zu verbreiten. Dazu diente ihm das bedeutende Ansehen, das ihm seine Stellung sicherte; und wir durften hoffen,

an diesem Manne einst eine rechte Hülfe zu haben. An schönen Sommerabenden trafen wir ihn gewöhnlich unter der Thür seiner Hütte, von einer mehr oder minder zahlreichen Schaar von Zuhörern umringt, welchen er aus der Bibel vorlas und in malerischer Darstellung von Abraham, Elias, Jonas und aus dem Leben Jesu erzählte. Die Unterhaltung wurde unter einem Kreuzfeuer von Fragen und Antworten gewöhnlich ein herzlicher Gottesdienst, an welchen sich liebliche Gesänge und endlich treffliche, oft bewundernswürdige Gebete in einer Weise anschlossen, die unser Einen solche Rednergabe fast beneiden ließ. Aber leider muß ich zur Steuer der Wahrheit beifügen, daß dieser erste Zeuge — später vom Glauben abfiel und ein Feind des Evangeliums wurde!

„Tueba (die Maus) war der Zweite auf der Liste unsrer näheren Basuto-Freunde. Von weniger geschmeidigem Charakter und langsamerer Fassungskraft zeichnete er sich durch Gutherzigkeit und entschiedenere Geradheit aus. Innerlich herumgetrieben, trat er in unsern Dienst ein, um, wie er sagte, immer bei uns 'in den Dingen des großen Meisters' zu sein. Oft kauerte er nach beendigtem Tagesgeschäfte zu den Füßen meines Mannes nieder und bat ihn um Erklärung einer Bibelstelle, oder hatte ihm eine neue Erfahrung aus seinem allmählig aufgehenden Gemüthsleben mitzutheilen. Seine Frau Makonyane war, wie auch ihre Freundin Moneng, ein wirklich gutes Weib, aber, wie sich denken läßt, ganz ohne Bildung, dabei etwas wunderlich und launisch. Ich mußte natürlich damit anfangen, diese Weiber Anstand in ihrer Kleidung, in ihren Worten und Geberden zu lehren. An Reinlichkeit, Ordnung, regelmäßige Arbeit, Vermeiden von Händeln mußten sie immer aufs Neue gemahnt werden.

„Rantake, ein andrer unsrer eingebornen Arbeiter, der später in der Taufe den Namen Nathanael erhielt, machte uns viel Freude durch die feste Entschiedenheit, mit der er auf dem Weg der Christenpflicht vorwärts schritt, sobald einmal sein Herz für die Sache gewonnen war. Oft konnte er sagen: 'Wie groß muß doch der Gott sein, der das Alles aus Nichts geschaffen hat. Ich bewundre Ihn immer. Noch mehr aber wundere ich mich über das neue Leben, zu welchem Er mich heute beruft. Das ist eine noch viel herrlichere Schöpfung!'

Führen wir noch ein anderes Basuto-Bild aus der Feder der jungen Missionsfrau an.

„Mosiei, eine zwölfjährige Mosuto, die sich uns auf der Station Moriah angeschlossen und als Kindsmädchen begleitet hatte, vertrat wohl den nettesten Charaktertypus, der sich in jenem Volke findet. Nichts machte ihr mehr Freude, als mir irgend eine Ueberraschung zu bereiten, natürlich nach ihrer eignen seltsamen Weise. So konnte sie sich einen kleinen Ausflug erlauben, um einen Haufen Wurzeln aus dem Felde zu graben und mir freundlichst zu übermachen, damit ich sie nach Landessitte roh verzehre; oder konnte sie am Abhang des nahen Berges wilde Blumen abreißen — nicht entwurzeln — und in der Morgendämmerung in unsern Garten pflanzen. Unermüdet widmete sie sich meinem Kinde, es zu belustigen, bis etwa ein plötzlicher Einfall sie hinauslockte; dann zwickte sie, wie sie es ihren Schwestern abgesehen, den kleinen Pflegling dermaßen, daß derselbe laut aufschrie und sie ihn aufs schnellste los wurde."

Doch belauschen wir auch die Hausmutter.

„Meine Kleine weckte mich mit Tagesanbruch. Ich stand dann auf und übergab sie dem Kindsmädchen, welche sie in's Freie tragen sollte, während ich mich ankleidete und das Nöthigste besorgte. Zum Frühstück nahm ich das Kind wieder, worauf mein Mann das Morgengebet in der Landessprache hielt. Um acht Uhr badete ich das Kind und legte es schlafen bis zehn Uhr. Mittlerweile versah ich die Hausgeschäfte, die mich viele Zeit kosteten, da ich sehr oft allein kochen und dazwischen dem Kinde beispringen mußte, wenn es gar zu laut schrie. Waren Makonyane oder Moneng auf ihren eigenen Feldern von Kaffeekorn einmal nicht beschäftigt, so suchte ich sie anzustellen, um mir bei der Wäsche oder in der Küche zu helfen; leider traf ich sie selten, wenn ich sie brauchte.

„Nachmittags lehrte ich etliche alte Weiber lesen, denen das Buchstabiren unglaubliche Mühe machte; daneben nahm mich das Flicken und Kleidermachen in Anspruch. Abends war ich ganz glücklich, wenn ich meine Kleine ausgekleidet hatte und schlafen sah. Da unsre Uhren ihre eigenen Wege giengen, lassen sich die Stunden nicht genau bestimmen; gewöhnlich richteten wir uns nach der Sonne, aßen Mittags eine gebrannte Mehlsuppe mit Reis und Hammelfleisch (dem einzigen, das in jeder Jahreszeit zu haben war) und tranken Nachmittags eine Tasse Thee mit Brod und Butter, wenn wir welche hatten. Da ich noch keinen Backofen hatte, buk ich unser Brod in einem eisernen Hafen mit Kohlendeckel, was gut ausfiel.

Um acht Uhr Abends kochte ich noch ein wenig Fleisch und Reis. Nach dem Nachtessen setzte sich mein lieber Mann, der beinahe den ganzen Tag draußen mit Predigen, Besuchen und Beaufsichtigung der Arbeiter zugebracht hatte, neben mich, um noch zu plaudern oder zu lesen. Wie angenehm war dieser Schluß des Tages!"

3. Leiden und Freuden.

Die Monate März und April 1844 waren schwere Zeiten für die liebe Missionsfamilie in Bethesda. Frau Schrumpf spricht sich darüber folgender Maaßen aus: „Unser Mundvorrath war gänzlich aufgezehrt, unsre Nahrung bestand in Kürbissen und eingemachten Gurken. Mein acht Monate altes Kind konnte nichts genießen als die Muttermilch. Ich litt viel Hunger, eine große Schwäche kam zum heftigen Kopfschmerz. Dazu wollte der Regen nicht aufhören; das Wasser drang da und dort in unsre Hütte herein; die Flüsse traten aus und verwehrten alles Suchen nach Hülfe. Endlich aber fiel der Wasserstand um uns her, man rüstete die Wagen, um Vorräthe aus der Kolonie zu holen. Herr Gosselin gieng mit, um Bauholz für unsre Wohnung mitzubringen; ebenso die drei letztgeschilderten Basuto's, während Matthias und seine Frau zurück blieben, um unser Haus zu bewachen und die Arbeit der Station fortzuführen. Meine armen Frauen, die Sonntags bei mir lernten, fragten mich ängstlich: 'Geht Ihr auf immer fort?' — 'Nein.' — 'Aber wann kommt Ihr wieder. Wir wollen einstweilen alle Sonntage hier zum Gebet zusammenkommen.' Wäre das der letzte Abschied gewesen, ach wie wenig war noch erzielt!

„So wurde denn am 15. April die Reise angetreten. Niemand kannte genau die Furt des schlammigen Rakhaleng, auch war kein Schwimmer unter der Reisegesellschaft. Der gute Bruder Gosselin hätte am liebsten den Fall des hohen, trüben Wassers abgewartet. Aber mit dem kleinen Vorrath und bei dem ungewissen Wetter mußte man um jeden Preis übersetzen. Also watete zuerst Meister Tueba allein in den reißenden Fluß, kehrte aber wiederholt um, indem er mit kläglicher Stimme ausrief: 'Ba esu ki schnile' (ich bin ein todter Mensch). Doch gieng ihm das Wasser nur bis unter die Arme; also mußte man mit Vorsicht die Nachfahrt wagen. Zuerst

schickte man einen Theil der Zugochsen hinüber, von denen einige beinahe mit fortgerissen wurden und sich mit den Hörnern in dem Weidengebüsch verstrickten. Nun kam der Reisewagen, dem freilich Held Tueba vorausschritt, indem er die Ochsen am Leitriemen nachzog, aber nur bis in die Mitte des Flusses; da ließ er erschrocken die Ochsen los, um sich in Sicherheit zu bringen. Die Strömung riß den Wagen den Fluß hinab, einem gefährlichen Strudel zu, bis mein Mann den Ochsen nachsprang, den Riemen ergriff und die Thiere mit aller Kraft der Verzweiflung aus der gefährlichen Richtung hinüberzerrte. Diese Erfahrung kam dem Nachtrab zu gut, der nun die rechte Richtung sicher einhielt, — und der erste Schritt der gefürchteten Reise war gethan. Wir aber dankten dem lebendigen Gott für diese Rettung aus der augenscheinlichsten Gefahr.

„Am Tage nach der Ueberfahrt versammelten sich etwa zwanzig Weiber aus der Umgegend zum Gebet in unserm Lager. Sie glänzten alle von Fett und hatten den ganzen Leib roth bemalt. Viele ihrer Kinder trugen ein Halsband aus Eingeweiden der Schaafe, was ihnen ein widerliches Aussehen gab. Durch unsern Gesang angelockt, waren sie aus ihren Hirsenfeldern herbeigeeilt und umringten unser Lager; mit unablässigem Schnattern verlangten sie fortwährend Tabak, Salz, Zucker, Schaafhäute und was nicht alles. Ich richtete mehrere Fragen an sie, um sie ernster zu stimmen, und ermuthigte sie wiederzukommen, um von dem Heil in Christo zu hören. 'Aber wer bist denn du?' fragten sie mich. 'Gehören die zwei rollenden Häuser dir? Sage uns, wo deine Eltern sind und warum sie dich nicht begleitet haben' u. s. w. — Mit Mühe fanden wir einen gangbaren Weg über die Berge und erreichten am vierten Tage das Ufer des Kaledon.

„Es war Nacht, der wolkenlose Himmel mit Sternen besät. Mein Mann feuerte einige Flintenschüsse ab, um der Familie Rolland, welche am entgegengesetztem Ufer wohnt, unsere Ankunft anzukündigen. Unser Zeichen wurde gehört und uns bedeutet, zur Ueberfahrt den Morgen abzuwarten. Mit Sonnenaufgang kam auch der Freund selbst mit einigen seiner Leute, um uns durch seine Gegenwart zu ermuthigen; was er aber herüberrief, war nicht geeignet, unsre Schritte zu beschleunigen. Noch sei das Wasser sehr hoch und seit sechs Monaten habe Niemand versucht, den Fluß mit einem Wagen zu durchfahren; ein Pächter aus der Nachbarschaft sei kaum erst

samt seiner Familie im Oranjeflusse untergegangen. Von beiden Ufern wurden Steine in den Strom geworfen, um ihn zu sondiren. Endlich kamen drei gute Schwimmer von Bersaba uns zu Hülfe; und nicht ohne Furcht und Nothrufe kamen wir glücklich hinüber. Doch war es keine Kleinigkeit für den ungeheuren Wagen mit seinem Zuge von zwölf Ochsen hinüberzuschwimmen. Aber es begegnete uns kein Unfall. In solchen Stunden lernt man auf Den vertrauen, welcher die Erde und das Wasser in Seiner allmächtigen Hand hält."

Wir können die Reisenden nicht weiter verfolgen, wollen aber bei dieser Gelegenheit von den Stationen, welche sie besuchten, das Nöthigste einschalten.

Bersaba, die südöstlichste Station der Basuto-Mission, wo im Jahr 1844 unter stürmischer Aufregung die Amulette und Zaubermittel von Tausenden vor der Kirche verbrannt worden waren und Alles vor Begierde brannte, die Bibel zu lesen und den Nachbar lesen zu lehren, hat seither mit den übrigen Arbeitsfeldern unter den vielen politischen Wechselfällen, welche das Land betrafen, mannigfach gelitten. Viele Glieder sind durch den Krieg der Boers zerstreut worden; noch immer ist die Druckerei, welche das Basuto-Völkchen mit Büchern versehen soll, nicht hergestellt. Man hat dort bereits die erste Einfalt verloren und gefällt sich nun darin, die Predigten zu kritisiren oder die Sesuto-Uebersetzung mit der holländischen und englischen Bibel zu vergleichen, ob auch alles richtig und treffend gesagt sei. Doch fehlt es auch nicht an freudigen Erfahrungen. Immerhin sind 326 Kommunikanten gesammelt. Vor zwölf Jahren war die Zahl größer; aber Moschesch's Söhne sind abgefallen und haben viele mitgezogen! Indessen sind dem alten Rolland die Haare gebleicht, die Kinder herangewachsen. Welche Freude, als nun der Sohn aus Frankreich zurückkehrte, zum Mitarbeiter des Vaters herangewachsen! Man ritt ihm Stunden weit entgegen und empfieng ihn mit Jubel und knatterndem Gewehrfeuer. Ein besonderes Wunder ist, daß er die Sprache nicht vergessen hat und die vielen oft kindischen Fragen in gutem Sesuto zu beantworten im Stande ist.

Weiter gehts dem Oranje entlang auf Bethulia zu, wo die Schrumpfs von Pelissier freundlich empfangen wurden. Wir sind an der südwestlichen Ecke der Basuto-Mission, wo schon 1833 eine Gemeinde aus Flüchtlingen verschiedener Stämme, unter denen die Batlapi's vorherrschen, gesammelt worden war. Im Jahr 1844 hatte

sie wohl ihren Höhepunkt erreicht; da baute Alles mit Lust an einer schönen Kirche, die 700 Personen fassen konnte. Jetzt steht sie mehr als halbleer, denn die Gemeinde ist fast zerstreut. Die Boers haben das dunkle Völkchen überlistet und den Häuptling Lepuy, einen redlichen Mann, dem es Anno 1844 beinahe gelungen wäre, auch Moscheſch zum Christen zu machen, zum Verkauf des Bodens veranlaßt, so daß die Station nun zum Freistaat gehört. Nur 44 Kommunikanten sind zurückgeblieben; die andern sind weiter gezogen und haben einen Ort Thaba Tololi gegründet.

Die Schrumpfs reisten weiter über den Oranje nach Colesberg, der ersten Londoner Station im Norden des Kaplandes. Unterwegs hatten sie die Freude, mit einem alten Elsässerfreunde zusammen zu treffen, dem trefflichen Pfrimmer, der gerade mit seiner Frau von dem Ufer des Hart im äußersten Norden des Vaallandes herabgezogen kam. Friedau war dort seine Station. Die Freunde reisten nun acht Tage lang zusammen und erzählten einander die verschiedenen Nöthen und Freuden ihres bisherigen Aufenthalts in Afrika. Dann trennten sich die Kampfgenossen, und die Pfrimmers, neuer Hoffnung voll, stiegen mit ihren Koranna's wieder in ihr geliebtes Bergland hinauf, wo die Löwen und Tiger hausen. Nicht auf lange; denn ihr Häuptling Moschen war schon des Stilllebens müde und suchte Veränderung. Sein Volk zog ihm nach, Friedau mußte aufgegeben werden und Pfrimmer trat aus dem Dienst seiner Gesellschaft, nicht ohne gute Frucht zurückzulassen. Unaufhörliche, stets wiederkehrende Wechsel, wie sie der Mission in Südafrika in besonderem Grade eigen sind.

Auf der Rückreise, welche durch allerhand Körperleiden beschwerlich genug war, fanden die Schrumpfs den Kaledon so angeschwollen, daß an eine Ueberfahrt nicht zu denken war. Einen ganzen Monat lang mußten sie warten, verzehrt von der Sorge um die verlassene Station; täglich maß Schrumpf das Steigen und Fallen des hemmenden Stromes, bis er endlich eines schönen Morgens zu seiner Freude bemerkte, daß es mit Hülfe guter Schwimmer vielleicht möglich wäre hinüberzukommen. Auf dem Weg zum Fluß warf Gosselins Wagen um und die Deichsel zerbrach; so mußte er — nicht ungern — einige Tage länger in Bersaba verweilen, während unser Paar sich in Gottes Schutz befahl und keck entschlossen weiterreiste. Die gefährliche Fahrt durch den Fluß erforderte einen ganzen Tag heißer

Arbeit, und dann war erst die Mitte erreicht, wo der Wagen auf einer Sandbank fest saß. Man mußte auf dem Norduser kampiren in kalter Winternacht mit einem zarten Kindlein. Einen etwa umherirrenden Wolf zu täuschen, diente der in einiger Entfernung auf den Stock gesteckte Hut des Missionars. Doch auch diese Nacht gieng vorbei, und am nächsten Morgen konnte der Wagen glücklich herausgezogen werden. So giengs durch Freud' und Leid, Gefahr und Errettung, bis endlich Bethesda erreicht war.

Hier war mittlerweile das neue Haus vollendet und trocken geworden, und stand zum Empfang der Familie bereit. „Nun durften wir im fremden Lande zum ersten Mal behaglich am eignen Herde sitzen und uns am warmen Feuer wärmen, ohne daß Wind und Regen durch eine dünne Rohrwand hereindrangen. Dazu hatten wir Fensterscheiben gekauft, die mein Mann nun einsetzte; ein vernünftiger Tisch und sechs Holzstühle schmückten unsre Wohnung. Da saßen wir denn einigermaßen europäisch eingerichtet und lasen die Briefe aus der Heimat, — die ersten, die wir seit dem Abschied vom Vaterland erhalten hatten. Ein unvergeßlicher Abend!"

Das nun anbrechende Jahr (1845) sollte in manchen Beziehungen einen wichtigen Fortschritt bezeichnen. Während das große Haus aufgebaut wurde, ließ sich das bisherige zur einstweiligen Kapelle herrichten; eine Mauer schützte endlich auch den Garten gegen die ewigen Besuche des losen Viehs. Nun gieng es an die Schule; die Eingebornen erhielten neben den Bibelstunden auch im Lesen, Schreiben, Singen und Rechnen regelmäßigen Unterricht. Der göttliche Same begann zu keimen. Etliche Erweckungen fanden statt, so daß am Osterfeste sechs Erstlinge getauft werden durften, woran sich ein Freudenmahl reihte, das die Bekehrten ihren Freunden bereiteten. Es waren glückliche Tage, ein Vorschmack der Herrlichkeit, die der treuen Knechte in den ewigen Wohnungen wartet.

Die neue Station hatte eine kürzere Wartezeit durchgemacht, als sonst dem ersten Sämann auferlegt wird. Die Gleichgültigkeit und der Stumpfsinn der Bevölkerung hatte doch den Samen nicht erstickt. Wohl wuchs nun die Feindschaft an manchen Orten: der Häuptling Morosi drohte dem ersten Besten, der ihm wieder sage, er sei todt in Sünden, das Messer in die Brust zu stechen. Ein Anderer sah keine Nothwendigkeit, sich erst zu Gott zu bekehren, denn der sei hier und überall; ihn bete er an im Rohr, wenn er durchs Rohr gehe, im

Vieh, wenn er es durchwandle, in den Bergen, Feldern und Menschen, wo er immer weile. „Dient nur eurem Gott," konnte man bei den Saufgelagen rufen, „wir dienen auch einem, dem Teufel; und der ist, nach eurem Evangelium, auch ein Starker." Von einem Dorfe floh man, wenn sich der Friedensbote nahte; in einem andern mußten zwei Keulenträger den Eingang zur christlichen Versammlung bewachen. Seit dem 23. März aber regte sich das neue Leben in einem kleinen Kreise. Wie lieblich schmeckte dem ehrlichen Nathanael der „Honig des Worts"! „Wie Bienen schwirren freilich unsere Sünden um ihn her, um uns davon zurückzuhalten; aber wehe dem Feigen, der sich abschrecken läßt: er geht leer aus." Um Simon Tueba trauerte seine Mutter, als sei er nun verloren. „Nicht verloren, gewonnen bin ich und gerettet," war seine Antwort. „Nicht der Missionar hat mich gefangen; Gott selbst reißt mich aus dem Abgrund heraus, in welchem du noch liegst."

Zu diesem ermuthigenden Ereigniß kam noch eine Hausfreude. „Am 3. Mai schenkte uns der Herr ein Söhnlein und erfüllte damit einen sehnlichen Herzenswunsch. 'Dieses Kind' sagte ich, 'wollen wir für unsern Heiland erziehen. Eine innere Stimme sagt mir, daß er Ihm angehören wird.' Unsre theuern Freunde Casalis waren über jene Zeit bei uns und erheiterten fünf Wochen lang unsre Einsamkeit durch ihre Gegenwart. Die theure Schwester Casalis, die nun zur Ruhe eingegangen ist, war von meinem Alter, eine überaus liebenswürdige, edle Engländerin, unermüdlich thätig und treu im Missionsdienst. Der liebe Kleine wuchs fröhlich heran und behielt den Namen 'kleiner Papa', bei dem ihn sein Schwesterchen gerufen hatte, als sie ihn zum ersten Male erblickte.

„Die Freude blieb nicht ungetrübt. Tueba's Gattin, nun in der Taufe Kasida genannt, mußte eben jetzt, da Hülfe am nöthigsten war, ihren Dienst verlassen, 'um zu Hause auszuruhen.' Darauf bat auch Mosiei an einem fort, man solle sie zu ihren Eltern ziehen lassen. In dem reichbevölkerten Land, wo doch die regelmäßige Arbeit kaum der Rede werth war, wollten sich keine brauchbaren Dienstboten finden lassen. Auch die Erweckten waren nicht viel anstelliger. Nicht einmal um Geld konnte man sich der fortdauernden Dienste von Leuten versichern, die doch zu ewigem Danke verpflichtet waren. Ihre Trägheit schien so unbegreiflich wie ihre Selbstsucht und Begehrlichkeit. Sehen sie etwas, das ihnen gefällt, so kommen sie ganz ruhig und sagen:

'Du sollst mir das geben, ich brauche es.' Giebt man das Verlangte her, vielleicht mit Selbstüberwindung, so drehen sie es lange in der Hand herum und murmeln dabei: 'Ist's wohl auch noch neu? Ist's etwas werth?' ꝛc. ꝛc. Wenn die Weiber zur Missionarin kamen, ihre Kleider zu nähen, konnten 15—20 zugleich sie anschreien: 'Du mußt mir helfen, mach nur schnell!' Ein herzlicher Dank wird da nicht gehört; Gegendienste hätte man schon geleistet, wenn man Zeit dazu hätte! Natürlich mußte hierüber ein ernstliches Wort geredet werden. Dann antworteten sie weinend (denn Thränen kosten sie nichts): 'Du bist unsre Mutter! Kann eine Mutter ihre Kinder vergessen? Wir sind so schwach, so böse! Aber wir wissen, daß du uns liebst, weil du den Heiland lieb hast.' Es ist so: der Christ darf bei seiner Arbeit, besonders in Heidenländern, auf Nichts sehen, als auf Jesum, und in Ihm allein seinen Lohn suchen."

Wie sollte man sich wundern, wenn jedes edle Gefühl diesem Volk fremd bleibt, das schon seit Jahrtausenden unter dem Druck des Heidenthums dahinsiecht und in den Dienst der Materie versunken ist. Wenn eine Mutter Zwillinge zur Welt bringt, so ist ihr erstes Geschäft, eines derselben umzubringen. „Ich mußte," schreibt Frau Schrumpf, „mehrmals selbst *solche* Kinder erretten, die früher getaufte Basuto-Mütter geboren und weggeworfen hatten." Wenn die Eltern alt und gebrechlich sind, so werden sie auf den Bergen ausgesetzt, wo entweder der Hunger oder wilde Thiere ihrem elenden Leben ein Ende machen. Was bedeutet hier der Vatername? Die Kinder gehören nicht dem Vater an, sondern sind Eigenthum der Verwandten, welche ihm einst den Kaufpreis für seine Frau bezahlen halfen. Prostitution und Ehebruch in verschiedenen Formen sind von der Volkssitte geheiligte Ordnungen. „Daher kommt es, daß unsre armen Christen sich leicht für vollkommen halten, wenn sie auch nur die gröbsten Nationalsünden aufgeben. Aber ach, wie viel fehlt ihnen noch, um als Zeugen und Streiter Gottes unter ihrem Volke dazustehen! Doch darf man nicht ungerecht sein. Es besteht immerhin ein Unterschied zwischen ihnen und ihren Landsleuten, die ohne Gott in der Welt sind; ihre Fortschritte im christlichen Leben, so langsam sie erscheinen, berechtigen zu noch größeren Hoffnungen."

Solche Fortschritte zeigten sich schon gegen das Ende des Jahres (1845), da fünf Christenhütten neben dem Missionshaus aufgerichtet standen, die Schule von dreißig kleinen und großen Schülern besucht.

war, das Kirchlein sich jeden Sonntag füllte und 23 Seelen sich willig bezeigten, sich zu Jesu führen zu lassen. Am meisten Freude machte Mampate, eine arme Frau, die einige Meilen von der Station in Mapeaneng wohnte. Jahrelang hatte sie an einem schauerlichen Krebsübel gelitten. Als es nun zum Sterben kam, ließ sie den Missionar rufen. Er fand sie auf dem Boden liegend, wie sie in ruhiger Ergebung ihr Ende erwartete, voll der Zuversicht, daß Gott sie um Jesu willen gnädig annehmen werde. Ihre Hütte war sorgfältig gereinigt worden, eine kleine Versammlung von Freunden und Nachbarn umringten ihr Lager. In der Taufe erhielt sie den Namen Maria. Sechs Tage darauf starb sie selig im Glauben an ihren Heiland.

Um diese Zeit kam auch Tseyoa zurück, der sich bei der ersten Erweckung entfernt hatte und drei Monate lang bis ins Kafferland geflüchtet war, um Zerstreuung zu suchen und dem Einfluß des Evangeliums zu entgehen. Athemlos eilte er zum Missionar und rief weinend: „Ich bin besiegt! Gott ist mir zu stark geworden. Es wird nur schlimmer mit mir, je weiter ich fliehe. Ich will umkehren und mich dem Heiland ergeben. Helfet mir, Frieden mit ihm zu machen." Dieser Mann, der nächste nach dem Häuptling Morosi, schickte seine Kebsweiber fort und ließ seine Ehe mit Ntatisi, der Tochter Moschesch's, in der Kirche einsegnen. Zugleich mit ihm setzte sich ein Jüngling, Linake, der später ein brauchbarer Gehülfe wurde, auf die Bank der Katechumenen, sowie die Gattin und die Mutter eines andern Häuptlings, der dem Christenthum entschieden feindlich gewesen war. So schloß das Jahr am Weihnachtsfest mit der Taufe einiger weiteren Seelen. Grund genug zum Danken für den freundlichen Anfang der Ernte! Es ist auch gut, daß man nicht voraus sieht, was aus solchen Früchten noch werden kann. In die ewigen Scheunen ist leider Tseyoa nicht gesammelt worden.

Die Rückkehr dieses Unterhäuptlings hatte übrigens noch eine andere, dunklere Seite. Die Leute, denen er sich angeschlossen hatte, waren von Morosi als Vortrab an die Grenzen des Kafferlandes geschickt worden, um das Land auszukundschaften. Ihr Bericht schien Morosi überaus befriedigend; daher er nun mit aller Macht sein Volk zu überreden suchte, über den Oranjefluß zu wandern, um sich in jenem Grenzlande festzusetzen. Das verlassene Gebiet mochte dann seinen Hirten zum Weideplatz dienen, und den Missionaren blieb die

Wahl, entweder ihm in jene fast unzugänglichen Höhen zu folgen oder an Ort und Stelle den Felsen zu predigen. Auf jede Weise wollte sich der listige Wilde seine Unabhängigkeit sichern.

---

4. Häusliche Trübsale.

Mittlerweile war Missionar Schrumpf vom Klima und vielen Strapatzen schon so geschwächt, daß die Nöthen, welche jene politischen Fragen ihm bereiteten, seine Gesundheit ernstlich bedrohten. Er verfiel in ein heftiges Fieber. Seine Gattin schreibt:

„Sein Mitarbeiter war verreist, als im Juli 1846 die Krankheit eben eine gefährliche Wendung nahm. Mit Mühe hatte der Fieberkranke, in den Mantel gehüllt, am Sonntag gepredigt. Zwei Tage darauf verlor er das Bewußtsein; mehrere Tage und Nächte verbrachte er irre redend, ohne je die Augen zu schließen. Die Gattin hielt er für eine Fremde und lehnte ihre Dienste ab, während er doch immer nach ihr rief. Immer wollte er aus dem Bett springen, das er einen Schmelzofen nannte. In dieser Verlassenheit schrie ich zu dem alleinigen Arzt. Nicht um sein Leben bat ich, sondern um Herstellung des Bewußtseins. Und ich wurde erhört.

„Sonntags in der Frühe trat Paul Tseyoa an sein Bett mit der Frage: 'Mein Moruti (Hirte), was sollen wir heute thun, da du uns nicht predigen kannst?' — 'Freund,' sagte ich zu ihm, 'das will ich dir sagen, mein Mann kennt und versteht dich nicht mehr.' In diesem Augenblick erhob sich mein Gatte, setzte sich im Bett auf und sagte: 'Heute ist Sonntag, gehet und bittet den Herrn mit einander, daß Er bei euch sei; und wenn Einer von euch sich gedrungen fühlt zu reden, so ermahne er seine Brüder im Namen des Herrn.' Ich setzte mich neben sein Lager und las den 23. Psalm, der mich wieder aufrichtete. 'Christian,' sagte ich endlich, 'kennst du mich wieder? liebst du mich noch?' — 'Armes Weib, armer Christian, arme Kinder!' wiederholte er drei Mal in herzzerreißendem Tone. Ich erinnerte ihn daran, wie ich auch schon einmal an den Pforten des Todes stand, aber durch sein Gebet zurückgerufen wurde. Da schloß er mich in seine Arme und betete mit großer Inbrunst; dann sank er erschöpft aufs Kissen zurück. Das Delirium verließ ihn, aber ein heftiges Fieber verzehrte ihn noch.

„Gosselin kehrte am Dienstag zurück; entsetzt über den Anblick des Kranken schloß er sich in sein Zimmer ein und weinte wie ein Kind. Die Krankheit war wieder im Steigen. In der Nacht kam Arbousset bei uns an, dem die Brüder Casalis, Maitin und Keck bald nachfolgten. Am dreizehnten Tage der Krankheit wurde es trotz aller angewandten Mittel immer schlimmer: der Kranke schien seine Sinne gänzlich zu verlieren, hatte immer die Augen geschlossen und hörte kaum mehr, wenn man ihn rief. Ich hatte alle Hoffnung aufgegeben und überließ meine Zukunft dem Herrn; die anwesenden Brüder hielten ihn für sterbend. Jeder wünschte nur noch ein Abschiedswort von den theuern Lippen zu vernehmen; mit großer Anstrengung bezeugte er den Frieden, den er als Kind Gottes genieße. Als ich ihm am Samstag, dem vierzehnten Tag seiner Krankheit, zum Abschied das siebzehnte Kapitel Johannis vorlas, sagte er: 'Ach, das ist schön, danke!' wollte noch mehr reden, aber die Lippen versagten ihm. Stundenlang blieb er ohne irgend ein Lebenszeichen; Abends wurde sein Körper steif, die Züge veränderten sich und nahmen die Leichenfarbe an, dazu verbreitete sich ein starker Verwesungsgeruch, so daß wir alle meinten, seine Seele sei schon abgerufen. Unser kleines Mädchen stieg auf sein Bett, betrachtete ihn traurig und sagte dann: 'Armer Papa, er hat viel Schmerzen. Siehst du seinen Mund (und sie versuchte, denselben zu schließen), er ist so kalt. Sieh' doch seine Augen an, er sieht uns nicht mehr. Mama, weine doch nicht, laß Papa schlafen. Ich will ihm ein Lied singen und ihn umarmen!' Darauf stimmte sie ein Lied an.

„Um Mitternacht waren wir alle überzeugt, daß er gestorben sei. Die Brüder beteten jeder für sich. Ich trat aus dem Zimmer, in dem der Geliebte ruhte; es war eine herrliche Mondnacht; ich dankte für seine Vollendung und betete für mich, für die Waisen und für das Kindlein unter meinem Herzen. Stark in meinem Gott, kehrte ich zu dem Todtenbett zurück, von dem ich mich nicht trennen konnte; wie ich ihn auch umarmte und zurückrief, alles blieb kalt und still. Erschöpft von vierzehntägigem Wachen folgte ich endlich dem Rath der Freunde und legte mich schlafen.

„Gegen drei Uhr hörte ich ein Geräusch, das mich aufweckte; es war Br. Gosselin, der an der Thüre klopfte. 'Ich habe ihn gerade aufgerichtet,' rief er. — 'Warum? Ich wollte euch ja dabei helfen,' sagte ich in der Meinung, die Brüder hätten meine Abwesenheit be-

nützt, um die Leiche anzukleiden. 'Nein,' sagte Gosselin, 'er lebt und fragt nach Ihnen.' — 'Ach was sagen Sie? Hätte der Herr wirklich ein Wunder gethan?' — Es war zu viel für mich, ich konnte mich vor Freude nicht fassen. Ja, er war todt gewesen und der starke Gott hatte ihn auferweckt. Nach und nach kehrte das Leben zurück. Der Herr hatte mir meinen Isaak abgefordert, und als ich ihn geopfert hatte, gab Er ihn mir wieder zurück." —

Das sei genug von den Erfahrungen am Krankenbette. Vielfach geprüft durch eigene und fremde Leiden, sollte doch das treue Paar noch länger auf dem Missionsfelde bleiben. Und eben jetzt schenkte der Herr Siege, wie die Bekehrung von Moschesch's greisem Oheim Libe, der am 8. Nov. 1846 die Taufe und in ihr als Stammvater des neuen Basutovölkleins den Namen Adam empfieng. (Siehe darüber Miss.-Mag. 1861, S. 174 ff.) Damit war denn doch bewiesen, daß auch unter den Basuto's ganze Christen geboren werden können.

Wir können nicht lange bei den Mutterfreuden verweilen, welche der Schreiberin in ihrer Einsamkeit zu Theil wurden. Mit gemischten Empfindungen sieht man sie in der Mitte ihrer Kinder, bald erheitert durch die Entwicklung ihrer Verstandeskräfte, bald besorgt um ihre Bewahrung vor dem tödtlichen Einfluß, der sie umgab. Das erste Töchterchen besonders schien es darauf angelegt zu haben, der Mutter möglichst bald eine tröstende und belebende Gesellschafterin zu werden. Einmal, da der kleine Bruder zur Strafe für einen Fehler eingesperrt werden mußte, war sie tief erschüttert und sagte zur Mutter: „Jetzt liebt dich Gott nicht mehr." — „Was sagst du da?" — „Er liebt dich nicht mehr, weil du wie Kain gethan hast, der seinen Bruder schlug." — Waren einmal Stachelbeeren ohne Erlaubniß gepflückt worden, was das Verbot veranlaßte, sich selbst zu irgend einer Frucht zu helfen, so konnte das Kind die weise Vergleichung wagen: „Dießmal hast du es nicht wie Gott gemacht. Der hat zu Adam und Eva gesagt: Ihr sollt essen von allen Früchten des Gartens. Du aber befiehlst: Ihr sollt keine Frucht ohne besondere Erlaubniß essen. Da hat Gott anders geredet." Wer fühlt nicht mit der Mutter, welcher Trost in ihrer vereinsamten Lage, im täglichen Verkehr mit dem wachsenden Kinderhäuflein lag.

Und es wuchs trotz vielen Krankheiten und mehreren Todesfällen, einmal sogar durch Zwillinge. Damit aber kam auch eine neue Noth. Die Muttermilch konnte nicht für beide Gäste genügen. Frische Kuh-

milch war unentbehrlich. Aber der Winter war eingebrochen, und die fünf magern Kühe gaben alle zusammen nur ein bis zwei Tassen Milch des Tags. Das mochte für den Anfang reichen; allein die Ansprüche der Kleinen steigerten sich in demselben Grade, in welchem die Kälte und der Regen den täglichen Ertrag verminderten. Man mußte mit Reis- und Haferschleim nachhelfen, und die Kinder erkrankten. Umsonst suchte man nach geeigneter Nahrung und sah schon ihrem Tode entgegen. Da betet die Mutter zum himmlischen Vater, Er möge thun über Bitten und Verstehen. Und das geschieht, die Thür öffnet sich und die schwarze Hand eines unbekannten Wilden aus der Umgegend streckt einen Topf voll frischer, schäumender Milch herein, die er gegen etwas Schmuck auswechseln möchte. Der Rabe der Wüste war, wie zu Elias Zeit, im rechten Augenblick geschickt worden. Wie gierig tranken die ausgehungerten Zwillinge die köstliche Gabe. Und das Wunder dauerte fort. Denn von jenem Augenblick an wurde Tag für Tag von verschiedenen Seiten her gerade so viel Milch gebracht, als die Kinder nöthig hatten. Hier wollte Jemand in der Ferne einige Fruchtbäume haben, dort brauchte man ein Schaaffell, wieder kam Nachfrage nach einem Hemd oder Tüchlein. Als nach 6—7 Wochen dieses Mittel versiegte, hatten die kleinen Kühe des Hauses wieder bessere Nahrung und gewährten täglich das erforderliche Maaß. Ja es giebt noch Wunder: und die kleinen sind dem Gläubigen so anbetungswürdig, als die großen.

So kam denn nachgerade ein Häuflein von vier gesunden Knaben und eben so vielen Töchtern zusammen. Nicht bloß die Eltern freuten sich über sie, auch die Basuto's hatten ihre Lust an ihnen, besonders wenn es große starke Kindlein waren, und wenn der Tauftag ihnen ein Fest brachte. Immer schwieriger wurde aber auch ihre Erziehung. „Der Mosuto," schreibt die Mutter, „ist ein durchtriebener Lügner und Schmeichler. Er stiehlt, mordet und treibt Unzucht ohne alle Gewissensbisse, ohne daß sich Jemand darüber aufhielte. Wo fände man auch hier ein Kind, das seine Eltern wahrhaft liebte? einen Gatten, der seinem Weibe herzlich anhienge? Von Gehorsam keine Rede, weder in der Familie, noch im Volksleben. Man muß also die Leute machen lassen, es läßt sich nichts erzwingen. Belauscht man sie, so reden sie von Pferden, Ochsen, Schaafen, männlichen und weiblichen, fetten und magern Thieren, — damit ist ihre Unterhaltung erschöpft, außer daß sie sich ihrer Sünden rühmen

und Gut böse nennen und Böses gut. — So durften denn unsere Kinder nicht mit den eingebornen spielen. Sie sahen sie nur Morgens und Abends beim Gebet, den Tag über in der Schule oder von ferne. Nicht einmal in die Küche durfte ich sie schicken, denn welcher Mosuto hätte um ihretwillen irgend etwas ungesagt gelassen? Also sagte ich ihnen, wir seien gekommen, diesem Volk zu erzählen, was Jesus für sie gethan habe, nicht aber um uns mit ihnen zu ergötzen. Je mehr aber die Kleinen heranwuchsen, desto schwieriger ward es, sie von der unsittlichen Atmosphäre, die sie umgab und mit allen Ansteckungskräften auf sie eindrang, wirklich abzuhalten. Darüber machten wir uns Tag und Nacht viele Sorgen, und wußten warum. Denn ach, wie viele Söhne und Töchter von Missionaren in Südafrika sind, statt den Eingebornen zum Segen zu werden, von ihnen verführt worden."

Eine andere Erheiterung, aber auch keine ganz ungemischte, gewährten die freilich seltenen Besuche der Missionsfamilien. Wir sollen ja gastfrei sein ohne Murren. Wenn aber einmal acht theure Brüder zumal ihre Erscheinung machen, um sich zur jährlichen Konferenz zu vereinigen, und noch zwei ebenso theure Schwestern sie begleiten, so hält man es der Hausfrau zu gut, wenn sie sich auch an die Sorgen erinnert, die mit einer solchen zweiwöchigen Festfreude verbunden waren. Natürlich der Gatte war selig und wurde wieder stark und aufgeweckt. Das heilige Abendmahl im Bruderkreise gewährte Allen einen hohen Segen. Aber einen Blick in die Küche dürften wir uns bei dieser Gelegenheit doch nicht versagen.

Neben der obenerwähnten Moneng, des armen Mathias Weib, die gelegentlich zur Aushülfe eintrat, war die alte Salome das ganze Gesinde. Salome war unläugbar wohlmeinend, aber es währte lange, ehe die Noth, welche die Hausfrau mit ihr hatte, einigermaßen sich verminderte. „Wenn z. B. Morgens zwei Kochhäfen über das Feuer gehängt wurden, mußte ich selbst jede Stunde wieder nachsehen, ob das Feuer noch brenne, ob der Hund das Fleisch nicht aus dem Topf geholt habe, oder ob die Hühner nicht in der Küche sich belustigten. Aber wo steckt denn die Köchin? Die gute Salome Malitlane sitzt gemüthlich vor der Thüre im Sonnenschein, plaudert mit ihren zahlreichen Freundinnen oder predigt (go khothatsa) einem Vorübergehenden, oder sie liest auch eifrig in ihrem Evangelium. Die gute Alte hatte bei mir das Lesen gelernt, und davon war sie nun

so entzückt, daß sie darüber jede andere Beschäftigung vergaß. Fragte ich sie: 'Wie stehts um das Essen?' so war jedes Mal die ruhige Antwort: 'Weiß nicht, habe noch nicht nachgesehen.' So galt es, selbst überall sich umzuschauen und alles selbst zu thun."

So alt die Köchin war, kam die Hausfrau doch noch in Gefahr, sie zu verlieren; und wenn ihre Dienste nicht viel bedeuteten, wäre ihr Abgang eine neue Verlegenheit gewesen. Am meisten freilich für sie selbst. Auf einer Reise wurde ihr nämlich ein Heirathsantrag gemacht, den Frau Schrumpf also erzählt: „Die Ochsen hatten Nachts den Einfall, nach Hause zurückzulaufen. So mußten wir einen ganzen Tag in der entsetzlichen Hitze kampiren; nirgends ein Baum, der Wagen mit seinem geölten Dach wurde zum Glutofen. Doch kamen Weiber, uns zu besuchen, die sich biblische Bilder erklären ließen und voll Bewunderung schauten und lauschten. Sobald aber mein Mann ein ernstes Wort einfließen ließ, sahen sie uns erstaunt an, brachen in lautes Gelächter aus und flohen davon, indem sie sich auf die nackten Brüste schlugen. — Trat darauf ein lustiger Greis herbei und bat um die Hand der Salome Malitlane. Man sagte ihm, sie sei zu alt und könne sich jedenfalls mit keinem Heiden verbinden. Aber der Mann hielt sich für einen Ausbund von Mosuto: mit wem könnte sie glücklicher werden als mit ihm! 'Seht ihr da den Bergpaß?' sagte er. 'Dort stellte man einst mit Schlingen den Wanderern nach. Hatte sich einer darin verwickelt, so zerschmetterte man ihm den Kopf mit Keulen, schleppte ihn auf jenen Felsen, zerlegte und verzehrte ihn. Ein schönes Mahl! Wie schmeckte einem das weiche fette Fleisch! Wer es einmal gekostet, wollte nichts anderes mehr essen. Weiberfleisch aber war zarter als das der Männer.' Dann nagte er an einem Bein weiter, das wir ihm gegeben hatten, stand auf und sagte zum Schluß: 'Nun, ich war damals noch jung und mußte mitthun, versteht sich. Habe aber doch das Menschenfleisch nie besonders geliebt.' Lachend entfernte er sich."

Und wie hoch war doch schon diese Köchin über solche Landsleute erhaben. Wir mögen lächeln über ihren Predigttrieb, aber er hatte seine Berechtigung. Wir finden sie einmal bei einem großen Feind der Mission, mit dem es nun zum Sterben gieng. Er hatte oft sich verschworen, das „weiße Haus" nicht zu betreten, außer seines Vaters Geist umschwebe es sichtbar und winke ihm, dort einzukehren. Salome machte sich auf, ihm noch von Buße und Glauben an den

Herrn Jesum zu sagen. Es war umsonst. „Ich habe meine Götter und du die deinigen," war seine Antwort. „Wenn du dein Fleisch bratest, läßt du es verkühlen, ehe du es verschlingst? Ich bin ein Teufelskind und lieb' es siedend heiß. Das ist ein Vorschmack der Gelage, die ich mit meinem Gevatter, dem Fürsten der Finsterniß, halten werde." Er starb nach kurzer Krankheit mit lautem Geschrei: „O ich fühle schon die Flamme! Wie ist doch die Hölle so schrecklich! Helft mir."

Der Ruf dauert fort. Helft mir! ist die Aufforderung, welche das Heidenthum an uns ergehen läßt, je weniger wir über seine tiefe Versunkenheit uns irgend welchen Täuschungen hingeben. Es ist nur Gnade, wenn der Friedensbote unter einem solchen Volke ausharren kann; nur Gnade, die ihn geschickt macht, nach und nach die rechte Weise des Helfens zu treffen. Denn im täglichen Geschäftsgang überwiegt, wie sich von selbst versteht, die Masse entmuthigender Erfahrungen. Da hat die Missionsfrau ein Jahr lang mit äußerster Anstrengung ihre beiden Hirtenknaben unterrichtet. Sie lesen jetzt fließend. Aber ihr Dienst ist zu Ende, jeder nimmt die Kuh, die an Zahlungsstatt dient, und geht nach Hause zurück. Man sieht sie nicht mehr; die heidnische Partei ist ihnen zu stark. Die schönen Vorsätze, welche die Jünglinge gefaßt haben, verschwinden wie Morgenthau, sobald sie wieder bei den Angehörigen wohnen. Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen.

Die indische Presse.

Unter den mancherlei Kräften, die auf die sittliche und politische Gestaltung des europäischen Völkerlebens in unsern Tagen zu wirken pflegen, ist unzweifelhaft eine der bedeutendsten und mächtigsten die Tagespresse. Sie ist einestheils das Erzeugniß des herrschenden Volksgeistes, anderntheils wirkt sie gestaltend und bildend auf den Charakter dieses Volksgeistes zurück. Dieß gilt freilich nur da, wo die Presse große oder gar unbeschränkte Freiheit genießt, und wo das Volk, unter dem sie auftritt, ein bis auf einen

gewissen Grad geistig entwickeltes ist. Despotische Staaten oder unmündige Völker kennen weder die Macht der Presse, noch die Presse selbst, oder sie erfahren ihre Wirkungen höchstens nur von Außen. Man kann auch getrost sagen, daß die freie Presse im Grunde das Produkt des Christenthums und zwar vorzugsweise des protestantischen ist, weshalb die heidnische Welt, so gebildet sie auch in andern Beziehungen sein mag, von der Gewalt jenes geistigen Hebels — der Tagesliteratur — so lange nichts weiß, als sie vom Christenthum unberührt bleibt. Unter allen Nationen der Neuzeit aber ist es vor Allem das freie protestantische England, das den Werth, die Macht und den Einfluß der freien Presse erkannt und erfahren hat, und so große Uebel und Schäden auch mit einer solchen Unbeschränktheit des öffentlichen Worts — in England so gut wie anderswo — verbunden sein mögen, so liegen doch in der mächtigen Anregung und Bewegung der Geister, die dadurch bewirkt wird, so große Vortheile, daß durch sie jene Uebel überwogen zu werden scheinen. Deshalb hat England dieses mächtige Mittel, durch das ihm die eigene politische Freiheit und die geistige Lebendigkeit gesichert wird, als eines seiner theuersten Güter auch in seine überseeischen Kolonien hinüberverpflanzt und dadurch in dieselben einen Keim freiheitlichen Strebens gelegt, der dem Mutterlande selbst vielleicht in künftigen Zeiten nicht geringe politische Gefahren zu bereiten droht.

Ein sehr lehrreiches Beispiel dieser Art stellt sich uns in dem brittischen Indien vor Augen. Dieses große Reich mit seinen schwachen Resten altbrahmanischer Kultur wußte in den langen Jahrtausenden seines Bestehens nichts von dem, was wir Freiheit zu nennen gewohnt sind, noch viel weniger von der Macht des freien öffentlichen Wortes. Allerdings läuft die Kunde von dem, was im Lande vorgeht, mit einer unglaublichen Schnelligkeit von Mund zu Mund durch alle Gauen Indiens, und während z. B. im Jahr 1857 zur Zeit des Miliäraufstands die Eilboten der Regierung ihre geheimen Mittheilungen nach diesem oder jenem Orte zu tragen hatten, war ihnen fast immer das Gerücht durch den Volksmund längst zuvorgekommen. Allein die Verbreitung von Gerüchten und Neuigkeiten ist ja nicht das, was wir von der freien Tagespresse erwarten. Sie ist der Mund der öffentlichen Meinung, die Richterin über öffentliche Zustände, die Kontrole des Volksgeistes über bürgerliche und politische Angelegenheiten. Eine solche Aufgabe zu erfüllen, war das indische Volk in

den Anfängen der britischen Besitznahme weder fähig, noch berufen; es mußte dazu erst allmählig erzogen werden. Nun kann ein billiger und einsichtsvoller Beurtheiler nicht verkennen, daß wenigstens in den letzten 30 bis 40 Jahren die indobrittische Regierung aufrichtig und ernstlich angefangen hat, dieses Erziehungswerk an dem ihr unterworfenen Volke nach dem Maaß ihrer Einsicht auszurichten. Sie sucht mit bewundernswerther Energie überall, wohin ihr Arm und Einfluß reicht, einen geordneten Rechtszustand — ein in Indien lang, lang verlorenes Gut — zu begründen, eine gerechte Verwaltung in alle Zweige des öffentlichen Lebens einzuführen, dem Ackerbau und Gewerbfleiß, diesen Quellen der bürgerlichen Gesittung, Förderung und Erleichterung zu schaffen, sowie endlich die Elemente europäischer Bildung dem ganzen Volke zugänglich zu machen. Letzteres wurde ermöglicht und befördert durch die weite Verbreitung der englischen Sprache, durch den vielfachen Verkehr mit brittischen Beamten und Ansiedlern, vor Allem durch die zahlreichen höhern und niedern Regierungs- (und Missions-) Schulen, aus denen eine ganz neue, von europäischem Anhauch berührte Generation hervorgieng.

Wenn schon durch alle diese Einflüsse wenigstens in gewissen Schichten des Volkes ein lebhafteres Bewegen der Geister geweckt wurde, so geschah dieß in noch höherem Maaße durch die Bekanntschaft mit der englischen Tagespresse. Dem Britten ist seine Zeitung, worin er die Stimme seines Volkes oder wenigstens seiner Partei hört, ein fast unentbehrliches Bedürfniß. In wie großen Massen ihm die vaterländischen Tagesblätter auch nach Indien folgen, zeigt die von der Generalpostdirektion daselbst veröffentlichte Statistik der letzten Jahre. Es giengen aus England nach Indien

im Jahr	1853—54 . . .	1,516,644	Zeitungen,
„ „	1854—55 . . .	2,397,612	„
„ „	1855—56 . . .	2,921,424	„
„ „	1856—57 . . .	3,455,808	„
„ „	1857—58 . . .	4,918,680	„
„ „	1858—59 . . .	6,023,976	„
„ „	1859—60 . . .	4,784,028*)	„
„ „	1860—61 . . .	4,242,684	„

*) Diese starke Verminderung gegen 1859 ist der umfassenden Reduktion des europäischen Heeres in Indien zuzuschreiben.

Von dieser Masse englischer Zeitungen mußten ja nothwendig viele in die Hände der mit englischer Sprache vertrauten Eingebornen gelangen und ihnen einen bedeutungsvollen Blick eröffnen in das Wesen politischer Freiheit und in die Macht der freien politischen Presse. Dazu kam aber eine noch viel näher liegende Anregung. Es konnte nicht fehlen, daß von den brittischen Ansiedlern selbst an Ort und Stelle eine Tagespresse eröffnet wurde, in welcher die politischen und bürgerlichen Angelegenheiten Indiens zur direkten Besprechung kamen, und zwar zu eben so freier Besprechung, als der Engländer seine heimatlichen Zustände zur Sprache zu bringen gewohnt ist. Aus diesem Anfang mußte einerseits, je weiter die europäische Bevölkerung im Lande sich ausdehnte, eine stets wachsende Vermehrung indobrittischer Tagesblätter hervorgehen, andererseits war zu erwarten, daß auch unterrichtete Eingeborne, die sich an brittischen Einflüssen gebildet hatten, Versuche ähnlicher Art zu machen wagten. Wie dieß gekommen und bis zu welcher Ausdehnung die einheimische Tagesliteratur vermehrt worden sei, das sollen die folgenden Mittheilungen näher andeuten.*) Daß diese Darstellung in statistischer Beziehung eine unvollständige sein muß, liegt in der Natur der Sache. Lernen wir zuerst die englische Presse in Indien kennen.

1. Die erste englische Zeitung, die in Indien erschien, war das Kalkutta Journal, das im Jahr 1781 zum ersten Mal herauskam. Das älteste noch bestehende Blatt aber ist der Bengal Hurkaru, gegründet 1795. Im Jahr 1832 gab es drei täglich und zwei wöchentlich einmal erscheinende Zeitungen, die in Kalkutta herauskamen, ebenso zwei Tagblätter in Bombay. Der Hurkaru hatte die weiteste Verbreitung, indem im Durchschnitt 1500 Exemplare im Umlauf waren.

2. Bis 1835 stand die indische Presse unter sehr strenger Censur. Ein Zeitungsschreiber in Kalkutta wurde sogar summarisch von Indien ausgewiesen. Sir Charles Metcalfe jedoch setzte, so lange er zeitweilig das Amt eines Generalgouverneurs bekleidete, die Presse in Freiheit. Folgendes ist eine Stelle aus seinem amtlichen Erlaß: „Es kann nicht sein, daß wir [Engländer] nach Gottes Willen nur

*) Wir schöpfen dabei aus dem lehrreichen Indian Yearbook for 1861. A Review of social, intellectual and religious progress in India and Ceylon. Compiled by John Murdoch. Madras 1862.

dazu hier sein sollten, die Steuern des Landes einzusammeln. . . . Wir sind wahrlich zu höheren Zwecken hier, vor Allem dazu, daß wir das Licht und die Bildung Europa's, seine Kenntnisse und Wissenschaften weithin über dieses Land verbreiten und dadurch die Zustände des Volkes verbessern. Nichts aber ist sicherlich mehr geeignet, wesentlich dazu beizutragen, als die Freiheit der Presse." — Dieser kühne Schritt wurde freilich von dem Direktorenhof in London mit großer Ungunst betrachtet; aber man sah, daß eine Rückkehr zu dem alten System unmöglich war. Im Jahr 1857 jedoch stellte der damalige Generalgouverneur Lord Canning die Censur für ein Jahr wieder her. Es war die Zeit des großen Militäraufstands, den viele Staatsmänner damals thörichter Weise der christlichen Mission in die Schuhe schieben zu müssen glaubten. Die erste Zeitung, welche eine „Warnung" erhielt, war der Friend of India, — ein Blatt, das von jeher „an der Spitze der indischen Presse stand, sowohl was seine Verbreitung, als seinen Einfluß betrifft, und das allezeit, mit einer einzigen Ausnahme, die Politik der verschiedenen Generalgouverneure unterstützt hatte." Was jene erste Warnung veranlaßte, war ein Artikel mit der Ueberschrift: „Die Sekularfeier von Plassey".*) Der Schluß desselben lautete also: „Die erste Sekularfeier von Plassey fällt in die Rebellion der Sipoy-Armee, die zweite wird vielleicht gefeiert werden von einer bei Allen in Achtung stehenden Regierung und einer christlichen Bevölkerung." Da man in jenen schweren Tagen von der Ansicht ausgieng, daß man auf jede Weise das religiöse Gefühl der götzendienerischen Hindu's schonen müsse, so sah Lord Canning in der Aeußerung des Friend of India, daß die Bevölkerung Indiens nach einem weiteren Jahrhundert vielleicht eine „christliche" sein werde, etwas höchst staatsgefährliches, und bedrohte den Herausgeber mit der völligen Unterdrückung seines Blattes. In Bangalore wurde eine Zeitung wirklich unterdrückt, weil sie den obigen Artikel nachgedruckt hatte. Etliche andere Blätter wurden gewarnt oder mit Geldstrafen belegt; dem Hurkaru wurde die Licenz für eine kurze Zeit ganz entzogen. Diese Maßregel erzeugte große Bitterkeit gegen Lord Canning, und die Wirkungen jener Strenge waren sicherlich nicht

*) Die Schlacht bei Plassey, 1757, setzte bekanntlich die Engländer in den Besitz von ganz Bengalen und begründete ihre Herrschaft in Indien. Hundert Jahre darauf (1857) mußte England das Land nochmals gegen die Sipoy-Rebellen erobern.

von der Art, die Anwendung derselben für die Zukunft empfehlenswerth zu machen. Im Pandschâb handelte Sir John Lawrence viel weiser, indem er die Presse in sein Vertrauen zog und sie zum Mittel der Verbreitung der frühesten und zuverlässigsten Nachrichten, sowie zur Trägerin seiner politischen Anschauungen machte.

3. Am Schluß des Jahres 1861 erschienen folgende englische Zeitungen in Indien (die amtlichen Regierungsblätter oder Gazetten abgerechnet):

In **Kalkutta** der Hurkaru, der Englishman und Phönix täglich; der Hindu Patriot, Indian Field, Bengal Katholik Herald wöchentlich. In **Serampore** der Friend of India und Indian Reformer wöchentlich. In **Arrakan** die Arrakan News wöchentlich. In **Rangun** die Times und Gazette dreimal in der Woche; ebenso in **Malmen** (Maulmein) der Advertiser. In **Dacca** die Dacca News wöchentlich. In **Allahabad** zweimal in der Woche die Northwest Gazette und die Allahabad Gazette; in gleicher Weise in **Lacknau** die Audh Gazette. In **Itawah** der People's Friend (Volksfreund) wöchentlich. In **Agra** die Delhi Gazette zweimal in der Woche, und das Agra Weekly Register. In **Delhi** das Delhi Institute Journal und der Indian Punsch wöchentlich. In **Mirat** der Mofussilite (Landbote) zweimal in der Woche. In **Massurie** die Hills (Berge) wöchentlich. In **Lahore** das Lahore Chronicle zweimal in der Woche und das Indian Lancet (Lanzette) wöchentlich. In **Bombay** erscheint die Times of India und die Gazette täglich, der Advertiser dreimal in der Woche und der Guardian (Wächter), Bombay Saturday Review, der Katholik Examiner, Indian Banner, die Iris und der Rast Goftar wöchentlich. In **Karratschi** Our Paper und der Scindian zweimal in der Woche. In **Puna** der Deccan Herald täglich und der Poona Observer zweimal in der Woche. In **Belgaum** der Belgaum Messenger wöchentlich. In **Madras** die Madras Times täglich, das Athenäum, der Examiner, Madras Advertiser, Carnatic Telegraph und Standard zwei und dreimal in der Woche, der Observer und Rising Sun (die aufgehende Sonne) wöchentlich. In **Bangalore** der Herald dreimal in der Woche. In **Kotschin** der Courier wöchentlich. In **Uttakamand** (Blaue Berge) der Neilgherry Star (Stern). Auf der Insel **Ceylon** erscheinen

nur in Colombo der Colombo Observer, die Ceylon Times und der Ceylon Examiner mehrmals in der Woche.

Somit kommen gegenwärtig in Indien und Ceylon 7 Zeitungen täglich, 22 zwei oder dreimal in der Woche und 24 wöchentlich heraus. Davon hat der Friend of India die größte Auflage und Verbreitung, die sich im Anfang des Jahres 1861 auf 3466 Exemplare belief.

4. Mehrere von den obengenannten, wöchentlich erscheinenden englischen Zeitungen werden von Eingebornen redigirt. Unter diesen ist der Indian Reformer, der von einem eingebornen Missionar herausgegeben wird, und aus welchem wir schon öfter auch in diesen Blättern Auszüge brachten, in jeder Beziehung das beste Blatt. Manchmal ist freilich der Ton dieser von Eingebornen redigirten Blätter sehr bitter gegen die englische Regierung. Wenigstens spricht sich die Times of India folgendermaßen über sie aus: „Die einheimische Presse ist durchaus feindselig gegen uns geworden und giebt uns nun den Haß zurück, der Jahre lang in der englischen Presse gegen die Eingebornen geherrscht hat. Wir selbst sind im Lauf der Zeit weiser geworden und haben nun Muße, den Umfang des Schadens zu erwägen, den wir selbst angerichtet haben. Mit eigentlichem Ekel nehmen wir Woche für Woche den Rast Goftar zur Hand, um da die Schmähungen und Bitterkeiten wieder zu finden, welche bis vor kurzer Zeit die bedeutendsten englischen Blätter Kalkutta's über die Eingebornen ausgeschüttet haben. Glücklicherweise giebt es Ausnahmen, wie z. B. der Indian Reformer. Der Hindu Patriot und der Rast Goftar thun ihr Möglichstes, um die Feindseligkeiten zwischen Engländern und Eingebornen zu verewigen und es schließlich für beide Theile unmöglich zu machen, in irgend einem erträglichen Verhältniß mit einander zu leben. Wir müssen endlich anfangen, unsre beiderseitigen Fehler zu vergessen und einander mit Freundlichkeit, Geduld und Achtung zu behandeln, und wer weise und patriotisch ist, wird ohne Säumen damit den Anfang machen."

Gelegentlich erschienen Artikel wie der folgende Auszug aus dem Indian Banner, dem Organ des deistischen Vereins „Brahma Samadsch":

„Der Tag muß kommen, wo Indien sich selbst regiert. Es kann und darf nicht sein, daß ein so großes und so intelligentes Volk für immer in Knechtschaft bleibe; seine Befreiung von dem brittischen Joch muß geschehen, oder es müssen die Engländer sich mit uns

amalgamiren, um aus beiden ein neues und unabhängiges Geschlecht zu bilden, oder sie müssen aus dem Land gejagt werden. Die alten Römer haben Brittanien vierhundert Jahre lang in Unterwerfung gehalten. England hat über Indien noch nicht die Hälfte dieser Zeit geherrscht; aber die römische Herrschaft über Brittanien nahm ein Ende, und so wird Englands Macht in Indien ein Ende nehmen. Doch ließ Rom seine Civilisation in Brittanien zurück, und so wird Englands Bildung in Indien verbleiben. Der Westen weckt und belebt den Osten, aber er wird ihn nicht umwandeln oder ihn zu einem Facsimile von ihm selbst machen. Indien hat in seinem eigenen Schooß unerschöpfliche Quellen geistiger Kraft. Wir haben einen ebenso weiten geistigen Horizont, als unser Land weit und groß ist, — was England nicht hat. Wir haben ein Maaß von Toleranz, von Wohlwollen und Alles glaubender Einfalt, wie es dem Westen unbekannt ist. Wir haben einen Reichthum der Sprache und der Redewendungen, der nur uns selbst eigen ist. Wir Männer des Ostens können die Sonne anschauen, während die Leute des Westens blinzeln und farbige Brillen tragen, durch welche alle Gegenstände in falschem Lichte erscheinen. Dieses herrlichste Land der Erde aber, diese blühende Nation wird noch eine Macht und Ausdehnung gewinnen, wovon England kaum eine Ahnung hat in seinem kleinen Winkel der Erde."

Solche Artikel in den von Eingebornen redigirten, aber englisch geschriebenen Zeitungen finden dann von Seiten der Engländer ihre ebenso derbe Erwiederung, wie wir dergleichen in Menge anführen könnten.

5. Doch es ist Zeit, daß wir zu den einheimischen, in der Landessprache geschriebenen Zeitungen Indiens übergehen. Es erscheinen in diesem großen Lande eine Menge Blätter, die von Eingebornen und für die Eingebornen geschrieben sind. Im Bengali erscheinen 3 tägliche Zeitungen, 1 dreimal in der Woche, 1 zweimal, 13 wöchentlich und 3 vierzehntäglich. Im Urdu und Hindi, das in den Provinzen gesprochen wird, erschienen im Jahr 1858 nicht weniger als 22 Blätter, von denen die Meisten einmal in der Woche herauskommen. Bombay hat 2 wöchentliche Urdu-Zeitungen. Im Guzerathi kommen allein in Bombay 3 Blätter täglich, 1 dreimal in der Woche, 2 zweimal und 8 wöchentlich heraus. Sie werden hauptsächlich von den Parsi's unterstützt und dienen vorzüglich kommerziellen Zwecken, doch ist eines davon ein Parsi-Punsch (Witzblatt).

Vier der wöchentlich erscheinenden Zeitungen werden am Sonntag ausgegeben, — ein Beweis, wie wenig Achtung die Parsi's dem Christenthum zu erweisen geneigt sind. Auch im Marathi hat Bombay 6 Zeitungen, von denen 2 zweimal und 4 einmal in der Woche erscheinen. Fünf wöchentliche Marathi-Zeitungen kommen auch in den Provinzialstädten der Bombay-Präsidentschaft heraus. Eines wird alle vierzehn Tage von der amerikanischen Mission ausgegeben. Eine wöchentliche Zeitung im Indo-Portugiesischen erscheint in Bombay. In der Madras-Präsidentschaft fehlt es noch immer an einer größeren Zahl einheimischer Blätter. Zwei sind von Percival, dem Professor der einheimischen Literatur, vortrefflich redigirt, nämlich eines in der Tamil-Sprache, das andere in Telugu. Von den Eingebornen selbst wird dort nicht ein einziges Blatt herausgegeben. Die Trefflichkeit und der niedrige Preis der Percival'schen Blätter, die eine Konkurrenz fast unmöglich machen, mag der Grund davon sein; doch liegt sicherlich ein weiterer Grund in der geringeren geistigen Lebendigkeit dieser Bevölkerung. In Ceylon giebt es nur Ein Tamil-Blatt, das alle vierzehn Tage von der amerikanischen Mission in Jaffna herausgegeben wird.

6. Der Ton und Inhalt dieser einheimischen Volksblätter ist zum größten Theil höchst armselig und unbedeutend. Auszüge aus europäischen Zeitungen, Mittheilungen von Bazar-Neuigkeiten, Regierungsanzeigen, schlechte Erzählungen und Göttergeschichten, gelegentlich wohl auch einige Mittheilungen aus der Weltgeschichte u. dergl. bilden den Hauptinhalt. Doch tritt von Zeit zu Zeit in einigen der bessern Blättern ein edlerer Ton und Geist auf. Der (englisch geschriebene) Indian Reformer hat das Verdienst, jeweilen Artikel aus den bengalischen Volksblättern in Uebersetzung mitzutheilen. Wir haben im Missions-Magazin schon mehrmals Stücke dieser Art wiedergegeben; es dürfte aber nicht uninteressant sein, noch einige Beispiele hier folgen zu lassen. Der Sadschana Randschana schreibt (21. Nov. 1861) unter der Ueberschrift: „Dankbarkeit gegen die brittische Regierung" folgendes: „Wir könnten uns fragen, ob wir für die Auslieferung unseres Reichthums, unserer Freiheit und unseres Lebens an die brittischen Herrscher auch einen hinreichenden Ersatz erhalten haben. Es ist dies eine kitzlige Frage. Wenn man sich erinnert, daß ein Vogel, obgleich im Käfig mit den besten Leckerbissen gefüttert, dennoch, sobald sich eine Gelegenheit darbietet, lieber davon-

fliegt, als in seinem Gefängniß bei allen seinen Leckerbissen zu bleiben, so ist schwer zu glauben, daß das Volk Indiens es vorziehen sollte, für immer in den Ketten brittischer Knechtschaft zu verharren. Auf der andern Seite aber, wenn wir uns an unsre früheren Zustände erinnern, welches Elend wir unter der Herrschaft muhamedanischer Fürsten zu erdulden hatten, und jenes Elend mit den Segnungen vergleichen, die wir unter der brittischen Regierung genießen, so ist es unmöglich, der letztern den Tribut unseres demüthigen Dankes zu verweigern. Man kann in der That nicht behaupten, daß die Widerwärtigkeiten, die mit der Einkommensstener, so drückend dieselbe auch sein mag, verbunden sind, auch nur einen Augenblick mit den Uebeln verglichen werden können, welche unsere Vorfahren unter jenen Nawabs (bengalischen Fürsten) erduldeten, durch die das Land ruinirt und das Volk zu Grunde gerichtet wurde. Wahrlich kein brittischer Herrscher in Indien ist jemals so tyrannisch gewesen, als der unbarmherzige, grausame und schamlose Suradscha Daula, der aus teuflischer Lust sich an den namenlosesten Martern seiner Unterthanen weidete, schwangern Frauen den Leib aufschlitzte ꝛc. Die Freiheit, welche alle civilisirten Nationen unter dem Schutz gerechter Gesetze bei verschiedenen Regierungsformen genießen, ist unter dem Scepter Englands in einem hohen Maaß auch unser Theil geworden. Man kann einwenden, wir reden blos von den Vortheilen und den lobenswerthen Seiten der englischen Herrschaft, ohne auf die Uebel hinzudeuten, die damit zusammenhängen. Aber man muß im Auge behalten, daß, obgleich wir in Folge der Thorheit und der Habgier einiger Generalgouverneure manche Uebelstände und Widerwärtigkeiten zu erdulden hatten, dennoch diese Uebelstände nicht von der Art sind, daß wir zu dem Glauben berechtigt sein könnten, unsere jetzige Lage sei schlimmer, als sie unter den muhamedanischen Tyrannen gewesen."

Zwei andere Artikel aus einer kanaresischen Volkszeitung lauten folgendermaßen:

„Liebe Leser! Es wird bei euch wohl etwas Erstaunen erregen, wenn ihr hören werdet, daß man auch das weibliche Geschlecht unterrichten soll. In unserm kanaresischen Gebiete giebt es sehr viele, die diesem guten Werk ganz entgegen sind. Würden aber diese Leute den Nutzen und Gewinn, der aus dieser Wohlthat für sie und ihre Frauen entspringt, kennen, sie würden gewiß die gute Sache mit ganzem Ernst befördern helfen.

„Es ist wahrscheinlich nur Unwissenheit, wenn man behauptet, nur das männliche Geschlecht sei berechtigt, die Wissenschaft zu treiben, das weibliche Geschlecht hingegen dürfe keinen Anspruch machen auf dieselbe. Das Weib gehört ja so gut zum Menschengeschlecht als der Mann; wir nennen sie ja die eine Hälfte ihres Mannes. Ist sie nun die Hälfte ihres Mannes, so darf und soll auch sie sich mit der Wissenschaft bekannt machen. Denn wie kann der gebildete Mann sein Weib seine Hälfte nennen, wenn sie so unwissend ist wie ein Thier? Sehet die europäischen Frauen an, wie weise und verständig sie sind! Wie nützlich ihren Männern und wie geschäftig in ihrer Haushaltung! Wenn die Hindufrauen eine gute Bildung erhalten, so werden sie die Ihrigen und ihre Männer in dieser Welt glücklich machen.

„Unter den Hindu-Männern giebt es viele, die die Wissenschaft für ein nützliches Mittel halten, um Geld zu gewinnen, und sich auf leichte Weise seinen Lebensunterhalt zu verschaffen. Dieser Gedanke ist soweit richtig. Die Wissenschaft hilft zu Glück und Wohlstand. Eben deshalb sollen unsere Frauen, Schwestern und Mädchen etwas lernen und gebildet werden. Gott hat auch dem weiblichen Geschlecht, wie dem männlichen, Verstand und Weisheit gegeben. Heiratet ein Mann ein gebildetes Weib, so kann sie ihm in sehr vielen Dingen behülflich sein: sie wird die Kinder gut erziehen, das Hauswesen recht besorgen, die besuchenden Freunde freundlich behandeln, den Mann in seinem Geschäft unterstützen, wenn er über Land geht, ihm durch Briefe über ihr und der Kinder Befinden Nachricht geben, wird die Zeit nicht mit Schwatzen und Faulenzen zubringen, sondern gute Bücher lesen und ihrer Pflichten stets eingedenk sein. Denket doch nach über dieses, und laßt es euch ein Anliegen sein, recht bald Bildungsschulen für eure Mädchen und Frauen zu errichten, damit ein guter Sinn und Geist unter ihnen gepflanzt werde. Einige sagen zwar: 'Wenn unsere Mädchen gut erzogen und gebildet werden, so werden sie keine Männer bekommen.' Das lautet freilich sonderbar. Verweigern wir aber dem weiblichen Geschlecht die nöthige Bildung, so darf auch unser Land sich der Bildung nicht mehr rühmen. In den frühern Zeiten wußte man nichts von dem Verbot, welches das jetzige weibliche Geschlecht von aller Bildung ausschließt. Es gab ja gelehrte Hindufrauen, die in vielen Wissenschaften gut bewandert waren. Eines der berühmtesten Bücher, das die Brahmanen besitzen,

ist von einer Hindufrau geschrieben und in mehrere europäische Sprachen übersetzt worden. Die Europäer schämen sich nicht, wie die Hindu's thun, das weibliche Geschlecht zu lehren und von ihm auch wieder zu lernen. Ihr rühmt die Weisheit der gelehrten Hindufrauen aus der alten Zeit. Was hat sie aber so weise und verständig gemacht? Bildung und Wissenschaft. Da sollten sich die jetzigen Gegner der Erziehung des weiblichen Geschlechts doch schämen. — Liebe Landsleute! Errichtet doch Bildungsschulen für eure Frauen, Schwestern und Mädchen! Wollt ihr aber selbst keine errichten, so schicket sie in die Schulen, welche europäische Wohlthäter zu diesem Zweck unter uns errichtet haben. Wer ohne Bildung ist, der ist gleich dem unvernünftigen Thiere!"

Der zweite Artikel behandelt die Frage über die Wiederverheiratung der Hindu-Wittwen.

„Gelehrte, Frauen und Schlingpflanzen gedeihen nicht ohne Stütze." [Kanaresisches Sprüchwort.]

„Die Wiederverheiratung der Wittwen ist in Indien nicht Sitte. Ob dieß recht oder ungerecht sei, sollen folgende Zeilen zeigen.

„Die Verheiratung von kleinen jungen Mädchen an erwachsene Jünglinge und Männer ist der Grund von unsäglichen Leiden und Trübsalen. Stirbt der sogenannte Mann, wie es oft der Fall ist, bald nach der Hochzeit, so ist das junge zarte Mädchen eine bedauernswürdige Wittwe. Dann wird ihm das Heiratszeichen, das ihm am Hochzeitstage um den Hals gelegt wurde, nebst andern Schmucksachen weggerissen; das schöne schwarze Haar, das dem Weibe zum Schmucke dient, wird abgeschoren, und es muß mit nacktem Haupt, an dem es Jedermann als Wittwe erkennt, umherwandeln. Die Leute halten eine Wittwe für eine schlechte Person und sagen: 'Das ist der Lohn ihrer Sündenthaten, jetzt muß sie die Frucht ihrer Sünden, in einer frühen Geburt verübt, genießen.' Mit solchen und ähnlichen Lügensagen wird sie beunruhigt, beleidigt und gequält. Geht Jemand an sein Geschäft und es begegnet ihm unter der Hausthür oder auf der Straße eine Wittwe, so wird diese Begegnung für eine böse Vorbedeutung gehalten und die Arbeit muß für diesen Tag eingestellt werden. Ereignet sich irgend ein Unglück in dem Hause, so sagen die Hausbewohner: 'Die Wittwe ist daran Schuld, ihre Anwesenheit ist Ursache des Unglücks, das uns betroffen hat.' Auch die Eltern einer solchen Unglücklichen rufen oft jammernd und klagend

aus: 'Warum ist sie von unserm Leibe geboren? Warum straft uns Gott auf diese Weise!' Was weiß aber ein solches Mädchen von einem Mann, — von dem Menschen, den man einst ihren Mann geheißen? Ist es ja schon in der zarten Kindheit Wittwe geworden und kann sich des Angesichts ihres Mannes nicht mehr erinnern! Wahrlich, all das Aufsehen und all der Geldaufwand, den die Eltern bei einer solchen Hochzeit machen, ist umsonst. Nach kurzen Freudentagen kommen lange Schmerzenstage! Wer denkt daran? Kommt eine solche junge Wittwe einmal zum Verstand und sieht ihre traurige Lage, so ruft sie wehklagend in tiefem Schmerze: 'O Gott, warum bin ich doch auf dieser Erde geboren, warum hat mich ein solches Schicksal getroffen? Warum haben mich meine Eltern schon als kleines Kind verheiratet und einen Stein auf mein Haupt geworfen!' Ach, wie viele sterben eines frühzeitigen Todes, weil sie ihre Leiden nicht ertragen und sich selbst zur Last werden! Fallen auch einige nicht in Sünden, so werden sie doch von Andern, weil sie eben Wittwen sind, eines schlechten Lebens beschuldigt. Betrachtet man den Zustand der indischen Wittwen, so muß auch ein Herz von Stein Mitleiden mit ihnen haben. Selbst ein qualvoller Tod ist ja nichts gegen ihr elendes Leben.

„Es giebt freilich unter den Wittwen auch viele, die sich einem liederlichen Leben hingeben, und sich und den Ihrigen viel Schmach und Schande bereiten. Wie viele Wittwen giebt es in diesem Lande, die ihre Kinder vor der Geburt tödten! Wie viele Kinder werden nur auf diese Weise um das Leben gebracht! An diesem Kindermord sind aber nicht allein die Wittwen schuldig, sondern auch die Gegner ihrer Wiederverheiratung. Wollt ihr nicht länger Theil an ihrer Sünde haben, so sucht dem Uebel abzuhelfen und laßt sie wieder heiraten. Oder ist denn die Wiederverheiratung einer jungen Wittwe eine größere Sünde als Kindermord und Hurerei? Wer da sagt, die Wittwer dürfen sich wieder verheiraten, die Wittwen aber nicht, über den mögen die Leser urtheilen, ob er wirklich ein Freund der Menschen und des Vaterlandes ist.

„Es giebt wohl eine gute Anzahl verständiger Männer, besonders unter denjenigen, die Englisch gelernt haben, denen die jetzt herrschenden Sitten und Gebräuche in Betreff der Wittwen höchst verderblich erscheinen, und die ihre Wiederverheiratung für billig und sehr wünschenswerth halten; aber wir bedauern, zu sehen, daß es

ihnen an der geistigen und sittlichen Kraft fehlt, um eine baldige Aenderung zum Bessern in dieser Sache zu Stande zu bringen.

„Der herkömmlichen verderblichen Sitte etwas Einhalt zu thun, hat die englische Regierung im Jahr 1856 eine Verordnung erlassen, nach welcher die Wiederverheiratung der Wittwen stattfinden darf und gesetzlich anerkannt wird; aber Wenige haben bis jetzt den Muth gehabt, die alten Vorurtheile der orthodoxen Hindu's zu überwinden. Wir glauben hiemit die Nothwendigkeit und Billigkeit der Wiederverheiratung der Wittwen dargethan zu haben. Wer das Gute zu fördern und das Böse zu hindern sucht, auf dem ruht der Segen Gottes." —

7. Was die Bücher und kleineren Schriften betrifft, die in den Landessprachen erscheinen und aus den einheimischen Pressen hervorgehen, so ist es unmöglich, ihre Zahl und ihren Charakter zu bestimmen. Die größte Thätigkeit entwickelt die Bengali-Presse. Der Fortschritt in der Zahl der volksthümlichen Publikationen während der letzten vierzig Jahren fällt sehr stark in die Augen. Der Friend of India giebt schon im Jahr 1820, und zwar mit nicht geringer Befriedigung, eine Liste von 27 Bengali-Schriften an, die im Lauf der vorangegangenen zehn Jahre aus den einheimischen Pressen hervorgiengen. „Fünfzehntausend Bände," sagt er, „in zehn Jahren unter den Eingebornen gedruckt und verkauft, — das ist ein Phänomen, das seit den Tagen der Weda's in diesem Lande unerhört ist."

„Im Jahr 1820," sagt Missionar Long, der sich besonders mit der Erforschung der einheimischen Literatur beschäftigte, und dessen Proceß wir in diesen Blättern (Miss.-Mag. 1861, S. 533 ff.) mitgetheilt haben, „im Jahr 1820 gab es 60 Bengali-Schriften, welche von folgenden Gegenständen handelten: 5 von Krischna, 2 von Wischnu, 4 von Durga (Kali), 3 enthielten romanhafte Geschichten, 5 waren schmutzig und unzüchtig, die übrigen handelten von Träumen, Astrologie, Medicin, oder es waren Kalender. Von 1822 bis 1826 erschienen 28 Werke, sämtlich — mit drei Ausnahmen — Göttergeschichten oder Romane. In gleichem Ton gieng es fort, bis etwa 1850, wo eine Wendung zum Bessern in der einheimischen Literatur eintrat und nützlichere Schriften zu erscheinen anfiengen."

Im Jahr 1852 erschienen 50 neue Schriften. Im Laufe des Jahres 1857 wurden folgende Schriften in Kalkutta zum Verkauf ausgeboten:

	Zahl der Schriften.	Exemplare.
Kalender	19	136,000
Biographie und Geschichte	15	20,150
Christliche Bücher	8	9,950
Schauspiele	8	5,250
Schulbücher	46	145,300
Liebesgeschichten	13	14,300
Romane	28	33,050
Gesetzkunde	5	4,000
Vermischtes	12	18,370
Götterlehre und Hinduismus	85	96,150
Moralische Erzählungen u. Sittenvorschriften	19	39,700
Muhamedanische Schriften	23	24,600
Naturwissenschaften	9	12,250
Zeitungen (in Bengali)	6	2,950
Vierteljährliche Zeitschriften	12	8,000
Sanskrit-Bengali	14	15,000
	322	571,670

Zu dem kommen noch 76,950 Traktate von Christen herausgegeben, und 7,750 von Hindu's publicirt für unentgeldliche Verbreitung. Im Jahr 1857 gab es in Kalkutta allein etwa 40 einheimische Druckerpressen. „Fast jeden Tag," sagt der Indian Reformer, „geht ein neuer Band in Prosa oder in Versen aus der einheimischen Presse hervor, und die Bengali-Schriftsteller zählen bereits nach Hunderten." Diese Schriften seien übrigens, wie der Reformer hinzufügt, bemerkenswerth durch „Armuth der Gedanken, Mittelmäßigkeit der Auffassung und Verweichlichung im Styl. Jeder, der einen ordentlichen Brief schreiben kann, glaubt ein Buch herausgeben zu müssen; wer ein paar klappernde Reime zusammenzubringen versteht, wirft sich zum Dichter auf."

Eine beträchtliche Zahl von Büchern wird von Bengali-Panditen (Gelehrten) herausgegeben, denen es freilich dabei meist um Geldgewinn zu thun ist. Ihre Schriften haben selbst in christliche Schulen ihren Weg gefunden. Was freilich die Tugenden betrifft, die sie einschärfen, so stehen sie meist auf einem sehr niedrigen Standpunkt. In manchen, die oft gerade die weiteste Verbreitung haben, findet sich gar keine Hinweisung auf Gott; dagegen wird den Kindern eingeschärft, sich so und so zu betragen, sonst würden ja Andere von

ihren schlechten Manieren hören und Niemand würde gern mit ihnen zu thun haben. Solche Armseligkeiten bilden in der Regel den Höhepunkt ihrer Tugendlehre.

8. Zwischen Kalkutta und Peschawr (der äußersten nördlichsten Grenze Indiens) findet man Druckerpressen in jeder größeren Stadt, auf denen zahllose Schriften gedruckt werden. Selbst im Hindi und Urdu beginnt eine große Literatur zu entstehen. Früher waren beide Sprachen vernachlässigt, indem der Hindu sich nur um das Sanskrit, der Muhamedaner nur um's Persische bekümmerte. In der letzteren Sprache sind übrigens noch immer große Massen von Schriften in Umlauf, besonders im Pandschab; viele derselben sollen überaus obscön sein, so daß die schlechtesten Bücher Europa's im Vergleich mit ihnen noch „die Tugend selber" genannt werden können. Die Mission der amerikanischen Presbyterianer hat reinere Schriften herauszugeben angefangen, aber die wohlfeilen Bücher der Eingebornen sind noch immer die beliebtesten und gelesensten.

Die einheimische Presse in der Bombay-Präsidentschaft ist sehr thätig, aber genauere Einzelheiten darüber sind uns nicht bekannt. In Madras wurden im Jahr 1855, soviel uns bekannt ist, 150 verschiedene Werke im Tamil, Telugu, Hindostani und Persischen gedruckt, und zwar auf 32 einheimischen Pressen.

Es bleibt uns noch übrig, von den Bibel- und Traktatgesellschaften in Indien und ihrem Schriftenbetrieb zu reden; es soll uns dieß jedoch ein ander Mal beschäftigen. Aus dem Bisherigen geht aber zur Genüge hervor, zu welcher Lebendigkeit, ja zu welchem Einfluß die einheimische Presse jenes Landes in unsern Tagen herangewachsen ist. Steht sie auch an Geist und Gehalt noch auf sehr niedriger Stufe, so liegen in ihr doch reiche Keime weiterer Entwicklung, und wenn nur einmal in einem Volke ein lebendiger Austausch der Gedanken erwacht und politische, sociale, sittliche und religiöse Fragen — wenn auch unter vielfachem Kampf und Widerstreit — zur Sprache gebracht werden, so kann man sich der Hoffnung nicht erwehren, daß eine solche Nation mit der Zeit aus dem Zustand der Kindheit zu einer höhern und wahrhaft freien Bildung sich erheben werde. Dann aber wird sie erkennen, daß das Christenthum allein die ächte und bleibende Grundlage aller nationalen Freiheit und Wohlfahrt ist.

Die Revolution in Madagaskar.

Als die ersten telegraphischen Nachrichten von der Revolution in Madagaskar und der Ermordung des Königs Radama II in den öffentlichen Blättern erschienen, konnte man sich der ängstlichen Befürchtung nicht erwehren, daß ein großes Unglück über die bürgerlichen und religiösen Zustände jenes unglücklichen Landes aufs Neue angebrochen sei. Die neuesten Nachrichten jedoch stellen die Sache in ein ganz anderes Licht und lassen der Hoffnung Raum, daß das tragische Ende jenes armen irregeleiteten Königs und seiner schlimmen Rathgeber mit Gottes Hülfe eher zur Förderung als zum Nachtheil des Evangeliums ausschlagen werde. Wer die denkwürdige Geschichte des Werkes Gottes in Madagaskar mit aufmerksamem und hellem Auge verfolgt hat, der mußte sich oft überzeugen, daß in Radama's Charakter sich nicht unbedenkliche Züge fänden. Daß er ein humaner und friedliebender Fürst war, darüber konnte kein Zweifel sein; daß er während der Regierung seiner blutdürstigen Mutter die eingebornen Christen, so weit er es immer wagen durfte, unter seinen Schutz nahm, war gleichfalls ein hoffnungsvolles Zeichen, während die Grundsätze der Toleranz und Menschlichkeit, zu denen er sich bei seiner Thronbesteigung öffentlich bekannte, die Hoffnung rege machten, daß seine Regierung für ihn selbst ruhmvoll und für die Sache des Christenthums heilbringend sein werde. Aber schon der Umstand, daß er selbst das Christenthum nicht annahm, konnte schon längst Bedenken erregen, und die Missionare, namentlich der treffliche Ellis, haben in ihren Berichten nicht selten Bedenklichkeiten durchschimmern lassen. Daß sie aber nicht öffentlich von Charakterzügen des Königs, welche seinem guten Namen schaden konnten, Kunde geben und ihn nicht an den Pranger stellen wollten, kann ihnen nicht zum Vorwurf gemacht werden, um so weniger, da der König jederzeit die Missionare und ihr Werk mit Freundlichkeit und Güte behandelte. Allerdings gieng im Stillen das Gerücht, daß dem unglücklichen Fürsten allerlei schlimme Gewohnheiten anhaften, und daß er namentlich dem Genuß berauschender Getränke unterworfen sei. Nun aber stellt es sich heraus, daß dies in so bedenklichem Maße der Fall war, daß sein gesunder Verstand durch die Trunksucht aufs tiefste beeinträchtigt

wurde, und daß er in Folge davon in die Hände schlechter und heimtückischer Rathgeber gerieth, die nichts geringeres im Schilde führten, als die neue Religion (das Christenthum) mit der Wurzel auszurotten, den edeln Ellis zu ermorden und die übrigen Missionare aus dem Lande zu jagen. In eben dem Augenblick aber, wo dieser diabolische Plan zur Ausführung kommen sollte, trat Gott mit seiner rettenden Hand dazwischen. Das Unheil, das die Missionare und die Christen treffen sollte, fiel auf die Häupter der Anstifter zurück.

Es ist billig, daß in diesen Blättern der wunderbare und tragische Gang dieser Ereignisse in seinen Einzelheiten dargelegt werde, und zu diesem Zweck theilen wir das denkwürdige Schreiben des Missionar Ellis, welches die Londoner Missionsgesellschaft unter dem 7. Juli veröffentlicht hat, in seiner ganzen Ausdehnung mit. Es ist datirt aus der Hauptstadt Antananarivo vom 16. Mai 1863 und lautet folgendermaßen: —

„Selten hat sich die Wandelbarkeit der menschlichen Dinge auffallender und in gewisser Hinsicht tragischer geoffenbart, als es in den Ereignissen der letztvergangenen Tage hier der Fall war. In diesen Tagen hat die Regierung Radama's II mit seinem Leben ihr Ende erreicht; ein Thronfolger ist durch die Großen des Reichs erwählt und vom Volke angenommen worden; eine neue Regierungsform ist festgesetzt worden und es ist von nun an bestimmt, daß die gesetzgebende und administrative Gewalt, die bisher mit dem Königthum verbunden war, künftig gemeinschaftlich von dem König und den Häuptern des Volks ausgeübt werden soll. Eine Reihe von Verfassungsbestimmungen, durch welche eine Art konstitutioneller Regierung begründet wird, ist von den Edelleuten und den Volkshäuptern aufgesetzt und der Königin vorgelegt worden; sie enthalten die Bedingungen, unter welchen ihr die Krone angeboten werden würde. Die Königin Rabodo nahm diese Bedingungen an, und sofort wurden dieselben von der Königin und dem Vornehmsten der Großen unterzeichnet, worauf alsdann die Erstere dem Volk als künftige Herrscherin angekündigt und unter dem Titel Rasoaherena, Königin von Madagaskar, proklamirt ward. Radama's Tod, die Anerbietung und Annahme der Krone von Seiten seiner Wittwe, und die Proklamation der letzteren als Königin, — Alles drängte sich in den letzten Dienstag den 16. Mai zusammen.

„So liebenswürdig und erleuchtet Radama in mancher Hinsicht

ohne Zweifel war, so waren doch seine Begriffe von den Pflichten eines Herrschers ausnehmend mangelhaft, und man darf wohl sagen, daß er seit seiner Thronbesteigung nichts für das Wohl des Volkes gethan hat. Das Eingehen eines großen Theils der Staatseinkünfte in Folge der Aufhebung aller Zölle — die Ausschließung vieler der edelsten und erfahrensten Männer der Nation aus seinem Staatsrath, während er sich mit einer Anzahl junger, unerfahrener und zum Theil höchst verwerflicher Menschen umgab und sie zu seinen Vertrauten wählte — das Erschlaffen und schließliche Aufhören aller Anstrengungen, den Verbrechen vorzubeugen oder sie zu bestrafen — die Vernachläßigung aller Maßregeln, um die Wohlfahrt des Landes auf einer soliden Grundlage zu begründen — dies Alles rief nach und nach, trotz der Liebe, die in vielen Herzen seines Volkes für ihn lebte, eine steigende Unzufriedenheit hervor. Dennoch waren Alle bereit, im Vertrauen auf seine Gutmüthigkeit geduldig eine Umwandlung zum Bessern abzuwarten, während die eingebornen Christen, dankbar für die ihnen gewährte Freiheit des christlichen Bekenntnisses, ihre Hauptaufmerksamkeit darauf richteten, die Massen ihrer heidnischen Landsleute mit dem Evangelium zu erleuchten.

„Während der letzten drei oder vier Monate wurden außerordentliche Anstrengungen gemacht, den König unter den Einfluß der alten abergläubischen Landesbräuche zu bringen, und dieß ist in einem solchen Maße gelungen, daß es ihm den Untergang brachte. Es trat in dieser Zeit eine Art geistiger Epidemie in den angrenzenden Provinzen sowie in der Hauptstadt auf. Wer von dieser Krankheit ergriffen wurde, gab vor, nichts zu wissen von dem was er that, und des Springens, Laufens, Tanzens ꝛc. sich nicht enthalten zu können. Solche Personen sahen wohl auch Visionen und hörten vorgeblich Stimmen aus der unsichtbaren Welt. In einer dieser Erscheinungen, welche von Vielen beobachtet worden sein soll, wurden die Vorfahren des Königs gesehen, und Stimmen gehört, welche verkündigten, jene Vorfahren werden kommen und dem Könige sagen, was er zum Besten des Landes zu thun habe. Darauf wurde ihm eine Botschaft überbracht, als von seinen Vorfahren herkommend, des Inhalts, daß, wenn er 'dem Beten' nicht Einhalt thue, ein großes Unglück über ihn hereinbrechen würde. Zum Erstaunen seiner besten Freunde interessirte sich der König auf's lebhafteste für diese seltsamen Vorgänge; er schien der vorgeblichen Botschaft aus der Geisterwelt Glau-

ben zu schenken und begünstigte offenbar jene wahnsinnigen Tänzer, welche täglich seinen Palast umschwärmten und laut erklärten, daß diese Krankheit sich so lange steigern werde, bis das 'Beten' aufhöre. Es wird allgemein behauptet, diese Vorgänge seien durch die Götzenpriester hervorgerufen und von des Königs eigenen 'Mena maso' oder Rothaugen*) befördert worden, indem durch diese Feinde des Evangeliums viele Personen bestochen und veranlaßt wurden, in großen Schaaren vom Lande in die Hauptstadt zu kommen und als mit jener Krankheit behaftet sich dem König vorzustellen.

„Um jene Zeit machten die Rothaugen den Vorschlag, eine Anzahl Christen zu ermorden, um dadurch dem Fortschritt des Christenthums Einhalt zu thun; auch sollten die vornehmsten Großen, welche dem König im Wege standen, umgebracht werden. In der Absicht, den Einfluß dieser fanatischen Partei zu verstärken, erließ der König den Befehl, daß Jeder, der einem Kranken jener Art begegne, den Hut abzunehmen und ihm somit die gleiche Ehrenbezeugung zu erweisen habe, wie sie früher den Nationalgötzen, wenn sie durch die Stadt getragen wurden, erwiesen werden mußte. Um aber auch die Ausführer der beabsichtigten Christenmorde vor dem Gesetz zu schützen, kündigte der König sein Vorhaben an, er werde einen Befehl erlassen, wornach einem Jedem, der sich mit Feuerwaffen, Schwertern oder Speeren mit Andern zu schlagen wünsche [Duelle oder Faustrecht?], dieß nicht verhindert sein soll, und daß, wenn Einer dabei falle, der Mörder keiner Strafe verfallen werde. Dieß versetzte das ganze Volk in Aufregung. Am 7. Mai wiederholte Radama vor seinen Ministern und Andern, die im Palast anwesend waren, seinen Entschluß, diesen Befehl ausgehen zu lassen; unter allen anwesenden Rothaugen widersetzten sich nur drei, Viele blieben stille, die Uebrigen sprachen ihre Zustimmung aus. Nun versammelten sich die Großen und Häupter des Volks und brachten den Tag mit Berathungen darüber zu, was jetzt zu thun sei; am folgenden Morgen aber begab sich der Premier-

*) Mena maso heißt buchstäblich „rothe Augen". Es sind dieß nicht die eigentlichen Minister des Königs, sondern eine Art von Inquisitoren, deren Aufgabe es sein soll, alles was der Regierung zum Nachtheil dienen könnte, aufzuspüren, dem König über alle Vorgänge geheime und vertrauliche Mittheilungen zu machen und bei allen Angelegenheiten ihren Rath zu ertheilen; von der beständigen Anstrengung ihrer Augen zum Behuf schwerer Untersuchungen denkt man sich diese Augen geröthet.

minister mit etwa hundert von den Großen und Häuptern des Volks, zusamt dem Oberbefehlshaber der Armee, dem königlichen Schatzmeister und dem ersten Palastbeamten, zum König, machte ernste Vorstellungen gegen die Erlassung eines Gesetzes, das den Mord für gesetzlich erkläre, und bat dringend, davon abzustehen. Man sagt, der Premierminister sei vor dem König auf die Kniee gefallen und habe ihn flehentlich gebeten, jenes grundverderbliche Gesetz nicht zu erlassen; aber derselbe blieb unbewegt. Da erhob sich der Minister und sprach zum König: 'Sprichst Du es wirklich vor allen diesen Zeugen aus, daß, wenn irgend Jemand einen Andern mit Feuerwaffen, Schwert oder Speer zu bekämpfen sich anschickt, Du es ihm nicht wehren werdest, und daß, wenn er ihn tödtet, er keine Strafe erleiden soll?' Der König erwiederte: 'Das ist's, was ich will.' Dann sprach der Minister: 'Es ist genug; wir müssen uns waffnen;' und zu seinen Begleitern gewandt, rief er: 'Laßt uns wieder gehen!' Ich sah die lange Prozession an meiner Wohnung vorüberziehen, ernst und schweigend, auf ihrem Weg nach des Ministers Haus. Der Tag wurde mit Berathungen zugebracht und man beschloß, dem König Widerstand entgegenzusetzen.

„Gegen Abend wurde ich höchst providentiell vor Ermordung in des Königs Palast bewahrt, indem fünf seiner vertrauten Rathgeber (der Rothaugen), wie ich seitdem vernommen, sich verbunden hatten, mir das Leben zu nehmen, um dadurch dem Fortschritt des Christenthums Einhalt zu thun. Nächst Gott verdanke ich meine Rettung den Warnungen meiner Freunde und den Vorsichtsmaßregeln, die der Premierminister zu meiner Sicherheit getroffen hatte. Ich gieng deßhalb eine Stunde früher als gewöhnlich zum König und kehrte sogleich wieder zurück, um mich nach einem Ort größerer Sicherheit in der Nähe meiner Wohnung zu begeben. Boten des Ministers erwarteten mich bei meiner Rückkunft vom königlichen Palast, und ehe die Dämmerung einbrach, begab ich mich nach der Wohnung von Dr. Davidson, welche hart an der Kante des Andohalo steht, jenes freien Platzes, wo oft die Volksversammlungen gehalten werden. Die Hauptstadt war in großer Aufregung; die ganze Nacht hindurch liefen Weiber, Kinder und Sklaven, was von Werth war auf dem Rücken tragend, aus der Stadt, während Massen bewaffneter Männer aus den Vorstädten in dieselbe hineinströmten. Bei Tagesanbruch (9. Mai) besetzten zweitausend oder mehr Truppen das Andohalo. Auch der

freie Platz um des Premierministers Wohnung, auf der Spitze des nördlichen Kammes des nahe dabei gelegenen Berges, war mit Soldaten angefüllt, während jeder Zugang zur Stadt mit des Ministers Truppen besetzt war. Das erste, was die Großen beabsichtigten, war die Verhaftung von mehr als dreißig der schlimmsten unter den Rothaugen, denen man Schuld gab, daß sie den König zu jenen ungerechten und verderblichen Maßregeln veranlaßt hätten. Ein Theil derselben wurde gefangen genommen und erschlagen, ein anderer Theil entfloh; zwölf oder dreizehn aber blieben beim König. Die Großen verlangten ihre Auslieferung. Der König weigerte sich; sie aber drohten, mit Gewalt den Palast zu erstürmen, in welchem der König sich befand. Immer neue Truppen strömten herbei aus der Nähe und Ferne, und da die wenigen Soldaten, die um den König waren, sich weigerten, auf diejenigen zu feuern, die den Palast umringten, so griff auch das Volk, obgleich es mit dem König Mitleiden hatte, nicht zu den Waffen, um ihn zu schützen. Endlich willigte er in die Auslieferung der Rothaugen unter der Bedingung, daß ihr Leben geschont werde und daß sie lebenslänglich in Ketten liegen sollten. Montag den 11. Mai führte man sie unter unsern Augen bei Andohalo vorüber nach der Stelle, wo ihnen die Ketten angeschmiedet werden sollten.

„Im Lauf der Verhandlungen mit den Großen hatte der König geäußert, er sei allein Souverain, sein Wort allein sei Gesetz, seine Person sei geheiligt, er sei durch übernatürliche Mächte beschützt, und werde Jeden strenge bestrafen, der seinem Willen sich widersetze. Dieß führte die Großen zu dem Entschluß, ihn nicht leben zu lassen, und so fiel er unter ihren Händen am folgenden Morgen in seinem Palast. Die Königin, die allein bei ihm war, wandte Alles an, bis zum letzten Moment seines Lebens, ihn zu retten, aber umsonst. Seine Rathgeber, die Rothaugen, wurden dann hingerichtet.

„Im Lauf des Vormittags begaben sich vier von den vornehmsten Edelleuten zur Königin, mit einer Schrift, die sie ihr übergaben, und worin die Bedingungen und Grundsätze verzeichnet waren, nach welchen künftig das Land regiert werden sollte. Sie ersuchten sie, das Papier zu lesen, mit der Bemerkung, daß, wenn sie gemäß dieser Bedingungen zu regieren bereit sei, sie die Herrscherin des Landes sein solle; mache sie aber Einwendungen oder lehne sie ab, so müsse man nach einem andern Herrscher sich umsehen. Nachdem die Königin das Dokument

aufmerksam gelesen und über einen oder zwei Punkte sich Erläuterungen erbeten hatte, sprach sie ihre volle und ungetheilte Zustimmung aus, nach der darin enthaltenen Verfassung regieren zu wollen. Darauf sprachen die Edelleute: 'Auch wir binden uns durch diese Uebereinkunft. Brechen wir sie, so wollen wir des Hochverraths schuldig sein; brichst Du sie, so werden wir thun, wie wir soeben gethan haben.' Dann unterzeichnete der Premierminister im Namen der Großen und Häupter des Volks das Dokument, worauf die Königin gleichfalls ihren Namen beisetzte. Die angesehensten der Edelleute blieben im Palast, und zwischen ein und zwei Uhr verkündigte eine Kanonensalve den Beginn einer neuen Regierung.

„Zwischen drei und vier Uhr kamen etliche Officiere zu uns mit einer Abschrift jenes Dokuments und lasen es uns vor. Ich kann nur zwei oder drei Hauptpunkte desselben hier angeben.

'Das Wort des Souverains allein,' heißt es unter anderm darin, 'soll nicht Gesetz sein, sondern die Edelleute und Häupter des Volks sollen mit dem Souverain die Gesetze machen.'

'Vollkommene Freiheit und Schutz ist allen Ausländern zugesichert, die den Gesetzen des Landes gehorsam sind.'

'Freundschaftliche Beziehungen sollen mit allen andern Nationen unterhalten werden.'

'Zölle sollen erhoben, aber Handel und Civilisation möglichst befördert werden.'

'Schutz und Freiheit, das Christenthum zu bekennen, zu predigen und auszubreiten, ist allen eingebornen Christen gewährleistet, und gleichermaßen Schutz und Freiheit denen garantirt, die nicht Christen sind.'

'Haussklaverei ist nicht abgeschafft, aber den Herren steht es frei, ihre Sklaven frei zu lassen oder sie an Andere zu verkaufen.'

'Niemand darf um irgend eines Verbrechens willen durch das Wort des Souverains allein hingerichtet werden, und Niemand darf zum Tode verurtheilt werden, es sei denn, daß zwölf Männer ihn desjenigen Verbrechens schuldig erklärt haben, das durch das Gesetz mit dem Tode bestraft wird.'

„Eine Stunde darauf wurden wir nach dem Palast beschieden, damit wir der neuen Souverainin unsre Glückwünsche darbringen möchten; sie versicherte uns ihrer freundschaftlichen Gesinnungen gegen die Engländer, ihres Wohlwollens gegen uns selbst und ihres Verlan-

gens, unser Werk zu unterstützen. . . . . Unsre Missionsaussichten scheinen günstiger zu stehen, als je."

An einen andern Freund theilt Missionar Ellis noch folgende lehrreiche Einzelheit mit: „Einer der Punkte, welche in die neue Verfassungsurkunde aufgenommen wurden, setzt fest, daß der Souverain von Madagaskar sich aller geistigen Getränke zu enthalten habe. Vieles, was in Radama's Charakter zu beklagen war, ist dem Umstand zuzuschreiben, daß er so leicht und so oft sich berauschte. Man ist entschlossen, wo möglich diesem Uebel für die Zukunft vorzubeugen. In Zeiten der Trunkenheit ließ Radama sich von seinen schlechten Rathgebern zu Dingen hinreißen, die er in nüchternen Augenblicken verabscheut hätte. Auch war er vielem Aberglauben in Beziehung auf Träume und Geistererscheinungen hingegeben, und gewöhnlich suchte er irgend eine Sache, die er für recht hielt, durch die Erklärung zu bekräftigen, Gott habe ihm das gesagt. Was ihm von übernatürlichen Erscheinungen und Visionen zu Ohren kam, hatte für ihn einen eigenthümlichen Zauber, und für vernünftige Erörterungen hatte er dann keinen Sinn mehr. Durch alles das wurde er nach und nach so verwirrt und aus dem Gleichgewicht gebracht, daß er förmlich den Verstand verlor." —

Ob die lebhaften Hoffnungen, die der edle Ellis in Beziehung auf die Zukunft des Christenthums in Madagaskar unter der neuen Regierung zu hegen wagt, sich erfüllen werden, steht in Gottes Hand. Eines aber ist gewiß, daß die junge Christengemeinde jener interessanten Insel eine wunderbare Rettung erfahren hat, und es ist reichlich Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß das Christenthum so tiefe Wurzeln in Madagaskar geschlagen habe, daß es unter dem Segen Gottes nicht nur nicht mehr auszurotten ist, sondern als ein kräftiger Sauerteig alle Lebensordnungen des madagassischen Volks durchdringen und erneuen werde.

Missions-Zeitung.

Das dänische Missionswesen.

„Unter den protestantischen Ländern Europa's," so wird aus Kopenhagen im April dieses Jahrs geschrieben, „ist Dänemark das erste gewesen, das die Mission unter den Heiden zur Hand nahm. Es war

König Friedrich IV, der im Jahr 1705 die ersten protestantischen Missionare, Ziegenbalg und Plütschau, nach der Trankebar-Küste in Ostindien sandte, zunächst um die dänischen Residenten daselbst geistlich zu bedienen, zugleich aber auch von dort aus das Evangelium unter den Hindu's zu verbreiten. Das Ergebniß dieser ersten Missionsanfänge in Indien ist allgemein bekannt. Weniger bekannt ist jedoch, daß der König sich immer auf's Neue als ein treuer Beförderer der Heidenmission erwies. Trotz allen Versuchen, ihm die Missionare in einem schlimmen Lichte darzustellen und ihre Arbeit als zweck- und fruchtlos zu verdächtigen, nahm er jederzeit ihre Parthie und blieb nicht nur bis an's Ende ihr warmer Freund und Beschützer, sondern er unterstützte sie auch reichlich mit königlicher Hand. Im J. 1712 bestimmte er aus den Post-Revenüen für alle Zukunft die jährliche Summe von 2000 Thalern zum Unterhalt von vier Missionaren und einer Missionsschule. Aus dieser Einnahmsquelle bildete sich allmälig ein Missionsfonds, der dem Staat gehört; 1714 aber wurde in Kopenhagen ein Missionskollegium gegründet, durch welches die edeln Zwecke des Königs leichter erreicht werden sollten. Dieses Missionskollegium hatte seinen Bestand bis zu der Zeit, wo Dänemark (1847) seine ostindischen Besitzungen in Trankebar an England verkaufte. Bei dieser Gelegenheit wurde alles bewegliche Eigenthum, sowie sämtliches unbewegliche Besitzthum der dänischen Mission in Trankebar der evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft in Leipzig übermacht. Zu jener Zeit war wenig Missionssinn in Dänemark. Die evangelische Heidenmission wurde als eine Sache, die der Regierung zustehe, und womit die christliche Gemeinde nichts weiter zu schaffen habe, behandelt, und Niemand dachte daran, etwas zu ihrer Förderung zu thun. Von einer selbstständigen und unabhängigen Missionsgesellschaft war damals in Dänemark keine Rede. Jetzt ist es anders. Es hat sich vor einigen Jahren die dänische Missionsgesellschaft gebildet, welche nun im ganzen Lande ihre Freunde und Beförderer findet. Sie ist eine freie Vereinigung gleich den vielen Gesellschaften in Deutschland, England und Amerika. Die Kommittee hat ihren Sitz in Kopenhagen, wo auch in der Regel die Jahresfeste gehalten werden. Die letzte Jahresversammlung dieser Art fand am 7. Jan. 1863 in der Hauptstadt statt. Die Erweckung und Belebung des Missionssinnes ist vornehmlich dem Präsidenten der Gesellschaft, Dr. Kalkar, zu verdanken. Bei dem dießjährigen Fest wurde in der Versammlung die Frage ernstlich besprochen, auf welche Weise eine unabhängige Mission unter den Heiden könnte in Gang gebracht werden; denn bis dahin hatte sich keine Gelegenheit dafür dargeboten. Dr. Kalkar berichtete, daß das Kultus-Ministerium am 19. Aug. 1861 an die Kommittee die Frage gerichtet habe, ob die Gesellschaft geneigt wäre, die ganze Trankebar-Mission, wie sie in den Zeiten Friedrichs IV gegründet wurde, zu übernehmen und mittelst derjenigen Fonds fortzuführen, welche seit dem Verkauf der dänisch-ostindischen Kolonien der evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft in Leipzig eingehändigt worden waren. Die

Kommittee beantwortete diese Frage bejahend und bat das Ministerium, die Sache mit der Leipziger Missionsgesellschaft in's Reine zu bringen. Leider führte aber die Unterhandlung zu keinem Resultat. Die Missionsgesellschaft in Leipzig bestand darauf, daß die dänische Gesellschaft eine Hülfs- und Zweiggesellschaft der ihrigen werden solle. Dazu aber konnte sich die erstere nicht verstehen; denn in solchem Fall hätte sie ihre Unabhängigkeit, an der sie bis dahin festhielt, aufgeben müssen und wäre nur dazu dagewesen, die Beschlüsse einer andern Gesellschaft auszuführen. Ueberdies konnte sie sich auch deßhalb nicht dazu verstehen, weil die Missionsgesellschaft in Leipzig — im Gegensatz gegen die einhellige Praxis aller andern Missionsgesellschaften — an dem Grundsatz festhält, daß die Kaste in Indien kein Hinderniß bilde gegen den Eintritt eines Hindu in die christliche Kirche. 'Die dänische Gesellschaft,' sagte Dr. Kalkar, 'muß jederzeit den Grundsatz festhalten, daß ein Hindu, der um die Taufe bittet, seiner Kaste zu entsagen hat.'

„Dieß sind die Gründe, warum die dänische Missionsgesellschaft den Vorschlag einer Verschmelzung mit Leipzig verwarf und dem Ministerium den Rath gab, die Fonds und das Besitzthum der Trankebar-Mission so lange in den Händen der Leipziger Gesellschaft zu belassen, bis die letztere von selbst sie herausgebe. Nun hat das Ministerium der dänischen Missionsgesellschaft seine Absicht kund gethan, die Zinsen des Scholz'schen Legats (das auf 13,200 dänische Thaler sich beläuft) zur Gründung einer neuen Missionsstation in Ostindien zu verwenden. 'Wir haben,' sagt die Kommittee, 'dieses Anerbieten dankbar angenommen, können aber nicht ohne Schmerz daran denken, daß die gesegnete Mission, welche einst von König Friedrich IV gegründet, aber von Dänemark aufgegeben wurde, auf immer für unser Vaterland solle verloren sein. Die Gesellschaft sieht sich nicht in der Lage, sofort eine neue Missionsstation zu begründen; sie will zuvörderst Nachrichten abwarten von Missionar Grönning, der im Dienst der lutherischen Missionsgesellschaft von Nordamerika steht, und mit dem sie in Korrespondenz getreten ist.“ —

Auch über die dänische Mission in Grönland gab Dr. Kalkar bei der diesjährigen Festversammlung einen kurzen Bericht. Allein eine ausführlichere Mittheilung des trefflichen Mannes über diese Mission findet sich in einem englischen Blatte, und es dürfte nicht uninteressant sein, über die dänischen Arbeiten und Zustände in Grönland einmal etwas Näheres hier beizubringen, zumal da wir nur von den Arbeiten der Brüdergemeinde in jenen Polargegenden zu hören gewohnt sind.

Die grönländische Mission stand seit den Zeiten von Hans Egede unter der Leitung des Staats, war aber in den letzten Jahrzehnten in Gefahr, völlig zu Grunde zu gehen. „Seit der Gründung unsrer freien dänischen Missionsgesellschaft,“ schreibt Dr. Kalkar, „ist Grönland der Gegenstand unsrer Sorge und Liebe gewesen. Wir haben die dortigen Missionare und eingebornen Lehrer unterstützt, mit den nach Grönland ausgesandten Evangelisten eine lebhafte Korrespondenz unterhalten und

in unserm Missionsblatt stets von den Fortschritten der Missionsarbeiten in jenem öden und entlegenen Lande Bericht gegeben. Das größte Bedürfniß, das gegenwärtig sich fühlbar macht, ist die Gewinnung wahrhaft geistlich gesinnter und eifriger Männer, die an Ort und Stelle sich an die Spitze des Werks stellen und die Evangelisten in ihren schweren Aufgaben mit Rath und That ermuthigen sollten. So lange die Kirche Grönlands von dänischen Geistlichen abhängig ist, wird das Christenthum dort immer eine exotische Pflanze bleiben. Die Sprache ist überaus schwierig; das Volk führt ein unstätes Wanderleben und wird in erschreckendem Maaße ärmer und ärmer; überdieß ist der Einfluß europäischer Händler, welche die Küste betreten, dem Fortschritt christlichen Lebens und christlicher Sitte nichts weniger als günstig. Dies sind die Hauptschwierigkeiten, und dennoch haben wir Ursache, dankbar zu sein und Gutes zu hoffen. Wenn wir nun eine kurze Uebersicht der dänisch-grönländischen Gemeinden zu geben uns anschicken, beginnen wir mit:

„1. Upernavik, der nördlichsten Kolonie (72° 48'), einer kleinen Insel, die den Winden ausgesetzt und selbst im Sommer eisig kalt ist. Die Küste ist öde und unfruchtbar, die Felsen starren in nackten Zacken empor und sind von rostbrauner Farbe. Selbst in der Mitte des Sommers liegen noch umfangreiche Schneehaufen am Boden. Hier steht eine kleine Kapelle, acht Ellen lang und sechs breit, nebst einer kleinen Wohnung für den Missionar. Der ganze Ort bietet einen überaus düstern und traurigen Anblick dar. Die Meereswellen schlagen beständig gegen die nackten Felsen, und der Thermometer steht selbst im Juli oft unter dem Gefrierpunkt. In den ersten drei Monaten des Jahrs ist die Kälte zehn Grad unter Null. Hoch empor, weit über alle die niedrigeren Eilande, erhebt sich die große Insel Korsosoak, mit ihrem 3300 Fuß hohen Gipfel, dessen nördliche Abdachung mit einer Kruste von ewigem Eis bedeckt ist; davon brechen oft gewaltige Massen ab und stürzen mit Donnerkrachen über die jähen Felswände in's Meer hinab. Die Kolonie wurde 1771 gegründet. Sie hat die besten Seehundfischereien im Land. Nach Pastor Antons amtlichem Bericht bestand die Kolonie im Jahr 1862 aus 569 Einwohnern, worunter 449 Grönländer; die übrigen gehören verschiedenen Nationen an und sind über zwölf kleine Niederlassungen vertheilt. In Upernavik selbst leben 114 Grönländer, und zwar in einem sehr primitiven Zustand und mit wenig Anhänglichkeit an die Dänen. Hier begegnet man den ächt charakteristischen Eskimophysiognomien. Noch im Jahr 1848 wohnten Heiden in diesem Distrikt, und auch unter den Christen sind abergläubische Gebräuche und Zaubereisünden einheimisch. Zu diesem Distrikt gehört auch die Handelskolonie Proven, sowie eine Gruppe sehr hoher und steiler Inseln, worunter die obengenannte Korsosoak die höchste ist. Proven, mit seinen 82 Einwohnern, ist ein freundlicher Platz, und man begegnet dort gelegentlich grünen Flecken mitten unter den mit Gletschern bedeckten mächtigen Felsmassen. Der eingeborne Katechist Torlasson arbeitet hier mit großem und erfreulichem Eifer.

„2. Umanak gilt als die ergiebigste Kolonie. Das Land steigt hier zu einer Höhe von mehreren tausend Fuß empor. Die Eisfjorde (Meereinschnitt) kann hier im Winter und Frühjahr im Schlitten passiert werden. Der Wallfischfang ist ausgedehnt. Auf der Insel Omanak, die nichts als ein 3800 Fuß hoher Felsen ist, steht die Kirche, das Pfarrhaus und mehrere Gebäude für Handelszwecke. Wenn man die Fjorde passiert und sich um die Südspitze der Insel herumwendet, so wird man angenehm überrascht durch den Anblick der Civilisation und Wohnlichkeit, die hier dem Auge sich eröffnet. Von den Eisklippen stürzen beständig Eismassen in die See hinab; das Getöse gleicht dem Gebrüll gewaltigen Artilleriefeuers. Vom 2. November an verschwindet die Sonne vom Horizont und die lange Winternacht beginnt. Der Mond scheint helle um Mittag, und in den Wohnungen gehen die Oellampen nicht mehr aus. Das Geheul der Hunde erhöht das Düstere der Scene. Am traurigsten und peinlichsten ist die Weihnachtszeit. Am 2. Februar fängt die Sonne wieder an, die ersten Strahlen auf die Dächer zu werfen; aber auch hier bewährt sich die alte Regel, daß, wenn die Tage länger werden, auch die Kälte zunimmt. Um diese Jahreszeit kommen die ersten Postschlitten von Upernavik an, die einzige Verbindung, welche diese nördliche Kolonie mit dem übrigen Grönland hat — ausgenommen im Sommer, wo die fremden Schiffe eintreffen. Ein eingeborner Katechist leitet die Schule; sein Gehalt ist jämmerlich gering, und er muß mit Fischfang sich aufhelfen, wenn er leben soll. Wenn er den ganzen Tag in seinem Schlitten zugebracht, um nach seinen Netzen zu sehen, Seehunde zu schießen oder Kohlen zu holen, so fängt er am Abend an, mit den Kindern Schule zu halten und die Grönländer zur täglichen Andacht zu versammeln. Es befinden sich 127 Einwohner zu Noursoak, wo noch die Ruinen eines europäischen Wohnhauses stehen. Die Leute stehen nach Pastor Mielche's Bericht weit hinter den übrigen Grönländern in Betreff religiöser Erkenntniß. Der Platz ist so abgelegen, daß die Missionare ihn nur einmal im Jahr besuchen können.

„3. Die Kolonie Jakobshaven ist der Gegenstand unseres besondern Interesses. Wir haben dort ein Seminar, wo junge Leute zu Katechisten und eingebornen Pastoren gebildet werden. Die Kolonie wurde 1741 gegründet und trägt ihren Namen von Jakob Severin, einem reichen Kaufmann von Island, der damals das Monopol des Grönlandhandels besaß. Sie besteht aus verhältnißmäßig wenigen Inseln, ist aber seit den ältesten Zeiten bewohnt und hat viele Ruinen. Eine Masse von Eis kommt im Lauf des Jahres aus der innern Fjorde heraus und treibt durch den schmalen Sund in's Meer hinab. Diese schwimmenden Eisberge reichen oft 800 bis 1000 Fuß unter den Meeresspiegel. Obgleich Jakobshaven eine der besten Fischereien in Grönland ist, sind doch die Leute dort sehr arm. Sie sind nicht selten genöthigt, ihre Hunde zu schlachten, und selbst Fälle von Verhungern kommen jeweilen vor. Verbunden mit der Mission von Jakobshaven ist Rillenbanks, dessen Bewohner im elendesten Zustande sich befinden.

Sie verkaufen Alles was sie haben, um Kaffee zu bekommen. Sie leben in elenden Erdhütten mit kleinen dunkeln Fenstern von Aalhaut, wo es oft im Sommer unerträglich wird. Im Winter deckt der Schnee die armseligen Hütten vollständig zu.

„Jakobshaven gilt als der angenehmste Ort in Nordgrönland, theils weil es am Weg zu den andern Kolonien liegt, theils weil mehrere dänische Familien sich dort niedergelassen haben. Außer dem Arzt, dem Kolonialinspektor und dem Assistenten, arbeiten auch zwei Missionare am Seminar, von denen der eine der Vorsteher der Anstalt ist, der andere nur ein oder zwei Jahre hier zu bleiben hat, um alsdann auf eine andere Missionsstation verpflanzt zu werden. Das Seminar, 1847 erbaut, ist ein dreistöckiges Gebäude. Der Vorsteher ist Pastor W. Simonsen. Hier arbeitete einst der eingeborne Katechist Vitus Steenhold, von welchem Kolonialinspektor Rinck sagte, daß er ein ehrenvolles Exempel sei, wie weit ein Grönländer es in seinem eigenen Lande zu bringen vermöge. Er hatte sich des Dänischen vollkommen bemeistert und war in der Grammatik seiner Muttersprache wohlbewandert. Die Briefe, welche Steenhold an die dänische Missionsgesellschaft schrieb, stellen die Tüchtigkeit seines Verstandes und seiner christlichen Bildung in's Licht. Durch den Tod seiner Frau und eines Sohnes wurde er tief erschüttert. Er war im Seminar herangebildet worden, arbeitete dann seit 1850 als Katechist und starb am 12. Sept. 1859 auf einer Missionswanderung.

„Pastor Raa redet in seinem amtlichen Bericht an die Regierung von dem großen Verlangen nach christlichem Unterricht, das die Grönländer jener Gegend an den Tag legen. 'Am 15. Sonntag nach Trinitatis predigte ich vor einer so großen Versammlung, daß kein Platz in der Kapelle war und die Leute unter freiem Himmel stehen mußten.' Von seinem Besuch in Kangeitsiak, wohin er die Umwohner zusammen berufen hatte, sagt er: 'Es war für mich eine große Freude, die Konfirmation an den jungen Leuten zu vollziehen und sie zum Abendmahl zuzulassen. Ich überzeugte mich selbst von dem glücklichen Erfolg, mit welchem die Arbeiten des tüchtigen Katechisten Julius Wille begleitet sind. Diese jungen Leute waren ausnehmend gut vorbereitet für die Konfirmation, und die ganze Gemeinde, unter welcher er arbeitet, zeichnet sich durch ihr großes und heilsbegieriges Verlangen, das Evangelium zu hören, aus.'

„4. Egedesmunde liegt auf einer der Inseln an der Mündung des Diskabag. Diese Kolonie ist dem Wind, Schnee, Nebel und der Feuchtigkeit ausgesetzt, da ihr die schützenden Felsmassen fehlen, die in Grönland so gewöhnlich sind. Interessant sind die weitverbreiteten warmen Quellen auf der Insel Sakordlir. Im Sommer ist der ganze Distrikt von Egedesmunde sehr angenehm und leicht zu bereisen. Das Meer ist meistens ganz ruhig, und bei Stürmen ist das Land leicht zu erreichen. Lebensmittel, besonders Eier von Seevögeln, sind ohne Schwierigkeit zu bekommen; im Juni wimmelts von Eidergänsen, und später im Sommer giebt es eine Fülle von Codfischen, Salmen und Heilbutten. Die Kolonie besitzt mehrere Häuser für die Eingebornen, für den In-

spektor und seine Assistenten, und außerdem Räumlichkeiten für Handelszwecke. Es befindet sich hier ein altes Gebäude, wahrscheinlich von der Kolonie Südbay hieher gebracht, welches Raum für den Gottesdienst, für Bäder, für eine Spezereihandlung und für eine Schmiede darbietet. Mit der Kolonie sind fünf Stationen verbunden. Nur der südöstliche Theil dieser großen Insel ist bewohnt. Der Inspektor für Nordgrönland residirt hier. Der Hafen ist gut. Der Missionar Raa hatte diesen Distrikt ein ganzes Jahr lang nicht besucht. Er kam am 23. Juni 1862 an und hielt mehrere gottesdienstliche Versammlungen. Die Kapelle fand er ganz verfallen und allem Wind und Wetter ausgesetzt. Der Katechist, der zugleich ein geschickter Zimmermann ist, war gerade mit der Reparatur beschäftigt. Schon nach sechs Tagen mußte Raa den Distrikt wieder verlassen. Die Schule hält ein eingeborner Katechist, ein Krüppel, der durch Frost beide Füße verlor und dennoch einer der geschicktesten Kajak-Ruderer ist. —

„Gehen wir nach Südgrönland über, so bemerken wir, daß die Bevölkerung in vier dänische und vier Brüder-Gemeinden getheilt ist. Nach einem Bericht des Jahrs 1859 beträgt die Bevölkerung in

Julianshaab	1340	Einw.
Frederikshaab . . .	700	=
Godshaab	476	=
Holsteinborg	1330	=
Die Missionen der Brüdergemeinde . . .	1999	=
Summa	5845	Einw.

„1. Am nördlichsten liegt Holsteinborg, das von der Tsorlakfjorde an sich etwa 25 [englische?] Meilen südwärts erstreckt; es hat Berge bis zu einer Höhe von 7000 Fuß und prächtige Thäler. Es ist ein lieblicher Distrikt; die Häuser sind viel besser als man sie sonst in Grönland findet, und die Ebenen an den Bergabhängen sind mit einer Fülle von Weidengebüsch bewachsen. Jedes Jahr erscheinen hier Schiffe aller Art, theils mit dem Wallfischfang beschäftigt, theils auf Entdeckungsreisen begriffen; zugleich ist die Lage des Distrikts sehr bequem zur Ausbesserung der Havarien, welche die Schiffe etwa in der Davisstraße erlitten. Es findet sich viel Armuth hier, obgleich der Wallfischfang sehr austräglich, die Rennthiere zahlreich und reiche Ausbeuten von Eiern und Dunen vorhanden sind. Zu Zeiten ist an Fleisch und Fett wahrer Ueberfluß, aber die Eingebornen haben keine Vorstellung von haushälterischem Wesen. Sie essen Alles rasch auf, so lange etwas da ist, und in kurzer Zeit ist Fleisch wieder so selten und theuer, als in den schlimmsten Zeiten der Theurung. Es befinden sich etwa zehn Katechisten in dieser Kolonie und auf den Außenposten; Pastor Orger jammert aber darüber, daß er diese wichtige Provinz nur einmal des Jahres besuchen kann. Sukkerlop ist die lukrativste aller südlichen Kolonieen. Der Codfisch ist sehr reichlich vorhanden und die Wanderungen der Seehunde und Wallfische sind merkwürdig regelmäßig. Der Ort selbst hat ein düsteres Aussehen, indem die Häuser schmutzig und zerfallen sind, die Felsen nackt emporstarren und das Meer heftig gegen den Eingang der kleinen Bucht brandet. Nach Rink's Bericht war des Katechisten Haus von nicht

weniger als 26 Personen bewohnt, alle in einem einzigen, sehr dunklen, feuchten und schmutzigen Zimmer zusammengepackt, während in der Mitte ein kleiner Schreibtisch stand. Die Häuser sind voll Schmutz und Unrath. Herr Rink war genöthigt, in einem Lagerhause zwischen Thran- und Fischtonnen Zuflucht zu suchen.

„2. Ein Platz von besonderem Interesse ist Godshaab, wo Egede einst (3. Juli 1721) gelandet und so große Prüfungen erduldet hat. Hier befinden sich die Ueberreste der alten skandinavischen Ansiedlung, darunter die Ruinen einer Kirche, deren Mauern ungewöhnlich dick sind. Hier sind auch die beiden Gemeinden der Brüderkirche: Neu-Herrnhut bei Godshaab, und Lichtenfels bei Inkermapt. In Godshaab besteht ein Seminar, das gegenwärtig von acht Zöglingen besucht wird; sie sind in der Regel drei Jahre darin und werden in den gewöhnlichen Zweigen des Wissens unterrichtet, während sie nebenher der nationalen Beschäftigung des Fischfangs nachgehen. Die Bevölkerung ist sehr arm, ihre Wohnungen sind überaus elend und die Fischer kümmern sich wenig um ihre Fischgarne und Stricke, so daß sie oft aus Mangel an dem nöthigen Werkzeug und an Winterkleidern ihrem Beruf nicht nachgehen können. Sie verlassen sich allzusehr auf die Hülfe der Europäer, namentlich der mährischen Brüder. Hier, sowie in Toskemas, steht das Volk auf der niedersten Stufe, was Geschicklichkeit und haushälterische Sparsamkeit betrifft. Wie schwer es dem dortigen Pastor werden müsse, läßt sich leicht denken. Herr Jörgensen schreibt in einem Brief vom Jahr 1860: 'Wir haben mit so viel Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen, daß wir unsere Arbeit nur mit Furcht und Zittern beginnen können, danken aber unserm gnadenreichen Herrn, der uns bis dahin aufrecht erhalten und gesegnet hat, so daß nun auf diesem öden und unfruchtbaren Platze eine christliche Gemeinde besteht, die trotz ihrer vielen Gebrechen dennoch eine Vergleichung aushält mit älteren Kirchen.' — Pastor Jörgensen ist jetzt seit drei Jahren mit Herrn Kleinschmidt in Kopenhagen mit der Revision der grönländischen Bibelübersetzung beschäftigt. Eine solche Revision war dringendes Bedürfniß, da die gegenwärtige Bibelausgabe weder vollständig noch befriedigend ist.

(Schluß folgt.)

Feldarbeit der Basuto's.

Rosette Schrumpf.

Dritte Abtheilung.

(Mitgetheilt von Dr. H. Gundert in Calw.)

---

1. Die Basuto-Mission unter den politischen Unruhen.

In derselben Zeit, als eben Missionar Schrumpf zu Bethesda wie durch ein Wunder aus schwerer Krankheit errettet und gleich darauf auch seine Gattin Rosette bis an den Rand des Grabes geführt worden war, — eben zu jener Zeit (1846) brach der verheerende Krieg im Kafferlande aus, an dessen Grenze die Basuto's wohnten. Die Eingebornen stritten mit wechselndem Glück gegen die Truppen der englischen Regierung, welcher die allgemeine Schilderhebung ungeheure Opfer an Menschenleben und Geld kostete. Mit unglaublicher Wuth zerstörten die Kaffern alle englischen und deutschen Missionsstationen in ihren Gebieten. Einige Missionare wurden meuchlings getödtet, nachdem durch Ermordung eines deutschen Bruders das Zeichen gegeben war; die andern mußten alle fliehen. Die Aufregung verbreitete sich auch unter den Basuto's, welche gegen ihre weißen Lehrer mancherlei vorzubringen hatten. Man mußte jeden Augenblick eines ähnlichen Ausbruchs gewärtig sein. Moschesch begnügte sich aber, mit 4000 Bewaffneten seine Grenze zu schützen. Als Feldprediger zog Arbousset mit dem Heer und konnte unter diesen Schaaren den christlichen Unterricht fast regelmäßiger fortsetzen, als dieß auf den Stationen möglich war. In Folge dieser Unruhen war jedoch die Verbindung mit der Kapkolonie oft beinahe aufgehoben, und die Mission vom europäischen Verkehr abgeschnitten. Endlich er-

rangen die Truppen der brittischen Königin mehrere entscheidende Siege, in Folge deren die Sympathien der Basuto's mit den Kaffern ziemlich erkalteten und allmählig wieder Ordnung eintrat. Wie diese Bewegungen auf die Basuto's wirkten, mag ein eigenthümliches Beispiel zeigen. Frau Schrumpf schreibt:

„Unser Häuptling, Morosi, war der erklärte Feind alles Fortschritts in seinem Gebiet. Sei's nun, daß Moschesch, unzufrieden mit dem Ungehorsam seines Untergebenen, ihn durch irgend eine Andeutung in Angst jagte, oder daß andere unerklärte Beweggründe ihn umtrieben, kurz Morosi eilte plötzlich von Dorf zu Dorf und forderte die Einwohner mit Bitten und Drohen auf, die Missionsschulen und den christlichen Gottesdienst zu besuchen, während er selbst auch sich bußfertig bezeugte. Was sollte das bedeuten? Wir wußten es nicht und mußten einstweilen stille harren, während unsre Kapelle jeden Sonntag gedrängt voll war, so daß nicht ein Platz leer blieb und der Prediger sich kaum durch die Menge an seinen Platz drängen konnte. Wir versuchten es, den Gottesdienst im Freien zu halten; allein da gab es so viel Zerstreuungen für unsre Wilden, daß wir lieber wieder in den Saal zurückgiengen. Wir mußten nun an einen Plan für eine größere Kirche denken; das Plänemachen und Bauen sollte scheint's bei uns kein Ende nehmen."

Bald aber kamen andere Nachrichten, welche nicht blos die Erweiterung, sondern sogar den Bestand der Mission in Frage stellten. Im Juni 1848 hörten die Missionare von der Februar-Revolution in Paris; zugleich that ihnen ihre Gesellschaft zu wissen, daß, bis auf Weiteres, die gewohnte Unterstützung nicht fortgesetzt werden könne. An ihrem Jahresfest (Mai 1848) kündigte der Präsident mit dürren Worten an: „Die Gesellschaft ist in solcher Noth, daß, wenn ihre Freunde nicht besondere Opfer bringen, sie sich nicht länger erhalten kann." Man kann sich denken, wie solche Berichte auf die Arbeiter in der Ferne wirken mußten; doch konnten sie sich Muth einsprechen: „Der Herr ist König, und Alles muß denen, die Ihn lieben, zum Besten dienen." Sie beschlossen, auch ohne Gehalt auf ihren Stationen auszuharren und nur drei neuerrichtete Stationen (Cana, Hebron, Hermon) einstweilen einzustellen. Zwar für Frau Schrumpf war es eine schwere Aufgabe; hatte sie doch gerade alle Brüder der Mission vierzehn Tage lang zu einer Konferenz bei sich versammelt gehabt, und die Speisekammer war nun leer, eben da die Nachricht kam, es

dürfe auf die Gesellschaft kein Wechsel mehr ausgestellt werden. Da freute man sich der Früchte, die der Küchengarten immer reichlicher darbot, so daß man oft noch einen Vorrath für den Winter dörren konnte, und lernte beten um das tägliche Brod. Von verschiedenen Seiten her that sich auch bald die herzlichste Theilnahme kund. Lacroix z. B. schrieb von Kalkutta den Freunden: „Giebt es auch eine vollkommenere und ausgebreitetere Freimaurerei, als die welche unter den wahren Gläubigen schon besteht? Sie lassen sich durch nichts trennen, nicht durch die Sprache, nicht durch die Entfernung, nicht durch die Nationalvorurtheile. Es heißt, der Engländer hasse die Franzosen, und umgekehrt; aber der wiedergeborne Christ ist weder Franzose noch Engländer, wenn es sich um seines Herrn Reich handelt." Das waren nicht bloß schöne Worte, sondern der Brief schloß einen Wechsel auf 1000 Pfd. Sterl. (Fr. 25,000) ein, welchen die englischen Brüder in Indien der südafrikanischen Mission zuschickten. Auch die Freunde am Cap, Angehörige der verschiedensten Kirchen, hatten in wenig Tagen eine größere Summe (1414 Pfd. St.) für den gleichen Zweck gesammelt. Andere Hülfsquellen öffneten sich, gerade hinreichend, um dem Bedürfniß der 17 Missionsfamilien zu genügen; und die zwei Jahre, in welchen die Gesellschaft ihren Arbeitern kaum einige Unterstützung zusenden konnte, giengen vorüber ohne bleibenden Schaden für das Werk. Man kann sich freilich der Frage kaum erwehren, ob die Leiter der Gesellschaft nicht besser für die Fortführung des ihnen anvertrauten vielverzweigten Missionswerkes hätten sorgen können. Denn genau gesprochen fiel das plötzliche Stocken ihrer Arbeit noch in die Tage vor der Februar-Revolution, und ist durch kein unvorhergesehenes einzelnes Ereigniß erklärt. Am 21. Febr. 1848 hatte die Gesellschaft ihr Missionshaus geschlossen, und der rechte Segen ist doch erst wiedergekehrt, als sie es nach Jahren endlich wieder zu eröffnen wagte (Nov. 1856). Aber auch hier hat sich jedenfalls in der menschlichen Schwäche die göttliche Gnade so verherrlicht, daß keiner der Missionare diese Jahre der Sorge und der Beschämung aus seinen Erinnerungen hätte streichen mögen.

Schwerer zu tragen als die äußere Noth, war die Offenbarung der Schwäche der neuen Gemeinden, deren Grundfesten eben jetzt durch den alten Feind mächtig erschüttert wurden. „Auf allen unsern Stationen mußte man (1849) mit Schmerzen sehen, wie eine bedeutende Anzahl gerade der einflußreichsten Männer ihren Lehrern

den Rücken kehrte, um mit einer Art von Wuth zu den alten heidnischen Lastern zurückzukehren. Für die meisten wurde die Vielweiberei mit ihren sinnlichen Genüssen und irdischem Gewinn die gefährliche Schlinge. Auch unsre alten Bekannten, Paul Tsegoa und Mathias Ntabanyane, suchten erst fettere Waiden in den Malutibergen und entzogen sich damit der Waide des Worts; und bald fielen sie im Bunde mit etlichen Heiden bewaffnet über friedliche Kaffern her und trieben ihr Vieh weg. Das sollte ihnen die Mittel verschaffen, Nebenweiber zu kaufen. Sie wurden vom Abendmahl ausgeschlossen, nachdem der Häuptling sie genöthigt hatte, ihre Beute zurückzugeben; aber Buße wollten sie einmal nicht thun; heidnische Tänze, Biergelage und Ceremonien halfen ihnen ihr Gewissen zu betäuben. Der Sohn Morosi's, Letuka, zog nun selbst auch mit einigen Obersten aus, den Kaffern der Umgegend ihr Vieh abzunehmen. Umsonst drang der Missionar auf Zurückgabe des Raubs; Morosi versprach alles Gute, konnte aber oder wollte nichts thun (so wenig als er einer von seinem Sohn entführten Christin zur Freiheit verhalf); und überall herrschte nun wieder die alte Rohheit und Gesetzlosigkeit. Redete man mit den Gefallenen über ihr Benehmen, so sagten sie getrost: 'Wir thun übel; aber das Fleisch hat's gewonnen, es ist stärker als der Geist. Was vermögen wir denn?' Tsegoa fügte mit höhnischem Lächeln bei: 'Du magst sagen, was du willst, du schlägst mit deinem Hammer auf einen Felsen, der nichts fühlt und nicht wanken wird.' — Dieselbe Sprache führten in Bosigu die Söhne Moscheschs, die seit einigen Jahren sich in die Kirche hatten aufnehmen lassen, und in Morija und Bersaba machten es andre Häuptlinge mit ihren schon getauften Unterthanen gerade so."

Häuptling ist oder wird bei diesen Fleischesmenschen, wer möglichst Vielen ein rechtes Schmaus- und Trinkgelage bereiten kann. So lange sich ein Häuptlingssohn christlich hält, kümmert sich Niemand um ihn. Da mag er zuerst hoffen, bei Christo Frieden zu finden für sein geplagtes Gewissen, und doch sich zugleich schmeicheln, bald werde er Viele nach sich ziehen. Wenn das aber nun nicht geschieht, und er soll sich mit Geduld und Glauben durchschlagen, als einer von den Vielen, so empört sich der alte Stolz, und der Jüngling wird schlimmer als sein nie erweckter Vater. Er legt sich dann darauf, den Missionaren und ihrem Anhang möglichst bittere Schmerzen zu bereiten, raubt ihnen die hoffnungsvollsten Mädchen, fordert durch

Gewaltthat die stillsten Gemeindeglieder heraus und hat seine Freude daran, Gottes Werk zu zerstören. Moschesch selbst, der doch schon angefangen hatte, seine Weiber zu entlassen, vermehrte nunmehr ihre Zahl, und heidnische Gebräuche wurden wieder allgemeine Mode.

Forscht man diesen betrübenden Zuständen weiter nach, so kann man sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die Gewaltthaten der Weißen an dieser Erbitterung gegen das Evangelium und an der ganzen Reaction gegen den europäischen Einfluß den Hauptantheil haben. Vor dem Jahr 1835 besaß kein Boer einen Zollbreit Eigenthums nördlich vom Oranjefluß. Bat ein solcher etwa einmal die Eingebornen, ihn seine Heerden jenseits des Stroms waiden zu lassen, so kehrte er gewiß vor der Regenzeit nach dem südlichen Ufer zurück. Seit jenem Jahre aber ergoß sich der Strom der weißen Einwanderung in die Thäler der Oranjequellen, und er stand nicht still, bis innerhalb fünfzehn Jahren ein Land so groß wie Frankreich von den Weißen erobert war. Im Süden besonders gehörte fortan aller gute Boden den holländischen oder englischen Kolonisten; die Eingebornen wurden in die Kalahari-Wüste oder in die Felsen der Maluti-Gebirge gedrängt; ließ man ihnen auch da und dort beschränkte Gebiete, so umschlossen deren Grenzen vielleicht 5000 Seelen auf einem Raum, wie er für sieben oder acht Bauern der herrschenden Rasse hinreichte. Die natürlichen Folgen waren Viehraub und Grenzkriege mit ihren entsittlichenden Wirkungen. Wie sollten diese freien Wilden nicht fühlen, was ihnen von Christen angethan wurde? Hatten sie erst alle Weißen für Leute des Buchs gehalten, so mußte deren brennender Durst nach Landbesitz, ihre unläugbare Selbstsucht und Sinnlichkeit sie an der Sittenlehre des Evangeliums selbst stutzig machen. Was Wunder, wenn sie nun, je überirdischer dessen Anforderungen lauteten, desto bitterer die Heuchelei derer verfolgten, welche sich mit seinem Namen deckten? Ein Glück war es noch, wenn der Missionar nicht derselben Heuchelei beschuldigt wurde. Hatte es erst geschienen, als wolle die Mission ihren innern und äußern Zustand zugleich verbessern, so konnten nun Männer wie Moschesch, ja und jeder Basuto bis zum ärmsten Freien herab, an tausend Zeichen merken, daß es jedenfalls mit der Unabhängigkeit und Nationalität der Basuto's ein Ende habe. „Ihr seid civilisirt," sagte Moschesch, „aber Mordthaten sind häufiger bei euch als bei uns. Ihr stehlt freilich kein Vieh, aber wohl ganze Länder, und schicktet, wenn ihr könntet, unsere Heerden in die Wolken,

um dort zu waiden." Daß ein Volk als Ganzes sich damit begnüge, durch geistlichen Trost über seinen politischen Untergang hinübergehoben zu werden, wird kein nüchterner Beurtheiler der Menschen erwarten. Es ist da schon etwas Großes, wenn nur die einzelnen auserwählten Seelen im Glauben beharren, während die erbitterte Masse der Religion und ihrer geringfügigen Anerbietungen spottet und bei der Behauptung beharrt: „Die Basuto's können einmal nicht Christen werden; das Joch Jesu ist ihnen zu schwer."

Die Missionare mußten sich mit den erfreulichen Früchten trösten, welche mitten unter dem Abfall in aller Stille für den Himmel reiften. Alles war doch nicht verloren. Wie freundlich ist schon ein kurzer Sonnenblick am trüben Tage. So waren einmal die Schrumpfs auf der Reise nach Morija. Die Ochsen lagen vom heißen Tag erschöpft am Boden und wollten nicht mehr aufstehen, wie man auch die Peitsche brauchte. Wo sollte man aber Wasser und Milch für die Kleinen finden? Man mußte sich entschließen, den übrigen Weg zu Fuß zu machen. Der Missionar blieb beim Wagen zurück, seine Gattin marschirte mit den Kleinen, eines auf dem Arme, während die beiden andern sich an ihrem Kleide hielten. Die alten Basuto-Weiber giengen unbekümmert hintendrein. Man hörte schon die Hyänen auf dem nahen Berge, und es war finstre Nacht. Doch da stoßen sie auf ein Dörfchen und fragen nach einem Träger für die Kinder. „Hier giebt's keine Freunde der Prediger," war die kurze Antwort. Doch endlich wurde Feko herbeigerufen, ein Wagentreiber aus früheren Jahren. Der nahm den kleinen Albert auf die Arme. „Nein," schrie dieser, „dein Ledermantel ist so wüst, so wüst. Lege deine Sonntagskleider an, dann magst du mich tragen." Der arme Heide hatte keine, doch in der großen Müdigkeit ließ sich's der Junge gefallen und ritt auf Feko's Rücken weiter. Bald fieng er da an, den kleinen Missionar zu spielen und redete ihm in einer Weise zu, welche das Mutterherz tief erfreute. Wenn dann Feko das Jüngste weinen hörte, rief er der Mutter zu: „Setz dich nur und stille dein Kind!" oder forderte er es ihr ab: „Es ist ihm zu kalt, gieb mir's und ich will's unter meinem Karoß erwärmen." Tief in der Nacht langte man bei den Arbousets an, die ihren Augen kaum trauten; und auch der Gatte mit dem Wagen ließ nicht zu lange auf sich warten.

In der ältesten Station Morija gab es doch noch edle Seelen, die dem Verderben gründlich entronnen waren; hier fanden sich auch

noch immer hoffnungsvolle Leute ein, welche um die Taufe baten. Welche Freude konnte man nur an Theophilus Rapogo haben, der eine Tante von Moschesch geheiratet hatte und allgemeines Ansehen genoß, aber mit Gottes Gnade niemals einen Rückschritt that. Bis zum letzten Athem pflegte er unermüdet seine kränkliche Gattin und klagte nie. Er bekleidete die Stelle eines Helfers in der Gemeinde, ermahnte die Schwankenden, predigte täglich unverzagt, nahm sich der Schwachen gegen ihre Unterdrücker an, wußte für Alles Rath und gewann die Herzen der Kinder durch seine Leutseligkeit. Ach wie selten waren solche Gehülfen, wie dünn gesäet sind sie noch immer! Er wollte seiner sterbenden Gattin Melonen holen, fiel vom Wagen und kam unter die Räder. In's Haus eines Freundes getragen, tröstete er selbst seine jammernde Tochter: „Ich bin ganz glücklich! Seid nur ruhig, der Herr hat schon für Alles gesorgt." Dem Freund aber, der sein Ende nahen sah, sagte er getrost: „Du weißt ja, wer gesagt hat: 'Wer an mich glaubt, wird nimmermehr sterben,' und 'wer bis an das Ende beharrt, der wird selig.'" Dem herbeieilenden Missionar konnte er nur noch einen freundlichen Gruß zuwinken und schied fröhlich von der armen Erde, um bei seinem Jesu zu sein. Wer beschreibt aber den Jammer der Basuto's. Jeder fühlte sich im Innersten getroffen; Heiden und Christen legten an seinem Grabe lautes Zeugniß ab, daß einmal gute Frucht in die Scheunen gesammelt sei. Diese Leute, hieß es, wissen zu sterben, sie haben ein anderes Glück, als diese Erde enthält. Moschesch war tief erschüttert, alle Regierungsgeschäfte standen still; in der Hauptstadt redete man nur von Theophilus. Und auch Missionar Arbousset betete an dem Grabe dieses lieben Bruders: „Mein Ende werde wie dieses Ende!"

„In Morija war es auch," schreibt Frau Schrumpf, „daß uns Moffat durch einen lieben Besuch erfreute. Er kam mit den Abgeordneten der Londoner Missionsgesellschaft auf einer Rundreise, die alle Stationen des Landes berührte. Wie gierig lauschte man den Schilderungen von den Entdeckungen seines Schwiegersohns, des Dr. Livingstone, von den Völkerschwärmen an den grünen Gestaden gewaltiger Seen, deren Existenz bis dahin aller Welt ein Geheimniß geblieben war. 'Ach,' sagten wir zu einander, 'wären wir doch frei und jugendkräftig! Wie gerne pflanzten wir das Panier des Kreuzes auf diesem neuen Boden auf. Vielleicht fänden wir dort mehr willige Hörer als hier. Und doch, die Zeit der Wanderschaft ist so kurz. Sei's

denn gearbeitet auch am schwülen Tage, so lange es Tag heißt, und zwar fröhlich gearbeitet, weil jede Stelle in Seinem Weinberg ein Ehrenplatz ist!' Damit stimmte auf's Beste überein, was Frau Moffat als die 'afrikanische Losung' empfahl, das Wörtlein: Geduld! Geduld!"

Noch immer ist Morija eine der blühendsten Stationen, auch nachdem die Arbousets sie verlassen haben: die Gattin, um im Schiffbruch an der englischen Küste ihr Grab zu finden, der alte Missionar, um in Tahiti ein neues Arbeitsfeld zu suchen. Man zählt derzeit 328 Kirchenglieder auf der Station.

Weniger erfreulich waren die Besuche im nahen Hebron, das mit einem siebenstündigen Ritt von Bethesda zu erreichen war. Von ausgewanderten Methodisten bevölkert, von der Mission aus obenangeführten Gründen lange hintangesetzt, machte die Station jedesmal den Eindruck eines Gottesgerichts. Sie lag auf der Grenze gegen den Freistaat, und war beständigen Streitigkeiten über Viehraub und Grenzbestimmungen ausgesetzt. Nur langsam sind auch dort nachgerade 75 Kirchenglieder gesammelt worden, von denen doch die meisten nicht über eine gewisse Ehrbarkeit hinauskommen, während bei andern noch Zaubereisünden an's Licht treten.

Doch wir kehren nach Bethesda zurück, wo unsern Freunden einmal ihr scheinbar undankbares Arbeitsfeld angewiesen war. Unerschütterlich hielten die Häuptlinge an ihrem Heidenthum fest; den Missionar wünschten sie nicht gerade fort, sondern ertrugen ihn als ein nothwendiges Uebel. Er diente jetzt oft als Mund und Feder für ihren Verkehr mit den Weißen, und that es unentgeldlich, so gut wie Zähneausreißen und zur Ader lassen; wie sollte man ihn nicht ertragen? Sodann hatten Kaffern, Hottentotten, Batlapi's und wie sie alle heißen, jeder Stamm seinen eigenen Missionar, so gut wie die europäischen Fürsten einst Hofnarren hielten! Es gehörte zur Mode, Missionare zu haben; „nur hüte man sich, ihnen mit mehr als Einem Ohr zuzuhören!" Dabei versteht sich von selbst, daß die Zurückgefallenen (Bakuenegi hieß man sie und zählte sie schon nach Hunderten) auch nicht mit Einem Ohre mehr der Tuto (Lehre) zuhörten. Ihre Kinder ließen sie wohl in andern als den Missionskirchen taufen und trauen, während darum doch die Beschneidung der Jünglinge, welche einmal schon abgeschafft war, sowie die Vielweiberei und andere Unsitten unbeschränkt fortherrschten.

Mit Furcht und Freude sahen die Geschwister dem Wachsthum von Tsegoa's Sohn Samuel zu. „Er wohnte beständig bei uns, während sein unglücklicher Vater von Todesfurcht umhergetrieben erkrankte. Auch dieses Leiden erweichte ihn so wenig, daß er vielmehr einen armen Kaffer anklagte, ihn behext zu haben, und denselben beinahe um's Leben brachte. Konnte man ihn daran verhindern, so doch nicht an weitern Uebelthaten; er zündete dem Unschuldigen sein Haus an, nahm ihm all sein Vieh und sonstiges Eigenthum ab und trieb ihn samt seiner Familie aus dem Lande. Dann rief er seinen Sohn und bot ihm einen Theil von der Beute an, in der Hoffnung, ihn bei sich zu behalten. Aber Samuel wollte bleiben, wo ihn sein Vater in bessern Tagen untergebracht und ihm für immer seine Stätte angewiesen habe, im Hause des Gebets." — Was geschah nicht alles, um ihn zu bewegen, daß er sich beschneiden lasse. Und wie er achtzehn Jahre alt war, sollte er geschwind heirathen. Der Vater ließ ihn kommen und zeigte ihm die Ochsen, die er zusammengebracht habe, ihm ein Weib zu kaufen. „Alles ist bereit, die Eltern der Braut warten auf uns. Ich habe mein Wort gegeben und du hast nur mit mir zu gehen." Aber der Sohn blieb fest, er wollte „weder heidnisch heirathen, noch mit Ochsen," lernte eifrig weiter und erhielt sich mit seiner Hände Arbeit. Und doch blieb es noch immer eine Frage, ob der liebe Jüngling auch wirklich fest am Herrn hieng oder nur an seinen Boten. — „In ähnlicher Lage, wie Samuel, befand sich eine seiner Verwandten, Nkokotoane. Sie wohnte einstweilen bei ihrem Bruder Tueba, der zum Glück ein Glied der Kirche geworden war und immer zu den erkenntlichsten gehörte. Mit Freuden sahen wir, wie sie dem Unterricht immer mehr Geschmack abgewann und an göttlichen Dingen herzlichen Antheil nahm. Aber auch bei ihr hatten wir uns immer zu fragen: wird sie fest bleiben? Wird sie es vermögen, den Verführungen ihrer heidnischen Eltern zu widerstehen, die mit allerlei Künsten sie an sich zu locken suchen, um sie irgend einem Polygamisten um ein Dutzend Ochsen zu verkaufen?"

Neue Unruhe brachte das Jahr 1851 über das Basuto-Land. Unter den Bakoni's hatte sich ein falscher Prophet, Motageni („der Bergstrom"), erhoben, der sich für Gottes Sohn und Gesandten erklärte und das Joch der Fremden zu brechen versprach. Er wollte die Weißen vertreiben, ihre Städte zerstören, die Kirchen und Missionshäuser mit allem Zubehör unter einem gewaltigen Erdbeben vom

Boden fegen. Die eingebornen Christen sollten, so hieß es, in Mäuse verwandelt werden und sich in die Löcher der Erde verkriechen. Dann würden die Vorfahren mit ihren Heerden auferstehen, um sich nach Herzenslust mit ihren Enkeln zu vergnügen. Aber ehe dieß Wunder eintrete, müssen zahllose Ochsenopfer gebracht werden, damit ihr Blut das Land von seiner Verzauberung reinige. „Bald wogte es im ganzen Kafferland; ein Krieg, blutiger und gräulicher als alle bisherigen, bedrohte die Grenzen. Der Gouverneur, Sir Henry Smith, eilte in voller Hast, ohne Truppen, dem Schauplatz der Unruhen zu, um die Häuptlinge und Stämme mit scheinbar unwiderstehlichen Gründen zu beruhigen. Er wurde von den aufgeregten Banden umringt (am Christtag 1850) und entrann ihren Assagais nur durch die schnellste Flucht in einer Verkleidung. Seine Eskorte von Hottentotten-Soldaten wurde um so unbarmherziger niedergemacht; acht dieser Unglücklichen fanden den Tod erst nach mehrtägigen Qualen, — man hatte sie an langsamem Feuer gebraten. Nun freilich war es mit der Geduld des Gouverneurs zu Ende. Er kündigte einen Ausrottungskampf an. Mehrere Armeekorps drangen in die aufgestandenen Landstriche und verheerten Alles mit Feuer und Schwert, um die Rebellen durch den Hunger zu bewältigen.

Moscheschs Spione berichteten ihm auch bald, daß diese Taktik nahe daran sei, ihr Ziel zu erreichen. Hatte zuerst alles Volk im Basuto-Lande sich für den „großen Propheten, den wahren Heiland" begeistert und seine Wunder gerühmt, hatte auch Moschesch ihn um ein Orakel gebeten, und war man schon über einzelne Weiße hergefallen, wie denn die ganze Jugend nur nach Büchsen und Pferden trachtete und von Beute träumte, so legte sich doch das Kriegsfieber einigermaßen, als Morosi hundert seiner Krieger auf der Wahlstatt ließ und sein Dorf in Flammen aufgehen sah, und der Bataung Molitsane für einen Raubzug seiner Söhne mit Krieg überzogen wurde. Nun aber wandte sich der englische Major ungerechter und unkluger Weise gegen Moschesch selbst, welcher nach umsichtigem Rückzug einen glänzenden Sieg über ihn davon trug (30. Juni 1851). Die Wirkung war wunderbar: statt sich zu rühmen, erkannten die Basuto's Gottes Macht und Hülfe in dem Ereigniß, und schrieben es dem ununterbrochenen Gebet ihrer Weiber zu, verfolgten auch den Feind nicht, da doch genug Blut vergossen sei. Die Engländer sahen, daß mit friedlichem Vorgehen mehr zu gewinnen sei, als mit stürmischen

Forderungen: es gelang General Cathcart, die Basuto's zu begütigen. Nachdem auch die wilden Kaffern mit ungeheuern Opfern an Geld und Menschenleben überwältigt waren, erhielt Moschesch zum Lohn für seine Mäßigung die Zusage der Unabhängigkeit seines Ländchens.

„Achtzehn bange Monate lang war Alles um uns her in beständigem Sturm und Wechsel; wir konnten uns kaum hinauswagen, ohne Gefahren zu begegnen. Doch blieb uns der Anfang des Sturms am eindrücklichsten. Ein alter Bekannter, ein holländischer Bauer, war mit seiner Frau und Kindern im Wagen hergefahren, um bei den Eingebornen seinen Hirsenvorrath einzukaufen. Kaum aber hatte er Bethesda verlassen, als ihn eine Rotte loser Leute überfiel und mit den Seinigen unbarmherzig hinschlachtete. Und doch fehlte es auch nicht an Tröstungen: wunderbar erfreute uns mitten unter den Unruhen die Geburt einer Tochter und der Besuch von theuren Geschwistern. Und während alle Straßen nach der Kolonie geschlossen waren, drangen doch in unerklärlicher Weise zwei Kisten von unsern Freunden in Europa mit den nöthigsten Dingen zu uns durch; wir erhielten wieder Kleider und Schreibpapier. Wie schön weiß Gott für seine Kinder zu sorgen!"

2. Moschesch und der Oranje-Freistaat.

Moschesch hatte mittlerweile auch die Mantäti's gedemüthigt; aber seine milde Behandlung war von ihrem König Sekonyela nicht verstanden worden. Dieser brach sein Wort und reizte den menschlichen Fürsten durch wiederholte Einfälle in sein Gebiet, bis derselbe endlich (Okt. 1853) gegen ihn zog. Moschesch drang auf Schonung der Weiber und Kinder, und empfahl auf's strengste, sich ohne Kriegsgeschrei zu schlagen, wie man es bei den Soldaten der brittischen Königin sehe. „Die Mündung der Muskete soll allein reden; dann wird ihre Sprache um so deutlicher vernommen werden." Trotz des winterlichen Sturms durfte kein Feuer angezündet werden, die Armee vertheilte sich in tiefem Schweigen, und am Morgen des 28. wurde der Feind umringt und völlig auf's Haupt geschlagen. Dem Onkel des entflohenen Sekonyela, der Moschesch bat, ihn umzubringen, er habe lange genug gelebt, entgegnete der Sieger: „Lebe doch. Wir tödten keine Greise. Fasse Muth zum Leben, das ist besser als sterben

können." Für die Gefangenen wurde möglichst gesorgt, bis sie allesamt frei gelassen werden konnten; beim Gottesdienst der Christen schrieb Moschesch selbst den Sieg der Gnade Gottes zu und ermahnte seine Söhne, über ihr Herz zu wachen. Ihre Leiber, meinte er, werden dick und stark, aber er fürchte, ihr Herz bleibe arm an Erkenntniß, mager und schwach. Sekonyela unterwarf sich vollständig und Moschesch schenkte ihm Frieden.*)

Eine Anekdote aus diesem Krieg möge zeigen, wie die Macht des Evangeliums sich auch in diesen blutigen Tagen verherrlichte. Zwei Christen von Morija sahen nach der Schlacht eine zitternde Frau vorbeieilen. Sie riefen Halt, und Esra sagte: „Sie ist eine Mantäti, die den Herrn fürchtet." — „Wie weißt du das?" — „Ich sehe es ihr an," sagt Esra und holt sie ein: „Ich grüße dich, Schwester." Sie steht und antwortet: „Ich grüße dich, Bruder; aber kennst du mich denn? Bist du ein Kind Gottes?" — „Ja, Schwester, wir gehören zu euch, und du zu uns; Christen wittern einander und treffen's wenigstens manchmal richtig." — „Aber die übrigen Basuto's schleppen doch die Weiber fort, um sie sich beizulegen?" fragte Rahel, und wie man das verneinte, fuhr sie fort, sich setzend: „Ach, mein Bruder, Gott ist die Liebe. Ich suche meinen Sohn, der verschwunden ist." — „Du wirst ihn hoffentlich wiederfinden." — „Meine Tochter hat den Missionar [von Umparane, einen Methodisten] an's Kap begleitet; ich gab nur ungern meine Zustimmung, und jetzt hat sich das doch glücklich gefügt, sonst hätte ich wohl auch sie verloren. So merke ich denn, daß Gott uns liebt. Aber meinst du nicht, daß mein Gatte Mapeleba gefallen ist? Sekonyela hat uns von der Station mit fortgerissen, und die Heiden haben uns den ganzen Tag verspottet. Mapeleba aber wußte, daß die Basuto's siegen werden. Darf ich gehen, Bruder? Gott ist die Liebe." — Esra: „Ich grüße dich, du wirst deine Kinder wieder sehen, denn Gott liebt uns wirklich sehr, sehr."

Auch die Gefallenen waren nicht alle verloren; ein Beispiel möge zeigen, wie Gott die leichtsinnigen Basuto-Jünglinge heimsuchte.

---

*) Wir benützen diesen Artikel, um in Verbindung mit dem Bilde des Kampfs der Interessen, welche im Basuto-Lande um die Herrschaft streiten, auch die Schilderung des Basuto-Fürsten, wie sie im Magazin (1861, V.) gegeben wurde, zu vervollständigen. Die Hauptquelle dafür, wie für die gesamten Zustände des Ländchens, ist das Journal des Missions évangeliques.

Ein Mann von Mekuatling sah seinen Sohn fallen, eilte ihm zu Hülfe und schlug die Feinde in die Flucht; dann führte er den Schwerverwundeten auf die Station zurück. Schon im rüttelnden Wagen war das Schriftwort sein einziger Trost. Zu Hause angelangt, sagte er zu dem Missionar Daumas, der ihn verband: „Gott hat mich aus Liebe geschlagen; ich hatte Ihn gekannt und Ihm gedient, dann ließ ich mich wieder in die Welt zurücklocken. Aber wie glücklich bin ich, daß mir noch einige Tage zur Buße bleiben, und ich nicht weggerafft werde wie die andern." Tag für Tag schloß er sich immer inniger an den Heiland der Sünder an, und wollte das noch allen seinen Freunden sagen; die sorgsame Mutter vereitelte ihm den Wunsch. Einen Nachbar, den er beleidigt hatte, bat er noch dringend um Vergebung, und wenn er die Glocke hörte, wünschte er sich noch einmal die Kirche besuchen zu dürfen. Auch im Starrkrampf blieb der Herr ihm nahe, er konnte noch seine Mutter trösten und schied in vollem Frieden.

Ueberhaupt war Mekuatling eine gesegnete Station. Es rühmte sich, wenigstens nach Bethulia, der größten Kirche im Lande, und sein Häuptling, Molitsane, war mit seinen Bataungs für das Evangelium wenigstens eben so günstig gestimmt als Moschesch. Gegenwärtig zählt man dort 130 Kommunikanten; es dient als Grenzort vielen Fremdlingen zu einer immer offenen Zufluchtstätte, und Molitsane's Sohn unterrichtet selbst in der Schule, die er gebaut hat.

Alle diese Stürme hatten zur Folge, daß England (1853) der Souveränität über das ganze Land, das nördlich vom Oranjefluß gelegen ist, entsagte, um nicht länger in die vielen streitenden Interessen der eifersüchtigen Stämme und der Tausende von holländischen und englischen Kolonisten sich mischen zu müssen. Seine Beamten und Truppen räumten das ganze Gebiet, welches sich sofort als Oranje-Freistaat unter dem überwiegenden Einfluß der freien Boers konstituirte. Das stimmte auch die Basuto's, sowie die andern Farbigen, ernster als der Krieg. Mit allen ihren Schwächen hatte doch die englische Regierung sich im Ganzen als eine väterliche, wohlmeinende bewiesen. Wie wird es nun gehen unter der Herrschaft der kalten Kolonisten, die meist aus Aerger über die Sklavenbefreiung ihre alten Sitze im Süden mit den erst zu erobernden Landschaften des innern Afrika vertauscht hatten? Es war erklärlich, wenn die Basuto's nun

ihre Missionare wieder höher achteten, als in den letzten fünf Jahren, und sich ihre Vertretung bei den weißen Machthabern durch aufmerksamere Behandlung zu sichern suchten. Missionar Maitin begleitete Moschesch nach Bloemfontein, um sich mit den Bevollmächtigten des englischen Gouverneurs, sowie mit der neu ernannten provisorischen Regierung über verschiedene Punkte in's Einverständniß zu setzen. Ehrenvoll aufgenommen, legte der Fürst den Weißen ihre hohe Verpflichtung an's Herz, bat sie, in Allem nach Gottes Buch zu entscheiden, der Trunkenheit bei Weißen und Schwarzen zu steuern, und flehte den göttlichen Segen auf sie herab: „Er sei euer Licht, eure Weisheit, eure Kraft! Möge es euch verliehen werden, Seinen Willen in Allem zu thun. Amen." Die Regierungsmitglieder antworteten mit einstimmigem Amen, und dankten ihm für das ausgesprochene gute Zutrauen. Die Sitzung schloß gerade, als Sekonyela hereintrat. Moschesch stand auf und gab ihm die Hand, und beide setzten sich beiseits zu vertrautem Gespräch. Da fragt ein Herr von der Regierung: „Moschesch ist also ein Christ?" — Leider mußte der Missionar das verneinen. — „So ist er ein Heuchler?" — Auch das nicht; er meint's, wie er spricht; was denn weiter dahin erklärt wurde, daß er mit all seinem Heidenthum doch dem Himmelreich näher sei als viele Namenchristen.

Auch der Tod von Schwester Casalis schien den Fürsten auf's tiefste zu bewegen. An ihrem Grabe redete er mit ernsten Worten über Tod und Ewigkeit, und schien sich der Verheißung zu erfreuen, welche die Sterbende ausgesprochen hatte, daß das Evangelium auch bei den Basuto's noch den Sieg gewinnen werde. Die Abgefallenen kamen gleichfalls in großer Anzahl, am Grabe „ihrer Mutter" zu weinen; und die vielgeprüften Brüder flehten nur, daß auch aus diesem Tod ein neuer Keim des Lebens in dem armen Volk aufgehen möchte. Wirklich durfte man über die Rückkehr einiger von Moschesch's Söhnen aufrichtige Freude haben. Die alten Christen fragten einen derselben offen: „Was suchst du bei uns? Wolltest du etwa uns wieder in die Welt verlocken? Oder findest du, nachdem du dem Fleisch gefröhnt, daß wir das bessere Theil erwählt haben?" ꝛc. und warnten ihn treuherzig vor den gefährlichen Folgen seiner langen Entfremdung, was sich der Jüngling dankbar gefallen ließ. Auch sonst waren die Kirchen wieder besuchter, die Bekehrungen von Heiden wurden häufiger, und es entwickelte sich eine größere Leselust, der

man durch Errichtung einer Druckerpresse in Berseba entgegenkam. Als Casalis (Sept. 1855), von seiner Gesellschaft heimberufen, sich verabschiedete, brach auch bei dem undankbaren Volke und seinen Häuptlingen die lang vermißte Anhänglichkeit an die Mission in lautem Schmerz und heißen Segenswünschen aus, und Moschesch schenkte dem scheidenden Freund und Lehrer seinen Leibschild und den Speer seiner Jugend, damit auch dessen Kinder sehen möchten, daß ihr Vater ihm Schild und Waffe gewesen sei.

Wenn es aber auf andern Stationen, wie Hebron, Hermon, Morija ꝛc. an günstigen Aussichten, zeitweise auch an allgemeineren Erweckungen nicht fehlte, — Bethesda schien immer ein harter Boden bleiben zu wollen. Nicht als ob sich nicht auch Früchte zeigten. Frau Schrumpf giebt uns eine lebhafte Schilderung, indem sie schreibt: „Um die Mitte des Jahrs 1855 schien unser Werk einen frischen Aufschwung zu nehmen; unsre Neubekehrten betrieben mit neuem Eifer und innerem Trieb die Evangelisirung ihrer Landsleute; auch nahmen die umliegenden Ortschaften es mit weniger Widerwillen auf. Wir haben nun sonntäglich 300 Personen um uns versammelt und freuen uns, daß so viele das Wort hören. Aber freilich ist's nicht gerade der Hunger nach Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern Jeder hat sein eigenes Anliegen, das sogleich nach dem Morgengottesdienst an den Tag kommt. Einer will Arzneien für sich, der andere für einen Freund; jener hat zu viel Blut und verlangt, daß man ihm zur Ader lasse, dieser, daß man ihn von einem hohlen Zahn befreie; und Alle wollen die Tagesneuigkeiten hören. Die Operationen werden natürlich auf den Montag verschoben. Indessen drängt sich zwischen den Gottesdiensten Alles in's Missionshaus, wo nur eine offene Thür zu finden ist; andere tanzen vor den Glasfenstern herum. — 'Was macht ihr da?' — 'Wir besehen unsere schönen Gestalten,' ist die Antwort; und das thun sie in jeder beliebigen Stellung, bald die geölten Locken schüttelnd, bald sich balancirend und zur Rede räuspernd. Andre liegen auf dem Boden und rufen: 'Mutter, gieb mir zu essen, ich bin schon Hungers gestorben!' Es kostet Mühe, sie etwas in's Freie zu schicken und durch unsere Schüler in der Kenntniß der Buchstaben wenigstens eine halbe Stunde lang unterrichten zu lassen. Haben die verschiedenen Gruppen diese Proben bestanden, so zeige ich ihnen wohl biblische Bilder und suche damit ihren Herzen nahe zu kommen. Daß ich auf

ernste Fragen nie eine direkte Antwort bekomme, ist nichts Außerordentliches; wäre nur mehr Verlangen nach Reinigung des bösen Gewissens zu spüren!" Immerhin bekannten jetzt Viele, daß sie den Glauben an die früher hochgeehrten Propheten und Wahrsager verloren hätten. Doch machten die meisten der Neuherzutretenden langsame Fortschritte. „Gott ist uns ein wenig in unser Herz gedrungen," konnten sie sagen, „warten wir, bis er tiefer eindringt!" Und leider waren auch die, welche mehr Eifer für die Ausbreitung ihres Glaubens an den Tag legten, nicht gleichermaßen bemüht, denselben durch einen unsträflichen Wandel zu beweisen.

„Fast täglich brachte man uns Personen, die den Verstand entweder verloren hatten, oder in Gefahr standen, ihn zu verlieren. Gewöhnlich schrieb man das dem bösen Gewissen zu. 'Mutter,' hieß es darum, 'da bringen wir dir einen Menschen, der nicht mehr Mensch ist. Die Gewissensbisse tödten ihn. Heile du ihn!' Und wirklich gelang es unn bei mehreren, sie aus ihrem schlimmen Wege zu ziehen und zur Erkenntniß der Gnade Gottes zu bringen, daher sie dann weithin rühmten, wie Heilung und Friede sich im Bethause finden lassen. Andere wurden völlig wahnsinnig und kamen darüber zu einem traurigen Ende; denn wenn ein Geisteskranker die Basuto's irgend beunruhigt, tödten sie ihn ohne alles Bedenken.

„Einmal quartierte sich eine junge Närrin bei uns ein. Umsonst schickten wir sie mit kleinen Gaben den Ihrigen zurück; sie kam immer wieder. Stundenlang putzte sie sich vor meinen Fenstern, und murmelte etwas wie Todesdrohungen gegen mich. Sie war schon einige Tage verschwunden, als ich eines Abends hinaustrat; da läuft sie plötzlich um's Eck und verfolgt mich mit einem Beil. Kaum konnte ich ihr entrinnen und die Thür hinter mir zuschlagen, worauf sie einen Kreuzstock zerschmetterte. Nun band man sie und schickte sie ihren Verwandten zurück mit der Bitte, sie doch ja zu bewachen. Umsonst; schon Tags darauf erschlug sie ihre Großmutter, worauf ihr eigener Bruder sie in's Malutigebirge führte und in einen Abgrund stieß. Und das war nicht die einzige Erfahrung dieser Art."

Vier Jahre waren seit dem letzten Umschwung der politischen Verhältnisse dahingegangen unter fortwährenden Befürchtungen, daß bald der Viehraub, bald die Grenzberichtigungen den Krieg zwischen den Basuto's und den weißen Eindringlingen hervorrufen werden. Der erstere wurde oft von den Häuptlingen selbst bestraft, wie denn

einmal Moschesch's Sohn, Mapuscha, von den Boers benachrichtigt, daß seine Leute Ochsen weggetrieben hätten, alsbald die Spur verfolgte und einen der Schuldigen auf der Stelle niederhieb. Die Grenzberichtigungen aber wurden in jeder Weise hinausgezogen, und es bedurfte Moschesch's ganzer Weisheit und Mäßigung, um die steigende Unbehaglichkeit auf beiden Seiten nicht in offenen Kampf ausbrechen zu lassen. Endlich aber war die Geduld der herrischen Boers erschöpft. Von Smithfield aus, das sie sich listiger Weise zugeeignet und zu einem Hauptort erhoben hatten, erklärten sie (März 1858) den Basuto's den Krieg, überfielen im April das ganz unvorbereitete, auf der Grenze gelegene Berseba mit 500 Bewaffneten, und verbrannten es theilweise, obwohl Waffen und Vieh ohne Widerstand ausgeliefert worden waren. Daß es damit hauptsächlich auf die Mission abgesehen war, welche sich den besondern Groll der Boers zugezogen hatte, weil sie die Basuto's über den Werth ihres Grundeigenthums aufzuklären für ihre Aufgabe erkannte, sah man an dem noch barbarischeren Verfahren gegen Morija. Von dem Gesammtheer der Weißen umringt, wurde es im April mit Feuer und Schwert zerstört, Miss. Arbousset mit seiner Familie zur winterlichen Flucht genöthigt und all' seines Eigenthums beraubt. Heidnische Basuto's, welche sich den Holländern anschlossen, ließen bei dieser Gelegenheit ihrer Wuth gegen christliche Landsleute freien Lauf. Doch die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. Als die triumphirende Schaar gegen Thaba Bosigu vorrückte, stand Moschesch auf seinen Höhen, sie zu empfangen. Die Weißen wurden im Nu geworfen und flohen über Hals und Kopf. Sie bitten um Frieden, und Moschesch beschämte sie (1. Juni 1858) durch alsbaldige Gewährung eines Waffenstillstands, der unter Sir G. Grey's Vermittlung zum festen Frieden wurde. Der Präsident des Freistaats, Herr Boshof, mußte sich bei dieser Gelegenheit von dem heidnischen Häuptling Lehren schreiben lassen, die ihren Eindruck nicht verfehlt haben werden. „Es ist mir leid," schrieb Moschesch, „daß Sie Krieg anfiengen. Ich habe ihn nicht gewünscht, habe auch noch nicht gekämpft. Ich hatte allen Anführern Befehl gegeben, sich auf die Hauptstadt zurückzuziehen, und sagte zu mir selbst: will Boshof mich als Hund behandeln, so werde ich ihn beißen. Doch — wie das nun gekommen sein mag — Ihre Armee hat mir nur einen kurzen Besuch abgestattet und sich darauf zurückgezogen. Versammeln Sie Ihre Offiziere und verweisen Sie ihnen

das Unrecht, das sie Ihnen angethan haben. Sie heißen sich einen Christen. Ihre Offiziere sind jedenfalls keine Christen; bestünden sie darauf, sich so zu nennen, so zwängen sie uns zu glauben, daß kein Gott ist. Oder besteht ihr Christenthum darin, das Christenthum zu vernichten? Haben sie nicht die schöne Station Berseba zerstört? Haben sie nicht das Missionshaus in Morija verbrannt und alles Eigenthum des Herrn Arbousset geraubt und versteigert? Noch beim Anrücken gegen Thaba Bosigu habt ihr über zehn Kanonenschüsse auf das Missionshaus abgefeuert, nur hat der Herr sie nicht treffen lassen. Nein, Ihre Offiziere sind keine Christen; denn nie werde ich glauben, daß das Christenthum darin besteht, Weiber und Kinder gefangen fortzuführen, oder auf Kranke und Greise zu schießen. Tadeln Sie daher die Ihrigen, daß sie sich um Ihre Ehre so wenig bekümmert haben. — Als ich mit Sekonyela Krieg führte, befahl ich, seine Kirche zu schonen, und es geschah. Was wird man sagen, wenn nun verlautet, die Kinder eines christlichen Häuptlings haben schöne Kirchen zerstört, während die Kinder eines heidnischen sie unberührt ließen? — Weiter haben Ihre Leute verlassene Dörfer und Felder noch auf dem Rückwege verheert, und jetzt sagen Sie, aus Friedenslust seien Sie von meinem Land gewichen! Haben Sie nicht vor dem Beginn der Feindseligkeiten erklärt, eine oder die andere der zwei Nationen müsse aufhören zu existiren? Wie nun, wenn auch ich einen Vernichtungskampf anfienge? Bei uns wenigstens herrscht die Gewohnheit, daß, wenn Fremde an einem Ort getanzt haben, die Einwohner des letztern ihnen den Besuch erwiedern. Und nun stünde es bei uns, nachdem wir uns auf die Vertheidigung beschränkt haben, unsre Nahrung für den Winter bei euch zu holen. So sehr ich den Frieden wünsche, könnten doch ein paar Schlachten von Nutzen sein, um künftighin Kriege zu vermeiden. Aber ich habe nie den Krieg geliebt, und wie sollte ich ihn nun wünschen, da ich alt bin? Möge denn Gott diese Korrespondenz zur Herstellung des Friedens ausschlagen lassen!"

Es ist seither im Ganzen nothdürftiger Friede geblieben, und die Mission arbeitet auf dem mühsam errungenen Boden rüstig weiter.

3. Der Abschied.

Diese letzte Krisis, welche die politischen Unruhen des Basuto-Landes vorläufig zum Abschluß brachte, fällt nicht mehr in die Mis-

sionslaufbahn unserer Freunde. Sie hatten im Juli 1856 den Bau einer neuen Kirche vollendet, welche 400 Zuhörer fassen konnte. „Schrumpf hatte sich viele Mühe gegeben, dieses Werk ohne Kosten für die Gesellschaft auszuführen. Alle unsere Bekehrten hatten unentgeldlich dafür gearbeitet und je nach ihrem Vermögen das Material zusammengebracht." Ein Pfd. Sterl. (Fr. 25) war vielleicht die höchste Gabe, welche einer der Eingebornen beisteuerte, doch hatte sich keiner der Aufgabe ganz entzogen; und so war die Vollendung des Gebäudes für Alle ein Triumph und eine mächtige Anregung, zum Ausbau des innern Tempels noch weiter gemeinsame Hand anzulegen. „Es sei doch der Mühe werth, jetzt zur Kirche zu gehen," sagten die Leutlein; „man finde jetzt auch einen guten Platz, um die Botschaft zu hören; und dann sei es ein schönes Gebäude, von Freunden aufgeführt, die damit bewiesen hätten, daß es ihnen an Muth und Kraft nicht fehle." Natürlich hat Br. Gosselin an diesem Gotteshaus mit doppeltem Eifer gearbeitet. Er stand nun am Schluß der Fünfziger Jahre und fühlte sich etwas steif in den Gliedern in Folge des unausgesetzten Mauerns und Bauens, hatte sich aber die unverwüstliche Frische und Heiterkeit der Jugend bewahrt. Neben dem Kirchenbau hatte er zugleich das Dach des Missionshauses zu erneuern, das von fortgesetzten Erdbeben ziemlich gelitten hatte. „Nur in Bethesda, sonst auf keiner Station, hatten sich diese Erschütterungen, begleitet von einem unterirdischen Getöse, besonders am Charfreitag 1856 und seither zu wiederholten Malen, vernehmen lassen, und uns wie den Eingebornen viel zu denken gegeben. Sie schienen mit der vulkanischen Natur eines naheliegenden Berggipfels in Verbindung zu stehen." Hätte nur auch der geistige Zustand des Völkchens, das auf dem zitternden Boden wohnte, deutlichere Zeichen einer tiefen, gründlichen Bewegung gegeben!

Aber da schien es noch oft, als ob das Heidenthum unerschütterlich fest stehe, nur wenig berührt von der allmähligen und doch unläugbar sich ausbreitenden Erweckung der Geister. Im Mai 1857 gieng es mit dem Häuptling Motleyoa zu Ende. Er war noch jung, und doch ein gewandter Verführer der Jugend. Oft hatte er sich im Missionshaus eingefunden, sei's auch nur, um eine Prise Tabak, ein Stück Schweinefleisch, Früchte oder sonst ein Geschenk zu erbitten. „Aber denkst du nicht daran, dich für die andere Welt zu versorgen?" konnte ihn der Missionar fragen; „hast doch nichts

in diese gebracht, und wirst nackt ausgezogen vor dem Richter erscheinen. Was helfen dir dann deine Weiber, deine Ochsen, dein Korn und Einfluß?" Worauf der Häuptling mit einer leichten Phrase antwortete: „Sehr wahr, mein Herr; ich werde mich eines Tags auch darnach umsehen." Nun ist er krank und mag sich doch nicht pflegen. Er hat große Heerden, jagt aber vielleicht nach Ratten und Mäusen, um etwas Fleisch zu genießen. Denn man schlachtet nur was alt und krank ist, oder ißt gefallenes Vieh; wie sollte man etwa, um Fleischbrühe zu bekommen, ein Huhn oder eine Ziege tödten? Nein, das Eigenthum muß gespart werden; am liebsten vermehrt man es noch durch den Verkauf von Töchtern. Schickt man dem Kranken ein Gericht aus dem Missionshaus, so ißt es ihm vielleicht sein Vater oder Bruder weg. Umsonst sind da die Rathschläge, umsonst die Zureden des Lehrers; gleichgültig, stumpf wie die Voreltern, stirbt der Häuptling. — Nun aber regt sich's im Dorf. Man begräbt den Leichnam inmitten des Viehhofs; die Weiber müssen das Dorf verlassen, die Männer sich reinigen. Von allen Kraals der Umgegend werden erlesene Ochsen geschickt, um die erste Nacht auf dem frischen Grab zu schlafen. „Einer der Ochsen wird geopfert, und der ältere Bruder, Morosi, heult und tanzt, läßt die Beschwörer kommen, und fragt: 'wie hat nur ein so junger Mann sterben können? wer hat den unsterblichen Häuptling bezaubert?' Der Beschwörer, für seine Mühe reichlich bezahlt, nennt sechs Namen. Zwei dieser Unglücklichen, die Eltern eines jungen Christen, werden augenblicklich mit Keulen und Steinwürfen getödtet. Auch die alte Großmutter unsers Samuel steht auf der Liste der Geächteten. Morosi schickte Boten auf Boten: die Christen sollen sie ausliefern. Natürlich floh sie zu uns, verzweifelnd an ihrer Rettung. Man bot ihr zu essen; sie schlug es aus: 'wer zum Tode bestimmt ist, braucht keine Nahrung.' Wollte man sie an einem dunkleren Ort verbergen, so wehrte sie sich: 'warum mich im Finstern todtschlagen lassen?' Und doch dankte sie zu Zeiten, daß sie noch den Heiland Jesus Christus habe erkennen dürfen: 'was wäre ich jetzt ohne Ihn! Ich halte mich an Ihn. Er verwirft mich nicht, wie die Menschen mich heute verwerfen.' Zum Glück gelang es Schrumpf, den wüthenden Häuptling zu erweichen. Die Alte durfte nach einigen Tagen in ihr Haus zurückkehren und lobte den Gott der Christen, der sie vom Tode errettet habe."

Das war die letzte schauerliche Scene, welche unser Paar in Bethesda (August 1857) erlebte. Der Zustand ihrer Gesundheit, die Erziehung der Kinder machten eine Erholungsreise an's Kap nöthig; im Hintergrund tauchte schon die Frage auf, ob nicht ein letzter Abschied vom Missionsfeld daraus werde. Die Zukunft stand dunkel vor ihren Augen; aber die Eltern erkannten, was Gott von ihnen wolle. Hatte der Herr sie vor sechzehn Jahren berufen, um der Heiden willen Alles zu verlassen, so sollte nun auch die Sorge für das Heil der Kinder, welche unmöglich länger in der heidnischen Atmosphäre verweilen durften, zu ihrem Rechte kommen.

Es war ein herber Abschied am 27. Sept. 1857. „Die kleine Kirche war übervoll; glich sie doch bereits einigermaßen dem Senfkorn, das in der Wüste gepflanzt, mit Thränen befeuchtet, allmählich seine Zweige ausbreitet. Mein Gatte predigte über Apg. 20, 18—38 unter allgemeiner Bewegung. Auch die Heiden vergossen Thränen, daß nun ihr Lehrer sie verlassen wolle." Man hatte am vorhergehenden Sonntag das heilige Abendmahl mit 50 Basuto's gefeiert und von den zehn Taufbewerbern noch einige in die Gemeinde aufgenommen; sieben Personen, die vom Abendmahlsgenuß hatten ausgeschlossen werden müssen, warteten der Wiederaufnahme. So etwa berechnete sich das sichtbare Ergebniß der sechzehnjährigen Arbeit in Bethesda, dem die Freunde nun den Rücken kehren sollten. Nach gemeinschaftlichem Gebet drängte sich am Montag Morgen alles was den Lehrer lieb hatte, um die zwei Wagen, welche die Familie aufnahmen. „Da wollte eine alte Blinde noch einmal mit der Hand über die Gesichter aller unserer Kinder fahren und sagte mit beweglicher Stimme: 'Wenn ihr auch eines Tags wieder kommt, treffet ihr doch die alte Mamoelo nicht mehr hier. Ihre Gebeine werden im Grabe ruhen, aber ihr Geist wird beim Heiland sein und euch segnen, daß ihr gekommen seid, uns die gute Botschaft zu verkündigen.' Dort eilte in sichtlicher Aufregung der tiefgefallene Nathanael Rantake herbei: 'Ich habe es verdient, daß Gott mich so durch euer Scheiden straft; ich war ein harter, aufrührerischer Mensch. Aber damit hat Er mich nun aufgeweckt; gewiß, ich gehe auf den rechten Weg zurück, ihr werdet Gutes von mir hören. Lebt wohl.' Weiter hinten begleiteten uns die Schulkinder, kleine und große, und sangen die Lieder, welche ich sie gelehrt hatte; noch einmal riefen sie: 'Tumela, me! glaube an unsere Liebe, Mutter!' und standen still. Das Haus,

der Garten, gerade in voller Blüthe stehend, das Christendorf, das lange Thal und die malerischen Berge entschwanden nacheinander unsern Blicken, und wir waren wieder, mehr als je, Pilger und Fremdlinge auf der weiten Erde."

Wunderbar führte der Herr die müden Wanderer nach Frankreich zurück, wo sie im April 1858 landeten. Nun galt es, die zehn Kinder zu erziehen, die der Herr ihnen gegeben hatte; eine Aufgabe, die unter den andern Anforderungen der Mission in mancherlei Beziehung vernachlässigt worden war. Doch griff Rosette das Werk mit Freuden an und hoffte, noch etwas Ganzes leisten zu können. Es sollte nicht sein. Seit dem Herbst 1861 nahmen ihre körperlichen Leiden eine beunruhigende Wendung. Die Kinder thun, was in ihren Kräften steht, indem sie ihr aus der heiligen Schrift vorlesen, sie pflegen und trösten, wohl auch an ihrem Bette eine halbe Nacht durchwachen. Der Schlaf will sich nicht mehr von selbst einstellen, ein bösartiges Fieber verzehrt die übrigen Kräfte. Da lernt sie die letzte Lection, die ihr schon in der afrikanischen Losung gegeben war: Geduld, Stillesein zu Gott auch in völliger Unthätigkeit. Körperliche Schmerzen und Seelenleiden stellten sie noch auf manche Probe. Drei Wochen vor ihrem Ende verschied ihre Mutter an einem Schlagfluß; sie wußte nun, daß sie ihr bald folgen werde. Noch einmal zwang sie sich, auf den Knieen mit ihren Kindern zu beten; dann unterwarf sie sich einer gefährlichen Operation, an deren Folgen sie im Diakonissenhaus zu Straßburg verschied (29. März 1862). Mit lauter Stimme lobte sie noch den Herrn, als sähe sie Ihn, und drückte jedem Kinde die Hand mit einem Wort des Abschieds, wie der Glaube es dem Mutterherzen eingab. Dann wiederholte sie lächelnd: „Der Herr hat mich so weit gehorsam gemacht. Dankt Ihm dafür, wie für Alles. Er ist treu bis an's Ende, ich bin Sein und Er ist mein."

Auch wir sollen Ihm dafür danken, wie für jede im Glauben vollendete Seele. Es ist ein großes Werk, wenn Er ein reichbegabtes, aber auch vielbewegtes, stark umgetriebenes Leben in Seiner Liebe den Ruhehafen finden läßt; das bleibt das Größte, auch bei Werkzeugen, welche in Seinem Dienste bedeutendere Resultate erzielt haben, als diese Frau. Erkennen wir in ihr auch keinen der ausgezeichneten Typen von Missionsarbeitern, wie sie uns auf verschiedenen Feldern des großen Weinbergs begegnen, so wird doch das, nicht zu ihrem, sondern zu

des Herrn Ruhm, von der Vollendeten gesagt werden dürfen: Sie hat gethan, was sie konnte.

Kehren wir noch einmal nach Bethesda zurück, so finden wir dort zuerst den alten Br. Gosselin, wie er sich nun mit doppeltem Eifer in die schwere Arbeit warf und in seiner Einsamkeit sich mit Beten und Singen tröstete, bis ihm Hülfe gesandt werden konnte. Mit dem Bauen ist er aber noch nicht zu Ende gekommen. Jetzt steht ihm ein Waadtländer zur Seite, Germond, den die Basuto's gar oft an seine Landsleute mahnen; er meint, sie ähneln einander sogar in den Gesichtszügen, seien recht freundlich und gutmüthig, ohne viel Tiefe in ihren höchsten Angelegenheiten, und bei aller Zuthulichkeit (rondeur) im Grunde nicht gar offenherzig. Immerhin sind sie allmählig fleißigere Leute geworden; Kirchenglieder zählt man jetzt 83. Im Uebrigen geht es mit der Missionsarbeit noch immer auf und ab. Auf Erweckungen, wie in Beröa, folgt leicht eine verstärkte Reaction des Heidenthums. Bekehren sich auch Familienglieder des alten Moschesch, so kommt er selbst um so seltener zur Predigt und belebt etwa auf's Neue irgend welche Unsitte. So stationär aber auch das Völklein scheint, man fühlt doch einen langsamen Fortschritt. Die europäische Bekleidung wird immer allgemeiner; noch sieht man sie in den Volksversammlungen nach alter Weise mit Schild und Speer bewaffnet, im Schmuck der bunten Federn; neuerdings aber mischten sich damit auch etliche abgelegte Uniformen und Gewehre. Nach Pulver ist viel Nachfrage; noch rühmen sie sich ihrer Unabhängigkeit, werden aber immer weniger im Stande sein, sich der Boers zu erwehren, wenn es noch einmal zum Kriege kommen sollte. Ihre Behausungen (in 700—800 Dörfern) sind noch so ziemlich die alten Hütten; das Land ist zu holzarm, als daß dafür schnell Rath geschafft werden könnte. Sonst aber kommt zum alten Viehreichthum der Gewinn aus den reichen Kornernten, wenn nicht gerade eine Dürre die Hoffnungen des Jahrs vereitelt. Der Stationen sind es nun zehn, und man rechnet einen Missionar auf 8000 Seelen. Der Einfluß, den eine solche Anzahl von Musterfamilien auf ihre Umgebung ausübt, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Er neutralisirt in mancher Beziehung die Macht der Häuptlinge, welche noch am meisten der Zauberei, Regenmacherei und andern Heidenthumsresten zugethan sind. Vielweiberei und Beschneidung sind noch immer die Hauptklippen, auch für die hoffnungsvollsten Neu-

bekehrten. Im ganzen letzten Jahr wurden deren 145 getauft, an 500 warten noch auf ihre demnächstige Aufnahme in die Gemeinde. Tüchtige Missionsgehülfen aus den Eingebornen sind noch eine seltene Frucht; wann wird man endlich einen wahren Missionar aus den Basuto's erstehen sehen? Machen läßt sich das nicht. Der edle Gouverneur Sir George Grey bot einmal den Missionaren an, drei Basuto's auf seine Kosten in Paris studiren zu lassen. Man hat sie aber noch nicht gefunden. Weil aber doch das Werk des Evangeliums erst dann recht heimisch geworden und festgewurzelt ist, wenn es jedem Volke von seinen eigenen Kindern verkündigt wird, so ziemt es uns, darum zu bitten, daß der Herr auf die Arbeit der ausländischen Friedensboten diesen Segen lege, daß ihre Thränensaat von Nachfolgern aus den Eingebornen gerettet werde. Möge Er zu allen Gaben auch diese beste sein bald und immer reichlicher hinzufügen!

Missions-Zeitung.

Die evangelische Mission in China und die englische Politik.

Die evangelische Mission unserer Tage wird immer wieder daran erinnert, daß sie sich nicht auf Fürsten, noch auf ihren Schutz zu verlassen habe. Was sie seit 70 Jahren in den Ländern der Heiden ausgerichtet hat, das ist nicht etwa geschehen in Folge der Gunst, die sie bei den Mächtigen der Erde gefunden hätte, sondern trotz aller Ungunst, ja Feindseligkeit, die sie fast zu allen Zeiten von denen zu erfahren hatte, in deren Händen die Macht lag. Wenn die katholische Mission bei ihren Unternehmungen sich in besonderem Maaße der Protektion und Begünstigung der weltlichen Mächte zu rühmen hat, so muß die protestantische sich ihrerseits, selbst von den evangelischen Fürsten, fast immer das Gegentheil gefallen lassen. Hat sie dennoch etwas ausgerichtet, ja Großes und Herrliches erreicht, so ist dieß ausschließlich durch die innere Kraft des Evangeliums und durch den Segen des allmächtigen Gottes geschehen.

Es ist bekannt, wie viel Widerstand und Unlust die Mission von Seiten der brittischen Regierung in Indien lange Jahre hindurch zu erdulden hatte, und wie bis auf den heutigen Tag ihre sogenannte „Neutralitätspolitik" eher in einer versteckten Feindschaft wider die Mission ihren Grund hat. Aber so heimtückisch und unter der Maske des Wohlwollens doch so giftig, als dieß von Seiten des brittischen Generalbevollmächtigten in China geschehen ist, mag in neuerer Zeit kaum ein einflußreicher Mann wider die evangelische Mission aufgetreten sein. Sir

Frederic Bruce, der Bruder des gegenwärtigen Generalgouverneurs von Indien und Nachkomme der alten schottischen Könige, schreibt in einer Depesche aus Peking vom 1. Juni 1862 an Lord Russell, den brittischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten in London, folgendermaßen: „Ich nahm mir die Freiheit, gegen den [anglikanischen] Bischof von Victoria (Hongkong), [früher selbst Missionar der englisch-kirchl. Missionsgesellschaft], bei einem Besuch, den er mir kürzlich zu Peking machte, mich dahin zu äußern, daß die Erfahrung das gänzliche Fehlschlagen protestantischer Missionsunternehmungen, wie sie gegenwärtig betrieben werden, klar bewiesen habe; daß ferner, in Beziehung auf die unwissenden und abergläubischen Klassen in China, für den protestantischen Missionar wenig Hoffnung vorhanden sei, erfolgreich mit der katholischen Kirche zu konkurriren, indem die Ceremonien der letztern so viel Aehnlichkeit mit denen des Buddhismus haben, daß dadurch der Uebergang von der buddhistischen Gemeinschaft zur katholischen verhältnißmäßig leicht gemacht werde. Dagegen öffne sich dem eher der Lehre als den äußeren Kultusformen zugewandten Geist des Protestantismus ein weites Feld unter den gebildeten Klassen China's, die im Allgemeinen dem Götzendienst abgeneigt sind, und unter denen ohne Zweifel viele von religiösen Bedürfnissen bewegte Gemüther sich befinden, — Gemüther, denen die confucische Philosophie nur wenig Nahrung darzubieten vermöge. Um bei solchen Klassen Eingang zu finden, bedarf es Männer von gelehrter Bildung, — Männer, die, wohl vertraut mit der chinesischen Literatur, zugleich fähig sind, in reinem Chinesisch sich auszudrücken; denn es ist wohlbekannt, daß, um die Aufmerksamkeit des Chinesen für theologische Auseinandersetzungen zu fesseln, auf die Form des Vortrags sowohl als auf den Inhalt, auf das Gewand wie auf den Stoff des Dargebotenen Alles ankommt. Ich machte [dem Bischof] den Vorschlag, diejenigen, welche sich der Missionsarbeit widmen wollen, einem regelmäßigen und strengen Unterricht im chinesischen Hofdialekt zu unterstellen, wie dieß bei Leuten geschieht, die zum Amt eines Dolmetschers sich bilden; zugleich sollte die Presse, nicht das Predigen auf Straßen und öffentlichen Plätzen, das Hauptmittel sein, auf das man den größten Werth legt, wenn es gilt, die Chinesen mit der Wahrheit bekannt zu machen. Auf diesem Weg würde man den gebildeten Klassen beikommen, und die christliche Lehre würde sich ganz allmählig ihren Weg bahnen, ohne daß die Feindseligkeit der Mandarinen geweckt und gereizt würde, zumal da dieselben den ausländischen Lehrern mehr aus politischen, als religiösen Gründen abhold sind.

„Was die Stellung der katholischen Priester betrifft, so deutete ich dem Bischof an, daß zwischen ihnen und der Stellung der protestantischen Missionare ein wesentlicher Unterschied bestehe; die Priester kämen nicht ausgesprochener Maßen als Missionare in's Land, sondern als die geistlichen Diener und Pfleger chinesischer Gemeinden, welche bereits bestehen; sie kämen recht eigentlich als Priester hieher, welche Seelsorge treiben, und ich bin geneigt,

zu glauben, daß sie wirklich auch nichts weiter als Seelsorger sind. Der Zuwachs, den sie für ihre Gemeinden gewinnen, besteht hauptsächlich aus verwahrlosten Kindern, die sie von der Straße auflesen, ernähren und erziehen.

„Um dieser Gründe willen konnte ich vernünftiger Weise der Niederlassung eines protestantischen Missionars in einem Orte wie Siuen-hwafu nicht das Wort reden, weil dort bereits ein katholischer Priester sich befindet. Die chinesischen Behörden würden mir gesagt haben, derselbe sei dort, nicht um Proselyten zu machen, sondern um nach den Christen zu sehen, deren Familien schon seit Generationen dort als Christen niedergelassen seien. Der protestantische Missionar aber, wenn er in's Innere des Landes geht, hat den ausschließlichen Zweck, Proselyten zu machen.

„Ich bin überzeugt, daß ausländische Regierungen dem Christenthum in China am wirksamsten dadurch dienen werden, daß sie sich enthalten, es unter ihren Schutz zu nehmen, so als wäre dasselbe eine Sache, woran sie ein Interesse hätten. Denn die chinesische Regierung versteht noch nicht, daß ausländische Regierungen an dieser Frage ein anderes Interesse haben können, als ein politisches. Das Zeugniß der Missionare geht einstimmig dahin, daß die Chinesen noch nicht so weit sind, um zu Opfern für ihre religiösen Ueberzeugungen bereit zu sein, obgleich die Abkömmlinge von Christen mit großer Zähigkeit an ihrem ererbten Glauben festhalten. Die chinesischen Behörden sind jederzeit im Stande, die Gegenwart eines Missionars unwirksam zu machen, sobald ihr Argwohn wach gerufen ist; aber sie sind nicht durchweg fanatisch, außer wenn ihr Stolz durch irgend eine Mißachtung ihrer Autorität wach gerufen und gereizt wird, oder wenn die Bevölkerung, von Fanatismus erhitzt, sie zum Handeln nöthigt. Während des Feldzugs im Norden befanden sich die katholischen Missionare etwa 25 Stunden weit von Peking, ohne in irgend einer Weise belästigt zu werden, obgleich man gelegentlich nach ihnen zu fahnden vorgab.

„Ich weiß ganz wohl, welchem Schrei des Unwillens ich dadurch mich aussetze, daß ich derjenigen Klasse von Missionaren, die ihren Mangel an Erfolg durch einen Anstrich von Eifer und Vielgeschäftigkeit zu verdecken sucht, so wenig Ermuthigung biete; allein die besonnenern und nachdenksamern unter den Missionaren selbst erkennen, wie ich glaube, das Gesunde und Richtige meiner Handlungsweise an, obgleich kaum zu erwarten steht, daß sie den Muth haben werden, diese ihre Ueberzeugung öffentlich kund werden zu lassen. Was ich oben vorgeschlagen habe, erfordert freilich mühevolle Arbeit und Hingebung an die Sache des Christenthums, und schließt ein geduldiges Harren auf Erfolge in sich, die überdieß vielleicht nicht einmal von den ersten [d. h. nach Bruce's Vorschlag gebildeten und seinem Rath folgenden] Arbeitern erreicht werden; — ein Umstand, der allerdings weder dem Geist dieses Zeitalters entspricht, noch dem ungeduldigen Verlangen nach unmittelbaren Erfolgen gemäß ist, wie dasselbe überall bei den Missionsgesellschaften sich findet. Aber nach meiner Ansicht

ist es der einzige Weg, auf welchem der friedliche Fortschritt der Religion gesichert und das Christenthum vor dem Vorwurf bewahrt werden kann, es sei die Mutter von Verzerrungen, wie die Taipingbetrügerei eine ist, und die Quelle von ewigem Krieg und Unheil für China."

So lautet die Depesche des englischen Generalbevollmächtigten in Peking, — des Mannes, dessen Händen der Schutz der Britten in China anvertraut ist. Darauf erwiederte Graf Russell kurz Folgendes:

„Auswärtiges Amt, 5. Sept. 1862. Mein Herr, Ihrer Maj. Regierung billigt Ihre Ansichten in Betreff der Missionsbestrebungen in China, wie sie in Ihrer Depesche vom 1. Juni niedergelegt sind. Ich bin ꝛc. Russell."

Auf diese beiden Depeschen, durch welche die englischen (und wohl auch alle übrigen protestantischen) Missionare gewissermaßen als außer dem Gesetz erklärt und der Willkühr der Mandarinen preisgegeben werden, und die in einem der „Blaubücher" des engl. Parlaments erschienen sind, hat einer der ältesten und würdigsten Missionare in China, Dr. Legge in Hongkong, geantwortet und diese seine treffliche Erwiederung sowohl in englischen, als in anglo-chinesischen Zeitungen veröffentlicht. Dieselbe ist zu lang, als daß wir sie hier wiederzugeben vermöchten; wir wollen aber versuchen, in kurze Sätze die Hauptpunkte der Entgegnung zusammenzufassen.

1. Die evangelische Mission in China besteht eigentlich erst seit 20 Jahren. So kurz aber auch diese Zeit ist, so kann doch von der chinesischen Mission unmöglich gesagt werden, daß sie fehlgeschlagen sei. „Ich gieng," sagt Legge, „im Jahr 1839 als Missionar von England nach China. Seit 1843 wohne ich in Hongkong. Dorthin brachte ich mit mir drei chinesische Christen von Malakka. Am ersten Tag des gegenwärtigen (chinesischen) Jahrs kamen die Mitglieder meiner Gemeinde samt ihren Familien zusammen und bildeten eine Versammlung von nahezu dreihundert Seelen. Ein Greis, sehr schwach und fast blind vor Alter, einer von den Dreien, die mit mir von Malakka hieher gekommen waren, stand auf und sprach: 'Wenn ich dieses mit Christen angefüllte Haus betrachte und daran denke, daß aus uns Dreien eine so große Zahl geworden ist, so fühle ich, daß wir Ursache haben, Gott zu danken und Muth zu fassen. Wenn meine Kinder so alt werden als ich bin, so werden sie noch größere Dinge schauen dürfen.' — Wahrlich, meine Missionsarbeit ist kein Fehlschlagen gewesen; und was ich erlebt, das haben auch meine übrigen Mitarbeiter in China erleben dürfen. Viele von ihnen haben noch reichere Erfolge gesehen."

2. Die Missionare haben nicht versäumt, sich der Presse zu bedienen oder Unterrichtsanstalten zu gründen, um dadurch den höheren Klassen beizukommen. „Die chinesischen Wörterbücher von Morrison, Medhurst und Williams sind unvergängliche Denkmäler ihrer Tüchtigkeit und ihres Fleißes. Mehr als eine vollständige Uebersetzung der Bibel in's Chinesische ist ein Erfolg, dessen wir uns auch vor unsern Feinden zu rühmen haben. Viele christliche Abhandlungen und Traktate sind erschienen, ja sogar Werke über Geschichte, Geographie, Physiologie, Astronomie, Mathematik, Chirurgie, Arzneikunde und andere

Zweige der Wissenschaft und Literatur. Kein Jahr ist vergangen, wo nicht Hunderte von chinesischen Schriften die Missionspresse verlassen haben." — Auch auf den Jugendunterricht ist viel Arbeit und Mühe verwendet worden. Es giebt keine Missionsstation, die nicht ihre Knaben- und Mädchenschulen, sowie ihre Erziehungsanstalten hätte. „Es ist wahr, etliche dieser Anstalten sind mißlungen, etliche sind gut ausgeschlagen; aber wer die chinesischen Missionen kennt, der weiß, daß das Letztere häufiger war, als das Erstere."

3. Sir Frederic Bruce hält die Predigt, namentlich aber die Straßenpredigt, für zwecklos und unnütz. Christus aber und seine Apostel haben auf die Predigt des Evangeliums den höchsten Werth gelegt, sie als erste Pflicht gefordert und selbst auf den Straßen, auf den Hügeln und am Gestade des Sees gepredigt.

4. Sir F. Bruce verlangt von den Missionaren, daß sie sich an die „gebildeten Klassen", und nicht an die „unwissenden und abergläubischen Massen" wenden. Nun sind allerdings die Missionare ferne davon, die Gebildeten zu versäumen, aber es ist zu allen Zeiten so gewesen, daß den „Armen das Evangelium gepredigt wurde." Die Christianisirung der Völker geht nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben. „Vor etlichen Jahren," sagt Dr. Legge, „hatte ich eine Unterredung mit einem der angesehensten Edelleute Englands über die Missionen in China. 'Welche Klasse,' fragte er, 'finden Sie am willigsten, die Wahrheit aufzunehmen?' Und ohne auf eine Antwort zu warten, fügte er gleich selber hinzu: 'Ich denke, es ist dort wie hier, daß die höheren Klassen im Allgemeinen es in dieser Welt zu gut haben, als daß sie geneigt wären, ernstlich an die jenseitige Welt zu denken, noch viel weniger ihre Behaglichkeit dadurch zu gefährden willens sind, daß sie Christen werden.' Dem mußte ich beistimmen und stimme ihm heute noch bei."

5. Sir F. Bruce verlangt, daß die Missionare den chinesischen Hofdialekt studieren. Aber der Hofdialekt ist die Sprache der Gelehrten und nicht die des Volks, unter welchem der Missionar vornehmlich arbeitet. Um die Literatur China's zu studieren nnd mit ihr völlig vertraut zu werden, bedarf es des Hofdialekts nicht.

6. Seltsam ist, daß Sir F. Bruce auch seinem eigenen Vorschlag in Betreff der Missionsmethode wenig Erfolg zutraut. Wenn man seinem Vorschlag folgen wollte, so würde das wohl „viel mühevolle Arbeit und Hingebung" und ein „geduldiges Harren auf Erfolge" erfordern, aber diese Erfolge würden „vielleicht nicht einmal von den ersten Arbeitern erreicht werden." Somit würde, auch wenn man in diesen Vorschlag einginge, nach 20 Jahren ein anderer Sir F. Bruce aufstehen und sagen: „Die Mission ist fehlgeschlagen."

7. Völlig unbegreiflich aber ist der Rath, welchen der brittische Generalbevollmächtigte in Peking der heimischen Regierung in England giebt, und welchen Graf Russel bona fide gut heißt und acceptirt, — den Rath nämlich: daß „die ausländischen Regierungen sich künftig enthalten sollen, das Christenthum [d. h. die Missionare und ihr Werk] unter ihren

Schutz zu nehmen, als wäre das eine Sache, woran sie ein Interesse hätten.“ Schmach über den Mann, der solche Worte niederschreiben konnte! „Sir F. Bruce,“ sagt Dr. Legge, „residirt in Peking kraft des Vertrags, der zwischen Ihrer brittischen Majestät und dem Kaiser von China geschlossen und am 24. Okt. 1860 ratificirt wurde. Seine Aufgabe besteht einfach darin, über die Beobachtung der Vertragsbestimmungen zu wachen und darauf zu sehen, daß die einzelnen Artikel genau erfüllt werden; er hat keine Gewalt, kein Recht, an dem Vertrag selbst etwas zu ändern. Der 9. Art. aber lautet: ‘Die christliche Religion, nach protestantischem und katholischem Bekenntniß, schärft die Uebung der Tugend ein und lehrt den Menschen thun, wie er wünscht, daß Andere ihm thun. Deßhalb sollen Personen, welche dieselbe lehren oder bekennen, ein Recht auf den Schutz der chinesischen Behörden haben, und keine Person dieser Art, die friedlich ihrem Beruf nachgeht und die Gesetze nicht übertritt, soll verfolgt oder irgendwie beeinträchtigt werden.’ Ein anderer Artikel giebt den brittischen Unterthanen das Recht, zu ihrem Vergnügen, oder für Handelszwecke, in allen Theilen des Innern, so sie anders mit Pässen versehen sind, zu reisen. Der 12. Art. setzt fest, daß ‘brittische Unterthanen, welche, sei es in Seehäfen oder an andern Orten, Häuser, Waarenlager, Kirchen, Hospitäler, Begräbnißplätze zu bauen oder anzulegen wünschen,’ geschützt werden sollen gegen ungebührliche Forderungen bei dem Ankauf von Land oder Gebäulichkeiten. — So lautet der Vertrag; Sir F. Bruce aber sagt, und der brittische Minister der auswärtigen Angelegenheiten giebt sein Ja dazu — und wahrscheinlich wird es bald die Hofzeitung in Peking nachdrucken: ‘Das Christenthum soll in China nicht geschützt werden, denn die ausländischen Regierungen haben kein Interesse daran!’ — Ferner wird im achten Vertragsartikel ausdrücklich gesagt, daß ‘England an allen Rechten und Privilegien, welche etwa andern Nationen eingeräumt würden, vollen und gleichmäßigen Antheil haben solle.’ Nun aber heißt es in dem 6. Art. des zwischen China und Frankreich geschlossenen Vertrags also: ‘Es soll durch das ganze Reich zur Nachachtung des Volks kund gemacht werden, daß es hinfort Soldaten und Bürgern überall gestattet ist, die Religion des Herrn des Himmels zu üben und auszubreiten, zusammenzukommen zur Betrachtung und Besprechung der Lehre, und Hallen [Kirchen] zum Behuf des Gottesdienstes zu bauen; und daß diejenigen, welche ohne Ursache nach Christen fahnden und sie verhaften, behandelt werden sollen, wie es sich geziemt. Ueberdieß, was solche Kirchen des Herrn des Himmels, Schulen, Begräbnißplätze, Grundstücke und Gebäude betrifft, welche in früheren Zeiten aus Anlaß der Christenverfolgungen vom Staat konfiscirt wurden, so soll Ersatz dafür geleistet, und derselbe dem Repräsentanten Frankreichs zu Peking eingehändigt werden, welcher ihn sodann den Christen an den betreffenden Orten übergeben wird; auch sollen französische Missionare und Lehrer Freiheit haben, in jeder Provinz Land zu miethen oder zu kaufen,

und Häuser darauf zu errichten, **ganz nach ihrem Gefallen.**' Was hier den französischen Missionaren vorbehalten und ausbedungen ist, das ist auch kraft des Vertrags das Recht der englischen Missionare. Der Vertreter Englands in Peking aber sagt: 'Daran hat die brittische Regierung kein Interesse!' Und Graf Russell spricht im Namen aller seiner Kollegen nach: 'Das Christenthum in China ist keine Sache, an der die brittische Regierung ein Interesse hat!' — Vor 200 Jahren gab es einen Mann in England [Cromwell], der faktisch damals die höchste Macht und Majestät im Lande war. Da kam im Jahr 1655 die Kunde von den schrecklichen Niedermetzelungen italienischer Protestanten [Waldenser] nach London, und als jener Mann davon hörte, brach er in Thränen aus, und rief: 'Die Leiden dieser armen Leute gehen meinem Herzen nahe, ja noch näher, als wenn es um die nächsten Verwandten, die ich in der Welt habe, sich handelte!' An dem gleichen Tage sollte er einen Vertrag mit Frankreich unterzeichnen; aber er weigerte sich dessen, bis der König und sein Minister Mazarin sich verpflichtet hätten, gemeinschaftlich mit ihm jenen unglücklichen Opfern der Verfolgung Recht und Gerechtigkeit zu verschaffen. Die Denksäulen und Bildnisse dieses Mannes sind noch heute überall in den Thälern der Waldenser zu finden; die Bildsäulen von Sir F. Bruce und Graf Russell aber wird die Nachwelt vergebens in den Wohnungen und Hallen der Protestanten in China suchen."

Das dänische Missionswesen. (Schluß.)

Im Augustheft haben wir angefangen, aus den Mittheilungen des Dr. Kalkar, des Vorstehers der dänischen MG. in Kopenhagen, ein Bild von dem gegenwärtigen Zustand der dänischen Missionen in Grönland zu entwerfen. Kalkar hat uns zuerst bei den vier Distrikten Nordgrönlands: Upernavik, Umanak, Jakobshaven und Egedesmunde herumgeführt, dann uns mit den beiden ersten Hauptstationen Südgrönlands: Holsteinborg und Godshaab, bekannt gemacht. Er führt uns nun auch noch zu den beiden übrigen, indem er fortfährt:

„3. Mit Frederikshaab, das sich etwa 30 Meilen bis zur Insel Sennerich ausdehnt, geht es nach Herrn Rink's Bericht rückwärts. Der Distrikt ist von mehr als 700 Eingebornen bewohnt. Neben einer Kirche und Schule befindet sich dort ein großes Gebäude, das dem Inspektor der Kolonie, dem Assistenten und dem Missionar zur Wohnung dient. Die Umgebung der Stadt sieht sehr traurig aus, indem auf der Ebene umher noch große Schneehaufen selbst im Sommer zurückbleiben. Pastor Barfod hat hier seinen Wirkungskreis. Nach seinem lehrreichen Bericht vom Juni 1860 legt er auf die Einrichtung eines 'Gemeinderaths' großen Werth. Es ist eine Freude zu sehen, wie mehrere der Eingebornen wesentliche Fortschritte gemacht haben, so daß sie nicht bloß für sich selbst sparsam sind und Vorsorge für den Winter treffen, sondern auch sich für ihre Nebenmenschen herzlich interessiren und einen Theil ihres Gehalts zur Unterstützung der Armen verwenden. Der Hauptvortheil des

Gemeinderaths jedoch ist, daß er dem Kommunismus der Grönländer entgegen arbeitet, — jenem nationalen Uebel, durch welches die Leute am Oekonomisiren verhindert werden, indem sie ihre Ersparnisse mit den Faullenzern, wenn sie in Armuth gerathen, zu theilen genöthigt sind.

„4. Julianshaab, die südlichste Kolonie, ist in historischer Beziehung die interessanteste. Hier vornehmlich wohnten die alten Skandinavier, und viele seltsame Ueberreste aus jener Periode finden sich noch vor. Obgleich die Grönländer wenig geschichtliche Ueberlieferungen bewahren, so reden sie doch heute noch von den 'bärtigen Leuten', d. h. den Skandinaviern. In jener längst vergangenen Zeit hatte dieser Distrikt 12 Kirchen und 190 kleine Dörfer und größere Bauernhöfe. — Im Jahr 1858 belief sich die Bevölkerung auf 1314 Grönländer, mit Einschluß aber der Brüdergemeinden auf etwa 2500. Julianshaab ist schwer zugänglich wegen der Masse von Treibeis, und die Schiffe müssen oft wochenlang kreuzen, ehe sie in den Hafen gelangen können. Der Distrikt ist fruchtbar und hat mehrere grüne Thalgründe, die eine viel größere Menge Vieh zu ernähren im Stande wären, als es gegenwärtig der Fall ist. Voriges Jahr erhielt die Kolonie einen interessanten Besuch von einem englischen Dampfer, durch welchen der Versuch gemacht werden sollte, eine telegraphische Verbindung zwischen Amerika und England über Grönland herzustellen. Ein englischer Ingenieur beabsichtigt, eine Verbindung zwischen der Ostseite Grönlands und der Westseite herzustellen. Sein Plan ist sehr sinnreich und es ist zu hoffen, daß er die Erlaubniß der Regierung dazu erhalten wird. Zu Pomadluk sollen noch zahlreiche Heiden sich befinden. Im Ganzen ist die Bevölkerung hier in guten Umständen und im Besitz der nöthigen Handwerkszeuge und Kleider; auch sind sie offenbar kräftiger und thätiger. Auf der Ostküste jedoch herrschte letzten Winter eine ernstliche Hungersnoth, und mehrere Personen starben den Hungertod. Was das häusliche Leben betrifft, so sieht es jämmerlich genug aus. Die Kinder wachsen auf ohne Unterricht und ohne an Gehorsam gewöhnt zu werden. Der Geistliche sieht die jungen Leute nur zweimal des Jahrs vor der Konfirmation. Schulen sind nach seiner Ueberzeugung das dringendste Bedürfniß, wie er denn auch gegenwärtig im Begriff steht, drei Schulgehülfen sich heranzubilden. Pastor Jörgensen proponirt (in seinem Bericht vom Mai 1860) eine jährliche Konferenz aller grönländischen Missionare. Dabei weist er auf die Gefahren der Einseitigkeit u. s. w. hin, welche die gegenwärtige Isolirung der Missionare mit sich bringe, und auf den reichen Gewinn, der aus einem persönlichen Austausch der Gedanken und Erfahrungen hervorgehen müsse. Derselbe Geistliche sagt, daß er die Zeit noch für sehr fern halte, wo Grönland hinreichend mit eingebornen Pastoren versehen sein werde. Es wäre sehr schwer, meint er, junge Leute in Grönland selbst so weit vorzubilden, daß sie die dänische Universität mit Nutzen besuchen könnten; ebenso wäre ihre nachherige Stellung sowohl in ihrem Verhältniß zu ihren Landsleuten als zu dänischen Beamten, mit großen Schwierigkeiten verbunden.

Ganz anders stünde es bei solchen Eingebornen, welchen andere, Vertrauen erheischende Amtsstellungen anvertraut würden. Wollte man aber grönländische Knaben in früher Jugend nach Dänemark schicken, so entstände die andere Schwierigkeit, daß sie die grönländische Sprache und Sitte vergessen, und entweder in Dänemark bleiben oder als völlige Europäer zurückkehren würden. Der beste Plan wäre der in Island befolgte, wo die meisten Geistlichen im Lande selbst herangebildet werden und nachmals mit den europäischen Pastoren in herzlichem Verhältniß stehen."

Dr. Kalkar fügt dann noch eine kurze Uebersicht der Stationen der Brüdergemeinde bei und schließt, mit Beziehung auf die dänische Mission in Grönland, mit folgenden Worten: „Im Ganzen ist unser Eindruck von dem gegenwärtigen Zustand Grönlands eher ein trauriger, sowohl was die religiöse Seite, als den materiellen Wohlstand des Volkes betrifft. Was uns als das dringendste Bedürfniß erscheint, ist Folgendes:

„1. Mehr Missionare und Geistliche von entschieden gläubigem und energischem Charakter.

„2. Eingeborne Pastoren, in Grönland und Dänemark erzogen, und fähig, das Evangelium in ihrer Muttersprache zu verkündigen.

„3. Ein Oberaufseher oder Bischof, der die zerstreut wohnenden und schwergeprüften Arbeiter auf ihren verschiedenen Stationen regelmäßig besucht und ermuthigt.

„4. Sorge zu tragen, daß die dänischen Beamten, die für Handelszwecke nach Grönland versetzt werden, zum wenigsten rechtschaffene Männer seien und dem Christenthum nicht in offener Weise feindselig entgegen stehen."

Wir fügen noch bei, was bei der letzten Jahresversammlung der dänischen Missionsgesellschaft über die Missionsanstalt in Kopenhagen ꝛc. berichtet wurde. Der Inspektor dieser Missionsschule ist Dr. Boerlam. Es befinden sich gegenwärtig fünf Zöglinge darin, welche in denjenigen Sprachen und Wissenschaften Unterricht empfangen, die für ihren künftigen Missionsberuf nothwendig sind. Die Einnahme der Gesellschaft im Jahr 1862 belief sich auf 4382 dänische Thaler, wovon die Hülfsgesellschaften allein 3768 Thaler gesammelt haben. Außerdem hatte die Gesellschaft im J. 1861 ein Reservekapital von 6162 Thalern, und in Staatspapieren die Summe von 6125 Thalern. Die Ausgaben, — nämlich für den Missionar Abraham Honori, der in den Diensten der norddeutschen (Bremer) MG. steht und in Neuseeland arbeitet, — beliefen sich letztes Jahr auf 4115 dänische Thaler. Wir erwähnen auch des Planes, welcher lebhaft besprochen wurde, alle evangelischen Missionsgesellschaften in Dänemark, Schweden und Norwegen in Eins zu verschmelzen. Diejenige von Stockholm hat sich bereits dagegen erklärt, während im Süden von Schweden der Gedanke günstig aufgenommen wurde. Aus der Nähe von Christianstad (Norwegen) kamen einige schöne Beiträge, mit dem Wunsch, daß der vorgeschlagene Plan zu Stande kommen möchte. — Der Herr aber lasse die Arbeit dieser jungen dänischen Missionsgesellschaft mit reichem Segen gekrönt werden.

Nro 3. Bibelblätter 1863.

Johann Bunyan.

1. Die Macht der Sünde.

Es mag wohl unter uns wenige Christen geben, die nicht von Johann Bunyan und von seinem herrlichen Buche, „des Christen Pilgerreise nach der seligen Ewigkeit,“*) gehört hätten. Von ihm und seinen Lebensführungen wollen wir dießmal erzählen.

Bunyan war geboren im Jahr 1628 in dem englischen Dörflein Elstow, nahe bei der Stadt Bedford. Seine Eltern gehörten zu der ärmsten und verachtetsten Volksklasse des Landes. Denn sein Vater war umherziehender Kesselflicker und Pfannenschmid. Ob er gar ein Zigeuner war, ist nicht gewiß. Er wird aber geschildert als ein ehrlicher, rechtschaffener, dabei armer und hart arbeitender Mann.

*) Die Berliner Ausgabe ist unter dem Titel erschienen: „Johann Bunyan, Reise eines Christen nach der seligen Ewigkeit,“ Preis 36 kr. Die Barmer Ausgabe heißt: „Pilgerreise zur seligen Ewigkeit,“ und hat nette Holzschnitte; Preis 48 kr. — Eine sehr schöne Ausgabe ist bei Costenoble in Leipzig erschienen.

Nach Art der Kesselflicker jener Zeit führte er ein unstätes Wanderleben; doch verweilte er in der Regel zu Elstow, wo er eine armselige Hütte bewohnte. Dort schickte er auch seinen kleinen Johann in die Schule. Dieser aber, wie er selbst sagt, vergaß bald das wenige, das er gelernt hatte, und zwar fast gänzlich. Seine früheste Jugend brachte er in großer Gottlosigkeit zu. „Es war meine Lust," sagt er, „mich vom Teufel willenlos gefangen nehmen zu lassen, und ich war so mit allem Bösen erfüllt, daß ich von Kind auf nur wenige meines Gleichen im Fluchen und Schwören, im Lügen und Gotteslästern hatte. Ich war der Rädelsführer meiner Kameraden in aller Art von Gottlosigkeit."

Natürlich war der junge Bunyan dabei weder glücklich, noch ruhig. Er hatte, wie einer seiner innigsten Freunde erzählt, „furchtbare Träume in der Nacht, so daß er oft im Schlaf laut aufschrie, wie wenn ihn Jemand umbringen wollte, wodurch er das ganze Haus in Schrecken versetzte; und wenn man ihn weckte, so fuhr er auf und starrte so wild um sich her, als wenn noch irgend eine wirkliche Erscheinung sichtbar vor ihm stünde. Gewöhnlich hatte er in diesen Träumen, wie er sagte, mit bösen Geistern zu thun, die in schrecklichen Gestalten und Fratzen ihm vorkamen und so drohend auf ihn losstürmten, als wenn sie ihn in Stücke zerreißen wollten."

Die Eindrücke aber, die er von solchen Träumen erhielt, verschwanden jedesmal wieder bald, und er stürzte sich immer auf's Neue in sein Sündenleben. Auch wunderbare Lebensrettungen blieben ohne Wirkung auf sein Gemüth. Einmal fiel er in's Meer, ein andermal aus dem Boot in den Fluß bei Bedford, und beide Male entkam er nur mit knapper Noth dem Ertrinken. Eines Tags, als er mit einem Kameraden über's Feld gieng, glitt eine giftige Otter über den Weg. Bunyan schlug augenblicklich nach ihr mit einem Stock und betäubte sie; dann drückte er ihr mit unglaublicher Keckheit das Maul auf und riß ihr die Giftzähne aus, — eine Tollkühnheit, die ihm das Leben hätte kosten können, wenn ihn Gottes Gnade nicht bewahrt hätte. Aber auch durch solche augenscheinliche Bewahrungen ließ er sich weder erschüttern, noch in seinem Sündenlauf aufhalten.

Endlich ließ er sich unter die Soldaten anwerben. Die Zeit, in welche Bunyans Leben fiel, war voll Verwirrung und Unruhe. Es herrschte damals in England Karl I aus dem Geschlecht der Stuart, und da dieser unglückliche König durch eigene Schuld in steten Streit

mit seinem Parlament sich verwickelte, so brach 1642 der große Bürgerkrieg aus, in welchem die Anhänger des Parlaments und die königlich Gesinnten sich gegenseitig bekriegten, so daß das ganze Land in namenloses Elend gerieth. Endlich fiel der König in die Gewalt seiner Feinde und wurde 1649 auf Befehl des Parlaments enthauptet. In diesen Zeiten allgemeiner Verwirrung stand Bunyan, wie es scheint, unter den Fahnen der Parlaments-Armee. Es war im Jahr 1645. Auch hier war die schirmende Hand Gottes sichtbar über ihm. Er wurde nämlich eines Tags nach einem gefährlichen Wachtposten beordert. Eben schickte er sich an, dahin abzugehen, als ein Kamerad ihn bat, an seiner Statt den Posten beziehen zu dürfen. Bunyan willigte ein, und siehe, kaum war sein Kamerad an Ort und Stelle angekommen, so ward er von einer Kugel niedergestreckt. Aber auch dies machte keinen Eindruck auf Bunyans Herz. Uebrigens verließ er bald darauf die Armee und kehrte in seine Heimat Elstow zurück. Von einer Herzensbesserung aber war so wenig die Rede, daß er vielmehr entschlossen schien, sein Lasterleben immer ärger zu treiben. Er selbst schreibt: „Da ich mein Gewerbe vernachlässigte und nur dem Spiel und anderem Zeitvertreib nachgieng, um mir die melancholischen Gedanken aus dem Sinne zu schlagen, was mir freilich nicht allezeit gelang, so wurde ich sehr arm, elend und verachtet."

Als Bunyan zwanzig Jahre alt war, trat er in die Ehe. „Und," schreibt er selbst, „mein Glück war es, daß ich eine Frau bekam, deren Vater für fromm galt. Obgleich wir so arm zusammenkamen, als nur Einer arm sein kann, indem wir nicht einmal eine Schüssel oder einen Löffel im Hause hatten, so hatte doch meine Frau wenigstens zwei Bücher als Erbgut mitgebracht, nämlich 'des armen Mannes Weg zum Himmel' und 'die Uebung der Gottseligkeit,' welche ihr Vater bei seinem Tode ihr zurückgelassen hatte." So begann Bunyan seine Ehe, und ließ von seiner jungen gottesfürchtigen Frau sich bewegen, jene Bücher zu lesen, wie sie ihm überhaupt zum großen Segen wurde.

„Ich fiel nun," erzählt er selbst, „sehr begierig auf die zu meiner Zeit üblichen Religionsübungen hinein, nämlich daß ich täglich zweimal zur Kirche gieng." Er betete und sang wie die andern, ließ aber doch nicht von seinem gottlosen Leben. „Ich war," schreibt er, „so von einem Geist des Aberglaubens angefüllt, daß ich den Altar, den Priester, den Kirchendiener, den Ornat und was sonst zur Kirche

gehörte, förmlich anbetete, und das mit großer Andacht." Aber freilich, Aberglaube und gottloses Leben können ganz gut neben einander bestehen. Am Sonntag Vormittag konnte Johann Bunyan den Priester und den Kirchendiener und den Ornat anbeten, und am Sonntag Nachmittag fand man ihn unter den ärgsten Sabbathschändern des Dorfes.

Eines Tages predigte der Geistliche des Orts über die Sünde der Sonntagsentheiligung. Bunyan verließ die Kirche mit großer Angst im Gewissen. Kaum aber hatte er zu Mittag gegessen, so schüttelte er die Predigt sich aus dem Sinn und kehrte mit hellem Jubel zu Spiel und Gelage zurück. Es war aber ein kurzer Jubel. „Mitten im Spiel," sagt er selbst, „fuhr plötzlich eine Stimme vom Himmel in meine Seele, die rief: 'Willst du deine Sünden lassen und in den Himmel gehen? Oder willst du deine Sünden behalten und in die Hölle fahren?' Darüber kam ich in eine überaus große Verwirrung." Aber die einzige Auskunft, die er aus dieser Gewissensnoth fand, bestand in der — Verzweiflung. Gleich Kain sagte Bunyan zu sich selbst: „Ich bin ein zu großer, ein zu schrecklicher Sünder gewesen, als daß Christus mir vergeben könnte. Wenn aber die Sachen so stehen, so ist ja meine Lage wahrhaft verzweifelt; verzweifelt, wenn ich meine Sünden lasse, und verzweifelt, wenn ich ihnen ferner fröhne. Ich kann nur verdammt werden; und wenn dieß sein muß, so ist's eben so gut, ich werde wegen *vieler* Sünden verdammt, als verdammt wegen *weniger*."

Etwa einen Monat lang wurde der arme Mann auf diese Weise zwischen Hoffnung und Verzweiflung, zwischen Gewissensbissen und Sündenliebe herumgeworfen und gieng elend und jämmerlich in seinen alten bösen Wegen dahin. Da stand er eines Tags fluchend und schwörend wie ein Wahnsinniger an dem Fenster einer Nachbarin. Die Frau, als sie die gräßlichen Flüche vernahm, fuhr auf und rief: er mache sie ja ganz zittern; einen gottloseren Menschen habe sie in ihrem Leben noch nie gesehen; er werde noch die ganze Jugend des Dorfes zu Grunde richten. Nun war freilich diese Frau selbst ein notorisch schlechtes Weib, aber eben deßhalb machte die scharfe Strafpredigt, die von einer so unerwarteten Seite kam, einen um so stärkeren Eindruck auf Bunyan. Im Augenblick war er zum Schweigen gebracht. Er erröthete vor Gott und Menschen und wünschte von ganzem Herzen, er wäre wieder ein kleines Kind, damit sein Vater ihn lehren könnte, ohne Fluchworte zu reden; denn er hielt diese schlimme Ge-

wohnheit für so eingewurzelt, daß von keiner Besserung die Rede sein könne. Und doch — von jenem Tage an war er wenigstens von dieser gottlosen Gewohnheit kurirt, und alle Leute wunderten sich, wie das zugieng.

Bunyans Gewissen war nun erwacht, und er fieng an, die groben Sünden Schritt für Schritt zu bekämpfen und abzulegen; allein den Heiland kannte er noch nicht. Deßhalb ward er auch nur äußerlich ein anderer Mensch. Dabei nahm er die zehn Gebote zu seiner Richtschnur und wollte sich von ihnen den Weg zum Himmel zeigen lassen. „Diese Gebote," schreibt er, „gab ich mir auch viel Mühe zu halten und hielt sie auch, wie mir vorkam, manchmal ziemlich gut, nur daß ich je und je eines übertrat und so mein Gewissen beunruhigte; aber dann bereute ich es und sagte, es ist mir leid, und versprach Gott, es künftig besser zu machen. Damals meinte ich, Gott habe an mir ein besonderes Wohlgefallen, wie nur irgend an einem Menschen in England. So trieb ich's etwa ein Jahr, und in dieser ganzen Zeit hielten mich meine Nachbarn für einen sehr frommen Menschen, und waren erstaunt über die große und merkwürdige Veränderung, die mit mir vorgegangen war; und doch kannte ich weder Christum, noch wußte ich etwas von Gnade, von Glauben und Hoffnung, und jetzt weiß ich wohl, daß, wenn ich damals gestorben wäre, mein Loos ein schreckliches hätte sein müssen. Indessen, wie gesagt, die Nachbarn hielten mich für einen frommen und überaus rechtschaffenen Menschen, und wenn ich davon hörte, so gefiel mir ihr Lob gewaltig wohl."

2. Der Sieg der Gnade.

Während Bunyan in diesem selbstzufriedenen und selbstgerechten Sinne dahin lebte, gieng er eines Tags in seinen Berufsgeschäften nach dem nahen Bedford und fand dort drei oder vier arme Frauen, die vor ihrer Thüre in der Sonne saßen und über göttliche Dinge sich unterhielten. „Sie sprachen über die neue Geburt," erzählt Bunyan, „über das Werk Gottes in ihren Herzen und wie ihnen ihr natürlicher unwiedergeborner Zustand, in welchem sie früher gelebt hätten, als ein höchst unglücklicher erschien; sie redeten davon, wie Gott ihre Seelen mit seiner Liebe in dem Herrn Jesus heimgesucht, und mit welchen Gottesworten und Verheißungen sie erquickt, ge-

tröstet und gestärkt worden seien gegen die Versuchungen des Teufels. Weiter handelten sie insbesondere von den Einflüsterungen und Versuchungen des Satans und erzählten einander, durch was für Dinge sie angefochten, und wie sie bei den Anläufen des Bösewichts von Gott unterstützt worden seien. Auch sprachen sie von ihres eigenen Herzens Bosheit und von ihrem Unglauben, und verachteten und verabscheuten ihre eigene Gerechtigkeit, die ein beflecktes Kleid und unfähig sei, irgend etwas Gutes zu thun. Und mich däuchte, sie sprachen so, als wenn die Freude aus ihnen redete; sie sprachen mit solcher Lieblichkeit in Schriftworten und mit solcher Holdseligkeit, daß sie mir vorkamen, als wenn sie eine neue Welt aufgefunden hätten. Dabei fühlte ich, wie mein Herz zitterte, und wie ich anfieng, meinem innern Zustand zu mißtrauen; denn ich sah, daß mir bei allem, was ich von Religion und Seligkeit wußte und dachte, die neue Geburt niemals in den Sinn gekommen war; ebenso wenig wußte ich von dem Trost der Worte und Verheißungen Gottes, oder von der Verkehrtheit und Bosheit meines eigenen Herzens. Deßhalb, nachdem ich ihnen lange zugehört und über ihre Reden nachgedacht hatte, verließ ich sie und gieng wieder meinen Geschäften nach. Aber ihre Reden giengen mit mir; auch verweilte mein Herz gerne bei ihnen, denn ich war tief ergriffen von ihren Worten, theils weil ich durch sie überzeugt wurde, daß mir die Zeichen eines wahrhaft frommen Menschen fehlten, theils weil ich denjenigen für einen glückseligen Menschen hielt, der so gesinnt war wie diese Frauen."

Nun fieng Bunyan an, die Bibel mit großer Begierde zu lesen. Diejenigen biblischen Schriften, die ihm bisher zuwider gewesen waren, nämlich die Briefe Pauli, wurden nun der Gegenstand seines eifrigsten Forschens. Aber auch hier nahte sich ihm der Versucher. Er traf nämlich zu jener Zeit mit Leuten zusammen, die sich Christen nannten und doch den Grundsatz aufstellten, daß nichts Sünde sei, als was man für Sünde halte. Er war stark versucht, diese Lehre anzunehmen; „aber Gott," sagt er, „der mich, wie ich hoffe, für Besseres bestimmt hatte, erhielt mich in der Furcht seines Namens, und ließ nicht zu, daß ich solche fluchwürdige Grundsätze annehme."

Jetzt endlich trennte er sich von allen seinen bisherigen Sündengenossen. „Da war ein junger Mann in unserer Stadt," erzählt er selbst, „an dem mein Herz mehr als an irgend einem andern hieng;

aber da er ein überaus gottloser Mensch war, schüttelte ich ihn jetzt ab und verließ seine Gesellschaft. Aber ein Vierteljahr später begegnete ich ihm in einer Gasse und fragte ihn, wie es ihm gehe. Er antwortete mir nach seiner Weise unter gräßlichen Flüchen: es gehe ihm gut. — 'Aber Heinrich,' sagte ich, 'warum schwörst und fluchst du so? Was wird aus dir werden, wenn du in diesem Zustand stirbst?' Er antwortete mir in großem Zorn: 'Woher sollte der Teufel Gesellschaft kriegen, wenn es nicht Leute gäbe, wie ich bin?'" — Es ist etwas Ergreifendes, diese beiden ehemaligen Sündengenossen so auf dem Lebenswege sich begegnen und so nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin auf ewig auseinander gehen zu sehen.

„Um diese Zeit," erzählt Bunyan weiter, „kam mir der glückselige Zustand jener armen glaubensfreudigen Frauen in Bedford in einer Art von Gesicht also vor: — Es däuchte mir, als wenn sie auf der Sonnenseite eines hohen Berges sich befänden und da an den lieblichen Strahlen der Sonne sich erquickten, während ich selbst vor Frost und Kälte zitterte und von finstern Wolken umgeben war. Mich däuchte auch, ich sehe zwischen mir und ihnen eine Mauer, die um den ganzen Berg lief. Durch diese Mauer sehnte sich meine Seele hindurchzudringen; denn ich stellte mir vor, wenn ich durch die Mauer zu dringen vermöchte, so könnte ich mitten unter jene Frauen hinein mich begeben und dort auch an der Wärme ihrer Sonne mich erquicken. Mich däuchte, ich gienge um diese Mauer wieder und wieder herum, immer spähend, ob ich nicht irgend eine Oeffnung oder einen Durchgang zu finden vermöchte. Aber ich fand lange Zeit nichts der Art. Endlich nahm ich eine enge Oeffnung wahr, gleich einer schmalen Spalte in der Mauer, und durch diese versuchte ich hindurchzudringen. Da nun aber diese Oeffnung sehr enge und schmal war, so machte ich viele Versuche hindurchzukommen, aber alles umsonst. Endlich däuchte mir, ich bringe unter großer Anstrengung zuerst meinen Kopf hinein und darnach durch eine Seitenbewegung auch meine Schultern und den ganzen Körper. Da war ich überaus froh, gieng und setzte mich in die Mitte jener Frauen und wurde so mit dem Licht ihrer Sonne erquickt. — Nun, dieser Berg mit seiner Mauer wurde mir also erklärt. Der Berg bedeutet die Kirche des lebendigen Gottes; die Sonne, die darauf schien, ist das tröstliche Licht seines gnadenreichen Angesichts, das über denen leuchtet, die dort sich befinden; die Mauer, dünkte mich, sei die Scheidewand,

welche das Wort Gottes zwischen den wahren Christen und der Welt aufrichtet; und die Spalte, welche in der Mauer war, dachte ich, sei Jesus Christus, welcher ist der Weg zu Gott dem Vater. Sofern aber dieser Durchgang wunderbar enge war, ja so enge, daß ich nur mit der größten Schwierigkeit hindurchdringen konnte, so wurde mir dadurch klar, daß Niemand in's Leben dringen könne, als wer einen wahrhaftigen Ernst beweist und die gottlose Welt hinter sich läßt; denn es war in jenem engen Durchgang nur Raum für Leib und Seele, nicht aber für Leib und Seele und Sünde."

Dieser wachende Traum that unserm Bunyan sehr gut. Er war nicht mehr ein hochmüthiger, werkgerechter Pharisäer, sondern ein tief gedemüthigter Sünder. „Meine innere Unreinigkeit und Sünde," sagt er, „war meine tägliche Plage und Noth, und deßhalb war ich ekelhafter in meinen Augen, als eine Kröte; in Gottes Augen aber war ich ja noch viel scheußlicher."

Es giengen jedoch noch mehrere Jahre dahin, ehe er den vollen Frieden Gottes fand. Das Licht des Evangeliums fieng zwar an, heller und heller in seine Seele zu leuchten und ihm einen Blick in die freie Gnade zu öffnen; allein diese im Glauben zu erfassen ward ihm erst gegeben, als durch die Fügung Gottes ihm ein altes Exemplar von Luthers Auslegung des Galaterbriefs in die Hand kam, „so alt," sagt Bunyan, „daß alle Blätter auseinander fallen wollten, wenn ich es nur aufschlug. Kaum aber hatte ich mich ein wenig in das Buch hineingelesen, so fand ich darin meinen Zustand so vollständig und gründlich geschildert, als wenn Luther sein Buch mir aus dem Herzen geschrieben hätte." Bunyans Freude und Glückseligkeit war nun ebenso groß, als sein Elend zuvor gewesen war. Er wünschte, er wäre achtzig Jahre alt, um nur gleich sterben und bei Dem sein zu können, der seines Lebens Leben geworden war.

Freilich erwartete ihn noch eine schwere Zeit, — eine Zeit tiefster Seelenangst, die ein volles Jahr währte. Er war dabei von der seltsamen und schrecklichen Versuchung geplagt, als möchte er gerne seinen Heiland um die Lüste und Genüsse dieses Lebens verkaufen, ja ihn verkaufen um jeden, auch den schnödesten Preis. Diesen furchtbaren Gedanken konnte er viele Monate lang nicht los werden; derselbe mischte sich in jede seiner Beschäftigungen und verfolgte ihn auf Schritt und Tritt. Er konnte sich nur mit Judas Ischarioth vergleichen. Endlich aber brach ihm der helle Tag der Gnade an.

Eines Tages, als er über's Feld gieng, fielen folgende Worte in seine Seele: „Deine Gerechtigkeit ist im Himmel." — „Ich erkannte," sagt er selbst, „daß es nicht meine gute Herzensverfassung ist, die meine Gerechtigkeit besser macht, noch daß es meine böse Herzensverfassung ist, die meine Gerechtigkeit schlechter macht; denn meine Gerechtigkeit ist Jesus Christus selbst, derselbe gestern und heute und in Ewigkeit." Nun war er von seiner Bürde erlöst, nun wichen die Versuchungen des Satans von ihm, und er gieng heim fröhlich über die Gnade und Erbarmung seines Gottes. Jene Worte aber: „Deine Gerechtigkeit ist im Himmel," fanden sich freilich nicht in der Bibel, aber der Kern und Stern des Evangeliums ist in ihnen ausgedrückt, und darauf ruhte nun Bunyans Friede mit Gott. Von nun an lebte Christus in ihm.

---

3. Der Prediger.

Es war im Jahr 1653, daß Johann Bunyan — er war nun 25 Jahre alt — sich an die Baptistengemeinde in Bedford anschloß, zu welcher eben jene frommen Frauen gehörten, deren Unterhaltung so bedeutungsvoll in sein Leben eingegriffen hatte. Der Prediger dieser Gemeinde, John Gifford, war ein ebenso leuchtendes Denkmal göttlicher Gnade, als Bunyan selbst. In seiner Jugend hatte er ein leichtsinniges und gottloses Leben geführt. Als er einmal an einem royalistischen Aufstand in Kent sich betheiligte, wurde er gefangen genommen und mit eilf seiner Mitschuldigen zum Tode verurtheilt. In der Nacht vor dem Tage, wo seine Hinrichtung stattfinden sollte, kam seine Schwester, ihn zu besuchen. Sie fand die Wache schlafend und half nun ihrem Bruder rasch zur Flucht. Drei Tage lang lag der Flüchtling in einem tiefen Graben auf dem Felde verborgen, bis er endlich an einen sichern Ort in der Nähe von Bedford gelangte. Da ihn hier kein Mensch kannte, so fieng er das Quacksalbern an und überließ sich dabei einem gottlosen und lasterhaften Leben. Eines Abends verlor er eine große Summe Geld am Spieltisch; im Aerger darüber wurde er ganz rasend und kam der Verzweiflung nahe. Ohne daß er recht wußte was er that, griff er nach einem Buche, das auf dem Tisch lag. Sein Auge fiel auf eine Stelle, die sofort mit Gewalt sein Gewissen traf, so daß er viele

Wochen lang keine Ruhe bei Tag und Nacht finden konnte. Das Buch war ein Neues Testament; er las darin wieder und wieder, und endlich fand er Frieden durch das Blut Jesu Christi, und seine Freude war nun so groß, als seine Angst und Verzweiflung zuvor gewesen war. Eine Zeitlang wollten die wenigen frommen Personen, die in seiner Nachbarschaft lebten, gar nicht glauben, daß ein so verworfener Mensch wirklich bekehrt sei. Aber er ließ durch ihr Mißtrauen sich nicht entmuthigen, sondern wie Saul von Tarsus fieng er bald an, in kleinen Kreisen das Wort vom Kreuze mit freudigem Muth zu verkündigen, und so gewann er allmählich die Herzen in solchem Maaße, daß er endlich von der Baptistengemeinde zu Bedford zu ihrem Prediger gewählt ward.

An diesem trefflichen Mann fand Johann Bunyan einen geistesverwandten Freund und einsichtsvollen Lehrer. Und das war gut: denn seine Seelenkämpfe hatten noch nicht ihr volles Ende erreicht. „Drei Vierteljahre hindurch," sagt Bunyan, „fochten mich schreckliche Versuchungen zur Gotteslästerung an, so daß ich Tag und Nacht keine Ruhe finden konnte." Doch dem göttlichen Gebot folgend, das da spricht: „Widerstehet dem Teufel," erfuhr er auch die Erfüllung der göttlichen Verheißung: „so fliehet er von euch."

Bald nachher wurde Bunyan von der Auszehrung bedroht und mußte dem Tod in's Angesicht schauen. Da gab es neue schwere Kämpfe in seiner Seele. Im Lichte der Ewigkeit tauchten vor seinen Augen die unzähligen Sünden auf, die er nicht nur in seinem unbekehrten Zustand, sondern auch seitdem er Christum erkannt, gethan hatte. „Meine Seele," sagt er selber, „war nun in großer Klemme und Angst, und ich befand mich zwischen diese zwei Betrachtungen hinein gestellt: leben soll ich nicht, sterben kann ich nicht. Aber," fügt er hinzu, „wie ich so in meinem Hause auf und ab gieng, gleich einem Menschen, der in Verzweiflung ist, da wurde mein Herz plötzlich von dem Gotteswort ergriffen: 'Ihr seid gerecht geworden ohne Verdienst aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so in Christo Jesu geschehen ist.' Und o, wie hat dieses Wort bei mir Alles anders gemacht! Nun war ich wie einer, der aus einem schweren Traum erwacht; und wie ich so diesem himmlischen Spruch nachdachte, war es mir, als wenn ich ihn folgendermaßen auslegen hörte: 'Sünder, du denkst, daß ich um deiner Sünden und Schwachheiten willen deine Seele nicht selig machen könne; aber siehe, mein Sohn ist bei mir,

auf Den schaue ich und nicht auf dich, und will mit dir handeln nach dem Wohlgefallen, daß ich an Ihm habe.'"

Um diese Zeit hatte sich Bunyans äußere Stellung wesentlich verbessert; er war nicht mehr in Gefahr, für einen Zigeuner gehalten zu werden. „Seine Familie hatte sich vermehrt," schreibt Einer, der ihn persönlich kannte, „und Gott vermehrte auch seine zeitlichen Güter, so daß er nun in großer Achtung bei seinen Mitbürgern stand." Die Gottseligkeit hatte seinen innern Menschen geadelt, und so hob sich auch seine äußere Stellung im Leben. Bald kam es ihm auch zum Bewußtsein, daß er Gaben besitze, durch die er seinen Mitmenschen zum Segen dienen könnte, und ließ deßhalb sich auch von der Gemeinde überreden, in den Dörfern um Bedford her das Wort Gottes zu predigen. Mit dieser Thätigkeit begann er in seinem siebenundzwanzigsten Jahre (1655), und nicht wenige Seelen verdankten ihm ihre ewige Rettung.

Wie gering aber Bunyan damals von sich selbst hielt, sagt er selbst. „Ich konnte im Anfang gar nicht glauben, daß es möglich sei, daß Gott durch mich zu dem Herzen eines Menschen rede." Aber Viele wurden durch seine gewaltigen Worte im tiefsten Herzensgrunde erschüttert. Er predigte das, was er selbst erfahren hatte, und aus eigenem schmerzlichen Erleben redete er von dem Schrecken des Gesetzes und der Verdammungswürdigkeit der Sünde. „Der Herr wies mich an," schreibt er, „da zu beginnen, wo das Wort Gottes mit den Sündern beginnt, das ist, zu verdammen alles Fleisch, und darzuthun, daß der Fluch Gottes im Gesetz auf allen Menschen lastet, wie sie in die Welt kommen, um der Sünde willen. Nun, diesen Theil meiner Aufgabe erfüllte ich mit tiefer eigener Empfindung; denn die Schrecken des Gesetzes und das Schuldgefühl über meine Uebertretungen lag schwer auf meinem Gewissen. So gieng ich zwei Jahre lang dahin, zeugend wider die Sünden der Menschen, zeugend von ihrem schrecklichen Zustand, in welchem sie sich um der Sünde willen befinden. Nach diesem kam der Herr über meine eigene Seele mit großem und festem Frieden und süßem Trost durch Christum; denn er gab mir viele Blicke in seine herrliche Gnade durch sein Kreuz. Deßhalb änderte ich mich nun auch in meinem Predigen; denn ich predigte immer nur das, was ich selbst erfuhr und empfand. Deßhalb gab ich mir nun auch viel Mühe, der Welt Jesum Christum vorzuhalten in allen seinen Aemtern, Wirkungen und Wohlthaten;

auch lag es mir hart an, aufzudecken, zu verdammen und aus dem Weg zu räumen alle jene falschen Stützen und Krücken, auf die sich die Welt lehnt und durch die sie fällt und zu Grunde geht. Bei diesen Dingen verweilte ich so lang, als früher bei der Predigt der Buße. Darnach ließ mich Gott etwas von dem Geheimniß der Vereinigung mit Christo erkennen; deßhalb enthüllte und zeigte ich den Leuten auch dies. Und nachdem ich diese drei Hauptpunkte des Wortes Gottes durchgegangen hatte, ward ich mitten in meiner Arbeit verhaftet und in's Gefängniß geworfen, worin ich einsam und allein ebenso lang gelegen bin, um die Wahrheit auf dem Wege des Leidens zu bekräftigen, als ich vorher dieselbe bekräftigt hatte auf dem Wege des Predigens."

Wie groß aber die Gewalt seiner Predigt war, das wollen wir an einem einzigen Beispiel veranschaulichen. Eines Tags sollte er in einer Dorfkirche bei Cambridge predigen; denn während des Protektorats von Cromwell durften auch die Baptisten die öffentlichen Kirchen benützen. Eine große Menge Volks hatte sich bereits auf dem Kirchhof versammelt. Da ritt eben ein lustiger Student vorüber. Als er die Menschenmenge bemerkt, fragt er, was es da gebe. Man erwiedert ihm, die Leute seien zusammengekommen, um einen gewissen Bunyan, einen Kesselflicker, predigen zu hören. Sofort steigt er vom Pferde, giebt einem Knaben sechs Kreuzer, daß er ihm das Pferd halte, und sagt, er müsse des Kesselflickers Gewäsche hören, denn das müsse ein köstlicher Spaß sein. Er geht in die Kirche und hört den Kesselflicker; aber so tief und gewaltig war der Eindruck, den jene Predigt auf den jungen Studenten machte, daß er von Stund' an jede Gelegenheit benützte, Bunyan zu hören; er selbst aber wurde später ein gesegneter Prediger des Evangeliums.

---

4. Im Gefängniß.

Mittlerweile hatte Cromwell nach der Enthauptung des unglücklichen Königs Karl I das Reich verwaltet. Der Sohn des Königs, Karl II, mußte nach Frankreich fliehen, und es begann eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe im Lande. Als aber nach Cromwells Tod (1658) sein Sohn Richard, ein sanfter und friedliebender Mann, zum Protektor des Reichs erwählt wurde, brachen die alten

Parteiungen und Zwistigkeiten wieder aus und überall herrschte volle Anarchie. Das Volk war des Jammers müde, und so wurde es dem schottischen General Monk leicht, das revolutionäre Parlament auseinander zu jagen und Karl II zum König von England auszurufen. Am 29. Mai 1660 zog derselbe triumphirend in London ein und setzte sich auf den Thron seiner Väter. Noch während seines Exils aber zu Breda (Holland) hatte er eine Proklamation an das englische Volk erlassen, worin er versprach, daß „die schwachen und zarten Gewissen volle Freiheit in der Religionsübung haben sollten, und daß man Niemanden beunruhigen oder zur Rede stellen werde wegen seiner von der Staatskirche abweichenden Religionsmeinungen, sofern dieselben nicht den Reichsfrieden stören." Aber diese Versprechungen wurden nur gemacht, um sie sogleich zu brechen. Kaum war Karl II zum Thron gelangt, so wurden die grausamsten Maßregeln angewendet, um jede „abweichende Religionsmeinung" zu unterdrücken. Die „zarten Gewissen" wurden nicht geschont und die freie Religionsübung in keiner Weise gestattet. Der König wollte neben der bischöflichen Kirche keine andere Religionsgemeinschaft, wie z. B. die Baptisten, aufkommen lassen, ja er hatte insgeheim den Plan, die ganze englische Nation wieder unter das Joch des römischen Papstes zu beugen. Allein viele fromme und gottesfürchtige Männer waren entschlossen, Gott eher zu gehorchen als den Menschen, und trotz der Wachsamkeit der königlichen Aufpasser wurden insgeheim überall religiöse Privatversammlungen gehalten, und zwar oft in den Stunden der Nacht und an abgelegenen Orten. Auch Johann Bunyan kehrte sich nicht an die ungerechten Befehle des Königs, sondern fuhr fort, in der Umgebung von Bedford seinen gleichgesinnten Brüdern das Evangelium zu verkündigen. Freilich war viele Vorsicht nöthig. Einmal soll er, um der Entdeckung auszuweichen, als Fuhrmann verkleidet in weißem leinenem Rock und die Peitsche in der Hand nach einem Dorfe hinausgefahren sein, um in einer abgelegenen Scheune eine Versammlung zu halten.

Eine Zeitlang entgiengen Bunyan und seine Freunde den wachsamen Augen der Polizei. Sie kamen in der Stille zusammen, bald auf einem abgelegenen Feld, bald in Scheunen und Ställen. Er selbst benützte jede Gelegenheit, seinen Freunden Trost zu bringen und sie zum geduldigen Ausharren im Leiden und zum Vertrauen auf Gott zu ermuntern, der ihr Schutz und Lohn sei. Endlich aber wurde

Bunyan durch einen feigen Angeber verrathen und der Regierung angezeigt; es wurden sofort Maßregeln getroffen, ihn inmitten seiner Versammlung zu verhaften. Am 12. November 1660, als eben der Winter sich einstellte, sollte er in einem benachbarten Dorfe predigen, wozu er den Text wählte: Glaubst du an den Sohn Gottes? Joh. 9, 25. Das hörte Franz Wingate, der Friedensrichter von Bedford, und ließ sogleich den Befehl ausgehen, daß man den ungehorsamen Prediger vor ihn bringe. Aber die Absicht des Friedensrichters wurde ruchtbar und kam auch unserm Bunyan zu Ohren, noch ehe die Versammlung stattfand. Seine Freunde baten ihn dringend, nicht nach dem Dorfe zu gehen. Es war ein ernster Augenblick. Bunyan hatte ein geliebtes Weib und vier theure Kinder, von denen eines blind war, und ihr Lebensunterhalt hieng von ihm und seiner Hände Arbeit ab. Wenn er der Verhaftung entgieng, so konnte er ja insgeheim und verstohlen fortfahren, den Seelen der Menschen Gutes zu thun. Was sollte er thun? Er schwankte nur wenige Minuten. Bisher hatte er sich herzhaft und muthig in seinen Worten erwiesen, und nun war es seine Pflicht, seine furchtsamen Gemeinden durch die That zu ermuthigen. Er zog sich in sein Kämmerlein zurück, um sich Gottes Leitung zu erflehen, und kehrte aus demselben zurück, entschlossen, den Willen Gottes walten zu lassen. Es war das erste Mal, daß in der Nähe von Bedford der Versuch gemacht wurde, einen Prediger des Evangeliums zu verhaften. So sprach nun Bunyan folgendermaßen zu sich selbst: „Wenn Gott in seiner Barmherzigkeit mich zum Erstling unter denen zu erwählen für gut findet, die um des Evangeliums willen Verfolgung erleiden sollen, so würde ich, wenn ich fliehen wollte, der ganzen Schaar, die künftig dasselbe zu erleiden hätte, zur Entmuthigung dienen. Auch dachte ich, daß die Welt an meiner Feigheit wohl Anlaß nehmen würde, das Evangelium zu lästern." So brach er getrost auf, zog mit freudigem Glauben nach dem Dorf und — wurde verhaftet.

Als er vor den Friedensrichter Wingate geführt wurde, verlangte derselbe von ihm das Versprechen, nicht wieder zu predigen. Das einzige Wörtlein Ja würde unsrem Bunyan die Freiheit verschafft haben. Aber mit diesem Wörtlein hätte er seine heiligsten Ueberzeugungen geopfert, und diese waren ihm theurer, als das Leben selbst. Er verweigerte dieses Versprechen, fand aber den Lohn seiner Treue in der seligen Freude, mit der er die Schande zu erdulden und in's

Gefängniß zu wandern vermochte. „Wahrlich," sagt er selbst, „als ich aus den Thüren des Richthauses trat, hatte ich viel Mühe, den Richtern nicht zu sagen, welchen himmlischen Frieden ich mit mir hinaustrage; und gepriesen sei der Herr, ich gieng hinweg ins Gefängniß mit Gottes reichen Tröstungen in meiner armen Seele."

Viele Versuche wurden von nun an gemacht, unserm Bunyan das Versprechen abzunöthigen, daß er, wenn in Freiheit gesetzt, nicht mehr predigen wolle. Selbst als das Geschwornengericht zu Bedford zusammentrat, drang der Richter mit allerlei Vorstellungen in ihn, um ihn dazu zu bewegen, aber umsonst. „Nun denn," sagte der Richter, ein roher und grausamer Mann, „so höre dein Urtheil: Du mußt wieder zurück in dein Gefängniß und dort noch weitere drei Monate liegen; und dann, wenn du dich weigerst, in die Kirche [d. h. die bischöfliche Staatskirche] zu gehen und dem Gottesdienst derselben beizuwohnen, wie auch dein Predigen zu lassen, so mußt du aus dem Lande verbannt werden; und dann, sollte man dich in diesem Lande ohne besondere Erlaubniß des Königs wieder treffen, so geht's dir um den Hals." Der Held antwortete: „Ich habe nichts weiter zu sagen; wenn ich heute aus dem Gefängniß käme, so würde ich morgen wieder das Evangelium predigen mit Gottes Hülfe."

Am Schluß der drei Monate war Bunyan sehr verlangend, zu erfahren, was seine Feinde nun mit ihm thun würden. Er machte sich im Geiste schon vertraut mit allen Umständen eines schmählichen und schrecklichen Todes; ja er studirte schon die Predigt, die er bei seiner Hinrichtung vor den Zuschauern halten wollte. Dadurch verloren Strick und Galgen für ihn viel von ihrem Schrecken. Im April 1661 nun gefiel es dem König Karl II, seine Krönung dadurch zu verherrlichen, daß er die Freilassung zahlreicher Gefangener, wenigstens gewisser Klassen, befahl, und zu einer dieser begünstigten Klassen gehörte auch Bunyan. Allein alle Versuche, seine Freilassung wirklich zu Stande zu bringen, scheiterten. Verbrecher aller Art wurden losgelassen, dem ganzen Lande zum Fluch und Schrecken; aber unsern Bunyan und viele Andere, die mit ihm um des Gewissens willen gefangen lagen, ließ man in dem ekelhaften Kerker schmachten.

Das Gefängniß, in welchem Bunyan zwölf lange Jahre zubrachte, stand auf der alten Brücke, welche über den Fluß bei Bedford führte. Es war ein überaus jämmerlicher Ort, wo man kaum Hunde hätte einsperren mögen, — ein Ort, welchen Bunyan selbst

in dem ersten Satz seiner Pilgerreise des Christen eine „Höhle" nennt. Aber auch hier wollte der treffliche Mann nicht müßig sein. Eines seiner wichtigsten Anliegen war, für seine Frau und die vier Kinder zu sorgen. Er hatte seine erste Gattin etliche Zeit vor seiner Verhaftung verloren, und ihre Krankheit und Begräbniß hatten alle Ersparnisse seines Fleißes verschlungen. Seine zweite Frau war nach Außen ein bescheidenes, furchtsames Wesen, in ihrem Geiste aber würdig ihres edelgesinnten und heldenmüthigen Mannes. Der Abschied von ihr war nach seinem eigenen Ausdruck, „wie wenn man ihm das Fleisch von den Knochen gerissen hätte." Besonders tief bewegt war sein Herz über seinem armen blinden Töchterlein. Da kam ihm aber die Verheißung zu Hülfe: „Gott schafft Recht den Waisen und Wittwen und hat sie lieb, daß er ihnen Speise und Kleider gebe." Diese Verheißung gab ihm großen Muth. Dabei lernte er in seiner Gefangenschaft Schnüre und Schnürgeflechte verfertigen, die er an der Thür seines Gefängnisses verkaufen durfte, wobei oft seine geliebte blinde Tochter an seiner Seite stand.

Auch fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, den Seelen seiner Mitgefangenen Gutes zu thun. Einmal befanden sich im Kerker nicht weniger als sechzig Gefangene, die um des Gewissens willen zu leiden hatten, so daß das elende Gefängniß gedrängt voll wurde. Doch mitten unter all dem Gewirre, das durch so viel neue Ankömmlinge verursacht wurde, konnte man unsern Bunyan predigen und beten hören mit jenem mächtigen Geist des Glaubens und der Zuversicht, der ihm besonders eigen war, und viele Vorübergehende blieben außen stehen und hörten mit Erstaunen zu. Ja es kamen Viele aus der ganzen Umgegend herbei, um ihn zu besuchen und sich von ihm ihre Zweifel und mancherlei Gewissensfragen lösen zu lassen. Und in der That, er war ein weiser und treuer Berather für alle bekümmerte und angefochtene Seelen.

Etliche der Gefängnißwärter waren grausame Menschen; aber einer von ihnen achtete seinen edeln Gefangenen hoch und gestattete ihm viel Freiheit. Gegen das Ende seiner langen Haft durfte er sogar in den umliegenden Dörfern und Wäldern predigen, und einmal ließ man ihn sogar nach London gehen, um seine Freunde zu besuchen. Doch gerade dieser letztere Umstand kostete dem Gefängnißwärter beinahe seine Stelle, und Bunyan wurde für einige Zeit strenger gehalten. Diese Strenge aber ließ allmälig wieder nach, und

man sagt, daß viele der Baptistengemeinden in der Umgegend von Bedford ihre Entstehung seinen damaligen mitternächtlichen Predigten verdanken. Viele Monate hindurch besuchte er regelmäßig die Versammlungen seiner Brüder in Bedford und wurde sogar seltsamer Weise während seiner Gefangenschaft zum Pastor der Bedforder Gemeinde erwählt. Einmal wurde von London ein Beamter nach Bedford geschickt, um sich zu überzeugen, ob die Gerüchte von der Freiheit, die ihm gestattet wurde, wirklich Wahrheit seien. Der Beamte hatte den Auftrag, mitten in der Nacht und ganz unversehens das Gefängniß zu untersuchen. Es war gerade eine Nacht, wo Bunyan Erlaubniß hatte, daheim bei seiner Familie zu bleiben; aber er war dort so unruhig, daß er zu seiner Frau sagte, er müsse zurück in seine alte Höhle gehen. Und als er an der Pforte des Gefängnisses anklopfte, war es so spät, daß der Gefängnißwärter ihn tüchtig ausschalt, daß er zu einer so späten und ungeschickten Stunde käme. Wenige Minuten nachher erschien der Beamte von London. „Sind alle Gefangenen da?" — „Ja." — „Ist Johann Bunyan da?" — „Ja." — „Laßt mich ihn sehen." — Bunyan wurde gerufen, und der Beamte gieng wieder seines Wegs. Der Gefängnißwärter aber sprach zu Bunyan: „Nun gut, du magst ausgehen, wann es dir gut däucht; denn du weißt besser, wann du wieder zurückkehren mußt, als ich selbst es dir sagen kann."

Endlich aber wurde Bunyan freigelassen, freilich nur durch die Fürsprache etlicher einflußreicher Freunde. Seine Haft hatte von 1660 bis 1672 gewährt; aber er hat sich während derselben ein unvergeßliches Denkmal gestiftet durch die Abfassung seines weltberühmten Buches: „Des Pilgers Reise aus dieser Welt in die, die da kommen soll." Die Entstehung dieses Buches wird von ihm selbst folgendermaßen geschildert:

„Als ich über die Wege und Führungen der Heiligen nachdachte und darüber einiges zu schreiben anfieng, gerieth ich plötzlich in eine Allegorie oder bildliche Darstellung, so daß mir ihr Weg zur Herrlichkeit als eine Reise erschien. In mehr als zwanzig Bildern stellte sich mir des Christen Wallfahrt nach der Stadt Gottes dar, und als ich diese niedergeschrieben, kamen mir zwanzig neue Bilder in den Sinn, und diese fiengen an, sich immer reicher zu vermehren, gleich den Funken, die vom Kohlfeuer auffliegen. Doch nein, dachte ich, wenn ihr Bilder euch so rasch vermehret, so will ich euch in feste

Schranken fassen, auf daß ihr euch nicht in's Unendliche vermehret und das Buch nicht endlos werde. . . . So nahm ich denn die Feder mit Freuden zur Hand, und rasch standen meine Gedanken schwarz auf weiß da. Denn nun, da mir die Behandlung des Gegenstands klar war, floß mir Alles leicht aus der Feder, und wie mir wieder ein neuer Gedanke kam, so schrieb ich ihn nieder, bis das Büchlein endlich den Umfang gewann, den es nun hat."

Bunyan las die einzelnen Abschnitte, wie einer um den andern fertig wurde, seinen Mitgefangenen vor, was ihnen nicht wenig zur Belehrung und Unterhaltung diente. Aber während Etliche ihm Beifall gaben, zweifelten Andere, ob es recht und passend sei, die göttliche Wahrheit in dieser Form darzustellen. Der liebe Verfasser selbst erzählt in aller Einfalt: „Etliche sagten: Johann, laß es drucken! Andere sagten: nein, laß es sein; Etliche sagten: es könnte Gutes daraus kommen; Andere sagten: nein." Diese Zweifel, die sogar von frommen Männern getheilt wurden, waren der Grund, warum das Buch erst mehrere Jahre nach des Verfassers Freilassung im Druck erschien. Die Christenheit hat aber Ursache Gott zu danken, daß diese köstliche und reichgesegnete Schrift in des Druckers Hände gerieth. Es giebt heutzutage wenige Völker auf der Erde, die nicht in ihrer eigenen Sprache das Büchlein jenes armen Kesselflickers besitzen, und wo in aller Welt es gelesen wird, da stiftet es Segen unter Alt und Jung, unter Reich und Arm.

Viele andere Bücher wurden von Bunyan während seiner Gefangenschaft geschrieben, und alle seine schriftstellerischen Werke zusammen umfassen nicht weniger als sechzig größere und kleinere Bände. Unter allen aber ist und bleibt die Pilgerreise des Christen das Meisterstück. Noch zu seinen Lebzeiten wurde sie in mehrere fremde Sprachen übersetzt, und obschon die Gelehrten und Vornehmen dieses Büchlein lange verachteten und bei Seite ließen, so muß doch jetzt auch die gelehrte und vornehme Welt bekennen, daß „keiner es je so verstanden hat, das Herz zu rühren und zu erschüttern, wie Bunyan."

---

5. Der Heimgang.

Als Bunyan das Gefängniß von Bedford verließ, war er 44 Jahre alt. Sein erstes Anliegen war nun, die Geschäfte seines weltlichen

Berufs, den er bis an sein Lebensende fortführte, wieder in gute Ordnung zu bringen. Zu gleicher Zeit nahm er mit der ganzen Kraft seiner Seele sein Lieblingswerk, nämlich das Predigen und Schriftstellern zur Verherrlichung seines Gottes und Heilandes, wieder auf. Als Seelsorger war er unermüdlich, die Kranken zu besuchen, von Haus zu Haus Erbauungsstunden zu halten und überhaupt das Reich Christi zu fördern, so viel er vermochte, und bald erhielt er von seinen Baptistengemeinden den Ehrennamen „Bischof Bunyan". Die Hauptstadt London besuchte er regelmäßig einmal im Jahr, und dort wurden seine Predigten so hoch gehalten, daß des Morgens um sieben Uhr, am Werktag, mitten in der dunkeln und kalten Winterzeit, oft mehr als 1200 Zuhörer sich einstellten.

Unter denen, die zu seinen Predigten herbeiströmten, fand man Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungelehrte. Der berühmte Theologe, Doktor John Owen, der schon unter Cromwell in hohem Ansehen gestanden war, setzte sich, so oft er Gelegenheit hatte, gerne zu den Füßen des ungelehrten, aber beredten Kesselflickers, um seinen glühenden, herzergreifenden Ansprachen zuzulauschen. Als König Karl II dies hörte, fragte er den gelehrten Doktor, wie doch ein Mann von seiner hohen Bildung und großen Gelehrsamkeit sich herablassen könne, einen Kesselflicker predigen zu hören. Darauf erwiederte Owen: „Königliche Majestät, wenn ich des Kesselflickers Predigtgabe bekommen könnte, wollte ich gern all meine Gelehrsamkeit dagegen eintauschen."

Im Jahr 1682 hatte Bunyans Gemeinde zu Bedford viel Verfolgung zu leiden. Eine Zeitlang wurde sie aus ihrem Versammlungshaus vertrieben und mußte unter freiem Himmel zusammenkommen. In demselben Jahr war es, daß er sein treffliches Büchlein: „Der heilige Krieg" herausgab, worin er den Kampf des Christen gegen Sünde, Welt und Teufel sinnbildlich darzustellen versucht. Als nach Karl's II Tod (3. Febr. 1685) der elende König Jakob II, welcher die protestantische Kirche Englands mit Gewalt wieder katholisch machen wollte, den Thron bestieg, da wurden die Verfolgungen erst wieder recht heftig. Bunyan selbst entkam oft nur mit knapper Noth der äußersten Lebensgefahr. Er wurde von seinen Feinden überall scharf bewacht; doch rettete ihn der Herr dießmal aus aller Gefahr, nur daß ihm hie und da wilde Rotten in's Haus brachen und ihn seiner sauer erworbenen Habe theilweise beraubten.

Das letzte Jahr seines Lebens war eines der geschäftvollsten.

Er gab nicht weniger als sechs Bände heraus und hinterließ sechs andere, die schon zum Druck fertig waren. Am Anfang jenes denkwürdigen Jahres 1688, in welchem König Jakob II aus England verjagt und die brittische Freiheit gerettet ward, wurde Bunyan von einer heftigen Krankheit ergriffen, erholte sich aber wieder so weit, daß er noch ein besonderes Liebeswerk auszurichten im Stande war, das freilich sein letztes auf Erden sein sollte. Einer seiner Freunde nämlich, der in der Stadt Reading wohnte, hatte gedroht, seinen eigenen Sohn zu enterben, und schon nahte sein Ende, ohne daß eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn zu Stande gekommen war. Der Sohn war darüber tief bekümmert und bat unsern Bunyan, sich für ihn bei seinem Vater zu verwenden und eine Versöhnung zu bewirken. Da unternahm der treue Knecht Gottes bereitwillig die weite Reise nach Reading zu Pferd, und war so glücklich, die Liebe zwischen Vater und Sohn wieder herzustellen. Dann ritt er wieder nach London zurück. Allein unterwegs wurde er von heftigem Regen überfallen und völlig durchnäßt. Ganz durchfroren und erstarrt von Nässe kam er in dem Hause eines Freundes in London an und wurde sogleich von heftigem Fieber ergriffen. Während den zehn Tagen seiner Krankheit war er ununterbrochen in einer heiligen Fassung des Gemüths. Seine letzten Worte, als er schon mit dem Tode rang, waren: „Weinet nicht über mich, sondern über euch selbst. Ich gehe zu dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, der mich, ob ich gleich ein großer Sünder bin, durch die Mittlerschaft seines geliebten Sohnes aufnehmen wird; dort werden wir, hoffe ich, bald wieder zusammenkommen, um das neue Lied zu singen und ewig, ja in alle Ewigkeit selig zu sein." So schlief er sanft und ruhig ein, am 12. August 1688, um im Licht der Ewigkeit zu erwachen. Er war im sechzigsten Jahre seines Lebens. Seine sterblichen Ueberreste wurden unter großem Wehklagen des Volks nach dem Bunhill-Kirchhof getragen, wo heute noch ein schönes Denkmal die Stelle bezeichnet, da sein Leib der Auferstehung entgegenharrt.

Redactor: Dr. A. Oftertag.

Druck von C. Schultze, in Commission bei C. Detloff in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cent. oder 12 kr.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Eine chinesische Landschaft.

Zur Erinnerung
an
Christian Martig,

geb. an der Lenk, Canton Bern, den 4. Februar 1833,
gest. auf der Rhede von Samarang den 28. November 1862.

(Erste Abtheilung.)

Es ist etwas Wunderbares um die Art, wie der Herr seinen Jüngern ihre Aufgaben austheilt. Dem einen giebt er wenig Kraft und lange Zeit, läßt ihn wirken und wachsen, und wird am Ende durch das unerwartet reiche Ergebniß seiner Arbeit verherrlicht. Wie hat Er da so genau alles berechnet, kein mitwirkendes Element bei Seite gelassen, sondern fast ängstlich hausgehalten mit jeglicher Kraft, die Ihm dienen konnte. Andererseits sehen wir Ihn mit den bedeutendsten Kräften so hochherzig schalten, als komme es Ihm gar nicht drauf an, Alles was Menschen groß scheinen könnte, fast unbenützt zu verschwenden. Da kann Er einen Jüngling aus Tausenden heraussuchen und finden, behütet und erzieht ihn mit sichtbarer Vorliebe, läßt es ihm gelingen etwas Rechtes zu werden, und am Ende verurtheilt er ihn zum Leiden und Harren, zum Abnehmen und Sterben, ohne irgend welchen nachweisbaren Dienst von ihm zu ziehen. Es wäre vermessen, Ihn zu fragen: Was machst du? Er soll ja über alle seine Knechte nach freiem Wohlgefallen verfügen dürfen. Doch hat es für uns ein besonderes Interesse, in die Entwicklung solcher Männer, die uns zu Großem berufen schienen, jedoch schnell abberufen wurden, einen Blick zu werfen. Nicht um auf alle Fragen, die bei uns aufsteigen mögen, eine Antwort zu bekommen; sondern um auch in unverstandenen Führungen die heilige Hand unsers Gottes zu entdecken und ehrfurchtsvoll anzuerkennen.

Im Nov. 1852 schrieb ein Freund des Reiches Gottes aus dem Ober-Simmenthal, wie dort nahe an dem Hochgebirge, welches die Cantone Bern und Wallis scheidet, ein Jüngling nach schweren Kämpfen zum Glauben durchgedrungen und nun entschlossen sei, dem Herrn als Missionar unter den Heiden zu dienen. Man stelle ihm vor, wie viel er auch unter der geistlich-todten Bevölkerung seiner Heimat wirken könne; auf alle solche Bemerkungen erkläre er: Ihr habt hier gute Pfarrer und christliche Schulen, habt die Bibel und allerlei Erbauungsmittel; es giebt aber noch viele Tausende, welche von dem Allen nichts haben, zu diesen muß ich gehen. Zählte man ihm auf, was Alles noch zu lernen sei, so erwiederte er ruhig: Das wird mit Gottes Hülfe zu erschwingen sein, und blieb bei seinem Wunsche, irgendwie unter die Heiden zu gehen.

Auf die Weisung, sich um die Aufnahme ins Basler Missionshaus zu bewerben, schrieb er seinen Lebenslauf nieder. Daraus entnehmen wir, daß Christian Martig sich früh vor seinen neun Geschwistern durch Strebsamkeit und entschlossenes Auftreten auszeichnete, oder wie er es später nannte, durch Unbändigkeit und Ungehorsam. Denn so herzerhebend auch die stille Alpenwelt sei, dort im hintersten Simmenthale mit den himmelanstrebenden Berggipfeln, den blendenden Eisfeldern und rauschenden Wasserfällen, die in majestätischer Pracht das Thal mit seinen Viehheerden und Bauernhäusern umschließen, so bringe doch auch dort die Sünde eine ungestillte Unruhe in die Herzen und Häuser. Davon machte er frühe im äußerlich still verlaufenden Leben der Seinigen allerhand Erfahrungen. Er erkannte aber auch frühe, daß er schlechter sei als andere Kinder, denn er erfuhr manche Rührungen, faßte die besten Entschlüsse und Vorsätze, versuchte auch da und dort der Stimme des Geistes zu folgen; da er jedoch vom Gebet nichts wußte und wollte, gelang's ihm nicht nur nicht, sondern er fiel immer tiefer in allerlei Sünde. Wenn ihm die Mutter beim Ausgehen zur Arbeit oder in die Schule noch nachrief: „Bete doch auch unterwegs!" so lachte er sie eben heimlich aus. Im Uebrigen that er den eigenen Willen. Dazu wartete Christian, bis er den Vater in der Kirche wußte, und suchte dann die streng verbotene Gesellschaft auf. Hier lag ihm nun mächtig am Gewinnen; verlor er, so dachte er die Woche hindurch an seine Revanche. Am Abend aber mußte er ein Dankgebet herlesen für das gehörte und gelernte Gotteswort und den Allwissenden um seinen

Segen dazu bitten. Die Lüge wurde ihm nach und nach zur andern Natur. Wie er gegen keinen Menschen aufrichtig war, hatte er bald auch zu niemand mehr Vertrauen. Gegen die weiche Mutter setzte er sich zur Wehr, dem scharfen Vater wich er durch Lügen aus; die Leselust wurde irgendwie befriedigt, der Sonntag gewöhnlich mit Kartenspiel durchgebracht. Wenn nur erst die zwei Katechumenenjahre vorüber wären, dann ließe sich noch freier leben!

Da kamen dem Jungen „die Stunden der Andacht" zur Hand, und Schöneres meinte er noch nicht gelesen zu haben. Er forschte darin nach der Quelle der Wahrheit und suchte zu entdecken, aus welchem Grunde denn alle seine frommen Entschlüsse sobald in Vergessenheit gerathen seien. Und wirklich, in einer Stelle des Buchs glaubte er zu finden, daß es ungeschickt gehandelt sei, die Sünden alle mit einander dämpfen zu wollen: einzeln müssen sie aufgesucht und niedergekämpft werden. Er versuchte es nun mit den einzelnen Fehlern, unter denen ihm besonders Naschhaftigkeit zu schaffen machte, und schien Erfolge zu sehen; nur in Bekämpfung der Lüge scheiterte er, weil er den Muth nicht fand, die Wahrheit zu bekennen. Wie er noch darüber zitterte, tröstete ihn das Buch durch den Rath — so wenigstens verstand er ihn, — sich doch durch einzelne Schwachheiten nicht zu sehr beängstigen zu lassen, vielmehr sich muthig darauf gefaßt zu machen, daß man noch oft fallen werde. Dann schien die Konfirmation „die gelegene Zeit" sein zu sollen, da sich ein neuer Anlauf machen ließe. Er hoffte, es werde an diesem Tage etwas Außerordentliches mit ihm geschehen. Aber der Charfreitag 1849, an dem die heilige Handlung vorgenommen wurde, gieng spurlos vorüber. Und nun fragte sich's, wie die Jugend genießen. Dazu wurde den Eltern dieß und das veruntreut, und Lüge oder Trotz mußte die Sünde zudecken. Doch war das ein peinliches Leben; also lieber hinaus in die Fremde, wo alles besser ist! Nur fehlte es an Kleidern und Reisegeld, und weil diese nicht von selbst sich anboten, mußten sie von der Eltern Gut durch List entwendet werden. Der Vater entdeckte die Untreue; es kam zu heftigen Auftritten. Christian entzog sich ihnen trotzig, indem er (Dec. 1850) ohne Abschied vom Vater nach Genf abreiste. Der Mutter und den Geschwistern sagte er noch ein trockenes Lebewohl.

In einem Genfer Dorfe trat er als „Unterküher" in den Dienst eines schönen Landhauses. Französisch verstand er bald hinlänglich,

um an den schmutzigen Reden der Dienstboten Gefallen zu finden. Die Sonntage unterschieden sich nur dadurch von den Werktagen, daß man einen Augenblick in die Schenke gehen durfte. Nicht, daß Christian sie oft besuchte, er vertrieb sich die Zeit mit der französischen Grammatik und einsamen Spaziergängen, und — hatte ungeheure Langeweile. An einem heißen Frühlingstag war er eben auf dem Felde beschäftigt, als um drei Uhr die Kirchenglocke ertönte. Er fragte den Mitarbeiter, was denn das bedeute? und hörte zu seiner Verwunderung: Heute ists Charfreitag, und jetzt feiert man die Todesstunde Jesu! Wie waren doch die heiligen Zeiten so ganz in Vergessenheit gerathen! Wie wenig kümmerte er sich um seinen Heiland, um seine Konfirmation! „Also heute Charfreitag, letzten Sonntag Palmsonntag, übermorgen Ostern — und du weißt von Allem nichts! Heute vor zwei Jahren hast du dem Heiland öffentlich Treue versprochen, und wo bist du nun? was soll doch am Ende noch aus dir werden?“

Es schlug ihm wirklich das Herz: er wollte hinfort jeden Abend im „geistlichen Lustgärtlein“ lesen, das er bei einem Mitknecht gefunden und sich zugeeignet hatte, dabei eingezogener leben, ernsthaft sein und dergleichen mehr. Während dieser Vorsätze gerieth er aber in ganz neue Versuchungen. Er glaubte sich eines Tags überzeugt zu haben, daß der Oberküher Wasser in die Milch geschüttet habe, und zeigte das dem Käser an; er griff es aber mit zu viel Berechnung an, nicht ohne die Hoffnung, selbst in die höhere Stelle nachzurücken, und wurde darüber in eine Untersuchung verwickelt und als Lügner aus dem Hause gestoßen. Himmelschreiendes Unrecht, meinte er, war ihm widerfahren; ihn tröstete nur die wunderbare Geduld, mit der er sich in Alles finden konnte. War er doch sich selbst ein überaus merkwürdiger Mensch geworden.

Nun trat er bei einem Vetter Käser zu Meyrin in Dienst. Hatte er freie Zeit, so suchte er sich im Französischlesen zu üben. Da fiel ein Buch in seine Hände, das ihm neues Licht gab: es war Doddridge's „Anfang und Fortschritt der wahren Gottseligkeit“ in französischer Uebersetzung. Die fremden Worte machten, daß er sich um so genauere Rechenschaft vom Inhalt jedes Satzes geben mußte: er las sie wieder und wieder, dachte den Schriftstellen nach, und wurde immer unruhiger. Einmal schien es ihm, als sei er der Gegenwart entrückt, lebe und schwebe ganz in Vergangenheit und Zukunft;

es war eine unsäglich freudige Empfindung: „Selig will ich werden um jeden Preis, und sollte ich darüber zu Grunde gehen!" aber doch kein kindlicher Glaube an den Sünderheiland. Vielmehr wollte er nun alle Kräfte aufbieten, um sich ganz Gott zu heiligen, wodurch er dann hoffte, an der Erlösung Christi Theil zu haben; auch zwang er sich, was ihn hart ankam, auf den Knieen zu beten, weil er gehört hatte, daß das am kräftigsten sei. Freudetrunken konnte er dann Morgens aufstehen, und Gott danken, daß er schon so grundverschieden sei von den gleichgültigen Hausgenossen. Und doch fürchtete er sich, für einen Frommen gehalten zu werden, und verstellte sich lieber eine Weile, als sei er nicht ganz bei gesundem Verstande. Er übte dabei redlich die von Doddridge vorgeschriebenen Handgriffe: die regelmäßigen Andachten, die abendlichen Prüfungen, das getreue Tagebuch, das Wiedererstatten des Veruntreuten, Almosen und andere gute Werke. Der rechte Friede aber wollte sich nicht finden. Mit dem Heiland wollte er zwar dießmal anfangen, allein er wollte ihn kaufen.

Plötzlich hieß es im Innern: „Du mußt heimkehren und deinen Eltern und Geschwistern nach Vermögen dienen, das ist deine Pflicht und die beste Erstattung." Es gieng am Ende schneller, als er sichs gedacht hatte, während ihn immer mehr das Gefühl beschlich, seine Bekehrung nehme nicht den rechten Verlauf, es fehle an der rechten Reue, am gründlichen Verlaß auf Christum allein. Er kaufte dem Vetter den liebgewordenen Doddridge ab und gieng der Heimat zu, halb beschämt, daß er nun so gezähmt einziehen solle, wo er so trotzig davongegangen, doch auch entschlossen, Alle froh und fromm zu machen und eine Säule des Hauses zu werden. Seine Rückkehr im Febr. 1852, sein besserer Wandel erweckten allgemeine Freude; doch war sein beständiges Belehren und Bekehren nicht recht erquicklich, wie er denn selbst auch fühlte, daß er sich mehr dazu zwinge, als daß es aus Liebe und von Herzen komme. Welch ein ewiges Sichabmühen unter dem Druck des Gesetzes, und doch kein Fortschritt! Das erhellte deutlich aus der Vergleichung verschiedener Zeiten im Tagebuch: es wollte zu keiner neuen Stufe kommen. Er mußte staunen, wie er immer schlechter wurde, je heiliger er sein wollte. Der Kaufpreis für den Heiland zerrann ihm unter den Händen. — Sollte er's mit dem heiligen Abendmahl versuchen? Er blieb auch dabei hart und kalt. Oder fehlt es vielleicht am bisher durchmessenen Lauf? — Da bewog er eines Tags einen Besucher, der Hollaz's evangelische Gnadenordnung

bei sich hatte und sie zufällig aus der Tasche zog, ihm das Büchlein zum Lesen zu leihen. Er verglich seinen Inhalt mit Doddridge und fand Uebereinstimmung im Ganzen, aber doch dabei einen Unterschied, indem der Engländer gesetzlicher ist, der Deutsche dagegen Alles einfältig auf den Glauben baut. „Was hilft mich das," sagte er nun zu sich selbst, „ich will Alles und kann Nichts; will Buße thun und kann nicht, will glauben und kann nicht, will fromm sein und kann nicht. Soll ich meinen Kräften gänzlich entsagen? Oder soll ich meinen Lüsten freien Lauf lassen, bis mich der Erlöser selbst mächtig an sich zieht? Ich wünsche Reue und finde sie nicht; einen Zustand wie den meinigen haben wohl die frömmsten Männer nie gekannt. Ach Jesu, drücke meine Seele in den Staub!" Ein Bußkapital wollte er nun anlegen, den Heiland damit zu kaufen. An einem schönen Maitag gieng er mitten aus dringenden Geschäften heraus in ein Tannenwäldchen, um dort Buße zu thun. Er seufzte um Zerknirschung, zählte alle seine Sünden auf, dachte sie sich so groß als immer möglich, stellte sich Himmel und Hölle, Tod und Ewigkeit in der ergreifendsten Weise vor, — aber Alles umsonst, ohne Buße mußte er wieder heimgehen und war elender als zuvor.

Doch fehlte es ihm nun nicht mehr an christlichem Zuspruch. Ein Wort: Glaube nur, harre des Herrn! traf ihn gewaltig, da er immer Buße erzwingen wollte. Auch hörte er von der Mission reden und hielt für möglich, daß er einmal Gehülfe eines Missionars werden könnte. Das wäre ein Fund! Bei einem solchen Mann, der natürlich mit gründlicher Bekehrung genau bekannt wäre, würde auch die seinige nicht lange ausbleiben, und mit welchem Muth würde er dann an die Bekehrung der Heiden gehen. Doch verwarf er diese ausschweifenden Gedanken als Schwärmerei, und suchte nur recht an die Ewigkeit zu denken, bis es besser mit ihm würde. Aber so sehr er auch die „andachtlosen Andachten" ausdehnte, er konnte sich nicht lange in ernster Stimmung erhalten, geschweige denn recht zerknirscht sein; so daß die Meinung, er müsse noch vor dem Glauben bittern Schmerz über die Sünde empfinden, sich wie ein Bann zwischen ihn und den Erlöser lagerte, und auch die Seinen unzufrieden waren mit dem ruhelosen Wesen. Da seufzte er eines Nachts (Aug. 1852) zu dem Unbekannten droben: „Ach wann wird auch für mich die Stunde der Erlösung schlagen? Ich habe ja nichts gethan als Sünde, und dafür bist du Mensch geworden und gestorben. Ich wollte ja Buße

thun und kann nicht, wollte glauben und kann nicht. Herr, hilf mir!" Und damit war es im finstern Herzen urplötzlich helle geworden und aller Zweifel gewichen. Der Gekreuzigte hatte das Wort gesprochen: Friede sei mit dir; deine Sünden sind dir vergeben, — vergeben, ohne daß dafür Herzensangst oder gute Werke dargebracht würden. „Wen da dürstet, der komme und nehme das Wasser des Lebens umsonst." Und damit wurde die tägliche Aufgabe eine andere; mit Leichtigkeit und heiterm Sinn konnte nun der Dienst jedes Tags verrichtet werden, während sich eine Verheißung um die andere dem Durstigen aufschloß und zu eigen gab.

Nun wachten die Gedanken an die Mission von Neuem auf, doch in anderer Weise als zuvor. Er hatte sich die Heiden in einen Winkel der Erde zusammengedrängt gedacht; nun sah er, daß ihrer mehr seien, als der Christen. Von Missionshäusern hatte er noch nichts gehört. Jetzt hieß es immer in ihm: du mußt gehen. Ein Freund lieh ihm die „Beleuchtungen der Missionssache," und andere Missionsblätter, mit einer Reihe von Biographien. Darüber wurde ihm bald wohl, bald weh. Wird er's hinausführen können? Nicht wenig plagte ihn auch die Entdeckung, wie viele unlautere Beweggründe sich zu der neuen Berufswahl gesellen wollten, statt daß die reine brünstige Liebe zu Gott und den Brüdern ihn unter die Heiden treiben sollte. Seine Selbstgefälligkeit, sein „verdammungswürdiges Splitterrichten" sind ihm wohl bewußt und drücken ihn schwer; doch kann er hoffen, daß Der, der es angefangen habe, das gute Werk auch vollenden werde bis an den Tag Jesu Christi.

Gewiß ein schöner Anfang für einen zwanzigjährigen Bauern. Den Lebenslauf begleiteten Zeugnisse, die den großgewachsenen, starkgebauten Jüngling als eben so reich begabt, besonders mit trefflichem Gedächtniß und Auffassungskraft ausgerüstet, wie fleißig und bescheiden schildern. Er habe sich durchgerungen zu einer Glaubensfreudigkeit und innern Klarheit, wie sie, in jener Gegend wenigstens, äußerst selten gefunden werde. So entschieden sein geistliches Leben sei, so frei halte er sich von allem Ueberspannten und Querköpfigen. Dabei übersteigen seine Leistungen weit Alles, was seine hundert und mehr Mitschüler, welche die gleiche einfache Schulbildung genossen haben, zu Tage fördern. Seine Eltern haben sich noch nicht in sein neues

Leben gefunden, wie auch dessen Einfluß auf sie erst anfange, sich bemerklich zu machen. Daher werde allerdings ihr Segen zu seinem Missionsberuf nur mit schwerem Herzen ertheilt werden. Bei der völligen Unbekanntschaft jener Kreise mit der Mission, sei es geradezu ein Wunder, daß sie kein förmliches Veto einlegen. Noch versuche der Vater auf alle Weise, ihm seine Vorsätze auszureden; während die Mutter, anfänglich viel besorgter über der Schwärmerei des Sohns, trotz großer Sorge sich doch mehr und mehr fasse.

In dieser Zeit der nahenden Entscheidung trat unserm Martig ein Freund zur Seite, wie er ihn nur wünschen konnte. Es war der junge Pfarrer des Orts, selbst noch ein Anfänger im Amt, der sich mit großer Aufopferung der weiteren Ausbildung des Jünglings widmete, seine Aufsätze über Schriftstücke korrigirte, von Geographie und anderen Wissenschaften gelegentlich Einiges mittheilte, vor allem aber dem sich einsam fühlenden Pilger ein ganzes Herz entgegen brachte. Denn unter der täglichen Arbeit, welcher Christian als ein guter Sohn sich nicht entziehen wollte, war in ihm doch mehr und mehr das Bedürfniß nach dem Umgang mit gleichgesinnten Jünglingen erwacht; wie freute er sich, als es schon vor dem Eintritt in die Missionsschule so reichlich befriedigt wurde. Noch beim Abschied von der Heimath im Sept. 1859 sah Martig mit der tiefsten Bewegung sich noch einmal das liebe Pfarrhaus an, in welchem er zum erstenmal „selbander gebetet."

Und hier wagen wir nun, in die Vertraulichkeit des Pfarrers und seines Pflegbefohlenen einen kühnen Blick zu werfen. Martig hatte die Baslerfeste (Juli 1853) besucht und die erste persönliche Bekanntschaft mit der Mission gemacht, in deren Dienst er nun bald treten sollte. Sein theurer Franz, so heißt er den Pfarrer, war ihm überaus lieb und werth; aber er wagte es, sich und ihm zu bekennen, daß er ihm nicht mehr so imponire, wie am Anfang der Freundschaft. Nachdem er wieder einmal einen Sonntag Nachmittag bei ihm zugebracht, sitzt er in der stillen Abendstunde über sich und den Freund zu Gericht, indem er die verschwendete Gnadenzeit in greller Weise schildert. Es wird wohl auch Leser geben, welche über diese Herablassung des Pastors zu einem Bauernjungen, und über des letztern Anmaßung den Stab zu brechen geneigt sind. Auch halten wir — offen gesagt — Martig's frühes schonungsloses Richten an sich und an Andern für bedenklich genug; man spürt es dem Manne an, wie

schwer es ihm wird umzukehren und ein Kind zu werden, — wie schwer dem Republikaner, daß das Organ der Ehrfurcht und Bewunderung bei ihm sich nur nothdürftig entwickelte.*) Doch da der Pfarrer den Aufsatz als Zeichen von „ungewöhnlichem Vertrauen und wahrhaft kühner Liebe" Seitens des Pfarrkindes demüthig aufnahm und auch Geistesverwandten gerne mittheilte, stehen wir nicht an, ihn im Auszug einzurücken.

Es ist dem Jüngling bei der Rückkehr nach Hause unheimlich zu Muth, als klage der Uhu im Seefluhwalde nur ihn an, als quake es im Sumpfe unten nur über ihn, als weisen ihn die dunkeln Tannen warnend zum Herrn droben, dem er Rechnung abzulegen habe für sein Haushalten. Wie klagt er schon über die kleinen Geschäfte, die nichtswürdigen Plaudereien, die sich ihm am Morgen aufdrangen... „Warum, meine Seele (oder vielmehr mein Fleisch), hast du jetzt weder Lust noch Willen zum stillen Sonntags- oder auch nur Alltagsgebet, nicht zum Lesen der heiligen Schrift? Grämtest du dich doch vor zwei Stunden, weder dieß noch jenes recht thun zu können. Heute ist ja des Herrn Tag, da giebts der Geistesspeise genug. Wie so denn? wirklich genug? Gewiß, dein geistlicher Hunger ist nicht sehr groß, sonst würdest du nicht in Aussicht aufs Mittagessen das Frühstück verschmähen. — Sei's wie es wolle, du treue Mahnungsstimme, ich gebe dir kein Gehör. Weiß wohl, daß du mich nie zum Bösen antreibst, daß du aus Auftrag meines Herrn mit mir redest, allein — ich habe allerhand zu besprechen und zu besorgen, was eben nicht sein müßte, wobei ich mich auch nicht wohl befinde. Umsonst, du treue Stimme, umsonst bemühst du dich." — Kommt dann die Eitelkeit des Sonntagsstaats: — „was schadet's, ob sich die Leute über mich ärgern?" Aber — „wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt! Wiederum stehet auch geschrieben: Stellet euch nicht dieser Welt gleich." Jedoch — „Gott hat uns ja das Schönheitsgefühl anerschaffen, und Er ists, der uns die Kleider schenkt. O arge Welt, daß du mir ein so schlechtes Beispiel giebst!

*) Noch im August 1859 traf Martig einmal auf der Eisenbahn mit dem Bruder eines hohen Monarchen zusammen. Den hat er dann recht ins Auge gefaßt und ist ihm vorgekommen, es wäre leichter, dem hohen Herrn Respekt einzuflößen, als vor ihm Respekt zu haben! Wer das trotzige Selbst- und Unabhängigkeitsgefühl eines jungen Schweizers, namentlich in den Hochthälern der Alpen, kennt, der wird sich über solche Uebermüthigkeiten nicht wundern.

O arges Herz, daß du der Welt Schuld giebst, während du selbst die ärgste Welt bist! Andern kannst du die Hoffart vorhalten und mit gräßlichen Farben vormalen, und steckst selber darin bis über die Ohren, du arger Splitterrichter!" — Schlecht vorbereitet also gehts zur Kirche. „O ich schlechter Kirchengänger, ich fauler Gottesdiener — ohne Andacht, ungesammelt, — umsonst, du treue Stimme, umsonst bemühst du dich. Warum suche ich die Stimmung Anderer heraus zu finden? warum halte ich mich trotz meiner Zerstreuung noch für einen der Andächtigsten? Warum ärgere ich mich über die unanständige Haltung der Nachbarn?" — Der Taufstein, die Kanzel, alles verklagt ihn. Aber auch er verklagt alles, die Schwätzer in der Kirche, die trägen Weiber, die sich so langsam erheben, und dann den Pfarrer, der noch während des Geräuschs zu beten anfängt, und predigt doch über die Allgegenwart Gottes (der Text war Ps. 94, 9). Wie sind doch die Kirchgänger so grob und wissen so wenig von Höflichkeit! Ein Seelsorger, ein Herzensfreund steht da und redet, aber lebt und webt er auch in der Gegenwart Gottes? „Hast du also fortwährend deinen Gott zum Begleiter, wenn du Trepp auf, Trepp ab springst, ob du am Feuer sitzest, dich tummelst oder tändelst, immer das Herz voll von der Nähe Gottes, und den Mund überfließend von dieser Fülle in reichlichen Worten?" — Aber die Predigt geht zu Ende, der Eindruck ist gering, — gewiß aus eigener Schuld; vielleicht auch weil der Gottesdienst und das ganze Kirchenwesen eine Art eingeführter Mechanik ist, und dann lautet doch auch des Pfarrers Schlußgebet etwas gleichgültig. —

In dieser Weise wird nun die Kinderlehre, der Ruf zu einem Krankenbesuch und Anderes behandelt, und dann naht die Stunde, ins Pfarrhaus zu gehen, von dem er, der Undankbare, so viele unverdiente Wohlthat erhalte. „Was wird sie bringen? Die heitere Miene des Hausherrn kündigt mir schon an, daß er es gut mit mir meint. Er ist eben eifrig beschäftigt, ein zweischneidiges Eisen zu schärfen. Wär's nur Jenes, von dem Hebr. 4 gesprochen wird! Doch scheints kaum ein Nothwerk! Und du, alter Hund, darfst heute auch nicht vergessen werden, und du, junger, eben so wenig; doch liegt mir blutwenig an euch, und wenn ich mich für euch interessire, geschiehts nur eurem Herrn zu lieb, ist auch eine feine Heuchelei, mein Herz! Dazu nützet ihr aller Welt nichts, aber fresset mehr als manches arme Kind, zum Bilde Gottes geschaffen! Alles hat seine Zeit frei-

lich, und ihr Hunde habt heute eine sehr lange! Ich arger Splitterrichter!" —

Nun gehts aus der Laube ins Studierzimmer; „traulich stehen sie hier neben einander, das Pfarrkind und der Pfarrvater; und die Ehrfurcht, die ich dem Höhern zolle, ragt eben so hoch, als sein Scheitel den meinigen überragt (d. h. keinen Viertelszoll); und so vergleiche ich auch sein geistiges Leben dem meinigen, ich stolzer ungebeugter Kerl!" Er möchte von dem Gespräch profitiren; es will aber nicht gelingen. Ein Regenguß lud zur Vorstellung Gottes im Wetter ein; aber die Worte blieben trivial, wenn's auch die Gedanken nicht waren. Im Regenbogen sah man nicht Gottes Friedenszeichen, nicht die Erinnerung an die Sündfluth. Auch das Fernrohr am Fenster zerstreut, statt himmelwärts zu weisen, und die umliegenden Bücher und Blätter wollen die Unterhaltung nicht fördern. „Endlich rücke ich heraus: ich fürchte aus der Einfalt auf Christum heraus zu sein; und der Pfarrer giebt mir recht, tadelt mein skrupulöses Wesen, meint's aber ganz anders als ich. — Doch wie, scheint dir die Sache so unbedeutend, daß du so bald davon abbrichst? — Du fürchtest 'zudringlich' zu sein. Aber soll nicht der Seelsorger nach dem Zustand der Einzelnen fragen, nach ihrem Herzensgrund forschen, um für ihre Seelen sorgen zu können? Meinst du aber, du seist selbst noch schwach, ei nun, so sitzen wir zusammen als arme Sünder, und der Dritte wird in unserer Mitte den Platz nicht leer lassen, wenn wir reden von unserm Elend und der überschwenglichen Gnade Gottes in Christo Jesu. Und da werden wir Eins um was wir bitten wollen, und das werden wir empfangen. Gehen dann auch hinaus in die Hütten der Elenden und lernen da neue Mängel an uns entdecken. Aber zum X. und Z. gehe ich nicht hin, denn die sind reich und satt, und wenn du hingehst, so gehe um zu geben, nicht blos zum Zeitvertreib. — Und nun soll's noch 'zum Kaffee' gehen. O dummer Mensch, warum bin ich nicht früher gegangen! Weiß ich doch die Güte der Leute, und habe ja, um solches zu vermeiden, beinahe gelogen, ja wirklich gelogen, daß ich um neun oder zehn Uhr gegessen, da es nicht mehr als acht Uhr war! Und esse nun statt eines drei Kuchen? Was werden sie von mir denken?" — Noch ärgert ihn das Schachspiel, das Klavier und die Zeitungen, was alles dem Pfarrer seine bischen Zeit raube. „Ja, meint der, ich will die Zeit lieber mit so was hinbringen, als über die Leute herfahren. Soll das 'ghaue oder gstoche sy'? Wohl habe ich

heute meine Eltern eines häuslichen Streits beschuldigt. Hätte es nicht thun sollen. Allein, wenn der Pfarrer alles wüßte, er würde es kaum glauben; — giebt dir aber keine Entschuldigung, mein Herz! — Und dir, Kätzchen, geschieht gar zu große Ehre, daß der Meister dich noch aufsuchen mag, um dich der besuchenden Z. zu zeigen. 'Herr Jesus, welch ein Thierchen!' ruft sie. Da muß also der Herr Jesus Zeuge sein, daß dieß Thierchen schwarz und weiß ist, und ich wehre ihr's nicht, und der Pfarrer auch nicht; denn er darf nicht, er schämt sich, er hat keine Liebe zu dieser Uebertreterin des dritten Gebots und wenig Liebe zu seinem Herrn. — O Pfarrhaus, in dir habe ich heute nicht gefunden was ich gesucht, und nicht gesucht was ich gefunden. Aber ich bin selber schuld. Erforsche mich Gott, und erfahre sein Herz, prüfe und erfahre, wie wir es meinen. — Und nun bin ich wieder im Elternhaus, das ich heute verläumdet, und die Mutter fragt: 'Wo bist du gewesen, mein Kind?' — 'Wo anders, als im Pfarrhaus.' — 'Und was ist dir begegnet, daß du so trübe bist?' — 'Ach, eigentlich nichts Böses,' — und doch sehr viel Böses; denn dich hab ich verschwendet, du langer Tag des Herrn."

Nun, kaum niedergeschrieben, brachte Martig dieß „Gedankenspiel", wie er es hieß, seinem Seelsorger ins Haus. Der gestand wohl nachher, daß Fleisch und Blut etwas aufbrausen wollten über dem herben Gerichte des gestrengen, durchaus unmusikalischen Freundes; aber es gelang dem Geiste, des Fleisches Geschäfte zu tödten und den Spruch zur Geltung zu bringen: Prüfet Alles und das Gute behaltet! Und das Pfarrkind hat dann in spätern Jahren bekannt: „Du warst von Anfang an zu demüthig und herablassend gegen mich, hast viel zu wenig deine Autorität als Pfarrer behauptet, hast in der besten Absicht mich zu trösten, zu ermuntern, zurechtzuweisen, meinem Stolze Nahrung gegeben, indem du mir viel zu viel Recht ließest und zu aufrichtig deine eigene Schwachheit bekanntest. Jedenfalls preise ich dich glücklich wegen deiner Gabe, Allem die beste und wo möglich irgend eine gute Seite abzugewinnen. Und meine Offenheit gegen dich wird mich nie gereuen, so viel Unlauteres auch mit unterlaufen mag."

Im August 1853 aber finden wir den jungen Mann am einstweiligen Ziele seiner Wünsche, in der Voranstalt zu Basel. Ein ge-

waltiger Wechsel! Sechs lange Jahre ist nun der rüstige Mensch an die Schülerbank gebunden. Was haben sie wohl aus ihm gemacht? So schwer es sein mag, den Entwicklungsgang eines Missionszöglings genau zu verfolgen, so unwesentlich auch eine solche Geschichte Manchem scheinen dürfte, dünkt es uns doch lehrreich, gerade bei diesen Lehrjahren des Seligen länger zu verweilen und den Spuren seines Wachsthums nachzugehen. Recht verstanden, kann diese einfache Geschichte zur Ehre Gottes so gut dienen, als die Erzählung von weitgreifenden Erfolgen, welche andern seiner Knechte zu Theil geworden sind.

Wenn sich die Lehrer den breitschultrigen starkgebauten Jüngling ansahen, beschlich sie leicht ein Gefühl, als sei auf alle physiognomischen Studien nicht viel zu halten. Da stand er vor ihnen, nicht besonders groß noch imponirend, etwa wie ein Rekrut der alten Schweizergarde in den Tuilerien oder im Escurial, sich selbst gestehend, daß er hier in eine ihm noch räthselhafte Welt versetzt sei, aber entschlossen, mit der Bewunderung zu warten, bis er vom Werth der neuen Dinge überzeugt sei. Martig trat ein mit einem plumpen Gesichte, so grob als wäre es mit dem Beil geschnitzelt; erst allmählig verfeinerten sich die Züge, bis sie in bewegten Augenblicken sich zu einem wahrhaft edeln Ausdruck verklären konnten. Darauf durfte man aber lange warten; denn gewöhnlich gieng er mit der unerschütterlichsten äußeren Ruhe hin, selbst wenn sein Inneres in heftigster Bewegung gährte. Selten hatte der Inspektor einen Zögling gehabt, dessen äußere Haltung eine solche Ironie auf alle physiognomische Kunst in sich schloß. Dabei fand er Martigs Auftreten so linkisch, daß er ihn förmlich lehren mußte, zu seiner Thüre hereinzutreten. Das faßte aber der Jüngling alsobald, und ohne irgend welche Scheu und Unsicherheit konnte und übte er auch von Stund an die neue Kunst. Sein ganzes Wesen kündigte an, daß er wisse was er wolle, vor allem nämlich lernen; des Nichtwissens sich zu schämen, fiel ihm nicht ein; zu Zeiten mochte man fragen, ob er überhaupt sich schämen könne, so ferne war er jedenfalls von aller falschen Scham.

Zunächst sah sich Martig in der Klasse um, welche zugleich mit ihm in die Vorhalle des Missionshauses eintrat. Das waren also die 18 Brüder, welche von 70 Bewerbern als die hoffnungsvollsten erlesen worden waren! Ihm schwindelte dabei: da müsse es doch mit dem Glauben in der Welt schlecht stehen. Denn allerdings sei für ihn

bei den Meisten viel zu lernen; doch schien ihm der Glaube von Mehreren im Grunde weniger auf Erfahrung zu beruhen, als auf einer Erkenntniß, wie sie bei den guten Schulen und Versammlungen der Schwaben sich von selbst gebe, und im Ganzen lasse sich gar wenig Heiligkeit und Gottinnigkeit spüren. Immerhin beschäme ihn die große Mehrheit gründlich, wenn auch schon Einige vom Wiederaustreten reden und an ihren Gaben zweifeln, Andere sich kein größeres Unglück denken können, als die Entlassung. „Ich fühle mich zufrieden; doch würde mein alter Mensch noch immer den Nichtmissionar lieber wählen. Ueberall merke ich den alten Schalk, die Sucht, mich hervorzuthun; ja ich kann Brüder beneiden, wenn sie mir's in etwas zuvorthun. O es sind mir Bewohner meines alten Herzens gezeigt worden, von welchen ich noch gar nichts gewußt! Aber auch dieß ist Gnade, und sie ist sehr geschäftig an meinem Herzen." Wie reichlich sind ihm nur die Mittel, weiter zu kommen, geboten, die Lehrstunden, die brüderliche Gemeinschaft, das Beten, Lesen, Besprechen, die gesegneten Konferenzen; und am Sonntag eine fast ununterbrochene Reihe von Predigten, Kinderlehren und Versammlungen. „Aber das Alles ist es gewiß nicht, was einen fördert, sondern das Fahrenlassen seiner selbst und das Hoffen auf den Erlöser."

Dabei findet er nun ein und anderes, das ihn am Vorwärtskommen hindert. Zuerst eine unnatürliche Schläfrigkeit, die sich ihm auf Gehirn und Augen lagere, gerade in den Stunden, von denen am meisten Segen zu erwarten wäre: das sei derzeit seine größte Plage. Eine solche suchte er einmal in der Abendandacht umsonst abzuschütteln, als er unerwartet zum Beten aufgerufen wurde. „Trotz der mangelnden Fassung gieng's wie eine Wasserfluth, während ich zu andern Malen weder Worte noch Gefühle habe. Immer aber muß ich über die innerliche Kälte beim Beten klagen, während mir äußerlich meistens der Schweiß herunterfließt. Geht's dann gut, so schmeichle ich mir, die Brüder werden jetzt große Stücke auf mich halten; geht's nicht, so schäme ich mich. Ich bete um Erlösung von dieser peinlichen Schwäche, muß mich aber noch immer im Harren und Warten üben."

Wir irren wohl nicht, wenn wir in dieser geistleiblichen Schwäche den ersten Keim der Krankheit erblicken, welche den Lauf des wackern Jünglings so früh zu Ende bringen sollte. Es ist das eine alte Erfahrung im Missionshause: der Uebergang von der Feldarbeit zu

angestrengter geistiger Beschäftigung hat gerade bei den bestangelegten Zöglingen ebenso große Gefahren, als für den Neger oder Indier die Verpflanzung aus seinem tropischen Klima in unsere Nebel und an unsere Tafeln. Wie mancher hoffnungsvolle Jüngling hat darum das Studiren wieder aufgeben oder sich zu einem Minimum desselben bequemen müssen, bei welchem der einmal geweckte Wissensdurst nur halbe Befriedigung fand. Es gehört zu den eingestandenen Schwächen des Missionswerkes, daß bei aller Vorsorge die Lehrer und Leiter desselben nie gewiß sein können, ob jedem Zögling gerade so viel Studium zugemuthet oder erlaubt wird, als sich mit seiner seelischen und körperlichen Gesundheit verträgt. Martig hat übrigens für seinen Fall eine andere Erklärung gefunden. Als ihm in China klar wurde, daß er an „vermehrter Herzthätigkeit" leide, dachte er an seine ersten Missionsjahre zurück und fand, daß er mit jeweiligen Unterbrechungen fast die ganze Zeit an diesem Uebel gelitten habe, wenn er sich auch wenig daraus machte. „Bei meiner Natur," meinte er, „greift mich nicht so schnell Etwas an; wenn aber, dann gräbt es sich so tief, daß ich oft wörtlich mit Leib und Seel zu ringen habe. Es gereicht mir das zur Demüthigung; denn wenn der Kampf auch endlich zum Sieg ausschlägt, so trägt doch an jenem die Gottentfremdung die meiste Schuld." So lernte er denn endlich auch seiner inneren Kämpfe sich schämen und wünschte in tiefer Beugung: Ach wär ich doch von Anfang an kindlicher gewesen, so hätte ich einen viel leichteren Gang gehabt.

Das Nächste, was sich unserm Martig fühlbar machte, war die Schwierigkeit, sich in die Brüder zu finden. Denn welche Unterschiede thaten sich da nach einander auf: Schweizer und Deutsche wollten nicht recht harmoniren; die Ansichten von der Bekehrung, vom praktischen Christenthum giengen gewaltig auseinander. Bald wurde auch vom Zustand nach dem Tode die Rede: wie wunderlich, daß Einige an Geistererscheinungen, an Besessenheit in diesen unsern Tagen glaubten! Dann die Wiederbringungsfrage, die auffallend konkrete Weise, in der sich die Schwaben geistliche Dinge vorstellten, die Vorliebe des Einen und Andern für die Offenbarung Johannis! Wenn ein Bruder sagte, ihm seien die Propheten nicht recht deutlich, er halte sich lieber an die Evangelien, so konnte ein anderer im Orakelton äußern: „Du bist noch auf keinem guten Weg!" Das wurmt dann dem Erstern Tage lang, und unsern Martig auch, weil er sich im gleichen Falle befindet; nur

kann er's nicht schlucken, sondern sagt seine Meinung gerade heraus, und eine Besprechung legt die Aufregung nieder. — Aber noch in viel geringeren Punkten muß man sich erst verstehen lernen. „Höflichkeitsregeln, Kleideranstand u. dgl. kosten mich am meisten Brechung der eigenen Meinung." Wie lacht der Schweizer laut auf, wenn ihm der Würtemberger den ungewohnten übertriebenen Gebrauch ehrerbietiger Fürwörter zur Nachachtung empfiehlt. Jubilirt er doch, daß wir vor dem Herrn Alle gleich sind, „nämlich null und nichts, und doch von unaussprechlichem Werth!" So hatte denn „von uns Brüdern allen kaum Einer so viel Reibungen mit den Andern, so viel abzubitten und zu berichtigen, so viele Zurechtweisungen u. s. w. wie ich, und zwar einfach darum, weil, wie Salomo sagt: wer mit seinem Maul herausfährt, der kommt in Schrecken! Muß ich doch in Alles hineinwaschen, selbst was mich nichts angeht!"

Indessen, wie das mit jeder Altersklasse zu gehen pflegt, die Redlichen fanden sich mehr und mehr zusammen, wenn es auch oft durch arges Gedränge gieng. Einige widerstrebende Elemente wurden ausgeschieden, darunter derjenige, der seines Missionsberufs zuerst am allergewissesten war. Martig bat dringend um brünstige Fürbitte, deren Segen er spürbar genoß; „denn," schrieb er, „es ist wohl ein Wunder der Gnade, wenn ich mit meinem argen Herzen durchkomme."

Was das Lernen selbst betrifft, so wird es ihm jetzt zur Sünde, daß er in Pöschenried nur immer habe lernen wollen, statt den Vater in seinen Arbeiten kräftig zu unterstützen. Wohl meinte er, es gehe ihm mit der Kopfarbeit leicht, das Sitzen thue ihm nichts, wenn er auch zuerst Kopfweh davon getragen habe; gebe es doch in Holzstall, Badhaus u. s. w. nebenher viele Bewegung. Dennoch war auch die methodische Lehrart eine schwere Prüfung für den strebsamen Mann. Mußte er doch in die Anfangsgründe der Schulbildung sich wieder vertiefen. „Kein Wunder, wenn der junge R. aus Langeweile davongelaufen ist! Denn was für ein Treiben mit Lesen und Rechnen, mit Orthographie und Kalligraphie! In Folge der Sprachlehre wissen wir jetzt, daß das Prädikat aufs Subjekt bezogen werden muß, ferner, daß es drei Zeiten und eine Einheit und Mehrheit giebt. Vom Singen wäre zu sagen, daß wir die Noten bald kennen, die man jedoch nicht ut, re, mi, sondern eins, zwei, drei nennen darf. Kommt aber die Musik, da gibt's ein Meisterstück von vierzehn Anfängern im Geigen, welche im Halbkreis um den Lehrer herstehen! Mehr

freut mich die biblische Geschichte, die in Schriftworten erzählt und mit sehr trefflichen Bemerkungen begleitet wird; und wirklich schön sind Herrn O.'s Religionsstunden, da Manches in den Versen gefunden wird, woran ich nie gedacht hätte. Besonders wichtig wurde mir im Hiob das Geschäft des Satans; mich wundert nur, daß du und ich nicht mehr mit einander hierüber geredet haben. Von diesen Dingen lerne ich hier viel." Merkwürdiger Weise lernte er einen Prediger kennen, „der sich beständig zum Zweikampf mit dem Teufel bereit hält, der Hunderte von Kranken durch einfach wiederholtes Gebet heilt, nicht indem er den Schmerz weg wünscht, oder Linderung und Geduld erbittet, sondern in stillem Flehen mit Handauflegung betet, des Heilands Blutstropfen möchten auf den Kranken — und auf den ihn in seiner Gewalt haltenden Satan fallen." Da hört er nun von außerordentlichen Wirkungen und sucht diese neu entdeckte Kraft alsbald zu verwerthen, ohne doch viel auszurichten. Er merkt nach und nach, wie wichtig es für ihn ist, die täglichen Aufgaben treuer ins Auge zu fassen. „Wenn es irgendwo nicht gehen will, so ist nicht der Mangel an Gaben schuld, sondern mein Unfleiß oder die Herzensstellung zum Herrn, der mich durch Demüthigung zur Erkenntniß von der Nothwendigkeit seiner Gnade führen muß. Besonders in der Geometrie und Physik geht es mir keineswegs leicht, in der Algebra weiß ich mir kaum zu helfen, im Violinspielen bin ich sehr zurück." Und wenn er sich auch zu Zeiten fleißig nennen kann, so ist er mit seiner Herzensstellung je länger je weniger zufrieden.

Diese ließe sich nun im Einzelnen verfolgen, so ängstlich ist er, sich und Andern Rechenschaft davon zu geben. Die Hauptsache aber bleibt, wie er's einmal ausspricht: „Ich schlage mich zu viel mit meinen Sünden herum, statt dem Heiland und seinem allgenugsamen Verdienst die rechte Ehre zu geben. Freudige Zeit hatte ich bisher nur wenig, rein darum, weil ich mein böses Herz nicht im Distelboden (Name des elterlichen Guts) lassen konnte. Ich wußte mir oft nicht zu helfen. Daß ich z. B. die Menschen nicht liebte, wußte ich; nun mußte ich lernen, daß ich sie hasse. Immer deutlicher wird mir die Gefahr, als Missionar die eigene Seele zu verlieren. Wie leicht wird einem nur das Gebet zur alltäglichen Uebung! Letzthin gefragt, ob ich jetzt schon mit Freuden sterben könnte, fühlte ich mich beklemmt. Will nun nicht mehr Missionar werden, sondern nur des

Heilands Glied; er mag mich dann brauchen, wie Er will." Am tiefsten erniedrigt war er um Ostern 1854; da klagte er: „Du meintest und ich meinte, ich sei lebendig, und siehe, ich bin todt. Ich traute der Strohflamme meiner lebhaften Einbildungskraft, die ich Wiedergeburt nannte, aber nicht dem Wort Gottes und dem Zeugniß des heil. Geistes. Kaum kann ich beten, habe keine Lust zu Gottes Wort, gehöre nicht hieher. Nichts gieng mir recht, Keiner war mir Ideal genug; jetzt muß ich froh sein, welche Geduld Lehrer und Brüder mit mir haben. Betet für mich." Indessen kam bald Licht in diese Finsterniß und er merkt, wo der Fehler sitzt. „Ein Narr, wer sich auf sein Herz verläßt. Wie thöricht, daß ich mich auf meine vermeintlichen Wiedergeburtsstunden (6. August 1852) stützte, statt auf die klaren Schriftworte! Wegen meines Hochmuths läßt es der Herr zu, daß ich von meiner Sündhaftigkeit umhergetrieben werde. Wie irrte ich, als ich meinte, die Bekehrung sei das Werk einer Stunde." Später heißt es dann wohl noch: „Unglaube und Selbstgerechtigkeit machen mir noch viel zu schaffen und verbittern mir die heiligsten Freuden. Und doch, wie schön leuchtet uns der Morgenstern." Allein immer wichtiger wurde ihm die Heilsthat Gottes, immer verdächtiger die Vorgänge im eigenen Herzen. „Seit ich angefangen habe, mein falsches Herz Lügen zu strafen, finde ich mich doch im Wort gestärkt; so böse ich oft über mich werde, daß ich mich nicht in ganzem Vertrauen auf das Testament Jesu berufen und auf dessen Rechnung leben und sterben kann." (Mai 1855.) So läßt er sich dann „unvermerkt zum Lutheraner machen," findet die mitgebrachten Ansichten über die Sakramente viel zu lax, mag sich aber doch auf keinen theologischen Streit einlassen, sondern freut sich der gewonnenen Grundlage und ruft aus: „Alles ist unser, punktum."

Statt der Verhandlung über Lehrunterschiede, welche in unserer vielgetheilten Kirche genug der Federn beschäftigen, mögen hier beispielsweise einige Schilderungen aus dem innern und äußern Leben des der Gesetzlichkeit entwachsenden Zöglings ihren Platz finden. „Thaten mir schon im heimatlichen Pfarrhaus Klavier, Gemälde, Polster u. dgl. ein wenig in den Augen weh, so staunte ich erst hier, das Alles bei Musterchristen auf die zehnte Potenz erhoben zu sehen. Wo bleibt doch das arme Leben Christi? mußte ich mich fragen, und dann — bin ich etwa ein besserer Christ als sie? Ich konnte das unbedingt verneinen, und doch mir nicht aus meiner Verwirrung

helfen." Seiner Lust zum Richten hält er nun ein Wort von G. entgegen: Wer viel von Anderer Fehler spricht, beweist eben dadurch, daß er selbst darin gefangen liegt; wer einen wirklichen Abscheu an der Sünde hat, schweigt still und denkt: ach was für arme Menschen sind wir doch!

„Ich hatte erst viele trübe Stunden, finde aber, daß mir allmählig der Herr aus der beschränkten Gesetzlichkeit heraushilft. Voriges Jahr (er schreibt's im März 1856) war ich noch zu fromm zum Schneeballen und habe mit einer gewissen Geringschätzung auf Brüder herabgesehen, die sich hieran vergnügen konnten. Jetzt habe ich dieß Tugendstück bei Seite gelegt, und es verdrießt mich gar nicht, wenn ich einen tüchtig treffen kann. Manches Derartige mitzumachen kostet mich mehr Ueberwindung, als wenn ich's lassen soll; aber ich muß meinem Fleisch auch dadurch seine Nahrung entziehen. Wie schwer hielt es mir immer, und ich bin noch nicht ganz los, einen Christen mit einem Raucher zu vereinigen. Aber lieber fienge ich selber noch die üble Gewohnheit an, als daß ich das leisere oder stärkere Bewußtsein in mir leben lasse: in dem Stück habe ich etwas vor diesem oder jenem voraus. Das hängt zusammen mit dem freieren, darum aber nicht weniger gesunden Geist, der im Missionshaus waltet."

Im Sommer 1855 war er nämlich aus der Voranstalt in die eigentliche Missionsschule vorgerückt. Er hatte noch in jener einer erhebenden Feier beigewohnt, indem für dieselbe nach dreimaliger Lokalveränderung ein neuerbautes Haus eingeweiht wurde. Durch allerhand Nöthen war man endlich so weit gekommen, nachdem noch ums Neujahr die Frage aufgetaucht war, ob nicht, um Einschränkungen zu bewerkstelligen, die Voranstalt lieber aufgehoben werden sollte. Bei der Einweihung kamen die Ansprachen der Väter den unausgesprochenen und doch wohlbekannten Bedürfnissen der Jünglinge entgegen, wie nie zuvor. Wie zündete nur der Vers des alten Gottesmannes Annoni, mit dem der Präsident die Feier einleitete:

Hier liegen wir wie Todtenbeine,
Nichts hilft uns als dein Lebenshauch.
Wir sind ja nichts als harte Steine,
Rauh und untauglich zum Gebrauch,
Bis daß uns deine Hand behauet
Und liebend in die Arbeit nimmt
Und, wenn sie Gottes Tempel bauet,
Auch uns den rechten Ort bestimmt.

Lebendige Steine werden, welch ein Widerspruch! Und doch, der Tag zeigte es, das Wunder geschieht noch immer. Wie schlug bei Martig die Rede des treuen Lehrers ein, der davon ausgieng, wie manche niederschlagende Erfahrungen und Gewissensnöthen die Jünglinge hier durchzumachen haben, bis sie nur ein wenig ins Klare kommen und in der Gnade befestigt werden. „Aber wenn es nicht vorwärts gehen will bei euch, so glaubet nur, daß die Schuld daran liegt, weil ihr nicht demüthig zu Jesu kommt, sondern euch mit euern Sünden und Mängeln selbst abmüht und herumplagt. Geht doch lieber gleich zu Ihm hin, sonst wird Nichts aus euch; so aber werdet ihr frisch und fröhlich, denn Er ist gekommen, euch Freude zu bringen." So gieng es mit erwecklichen Ansprachen weiter, und Martig meinte, in seinem Leben noch nie den überwältigenden Eindruck des Worts so gefühlt zu haben. Das Nachgeschriebene kommt ihm alles wie leeres Stroh vor, wenn er es überliest; gesprochen wirkte es so ganz anders. Auch das Missionsfest, das in den folgenden Tagen gefeiert wurde, war ihm herrlich und wohlthuend, wie keines der früheren, obgleich er „mit seiner schon so oft beklagten Gefühllosigkeit wieder zu schaffen hatte."

Je bedeutender nun im Missionshaus die Anforderungen an den Zögling wurden, desto größer stellt sich ihm der Missionsberuf vor Augen — „und wirkt beides, Lust und Furcht. Immer klarer wird's, daß der Herr in dieser Zeit nur solche Leute brauchen kann, die sich Ihm ganz ergeben. Ueberall kommen Fälle vor, wo es dem Teufel gelingt, durch den Fall tüchtiger Werkzeuge der Reichssache zu schaden. Leider mußte wieder ein Bruder entlassen werden. Ach, wenn ich noch in sein dunkles Auge blicke, mit dem er mich beim Abschied ansah, und aus welchem Trotz und scheinbare Reue, böses Gewissen, innere Verwirrung und doch noch das Wissen um die Wahrheit herausschauten, so habe ich freilich alle Ursache, mir mein Neujahrsloos (Jes. 54, 10) recht anzueignen. Das Wort muß helfen." —

„Ein Hauptabgrund meines Herzens erscheint mir in dem besonderen Vergnügen, das ich von früh auf darin fand, im Geheimen zu handeln und zu wandeln, die Worte zur Verhüllung meiner Gedanken zu brauchen, etwa auch zu bekennen, aber nur halb, überhaupt zu scheinen statt zu sein. Da gilt es nun einen ganzen Wan-

del im Licht. Wie wird es mir möglich, außer durch beständige Erfahrung der durchdringenden Kraft des Kreuzes. Ich meine, ich sei nun bereit, in Allem zu Schanden zu werden, wenn nur der Name des Herrn Jesus gepriesen und sein Reich befördert wird!"

Beim späteren Rückblick erschien ihm sein viertes Jahr als das gesegnetste und seligste trotz der vielen Arbeiten. „Dank besonders den Konferenzen des theuern Pfarrers G., war ich endlich, wenn auch sehr allmählig, zur evangelischen Freiheit durchgedrungen." Martig konnte nun, ohne voreilig zu richten, den Blick wegwenden von dem tollen Treiben der Welt, von ihrer eitlen Lust und ihrem giftigen Haß gegen das Licht, und die Versöhnung in Christo ihr zueignen, auch wo sie selbst ihrer noch nicht begehrte. Waren ihm die Fastnachtslustbarkeiten, welche das fromme Basel auszeichnen, früher ärgerlich gewesen, so konnte er nun mit Humor die große Windmühle beschreiben, welche einmal durch die Straßen der Stadt geführt wurde. „Oben steckte man rohe unbeholfene Bauernbuben und Handwerker hinein, und siehe — fast im selben Augenblick kommt unten ein eleganter gelehrter Herr Missionar heraus. Ja wenn's nur so schnell gienge und der Wind von oben die Lebensräder in regere Thätigkeit setzte! Ich muß die Langmuth Gottes bewundern, welche alle diese Gleichgültigen und Spötter zu seiner Zeit bekehren und noch vor mir ins Himmelreich bringen kann." Bittere Schmähungen der Zeitblätter gegen die Volksverdummer machten ihn nun nicht mehr gereizt. „Wir wollen nicht blos auf uns und die nächste Umgebung blicken, sondern unser enges Herz erweitern und erheben, indem wir die ganze Welt und alle Zeiten in das rechte Verhältniß zu Dem bringen, der die Versöhnung ist nicht blos für unsere Sünden, sondern für die der ganzen Welt. Was Er ist, was Er gethan, was Er thut und thun wird, verschlingt immer mehr in meiner Anschauung das elende Treiben der armen Menschenkinder. Ihm sei Lob und Anbetung in Ewigkeit!"

So kam nun die Zeit heran, da Martig dem langverhaltenen Drang zum Zeugen und Wirken gehorchen durfte. Sie fand ihn anders, als er sich's gedacht hatte, namentlich weder schnell besonnen, noch zungenfertig. Zunächst handelte es sich freilich ums Predigen vor Lehrern und Mitschülern. Und da zeigte ihm schon die erste Predigt, „was für ein elender Tropf er sei"; nämlich schon vor derselben die beständige Rücksichtnahme auf die Kritik der Hörer, und nachher

die innere Aufregung im Gefolge einer ungewohnten That. „Es griff mich so an, daß ich nicht mehr beten, nicht arbeiten konnte, sondern — im Dachstüblein mich auf den Boden legte und aller Hausordnung zuwider lange Stunden verschlief." Anders war's ihm dann freilich zu Muth, als er aufgefordert wurde, vor einer Dorfgemeinde dieselbe Predigt zu halten. Da fühlte er sich mehr in seinem Element. Auch die erste Katechese wollte ihm nicht gelingen; er hatte sie mit gleichgültigen Stadtschülern zu halten, und „trotz fünf- bis sechsstündiger Vorbereitung verwirrte ich mich gründlich in fein ausgesponnenen Begriffsbestimmungen." Er fühlt, er müsse es anders angreifen, müsse in die Hütten des Elends gehen und Mitleid lernen. Dabei sei freilich am Studium nicht abzubrechen, eher zuzusetzen. Denn „was du an meinen Vorträgen gefühlt hast, das muß ich selber je mehr und mehr empfinden, meine große Armuth an Gedanken. Dieselbe rührt mitunter wohl von meiner außerordentlich spärlichen Lektüre her; womöglich werde ich noch etwas von dem hierin Versäumten nachzuholen suchen, ohne dabei zu vergessen, daß die rechten Gedanken mir gegeben werden müssen."

Im Stillen freilich hatte Martig das Wirken nie lassen können, und zwar war es von Anfang an zunächst auf die irdische Heimat gerichtet. „Gar bischöflich" geberdet er sich zuerst gegen den theuern Freund im Pfarrhaus, um ihm die Verantwortung für die ihm zur Pflege übergebenen 2500 Seelen recht groß zu machen. Dann macht er ihn auf einzelne Bedürfnisse aufmerksam, und trägt mit ihm besondere Personen und Nothstände auf treuem Herzen. Schreibt er an die Verwandten, so predigt er ihnen mitten aus seiner Schwachheit heraus die nöthigen Stücke, Buße und Glauben, in immer frischen Weisen und Tonarten. Alle Geschwister liegen ihm beständig auf dem Herzen; stets sucht er ihren Bedürfnissen entgegen zu kommen, für ihre Hebung und Bildung nicht ohne Voreiligkeit dieß und jenes beizutragen. „Wir armen Distelbodenkinder sind trotz unserer etwas eingeschränkten Erziehung ein sehr unruhiges Volk, wollen nirgends stille halten, wollen immer fort, immer etwas Besseres; wie lange währt's, bis wir stille werden zu Gott!" Es läßt ihm keine Ruhe; was ihn interessirt, muß auch sie anfassen. Neue Testamente und Missionsblätter werden ins Thal geschafft und Verkäufer oder Vertheiler dafür ausgefunden; Traktate und Schriften von Hofacker, Bunyan, Woltersdorf ꝛc. rücken nach; ein Halbbatzenverein bildet sich

in der Gemeinde. „Irgendwie müssen Samenkörnlein nach dem Gletscherfeld hingeworfen werden." Martig hat diese Aufgabe mit großem Ernst betrieben; umsonst ist auch solche Zeugenarbeit gewiß nicht gewesen.

Nach der im Missionshaus herrschenden Ordnung dauert es manches Jahr, bis dem Zögling erlaubt oder gar zugemuthet wird, lehrend und ermahnend aufzutreten. Martig konnte sie erst kaum auswarten; je mehr er aber, besonders während seiner Vakanzreisen, die Verantwortlichkeit eines solchen Auftretens kennen lernte, desto zweifelhafter wurde ihm seine Reife und Ausrüstung für diese Aufgabe. Er findet seine Missionsstunden bald zu lang und zu langweilig, obgleich sie wohl hie und da „unter fortlaufendem Beifall" schließen konnten; bald zeigt sich's, daß er zu viel erzählt oder zu sehr bei der Auslegung des Worts verweilt. Wiederum hat er auch „weder Wind noch Wärme" in seinen Missionsvorträgen, die Folge von dürrer Gemüthsstimmung. Dabei tröstet er sich mit der unläugbaren Erfahrung, daß wenigstens ihm selbst unter allen Fehlern die Sache immer wichtiger und größer werde. Und an Aufmunterungen verschiedener Art fehlte es nicht. Wenn der studirenden Jugend überhaupt die Ausspannung der Ferien herzlich gegönnt wird, so ist sie für den Missionszögling geradezu eine Nothwendigkeit. Unserem Martig hat sie zweifelsohne sein Leben verlängert, jedenfalls in mannigfachster Weise versüßt und verschönert. Es ist ihm etwas Unschätzbares um die Liebe der einfachen Gläubigen, die ihm in deutschen und welschen Kantonen, im Elsaß wie in Schwaben entgegenkommt, und er bewundert die mannigfaltigen Gaben hier, da die kindliche Freudigkeit französischer Gläubigen, dort den Eifer im Schriftstudium oder die Wärme der gliedlichen Gemeinschaft. „Was ist unser Simmenthal gegen Würtemberg, wo in einem Dorfe 13 verschiedene Versammlungen sind!" Sodann läßt sich überall etwas lernen; am liebsten von auserwählten Rüstzeugen, im Nothfall auch von Feinden. Manche Vakanzreise konnte schon für ein Vorspiel künftiger Missionswanderungen gelten, so verschiedenartig war die Aufnahme, welche den Jünglingen, ihren Worten und Traktaten zu Theil wurde. Einmal wurde die Abhaltung einer Missionsstunde im Versammlungslokal verweigert, wenn man keine „schriftliche Erlaubniß mit Siegel und Unterschrift von Regierungs-, Kirchen-, Gemeinde- und weiß nicht was alles für Räthen amtlich bekräftigt vorweisen könne." Ein andermal hieß es:

„Das Stündeligesindel mache den meisten Unfrieden in den Familien und Gemeinden," oder pries der Pfarrer selbst „den unverbitterten Lebensgenuß ohne Kopfhängerei, und predigte, wie Gott die Menschen durch die Tugend zu sich ziehe." Göthe und Schiller, wurde auch gelehrt, leben weit länger als irgend ein Mann in der Missionsgeschichte. Lächerlich klingt dabei „der Kirchenstillstand" an, wie in einigen Gegenden die geistliche Behörde benannt wird; die Jünglinge meinten, der Stillstand sehe da und dort dem Rückgang aufs Haar ähnlich.

Von ihrem eigenen Thun viel zu rühmen, wäre kaum weise; hier genüge die Versicherung, daß nicht bloß die Sprecher Nutzen von dieser dem werdenden Missionar jedenfalls unerläßlichen Uebung gezogen haben. Denn unser Herr kann und will ja aus dem Munde der Kinder sich ein Lob und eine Macht bereiten, so gut als aus dem der Erwachsenen. Ein Vorfall möge beiläufig erwähnt werden, weil er für den jungen Martig charakteristisch ist. Derselbe brachte die Weihnachtszeit eines seiner letzten Jahre bei einem alten Herrn zu, der sich aus großer Armuth zum Besitz aller Glücksgüter emporgearbeitet hatte, bis er in den 70er Jahren von Blindheit bedroht, sich in die Pflege von Diakonissen begab, wodurch er von seiner geistlichen und leiblichen Verfinsterung zugleich geheilt wurde. Das war nun eine Freude, wie der Greis Gottes Wort mit Heißhunger verschlang, und die uns oft fast langweilig gewordenen Geschichten als die allerwichtigsten Neuigkeiten erzählen konnte. Martig mußte ihm jeden Abend etwas vorlesen und mit Gebet schließen. Dabei wurden aber alte Gewohnheiten nur langsam aufgegeben; kamen die Bekannten ins Haus, so ergab sich wie von selbst noch ein Kartenspiel. Einmal nach dem Nachtessen sah Martig dieser geistlosen Unterhaltung eine Stunde lang zu, dann stand er auf und sagte: „Meine Herren, wenn Sie wünschen, daß ich noch etwas lese, so bin ich bereit; wenn nicht, so werde ich mich zur Ruhe begeben." Darüber lächelten und brummten Einige; der Wirth aber meinte: „jetzt doch kaum; denn das paßt nicht zusammen." Alsbald fuhr Martig heraus: „Freilich nicht; dann will ich aber jetzt dem Teufel die Freude des Zuschauens lassen. Gute Nacht." Er begab sich auf sein Zimmer, kam aber vor Muthlosigkeit und Vorwürfen lange nicht zur Ruhe. Noch eine schwerere Nacht hatte der Wirth; allein am Morgen zerriß er die Karten und entsagte fortan dem Spiel, auf die Gefahr hin,

daß er damit die Jugendfreunde verliere. Das war jedoch nicht der Fall; sie stellten sich am Sylvesterabend wieder ein, und Martig drang — mit Mühe — durch, vor Mitternacht noch mit ihnen zu beten. Mit seinem Vorgehen in der Sache ist er beim Rückblick nur gar nicht zufrieden; doch weiß er, daß auch dieses „erzwungene Ding" nicht ganz ohne Wirkung geblieben ist. „Wahrlich, Steine müssen schreien, wenn kein Mensch von Christo zeugt."

Außer den Ferien war es nun namentlich der Sonntag, an welchem Martig sich durch Besuche bei Armen, Kranken und Wittwen für den Dienst am Reich vorbereitete. Er hielt jetzt nicht nur viele Versammlungen, sondern richtete auch eine Kinderstunde ein, welches vielleicht die gesegnetste aller seiner Arbeiten gewesen ist. Noch in China hat ihn manchmal ein dankbares Brieflein von Kinderfedern erfreut. Während er schon die Gefahren nahen sieht, welche diese Vielgeschäftigkeit seiner Seele zu bringen drohte, erscheint ihm (März 1858) sein Herz als eine Welt voll der wunderlichsten Gegensätze. „Ich bin mir selbst ein wahres Räthsel: oft hingenommen von innerem Feuer, dem ich kaum einen Namen geben kann, überwältigt von Wehmuth beim Anblick des menschlichen Jammers, ohne die Kraft, ihm zu steuern, voll Freude über die göttliche Herrlichkeit, die dennoch über diesem Jammer schwebt und hie und da so freundlich in dem verklärten Angesicht eines begnadigten Sünders mitten aus dem Jammer herausleuchtet; daneben glimmt auch ein anderes Feuer, das wie ein Blitz nach tausend Dingen hin züngelt, welche der Wel und Hölle angehören. Dabei oft die stumpfste Gleichgültigkeit, ziemliche Geschäftigkeit nach außen, durch mehrfache Bekanntschaften in der Stadt bewirkt, daß ich oft auch noch Montags den ganzen Kopf voll habe." Beim späteren Rückblick schämt er sich dieser Zeit: „Ich sprang ins Wasser, ohne schwimmen gelernt zu haben. Dreifache Thätigkeit verschlang mir jeden Sonntag fast vollständig, so daß ich selten zu mir selber kam, und statt mit neugesammelter Kraft meist zerstreut in die Woche eintrat. Diese Störung meines Gebetslebens, eine allmählige Entfremdung des Herzens vom Missionshause, dabei ein Gefühl eigener Kraft, die nur gleich hätte drein schlagen mögen, — das war's wohl hauptsächlich, was mich eine schnelle Aussendung sehnlich wünschen ließ. Statt dieser aber kamen Schläge auf Schläge in nie gewohnter Weise; von verschiedenen Seiten mußten Menschen wider mich zeugen, da mein Ohr gegen Gottes Stimme abgestumpft

war; doch ist auch dieses Jahr nicht ohne Segen für mich geblieben, und wenn's nur der wäre, daß ich manchen Feind habe besser kennen gelernt."

Schon fangen die nächsten Freunde an, sich zur Abreise auf ihre Arbeitsfelder zu rüsten; ein lieber Bruder um den andern segelt nach Afrika oder Ostindien. „B. zieht mich mit sich, daß ichs kaum verschmerzen kann. Aber wir sollen ja Saatkörner sein, die nicht beisammen bleiben, sondern hinausgestreut werden, um Frucht zu bringen". Da endlich wird auch ihm nicht undeutlich in Aussicht gestellt, China dürfte wohl sein Missionsgebiet werden. Miss. Lechler war gerade zu seiner Erholung in Basel, und bei ihm fängt er (Febr. 1859) an, chinesische Thürmlein (so nennt er die Schriftzeichen) zu stürmen. Hatte man ihn früher nach seines Herzens Zug gefragt, so hatte er öfters erwiedert: „Ueberall hin, nur nicht nach China!" So gründlich ekelte ihm vor den verschmitzten Lügnern und Kriechern, den oberflächlichen irdischen Seelen, bei denen sich kaum ein gebrochenes und versöhntes Herz denken lasse: dann schauderte ihm auch vor dem langen Sprachenlernen und den verzwickten Tonmodulationen. Wie kaltes Wasser fiel daher auf ihn das Wort des Inspektors: er werde sich müssen einen Zopf wachsen lassen; und innen hieß es: da hat mich der liebe Gott wieder einmal gepackt! Aber der Glaube erkannte auch in diesem Berufe eine Gnade, so daß die Antwort war: „Ja Herr, ich will! Ich gehorche, ich danke, ich freue mich."

Und nun meldete sich fast gleichzeitig mit der irdischen Bestimmung bereits auch die himmlische an. Im März 1859 verließ Missionar Lechler für einige Zeit das Missionshaus, und Martig suchte am Chinesischen allein weiter zu lernen. Da bemächtigte sich seiner ein eigenthümlicher Kopfschmerz, begleitet von Mattigkeit in allen Gliedern. Wohl wich die letztere, wenn er sich Ruhe gönnte, nicht aber jener. Der Arzt, der die Nerven für überreizt und eine Ausspannung für nothwendig hielt, verbot ihm das Lesen und Schreiben; so legt er sich aufs Vertheilen von Traktaten während seiner langen Spaziergänge, verliert täglich etwas von seinem Selbstvertrauen, klagt aber, daß er nicht geduldig werde. „Ein Herz so eigenliebig wie das meine, hat mit niemand lieber Bedauern, als mit sich selbst. Darüber fällt mir oft ein Kind ein, das operirt werden sollte und immerfort schrie:

numme nit weh thue! Wie lange lerne ich an dem Wort: Thut Alles ohne Murren und ohne Zweifel." —

Nach und nach darf er wieder etwas Leichtes lesen, und das Schreiben strengt ihn weniger an. Er sucht das ungestüme Herz niederzuhalten, das entfesselte Blut zu zügeln. „Dabei sind allerlei Erkenntnisse und Vorsätze aufgetaucht," schreibt er um jene Zeit, „aber das Ei ist noch nicht recht geschaalt. Jedenfalls liebt mich Jesus, auf daß ich selig werde; und jedenfalls will ich Ihn lieben, auf daß ich selig sei." Wie sollte er auch das eigenthümliche Leiden ansehen? war es die Strafe dafür, daß er früher lieber lernte als diente? oder sollte er überhaupt erfahren, daß Gott ihn nicht brauche? ihn besonders in China nicht brauche, weil er das Land gering geschätzt habe? Unter den wechselnden Herzensbewegungen suchte er nun seine Bestimmung „wie eine Beute festzuhalten, die ihm der Feind entreißen will." Immer aber hieß es — nach einem auf hoher Alp einmal von einem Bruder gelehrten Verschen: „Lieber noch durch sieben Tiegel treu, mein Lamm, von dir geführt, als auch nur noch einen Riegel an der Herzensthür verspürt!"

Schnell rückte die Zeit der Aussendung heran. Mit guten Zeugnissen, besonders in der wissenschaftlichen und praktischen Theologie ausgestattet, trat Martig aus dem Missionshaus; er hat zum Schluß den Vorstehern seine Gedanken über den sechsjährigen Lauf durch dasselbe mit dankbarem Vertrauen vorgelegt. Als ein zartes kaum einjähriges Pflänzlein haben sie ihn darein aufgenommen, mitten aus der finstern Welt heraus. Dann kamen Jahre schwerer Kämpfe auf den harten Wegen des Gesetzes; endlich die selige Freiheit des Evangeliums und — doch wieder neues Ausschreiten durch Selbstvertrauen und Vielgeschäftigkeit. Fragt er sich nun vor Gottes Angesicht, wie es denn jetzt stehe, so findet er sein Herz in Jesu ruhiger geworden, doch den Hauptfeind, den Hochmuth, durch alle Demüthigungen mehr in einen Herzenswinkel verschlagen, als gründlich von der Demuth verdrängt. Er fürchtet darum, er werde auch später in der Mission noch Seitensprünge machen, bittet doch, ihn darum nicht aufzugeben, er komme gewiß wieder; jedenfalls sei, was auf ihn verwendet worden, nicht verloren, auch wenn er durch Gottes Fügung in der Mission nichts sollte leisten können. Der Herr selber aber wolle ihnen alle Geduld, Fürbitte und Arbeit reichlich vergelten.

In diesem Sinne sprach er auch zu der Festversammlung, von der er im Juli sich verabschiedete: „Ich fürchte mich mehr," sagte er nach Erzählung seines Bekehrungsganges, „mehr vor der eigenen Heiligkeit, als vor meinen Sünden. Als ich diesen Winter längere Zeit an Kopfschmerz litt, sagte unser Herr Inspektor zu mir: dießmal hat dich aber der liebe Gott tüchtig beim Kopf genommen. So wird Er's machen, wenn ich mich in mir selbst verliere. Er wird mich tüchtig beim Kopf nehmen und mich heruntersetzen, daß ich wieder arm werden und um Gnade bitten muß. Er hat mich zu lieb, als daß er mich zu Grunde gehen ließe!" Gedemüthigt und doch voll neuer Hoffnung empfieng er am 7. August in Mannheim die Weihe zum geistlichen Amt. Sein Denkspruch, 1 Cor. 4, 20., machte ihm viel zu schaffen. Kraft, nicht Worte, — das war's, was er sich erflehte, wenn er der „schrecklich vielen" Dinge gedachte, die er schon gelobt und nicht gehalten habe. Da er sich scheinbar erholt hatte, hielt er sich den Spätsommer in Würtemberg auf, um noch etwas chinesisch zu lernen und in den einfachsten chirurgischen Operationen sich zu üben. Im Fluge gieng die Zeit vollends herum, die schweren Abschiede, zuletzt vom Distelboden (21. Sept.), wovon es wie „im Leichenzug" weiter gieng, auch das war bald überstanden. In der letzten Kommitteesitzung wurde ihm noch allerhand gesagt, was ihm zu denken gab: so warnte ihn der Inspektor vor geistlicher Tollkühnheit, wie sie einem vermeintlichen Reichthum an Kraft entspringen könne. Wieder hieß es: Jeder halte sich zu Allem fähig, fürchte sich vor sich selber und bleibe arm und klein. Besonders wurde auch zum Frieden unter einander ermahnt, und daß man nicht so viel mit sich selber zu thun haben solle, daß einem nicht Zeit für Andere bleibe, denn dafür gehe man nicht hinaus. Vielfach bewegt von der erfahrenen reichen Liebe, wie von dem scheinbar geringen Maaß von Zutrauen, womit ihn die Vorsteher entlassen, immerhin in gehobener Stimmung, voll von Arbeitsdrang, trat Martig, 30. Sept. 1859, in Begleitung von sechs Geschwistern die Ueberlandreise von Basel nach China an. Er durfte über Indien reisen, damit er in die Erfahrungen dieses Missionsfeldes durch eigene Anschauung sich hineinlebe und dieselben so weit möglich in China einmal verwerthe. Vergebliche Hoffnung! Es sollte ihm dazu wenig Spielraum geschenkt werden; seine Ahnung, daß er in der Mission nur wenig sollte leisten dürfen, erfüllte sich in merkwürdiger Weise.

Einige Urtheile über die chinesische Mission.

Bei der Größe unserer Aufgabe, aus dem gesammten Missionsfeld das Wichtigste und Anregendste mitzutheilen, kann es sich natürlich nicht darum handeln, alle und jede Urtheile, die über die verschiedenen Missionsthätigkeiten auf den weitzerstreuten Arbeitsfeldern ergehen, zu berücksichtigen. Es wäre den meisten derselben zu viel Ehre angethan, wenn man sie — nicht widerlegen, nein auch nur aufführen wollte. Andere aber fordern zu Vergleichungen auf, von denen sich wesentlicher Nutzen ziehen läßt, wie z. B. Marshall's Schilderung von der Nichtigkeit evangelischer Missionsarbeit und von dem Segen der katholischen. Beides auszuführen bietet ihm China eine äußerst geschickte Gelegenheit, da die 300jährige weitverzweigte Thätigkeit der Jesuitenmission allerdings zu viel großartigeren Ergebnissen geführt hat, als das noch so junge Werk evangelischer Sendboten in den Hafenstädten. Was sich darüber sagen läßt, ist von der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung (1863 Nr. 29) in einer Weise geschehen, die nichts zu wünschen übrig läßt. Wir übergehen daher dieses Urtheil wie so manche, welche in Rom ihren Ursprung haben: wissen wir doch, daß wir mit allem, was wir erstreben, thun und nicht thun, dort schon längst verurtheilt sind.

Bedeutender scheint uns das Urtheil, welches der brittische Gesandte in China, Sir Frederick Bruce, in einem Schreiben an das auswärtige Ministerium, über die Mission in China fällt.*) Er berichtet darin (Peking, 1. Juni 1862) zuerst von einem Ausflug, den er in das mongolische Tafelland unternommen. Dann fährt er, höchst abrupt, also fort: „Während eines Besuchs, den mir der Bischof von Viktoria neulich abstattete, wagte ich ihm zu bemerken, daß die Erfahrung die Erfolglosigkeit der protestantischen Mission, wie sie gegenwärtig betrieben wird, deutlich bewiesen habe; daß unter dem unwis-

*) Es ist dieses Schreiben von uns schon in der Missionszeitung S. 392 ff. erwähnt worden; daß es hier ausführlicher geschieht, wird nicht nutzlos sein.

senden und abergläubischen Pöbel der protestantische Lehrer wenig Aussicht habe, mit der katholischen Kirche fruchtbar zu konkurriren, da ihre Ceremonien den buddhistischen so ähnlich sind, daß sie den Uebergang verhältnißmäßig sehr erleichtern; wie aber ein dem lehrhaftigeren Geiste des Protestantismus angemessenes weites Feld sich unter den gebildeten Klassen China's aufthue, welche im Ganzen dem Götzendienst abgeneigt sind und viele Seelen in ihrer Mitte zählen, deren religiöses Bedürfniß die konfutsesche Philosophie kaum zu befriedigen vermöge. Nun bedürfe man, um Zutritt zu solchen zu erlangen, gelehrter Männer, vertraut mit der Landesliteratur und fähig, sich in reinem Chinesisch auszudrücken; wisse man ja, wie nöthig eine feine Form sei, um den Chinesen für theologische Erklärungen zu interessiren. Daher empfahl ich künftigen Missionaren einen strengen Unterricht im Hofdialekt, und deutete statt der Straßenpredigt auf die Presse, als das sicherste Werkzeug zur Verbreitung der Wahrheit. Auf diese Weise käme man den gebildeten Klassen nahe, und die christliche Lehre würde allgemach Eingang finden, ohne den Aerger der Behörden zu erregen, welche fremden Lehrern mehr aus politischen als religiösen Gründen entgegentreten.

„Was die Stellung der katholischen Priester betrifft, so zeigte ich ihm, daß sie wesentlich von der protestantischer Missionare verschieden sei. Die Priester nämlich kommen nicht als Missionare ins Land, sondern zur geistlichen Bedienung und Pflege bereits bestehender Gemeinden, und ich glaube wirklich nicht, daß sie viel mehr unternehmen. Der Zuwachs ihrer Heerden schreibt sich fast nur von ausgesetzten Kindern her, welche sie aufnehmen und erziehen.

„Ich konnte daher mich nicht bewogen finden, die Zulassung eines protestantischen Missionars auf einem Punkt wie Siuenhwafu aus dem Grunde zu verlangen, weil nämlich auch ein katholischer Priester dort sei. Die Antwort würde lauten: der ist dort nicht um Proselyten zu machen, sondern um sich altchristlicher Familien anzunehmen. Der protestantische Missionar dagegen, wenn er ins Binnenland dringt, geht ausschließlich hin, um Proselyten zu machen.

„Ich bin überzeugt, daß fremde Regierungen dem Christenthum in China dadurch am wirksamsten dienen, daß sie sich enthalten, es als eine ihnen wichtige Sache zu schützen; denn die chinesische Regierung kann noch nicht verstehen, daß ein Staat sich solcher Fragen anders annehmen kann, als aus politischen Gründen. Das einstim-

mige Zeugniß der Missionare lautet, daß die Chinesen für ihre religiösen Ueberzeugungen keine Opfer bringen mögen, wenn auch Abkömmlinge von Christen ihrem ererbten Glauben zäh genug anhangen. Die chinesischen Behörden vermögen zu jeder Zeit die Gegenwart eines Missionars wirkungslos zu machen, wenn er ihnen Furcht oder Argwohn erregt. Aber sie sind selten fanatisch, außer wenn ihrer Autorität Trotz geboten wird, oder wenn der aufgeregte Pöbel sie zum Einschreiten veranlaßt. Während des letzten Feldzugs hielten sich die katholischen Missionare dreißig Stunden von Peking auf und wurden nicht belästigt, wenn man sich auch je und je den Anschein gab, nach ihnen zu fahnden.

„Ich weiß wohl, welchem Schrei des Unwillens ich mich durch Fernehalten solcher Prediger aussetze, welche ihren Mangel an Erfolg durch einen Schein von Eifer und Geschäftigkeit zudecken möchten; allein die nachdenklicheren unter den Missionaren erkennen wohl die Richtigkeit meiner Handlungsweise an, obschon sie natürlich kaum den Muth haben, ihre Ansichten öffentlich zu bekennen. Was ich vorschlage, fordert freilich eine Anstrengung und Opferbereitwilligkeit für die Sache des Christenthums, unter einer geduldübenden Thätigkeit, wie sie weder dem Geist der Zeit, noch dem charakteristischen Jagen der Missionsgesellschaften nach augenblicklichen Erfolgen entspricht. Allein nach meiner Ueberzeugung ist das der einzige Weg, auf dem der friedliche Fortschritt des Glaubens gesichert und dem Christenthum der Vorwurf erspart werden kann, Karrikaturen wie das Taiping-Unwesen erzeugt oder weiteren Krieg und Unheil über China gebracht zu haben."

Darauf hat Graf Russell sich (5. Sept. 1862) also vernehmen lassen: „Ihrer Majestät Regierung billigt Ihre Ansichten in Betreff der Missionsbestrebungen in China." Ein Blaubuch über den chinesischen Aufstand hat dann beide Schreiben veröffentlicht und den Missionaren Gelegenheit gegeben, sich über die Ansichten des Gesandten auszusprechen.

Schon lange war bekannt, daß derselbe keine protestantischen Missionare in Peking zulassen wollte, während die Katholiken daselbst mit großem Gepräng und ungemeiner Zuversicht auftraten, geschützt, ja gehätschelt von dem französischen Gesandten. Darüber beklagten sich englische Sendboten, theils weil sie für die Rechte des Bibelglaubens eiferten, theils weil es ihnen unwürdig schien, von ihrem Lands-

mann eben so viel Hintansetzung zu erfahren, als französischen Missionaren Vorschub von dem ihrigen zu Theil wurde. Man erklärte sich diese allbekannte Abneigung des britischen Gesandten gegen die Prediger seiner Nation aus der intimen Freundschaft, welche ihn mit der Familie des französischen Ministers verband; man klopfte wohl an einigen Thüren in London an, beschied sich aber im Ganzen zuzuwarten. Dr. Lockhart gelang es, als Missionsarzt in der Hauptstadt Zutritt zu finden, und der Bischof von Viktoria konnte Herrn Burdon als englischen Lehrer für eine Klasse von hochgebornen Knaben einführen, welche in das Wesen westländischer Bildung eingeweiht werden sollten. Man hoffte mit der Zeit auf weitere Zugeständnisse Seitens des unzugänglichen Ministers. Daß derselbe sich angelegen sein läßt, den chinesischen Behörden alle unnöthige Kränkung und Aengstigung zu ersparen, ist ganz zu billigen, nachdem der Opiumkrieg und seine Folgen dieselben mit so tiefem Mißtrauen gegen das westländische Christenthum erfüllt haben. Also verbiete er, um chinesisches Vorurtheil zu schonen, den brittischen Missionaren nach Belieben den Zutritt zu diesem oder jenem Ort: er ist in seinem Rechte.

Dagegen fragt ihn Dr. Legge (29. Mai 1863) in einem offenen Brief an den „Patriot": 1. wie Sir Frederick erfahren habe, daß die protestantische Mission erfolglos sei? Der Gesandte würde von keiner Klasse von Regierungsdienern so geringschätzig geschrieben, ihre Hingebung und Pflichttreue so angezweifelt haben, ohne sie selbst um einen Bericht von ihrer Arbeit ersucht und dessen Wahrheit durch eigene Anschauung oder durch einen Abgeordneten geprüft zu haben. Aber mit welchen Missionaren hat er denn verkehrt? Er erzählt, was er dem Bischof gesagt habe, erwähnt aber dessen Antwort nicht; beigestimmt hat ihm der letztere gewiß nicht. Er behauptet, alle Missionare bezeugen einstimmig, daß die Chinesen für ihre religiösen Ueberzeugungen keine Opfer zu bringen bereit seien. Wer sind wohl diese Missionare? „Ich wenigstens," fährt Dr. Legge fort, „widerspreche diesem Zeugniß aufs entschiedenste. Meine chinesischen Freunde sind nicht lauter Helden, nicht einmal lauter starke Männer in Christo, aber ich habe unter ihnen solche gekannt, die ihren Wohlstand und Reichthum, ja das Leben für ihren Glauben geopfert haben.*)

*) Nicht nur stehen die 100 Bekehrten in Poklo trotz aller Verfolgung fest im Glauben, seit ihr Lehrer denselben durch seinen Märtyrertod versiegelt hat; auch sonst zeigen viele neue, sogar noch ungetaufte Jünger unerwartete Stand-

„Die protestantischen Missionen in China sind nicht erfolglos gewesen. Das Reich Gottes kommt freilich hier, wie an andern Orten, nicht mit Geberden. Die Fortschritte der Religion sind nicht auffallend; wer kein Herz für sie hat, ihnen nicht nachspürt, bemerkt sie kaum. Es sei mir gestattet, diese Behauptung durch eigne Erfahrungen zu beleuchten; denn ich kann deutlicher und klarer davon reden, als von dem, was Andere erfahren haben mögen. Im Jahr 1839 verließ ich England und habe seit 1843 als Missionar in Hongkong gelebt. Drei chinesische Christen hatte ich mit mir von Malacca hergebracht. Am ersten Tag des gegenwärtigen chinesischen Jahres versammelten sich die Glieder meiner Kirche mit ihren Familien; sie bildeten eine Gemeinschaft von beinahe 300 Seelen. Ein fast erblindeter alter, gebrechlicher Mann, einer der drei, die mit mir von Malacca gekommen waren, erhob sich und sprach: 'Wenn ich dieses Haus voll Christen ansehe und bedenke, daß diese Gemeinde aus drei Seelen herangewachsen ist, so fasse ich Muth und finde reichen Stoff zum Lob Gottes. Wenn meine Kinder so alt werden, wie ich, werden sie noch größere Dinge sehen!' — Hätten alle die getauften Glieder unsrer Mission im Distrikt Hwuy-tschau bei dieser Versammlung zugegen sein können, so wären wir um etwa 200 Seelen verstärkt worden. Unsre Kirchenliste enthält gegenwärtig 77 Namen von Männern und Frauen, wohnhaft in Hongkong, welche jeden Monat einmal das Abendmahl zusammen genießen. Ich bin der Geistliche einer englischen Kirche, welche die gleiche Ordnung festhält, und ich habe einen ebenso festen Glauben an das Christenthum meiner Chinesen, als an das meiner englischen Abendmahlsgenossen.

„Die Erfolge meiner eigenen Arbeit sowohl als der Wirksamkeit

---

haftigkeit. Im Amoy-Spital wurde kürzlich ein Chinese nach Leib und Seel geheilt. Er geht nach KeBoei zurück, und bald hört man von einer Anzahl Taufbewerbern in jenem Ort. Darüber kam es zu heftiger Verfolgung. Ein Jünger wurde halb todt geschlagen, beharrte jedoch bei seiner Erklärung: Ihr möget mich tödten, aber ich kann die Anbetung des allein wahren Gottes nicht lassen. Die Missionare in Amoy haben sich beim Consul für diese Leute verwendet, bis jetzt umsonst. — Ebenso hat ein Götzenfabrikant Sibu i. J. 1854 sein einträgliches Gewerbe aufgegeben und wirkt jetzt als gesegneter Missionar unter seinen Landsleuten in Singapur. — In Yamtschau ist eben jetzt eine Pöbelverfolgung gegen die Christen ausgebrochen, in der viele geschlagen, ausgeplündert und vertrieben wurden, weil sie sich an den üblichen Spenden für den Götzendienst nicht mehr betheiligen wollten. Ihr Lehrer liegt vielleicht noch im Gefängniß.

von vielen meiner Kollegen hätten freilich, meinen Wünschen nach, viel größer sein dürfen. Wenn ich aber jetzt mit dem nächsten Schiff nach England zurückkehrte, oder durch den Tod von meiner Arbeit abgerufen würde, so könnte ich, trotz dem Gefühl der Scham über viele Untreue, doch keineswegs das bittere Bewußtsein haben, mein Missionsleben sei ein verlorenes, verfehltes gewesen.

„Anderen Missionaren ist mehr gelungen als mir. Ein großer Theil meiner Zeit und Kraft war — weiß nicht ob mit Recht oder Unrecht — dem Lehren, Englischpredigen und dem Studium der chinesischen Literatur gewidmet. Hätte ich mich anhaltender der Predigt an das chinesische Volk hingegeben, so wäre wohl auch die Zahl unsrer Anhänger größer. Englische, amerikanische und deutsche Missionare auf andern Stationen, von denen ich z. B. nur Amoy anführen will, haben in dieser Weise mehr gewirkt und ihr Lohn ist ihnen geworden.

„2. Das bringt mich auf einen andern Punkt. Ich überlasse die Frage des Gelingens und Mißlingens gerne dem Urtheil aller „ruhigen, nachdenklichen" Christen, und Sir Frederick Bruce selbst giebt ja zu, daß es unter den Missionaren Einige solche gebe, obschon er ihnen in dem gleichen Satz die Tugend des sittlichen Muths abspricht, und möchte ihn nun fragen, woher er seine Ansichten über die Methode der protestantischen Missionen hat? Ein Leser seines Berichts könnte glauben, unsre Missionare verwerfen den Gebrauch der Presse und der Schulen und seien nur auf den Straßen zu finden, wo sie ihre Trompeten blasen und 'ihren eignen Mangel an Erfolg durch einen Anschein von Eifer und Thätigkeit zu verbergen suchen'; ebenso, daß sie den Umgang mit den gebildeteren Klassen meiden und sich einzig und allein an die 'Unwissenden und Abergläubischen' wenden. Sir Frederik Bruce hat ein Zerrbild der protestantischen Mission gezeichnet und übergiebt dieses dem Grafen Russell statt eines Portraits; er hat wahrhaftig kein gerechtes Urtheil gefällt.

„Viele Missionare sind Männer der Wissenschaft gewesen; andere zeichneten sich durch Forschung und praktische Wirksamkeit zugleich aus. Morrison, Medhurst und Williams haben in ihren Wörterbüchern bleibende Denkmale ihrer Fähigkeit und ihres Fleißes hinterlassen. Mehr als eine vollständige Uebersetzung der heiligen Schrift liegt vor als ein Werk, das uns wohl das Recht giebt, mit unsern Feinden ein Wort zu reden. Viele religiöse Traktate und Schriften

sind gedruckt worden, sowie Werke über Geographie, Physiologie, Astronomie, Mathematik, Weltgeschichte, Medizin und Chirurgie und verschiedene andere Zweige von Kunst und Wissenschaft. Es vergeht kein Jahr, da nicht Millionen von Druckseiten aus der Missionspresse hervorgehen. — Man hat schon gemeint, die Bücher und Uebersetzungen der Missionare zeichnen sich durch einen mittelmäßigen Styl aus. Von einigen mag das wahr sein. Schon Mancher hat das Fliegen versucht, ehe er noch recht flattern konnte. Aber ein großer Theil unsrer Missionsschriften kann, weder dem Inhalt noch dem Styl nach, von irgend Einem, dem darüber ein Urtheil zusteht, schlecht genannt werden. Andrerseits höre ich jeweilen Klagen, die Missionare seien zu geschäftig mit der Presse, und die übertriebene Vertheilung von Schriften und Traktaten bringe mehr Schaden als Nutzen. Aber die Vertheilung ist nicht so unvorsichtig, wie man sie oft hinstellt. Es ist allerdings wünschenswerth, daß man darin weislich zu Werk gehe, aber zu gleicher Zeit müssen wir den Rath nicht vergessen: 'Frühe säe deinen Samen und laß deine Hand des Abends nicht ab; denn du weißest nicht, ob dieß oder das gerathen wird, und ob beides geriethe, so wäre es desto besser.'

„3. Auf den Unterricht der Jugend wurde immer und wird noch viel Arbeit verwendet, wovon Herr Bruce keine Notiz zu nehmen scheint. Es giebt kaum eine Missionsstation, die nicht ihre Knabenschulen und Mädchenanstalt hätte. Einige Jünglinge, die in der Mission erzogen wurden, sind schlecht, andre gut gerathen. Auch hierin gab's Gelingen und Mißlingen, doch mehr von jenem als diesem.*)

*) Man gesteht sich jetzt in Missionskreisen, daß namentlich im Jugendunterricht viele Mißgriffe begangen worden sind, indem mancher Missionar seine beste Kraft auf die Ausbildung von unzuverlässigen Jünglingen verwendete, welche am Ende dem Reiche Gottes keinen Gegendienst leisteten, weil sie bei den brittischen Behörden und Kaufleuten gut bezahlte Dollmetscher- oder Schreiberstellen in Menge fanden. Der chinesische Volkscharakter mit seiner aufs Irdische und Sichtbare gerichteten listigen Betriebsamkeit hat bei solchen Erfahrungen häufig seine unliebenswürdigsten Seiten herausgekehrt. Dagegen haben auch andere Chinesen, Schüler wie Lehrer, Beweise von rührender Anhänglichkeit an ihre Lehrer, von zäher Widerstandskraft gegen Verlockungen und von glaubensvoller Opferwilligkeit für den HErrn abgelegt. Am letzten Osterfest hat der Bischof von Victoria einen dieser erprobten Lehrer, den tüchtigen Dza Tsanglai in Schanghai ordinirt, der erste Fall dieser Art in der anglikanischen Mission. Sehr nützlich hat sich auch der geschickte Lamsan erwiesen, der 1854 einen Hausgott zerschlug und die erbitterte

„4. Aber nach Sir Frederick Bruce's Meinung liegt das größte Uebel der protestantischen Mission im vielen Predigen — in der Straßenpredigt. Er sagt, daß 'die protestantischen Missionare ins Binnenland eindringen, einzig und allein, um Proselyten zu machen'. Er hätte freilich einen andern, weniger antastbaren Ausdruck brauchen können — doch lasse ich diesen stehen, denn das Wort: 'Gehet hin und lehret alle Völker', kann auch ebenso gut übersetzt werden: 'Gehet hin und machet Jünger, Proselyten aus allen Nationen.' Welchen andern Endzweck sollten wir denn aber im Auge haben? Er kann doch kaum annehmen, daß wir irgend eine andre Absicht haben können, auch wird er nicht wünschen, daß wir uns maskiren und den eigentlichen Zweck verheimlichen?

„Missionare denken, sie können ihren Zweck durch Predigen am besten erreichen. Darüber spricht sich auch das Neue Testament klar und deutlich aus. Christus sagt: 'Prediget das Evangelium aller Kreatur' und die Apostel 'hörten nicht auf, Jesum Christum zu predigen.' Paulus bezeugt von den Juden: 'Sie gefallen Gott nicht und widerstehen allen Menschen, verbieten uns zu predigen den Heiden, daß sie selig werden.' Die Predigt ist das von Gott eingesetzte Mittel zur Ausbreitung des Christenthums, zum Proselytiren der Nationen. Druckerpressen, Schulen und andre Mittel sind gute Beihülfen, besonders um das weiter zu fördern, was die Predigt begonnen hat; aber den Platz der Predigt dürfen sie nie einnehmen. Sir Frederick Bruce meint, in China sollte das geschehen, und Earl Russell sowie andre Glieder der Regierung Ihrer Majestät unterschreiben es. Die Leiter und Unterstützer der Missionsgesellschaften in der Heimat und die Missionare auf dem Feld draußen werden aber sein 'wie die taube Otter, die ihr Ohr zustopfet, daß sie nicht höre die Stimme des Zauberers, der wohl beschwören kann.'

„Aber die Missionare predigen nicht nur, sie predigen auch auf den Straßen! Sie würden es vorziehen, an einem Ort zu predigen, wo weniger Störung droht; und wo sie sich ansiedeln, da suchen sie ein passendes Gebäude zu errichten, wo sich Gemeinden versammeln können. Was können sie aber thun, wenn sie auf ein neues Arbeitsfeld kommen? Christus predigte öffentlich auf dem Berge, am See-

---

Familie durch Geduld und Glauben besänftigte und zu Christo führte. Jetzt ist er als Missionsarzt unter seinem Volke thätig.

ufer. Paulus redete auf dem Markt und predigte auf dem Hügel des Mars. Wahrhaftig, ich sehe nicht ein, was an der Straßenpredigt so schlimm sein soll; ich wünsche nur, wir hätten mehr davon in China. Sir Frederick meint, damit mache man Spektakel, rege das Volk auf und gebe wohl auch *ihm* mehr zu schaffen. Zuweilen mag es solche Folgen haben, aber in China wahrscheinlich weniger, als in irgend welchem andern Heidenland. Kommt es zu einem Auflauf, so hat es der Missionar auszubaden, und gewiß werden die meisten sich hüten, sich unnöthiger Weise den Gefahren eines Pöbelaufruhrs auszusetzen.

„5. Aber die Missionare wenden sich 'an die Volksmasse', an die 'Unwissenden und Abergläubischen', während Herr Bruce meint, sie sollten suchen, sich den gebildeten Klassen zu nähern. Wir vermeiden die höheren Kreise nicht, wir freuen uns jeder Gelegenheit, mit ihnen zusammen zu kommen. Er sagt, 'daß es in diesen ohne Zweifel viele Gemüther gebe, deren religiöses Bedürfniß die Philosophie des Konfuzius kaum zu befriedigen vermöge.' Meine eigene Erfahrung ist, daß weniger Empfänglichkeit in den höheren Klassen ist, als bei dem gemeinen Volk, von dem eine große Zahl nicht als 'Unwissende' hingestellt werden darf. Jedenfalls führt Christus zum Beweis, daß er wirklich der Messias sei, das Wort an: 'den Armen wird das Evangelium geprediget,' denen, die, nach der Meinung der gebildeten Juden, 'das Gesetz nicht kannten und verflucht waren.' Paulus schämte sich nicht einzugestehen, daß unter den ersten bekehrten Christen nicht viele Weise, nicht viele Gewaltige oder Edle waren und daß die Mehrzahl der Gläubigen waren, 'was thöricht ist vor der Welt, was schwach ist und verachtet vor der Welt.' Sir Frederick Bruce kann den Gedanken nicht ertragen, daß es in China auch so sein muß. Ich glaube nicht, daß er die Schrift, die Weltgeschichte oder Philosophie der Menschheit gründlich und mit Erfolg studirt hat. — Vor etlichen Jahren unterhielt ich mich mit einem der ausgezeichnetsten Edelleute von England über die Mission in China. 'Welche Klasse finden Sie am begierigsten, die Wahrheit aufzunehmen?' fragte er, und ohne auf meine Antwort zu warten, fügte er hinzu: 'Wahrscheinlich ist es dort wie hier und überall. Die höheren Schichten der Gesellschaft befinden sich zu wohl in dieser Welt, als daß sie sich viel um eine andre kümmern möchten, noch weniger werden sie ihr Ansehen dadurch preisgeben wollen, daß sie Christen werden.' Ich stimmte ihm voll-

kommen bei, und stimme ihm noch bei, wenn auch der Vertreter Ihrer Majestät in Peking anderer Ansicht ist.

5. Weiter spricht sich Dr. Legge über den Rath des Gesandten aus, daß die Missionare „den Hofdialekt" recht gründlich studiren sollten. Er wäre neugierig zu wissen, was der Bischof dazu gesagt habe. Natürlich ist die Empfehlung sehr unnöthig, wenn man mit Millionen zu thun hat, die einen andern Dialekt sprechen; und für die Erforschung der literarischen Schätze China's ist bekanntlich der Dialekt von gar keinem Werth, da die Schrift Begriffe, nicht Laute darstellt.

8. Lächerlich aber erscheint dem Doktor, daß Bruce die bisherige Methode — das heißt die seit 1833 oder eigentlich erst 1842 befolgte — wegen ihrer Erfolglosigkeit verwirft, dagegen eine neue anpreist, der er — etwa Erfolg weissagt? Nein, sondern die keinen baldigen Erfolg verspricht. Wenn man sie also annähme, hätte man die Aussicht, daß in zwanzig Jahren ein anderer Gesandter einem andern Bischof darthun könnte, wie erfolglos diese neue Methode sei.

Die katholischen Missionare, meint er weiter, werden sich von des Gesandten Bemerkungen nicht sehr geschmeichelt fühlen. Doch mag er darauf nicht eingehen.*) Die Hauptbedenklichkeit für die evangelische Mission liege in dem Umstand, daß der Gesandte empfehle, derselben allen energischen Schutz zu entziehen, damit man nicht in den Verdacht komme, daß sich hinter dem religiösen ein politisches Interesse verberge. Was solle nun das für ein Schutz sein, bei dem eine christliche Regierung das Christenthum als eine ihr unwichtige Sache behandle? „Schmach über den Mann, der solche Worte ausspricht!" Sie erinnern Legge an die Geschichte eines gewissen Gallio, der sich solcher Fragen nichts annahm. Der Gesandte sei einmal in Peking, um über die Ausführung des Friedensvertrags vom 24. Okt. 1860 zu wachen. Er habe keine Vollmacht, daran zu rütteln. Der nennte Artikel des Vertrags besage aber: „Die christliche Religion, wie sie von Protestanten und Katholiken gelehrt wird, verlangt Tugendübung und lehrt die Men-

*) Uns scheint dieses Urtheil des Gesandten besonders schwach. Wenn es altchristliche Familien in China giebt, so sind diese doch die Früchte früherer Proselytirung. Und woraus schließt er denn, daß der Katholicismus keine Fortschritte mache? Sicherlich sind schon konsolidirte Gemeinden ein bedeutenderes Mittel zum Proselytiren, als bloße Missionare ohne den Anhalt an Gemeinden. Meint denn der Gesandte, die bekehrten Chinesen schweigen von ihrem Glauben? Der preußische Schiffsprediger bezeugt das Gegentheil aus seiner kurzen Erfahrung.

schen zu thun, wie sie wünschen, daß man ihnen thue. Personen welche sie lehren oder sich zu ihr bekennen, sollen gleichermaßen auf den Schutz der chinesischen Behörden Anspruch haben, und keiner von ihnen soll, so lang er friedlich seinem Beruf nachgeht und den Gesetzen nicht zuwider handelt, irgend verfolgt oder belästigt werden." Daher dürfen britische Unterthanen mit Pässen im ganzen Binnenland reisen (§ 9), und wo sie in den Häfen oder andern Plätzen Häuser, Kirchen, Spitäler und andre Gebäude errichten wollen, sollen sie gegen Bedrückung beim Landkauf und sonst geschützt werden (§ 12). „Es ist zu spät jetzt zu sagen, das Christenthum sei durch einen Fehlgriff in den Vertrag gerathen. Die Stipulationen stehen einmal da; und nun wird wahrscheinlich dieses Schreiben des Gesandten der chinesischen Regierung mitgetheilt, damit sie erfahre, das Christenthum in China liege dem britischen Minister nicht am Herzen!" Jedenfalls sei im zwölften Artikel der Schutz englischer Missionare ausbedungen; wäre das auch nicht der Fall, so sei er im 54sten mit enthalten. Denn der laute: „Britische Unterthanen sollen an allen Vorrechten und Vortheilen, die vom Kaiser andern Nationen gewährt werden, freien und gleichen Antheil haben." Damit ist, was der sechste Artikel des französischen Friedensvertrags den katholischen Missionaren zusichert: „Zutritt in jede Provinz, nach Belieben Land zu pachten und zu kaufen, und darauf Kirchen, Schulen, Kirchhöfe ꝛc. zu bauen," auch den evangelischen Missionaren aus Großbritannien gestattet. Der Gesandte aber sagt: Das ist keine Sache, woran die britische Regierung ein Interesse nimmt!

Nun wissen die Missionare wohl, daß die chinesische Regierung sehr schwach sei und sich gerne ihren Zugeständnissen entziehe. Der Gesandte aber habe sich zuerst gegen diese Regierung sehr übermüthig benommen und zum großen Schmerz mancher Missionare sie mit Krieg überzogen. Nach allem entziehe er sich jetzt den Folgen seiner Handlungsweise. Und Graf Russell stimme ihm bei, das Christenthum in China interessire seine Regierung nicht. Wie ganz anders Cromwell, als er von der Verfolgung der Waldenser hörte! Darum sei auch sein Bild in allen Waldenserthälern zu finden, während man Sir Fredericks und Graf Russels einmal in den Häusern chinesischer Christen umsonst suchen werde. Wie unpolitisch auch, den chinesischen Ministern Winke zu geben, wie sich ein und der andere Artikel des Vertrags umgehen lasse!

„Im Januar dieses Jahrs," schließt Dr. Legge, „beklagte ich mich über den Bruch des Vertrags im Poklo-Distrikt. Da wurden friedliche Christen vom Pöbel verfolgt und verjagt, unser Katechist (der edle Tsche) aus seinem Haus, das er in eine Kirche verwandeln wollte, gerissen und grausam ermordet, weil er Christum nicht verläugnen wollte; öffentliche Anschläge boten hohe Summen für den Kopf irgend eines Missionars oder chinesischer Christen. Das alles geschah, ohne daß die Behörden die vertragsmäßige Hülfe leisteten. Der Konsul hatte sich der Sache angenommen und an Herrn Frederick Bruce berichtet, ohne daß dieser sich bemüßigt fand, ihm eine Antwort zu ertheilen. Ich wünsche nicht, daß für diesen Märtyrer einem andern Chinesen das Leben genommen werde, auch nicht, daß der Distrikt darum von einem Heer heimgesucht werde. Aber kann denn gar nichts gethan werden? Wenn der Generalgouverneur in Canton diese ernste Sache nicht untersucht, so wird doch der Gesandte in Peking sie den höhern Behörden vorlegen? Verlangt nicht der Wortlaut des Vertrags, daß Ihre Majestät durch ihren Vertreter zum mindesten gegen diese Straflosigkeit von Uebelthätern, die sich an ihren Unterthanen vergangen, und gegen solche Verfolgung chinesischer Christen feierlich protestire?"

So schrieb Dr. Jakob Legge, und wir hoffen, die Christen in England werden die Sache nicht ruhen lassen. Sie wissen nun, daß ihr Gesandter wünscht, daß das Christenthum in China nicht allzuschnelle Fortschritte mache und daß er dieser unbequemen Sache so wenig Schutz als immer möglich will angedeihen lassen.

Die Sache berührt auch uns, weil „das Christenthum in China für uns eine wichtige Sache" ist. Auch die deutsche Mission ist durch einen Vertrag, den Graf Eulenburg für preußische Unterthanen und deutsche Schutzbefohlene geschlossen hat, 2. Sept. 1861, förmlich gesichert worden; darin verspricht China die Duldung der christlichen Religionsübung, und Preußen ist berechtigt, nach fünf Jahren einen Gesandten in Peking zu halten. „Alle Privilegien, Freiheiten und Vortheile, welche der Kaiser irgend einer andern Nation gewährt, stehen auch Preußen zu, ohne daß es eines neuen Vertrags bedarf." Werden diese Errungenschaften von Dauer sein? wird Preußen durch seine Vertreter über die Interessen seiner Schutzbefohlenen eifriger wachen, als es bei der englischen Regierung den Anschein hat? Das Erscheinen der Preußen in der Hauptstadt war dem französischen Ge-

sandten nicht angenehm; und so viel merkten sie während ihrer kurzen Anwesenheit, daß dort die Engländer (also die Protestanten) augenblicklich nur die zweite Rolle spielen.

Es ließe sich nun allerhand von dem Besuch der preußischen Schiffe in China mittheilen; denn mehrere Glieder der Gesandtschaft haben darüber längere und kürzere Berichte veröffentlicht.*) Uns interessirt zunächst nur die Frage: wie urtheilen unsre Landsleute von der chinesischen Mission?

Zu unserem Leidwesen stimmen diese Zeugen nur gar nicht überein. Statt vieler Mittheilungen mag uns ein Wort von Dr. Maron zeigen, wie leichtsinnig ein Mann der Wissenschaft von Dingen urtheilen kann, die ihm, er gesteht es selbst, gründlich zuwider sind. Er erzählt von Hankau: „Während ich, in Gedanken versunken, dem Westende zuwandle, sehe ich auf der eingestürzten Mauer eines kleinen Kastells zwei Chinesen sitzen, deren Physiognomien mich frappiren. Ich denke eben bei mir, wenn man den charakteristischen Kopf des einen mit dem vollen dunkeln Schnurrbart und dem langen Henri-Quatre auf eine Zuaven-Uniform steckte, daß niemand den verkleideten Chinesen muthmaßen würde; in demselben Augenblick, da ich zweifelnd und prüfend stehen bleibe, tönt mir ein fröhliches „bon jour, Monsieur“ entgegen. Ich setze mich auf einen Stein neben die Männer, nachdem wir Hände geschüttelt, und ich befinde mich in der Gesellschaft von katholischen Missionaren: der eine ein Franzose, der andere ein Spanier. Beide sind seit etwa dreizehn Jahren in China; sie haben, wie es die katholischen Missionare häufig thun, Tracht und Lebensweise der Chinesen vollständig angenommen, und sprechen die Landessprache fließend. Die beweglicheren Söhne des katholischen Südens finden sich leichter in die Sitten und die Lebensweise anderer Nationen als der kalte steife Nordländer; der Engländer bleibt überall bis an sein seliges Ende Engländer mit engen Beinkleidern und steifen Vatermördern, ißt Beefsteak, Hammelskeule, und trinkt dazu Porter und Ale.

„Die meisten Reisenden würden, namentlich wenn sie neue Rei-

*) Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam ꝛc. Reisebriefe von R. Werner, 2 Bände, Leipzig 1863. Japan und China, Reiseskizzen von Dr. H. Maron, 2 Bände, Berlin 1863. Die preußische Expedition nach Ostasien, von J. Kreyher, Schiffsprediger, Hamburg.

sende sind, dieses Zusammentreffen als ein äußerst wichtiges betrachtet haben; in ihrem Geist wären Träume von reicher Ausbeute aufgetaucht, die aus wissenschaftlich gebildeten Männern, die so lang im Lande sind, unfehlbar zu ziehen sein sollte. Mir, der ich schon oft genug in dieser Beziehung empfindlich getäuscht war, erweckte das Begegniß nur das angenehme Gefühl, das wir stets empfinden wenn wir inmitten einer fremden Welt auf europäische Landsleute stoßen. Es giebt — und darüber ist hier draußen nur eine Stimme — kein überflüssigeres Institut als diese Missionare. Wenn man, wie ich, ihr nutzloses Treiben an allen Enden China's beobachtet, wenn man die Ueberzeugung hat gewinnen müssen, daß sie weder der christlichen Religion noch der Wissenschaft nützen, so ist es erlaubt, Grimm darüber zu empfinden, daß manche Wittwe daheim einen sauer erworbenen Sparpfennig für das Seelenheil der im finsteren Heidenthum befangenen Chinesen opfert. Mag die Wittwe die Versicherung hinnehmen, daß von dem Seelenheil, das sie damit zu erkaufen gedenkt, auf die armen aber hartnäckigen Chinesen nichts herabströmt, aber daß mancher Missionar, ohne auch nur einen einzigen Proselyten zu machen, in rechter Behaglichkeit und in dolce far niente (süßem Nichtsthun) seine Tage von der Summe dieser Pfennige hinbringt. Ich läugne, daß es unter den Chinesen bis jetzt einen einzigen Christen giebt, d. h. einen solchen, der die christliche Lehre begriffen, dem die christlich-sociale Anschauung in Fleisch und Blut übergegangen ist. Ich weiß, daß in Canton und Schanghai kleine Christengemeinden existiren, aber man weiß auch wie ihr Christenthum entstanden ist, und was es bedeutet. Die Resultate dieser Seite ihrer Thätigkeit sind gleich Null; aber wenn ich gleich Vielen von ihnen geradezu Unehrlichkeit vorwerfen muß, das heißt die Unehrlichkeit, die darin besteht, daß sie, trotz der gewonnenen besseren Ueberzeugung von ihrer Nutzlosigkeit, dennoch fortfahren das Geld der Wittwe in ihre Tasche zu stecken, so bin ich doch gern bereit ehrenvolle Ausnahmen anzuerkennen, das heißt zuzugestehen, daß es auch Männer unter ihnen giebt, welche mit Eifer ihren Berufspflichten obliegen, weil sie zu beschränkt sind, die Nutzlosigkeit derselben einzusehen. Alle gemeinschaftlich aber trifft der Vorwurf, daß Natur und Wissenschaft ein Buch mit sieben Siegeln für sie sind, das sie mit heiliger Scheu betrachten. Und keiner hat wie sie die Gelegenheit gehabt, einzudringen in die Verhältnisse des Ackerbaues, des Handels, der Industrie!

„Meine Herren — wendete ich mich nach einigen Minuten allgemeinen Gesprächs an die neuen Bekannten — Sie sehen dort zu unsern Füßen eine mächtige Stadt, und alles spricht dafür, daß sie einst bessere Tage gesehen hat. Ich habe mich schon auf Reisen in meinem Vaterlande daran gewöhnt, wenn ich an irgend einen bedeutenden Ort komme, zu fragen: welches waren die Bedingungen, unter denen dieser Ort entstanden und groß geworden ist? welches sind die Bedingungen seiner heutigen Existenz? Es interessirt mich aufs höchste den Quellen nachzuspüren, aus denen so große Städte, die Knotenpunkte des Handels und Verkehrs, hervorgegangen sind. Die Kaufleute dort unten verstehen mich nicht, und können oder wollen mir nichts sagen; sie können nicht begreifen, daß man am Handel ein wissenschaftliches Interesse nehmen kann. Eh bien! Sie sind jedenfalls besser unterrichtet, und verstehen meine Intentionen besser zu würdigen; ich wende mich daher an Sie. Par exemple! Als ich heute den Strom herauffuhr, begegnete ich zahlreichen Dschunken mit Oel, mit Papier und mit Thee. Wovon ist das Oel gemacht? Ist es Baumöl oder Rapsöl, und aus welcher Provinz mag es wohl kommen? 'Ah, Monsieur, je vous assure, ce me sont des choses étrangères!' (Ach, mein Herr, ich versichere Sie, das sind mir fremde Dinge.) — Aber Sie werden doch wenigstens wissen, ob das Papier hier oder wo es fabricirt wird? 'Oh, Monsieur, je n'ai vu jamais quelque chose comme cela!' (O, mein Herr, ich habe nie so was gesehen.) Englische Missionare hatten mir oft genug bei ähnlichen Fragen ganz entsprechend geantwortet: 'I am sure I don't know,' (Weiß in der That nicht) oder 'Well, Sir, I am rather a stranger to such things!' (ich bin in derlei Dingen nicht bewandert.) In dieser naiven Unbefangenheit bilden die Missionare aller Nationen und aller Religionen eine geschlossene einheitliche Brüderschaft; wahrlich, ihr Reich ist nicht von dieser Welt, und womit sie die andere verdienen wollen, ist mir unklar." — So weit die Worte des Dr. Maron.

Wir haben es hier mit einem überaus hohen Geist zu thun; er weiß, daß für alle Missionare Natur und Wissenschaft ein versiegeltes Buch sind, daß sie von dieser Welt nichts verstehen; er weiß auch, daß es bis jetzt in ganz China keinen einzigen Christen giebt. Ist er wohl in den fünf Hafenstädten gewesen, hat er sich gründlich unterrichtet, die Missionare aufgesucht, ihre Gemeinden gesehen? Nichts von alle dem. Er weiß, „daß in Canton und Schanghai

kleine Christengemeinden existiren." Hätte er nachgefragt, er würde gefunden haben, daß nicht blos in Canton und Hongkong, sondern in verschiedenen Kreisen der Südprovinz Gemeinden existiren, und „wie ihr Christenthum entstanden ist", hätte ihm das Schicksal Tsche's in Poklo wenigstens in einem Beispiel zeigen können. Die Gemeinden in Schanghai sind allerdings klein; bedeutendere aber existiren in Amoy (wo 719 Erwachsene zur Kirche gehören), in Futschau (117 Erwachsene), in Ningpo (über 600 Erwachsene) ꝛc., von welchen allen er nichts gehört zu haben scheint. Aber keiner von allen diesen Getauften soll ein rechter Christ sein! Nun, wir sind's zufrieden, wenn, was diesem Gelehrten als „christlich-sociale Anschauung" gilt, bei keinem von ihnen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Was aber die Missionare betrifft, so wissen allerdings manche von ihnen auf die meisten seiner Fragen nicht Bescheid zu geben. Wozu wäre das nöthig? Wenn sie die chinesische Sprache und Wissenschaft sich gründlich angeeignet haben, statt Naturgeheimnisse und Handelsverhältnisse zu studiren, sind sie darum als unwissende Menschen zu brandmarken? Wenn ein preußischer Theolog von Oel und Papier nichts zu verstehen bekennt, hat darum der Nationalökonom das Recht, ihm seinen Doktortitel streitig zu machen? Auf welcher Universität lernt man denn solche Urtheile fällen?

Daß wenigstens Eine Wissenschaft auch diesem hochgelehrten Manne verschlossen ist, ergiebt sich aus seinem letzten Ausspruch. Womit diese Missionare die andere Welt verdienen wollen, ist ihm unklar. Wer etwas biblische Theologie oder auch nur Religionsphilosophie studirt hat, dem wäre dieß klar. Er gesteht ja zu, daß etliche unter ihnen „mit Eifer ihren Berufspflichten obliegen". Wenn solche nun ehrliche Katholiken sind, mögen sie damit sich die andere Welt zu verdienen hoffen. Und Protestanten glauben, es gebe dazu noch einen andern Weg, der namentlich darin besteht, daß sie durch allerlei Stimmen, wie sie in dieser verrückten Welt sich zu vernehmen geben, sich nicht irre machen lassen an der Verheißung des Wahrhaftigen. Der schwächste aber von allen diesen Missionaren hätte dem preußischen Doktor jedenfalls beweisen können, daß man mit der Wissenschaft, und wenn sie diese ganze Welt umfaßte, die andere nicht verdienen kann.

Daß über die „Ueberflüssigkeit der Mission in China nur Eine Stimme" herrsche, ist auch nur mit Einschränkung zu glauben. Wenigstens schreibt ein Korrespondent der Allgemeinen Zeitung —

NB. kein Missionar — von Hongkong (29. Juni 1863): „Viel beweiskräftiger als die zahllosen geistlichen Philippiken gegen den sehr ehrenwerthen Sir Frederick dünken uns die Berichte über die Thätigkeit der ärztlichen Missionen in Peking, Canton und Schanghai; denn diese bestätigen durch Thatsachen die erfolgreiche Thätigkeit protestantischer Missionare in China. Im Spital der Londoner-Mission in Peking wurden [durch Dr. Lockhart] vom 1. Oct. 1861 bis 31. Dec. 1862 nicht weniger als 22,144 Eingeborne und zwar Chinesen, Mandschu's, Mongolen, Tibetaner, Koreaner ꝛc. ärztlich behandelt. Die Unkosten betrugen etwa 6000 Gulden. Ebenso wurden im Spital zu Canton im letzten Jahr über 600 Kranke verpflegt, während 12,907 männliche und 4920 weibliche Patienten daselbst ärztlichen Rath nachsuchten. Fast alle Klassen und Stände beginnen die europäischen Aerzte den einheimischen vorzuziehen, und indem die Eingebornen leibliche Hülfe suchen, wird ihr Gemüth für geistige Arznei empfänglicher gemacht. So besuchte ich einmal in Schanghai das von Dr. Hobson geleitete Hospiz und sah, wie dieser gelehrte Arzt an einem Chinesen eine Operation vornahm, während daneben im Wartsaal ein anderer Arzt den anwesenden Patienten das Wort Gottes lehrte. Indem man aber den Leidenden praktisch zu Hülfe kommt, gehorcht man nicht nur am würdigsten der reinen Christuslehre, sondern ist auch dadurch am ersten im Stand, Anhänger für dieselbe zu gewinnen."

Jedenfalls ist mit dieser Nachricht etlichen Missionaren, d. h. zunächst den Missionsärzten, das Zeugniß der Gelehrsamkeit, das ihnen insgesammt Herr Dr. Maron abspricht, in bester Form ausgestellt. Und auch einigen Erfolg schreibt diesen Arbeitern der Korrespondent zu und zwar in einer Thätigkeit, die weder der Gesandte noch sein Gegner besonders hervorgehoben haben. Woraus denn immerhin erhellen dürfte, daß unbefangene Beobachter ein und anderes Gute an der Mission sehen, wenn auch noch unentschieden bleibt, ob Predigt oder Presse, das Schulhalten oder das Heilen den meisten Erfolg habe.

Doch hören wir auch noch, was der preußische Schiffsprediger sagt. Er hat allen Respekt vor der katholischen Mission und findet, daß das Christenthum auch in dieser Form vielen Chinesen eine Herzenssache sei. In Peking sah er eifrige und wohlunterrichtete Katholiken, in deren Mitte er unwillkührlich zur Andacht gestimmt wurde und die konfessionelle Abneigung vergaß. Die Anzahl aller katho-

lischen Christen betrage mindestens eine Million. Sie leiten große Erziehungsanstalten, in welchen auch Heiden unentgeldlich unterrichtet und zur Bestehung der Staatsprüfungen befähigt werden. Der Uebertritt zum Christenthum wird von diesen Zöglingen nicht gefordert; aber Zeitlebens bleiben sie ihren Wohlthätern zum Dank verpflichtet und erweisen sich später als freundlichgesinnte Staatsbeamte. (Also ist der Gesandte falsch daran, wenn er meint, die Katholiken proselytiren nicht; sie haben natürlich sich nirgends mit Erhaltung des Bestehenden begnügt). Ferner werde die katholische Mission von der französischen Politik so energisch unterstützt und die Regierung scheine ihrem Einfluß so ergeben, daß die katholische Mission bald einen großen Aufschwung und bedeutenden Machtzuwachs zu gewärtigen habe.

Die protestantische Mission, die doch erst seit 1842 eigentlich existire, mache sich dagegen Rettung einzelner Seelen zum Grundsatz und hüte sich ängstlich vor der bei den Katholiken so beliebten Accommodation an die Volksanschauung. Ihrer Arbeit fehle leider alle einheitliche Leitung. In Schanghai habe man schon vorgeschlagen, diesem Uebelstande abzuhelfen durch freiwillige Unterwerfung unter die Leitung des allgemein verehrten Bischofs Boone, indeß bis jetzt ohne Erfolg. Auch die Frage nach Uebersetzung des Gottesnamens habe die Missionare gespalten, während die Lehrunterschiede der einzelnen Konfessionen dort weniger Bedeutung haben. Dagegen erkennt er die Bedeutung der protestantischen Missionsarbeit, abgesehen von den etlichen tausend Christen, die trotz des lasterhaften Lebens in den Hafenstädten gesammelt worden sind, vorzüglich in der Anregung, welche die Taipings der protestantischen Mission zu verdanken haben. Und er sieht in der Verbindung der Franzosen und Engländer zur Bekämpfung dieser Rebellion nur einen Sieg der französischen, das heißt katholischen Interessen.

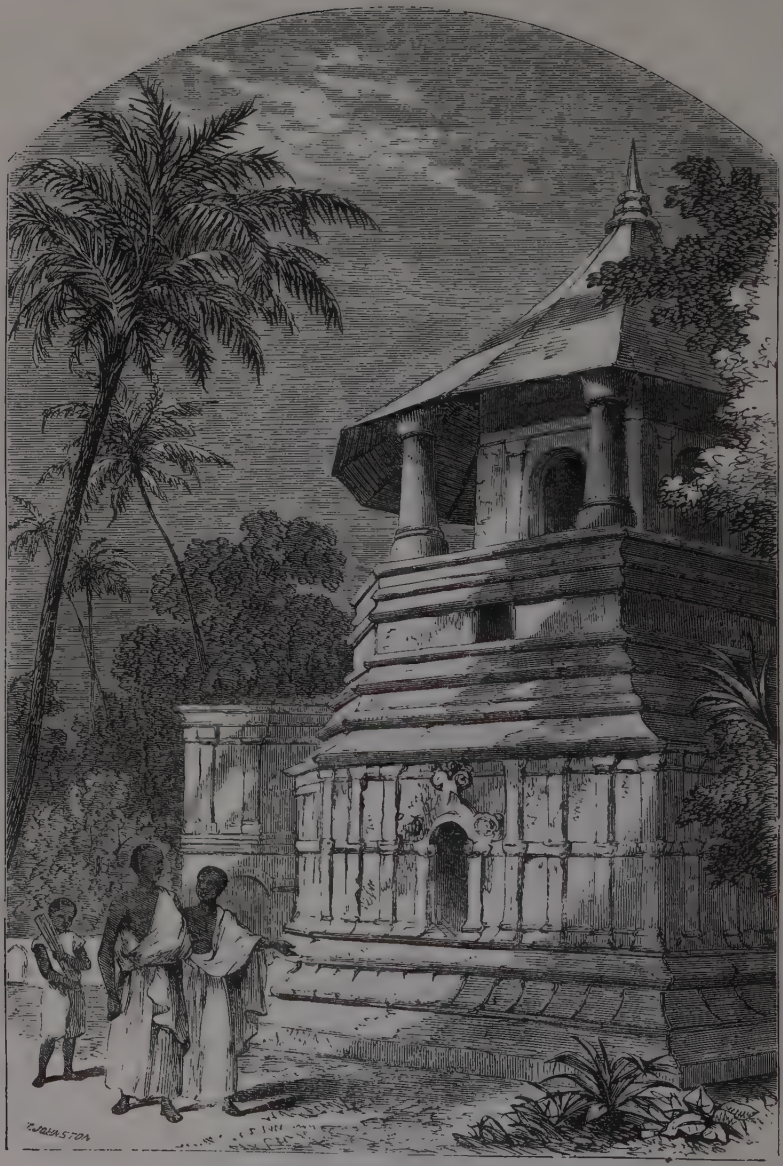
Der Schiffsprediger hat auch Gelegenheit gefunden, die Bekanntschaft der evangelisch.n Missionare zu machen, und nimmt an ihren Freuden und Leiden lebhaften Antheil. In Tschifu ist er gegenwärtig, wie die beiden amerikanischen Missionare Holmes und Parker ihr Leben dran geben, um für das Evangelium des Friedens zu wirken; er hat ein tröstliches Wort für ihre Wittwen und Waisen, und weiß, daß der Tod seiner Heiligen werth gehalten ist vor dem Herrn. Von allen Missionsstationen scheint ihm Ningpo die gesegnetste. In Hongkong hat er sich über das Findelhaus des Berliner-Damenvereins gefreut,

und „an der fröhlichen Kinderschaar, die sämmtlich dem gewissen Tode entrissen ist" wahrhaft erbaut. „Während in dem christlichen Vaterlande viele für die pietistischen Conventikel, in denen Strümpfe und Jäckchen für die chinesischen Waisenmädchen gestrickt werden, nur Spott und Hohn haben, hat dieß Unternehmen der reinsten Humanität hier selbst bei den Heiden vielfach Unterstützung gefunden. Als der Hausvater der Anstalt einst einem reichen Parsi, welcher derselben 100 Dollar geschenkt hatte, seinen Dank dafür abstatten wollte, antwortete derselbe: 'Nicht Sie, mein Herr, sind mir, sondern ich bin Ihnen Dank dafür schuldig, daß Sie aus so weiter Ferne gekommen sind und keine Mühe scheuen, um die armen Kleinen vom Verderben zu erretten.'" — Dürfte man da nicht fragen, bei wem wohl die christlich-sociale Anschauung mehr in Fleisch und Blut übergegangen ist, bei Dr. Maron, der ein so grimmiges Mitleid mit dem Scherflein der Wittwe zur Schau trägt, oder bei diesem Parsi?

Endlich hat Herr Kreyher auch Missionar Lechler auf sein dornenvolles Arbeitsfeld im Innern begleitet. Er lernte auf der Reise etwas von der großen chinesischen Geduldübung; er fand Winnes und Hanspach in Lilong gerade bei ihrem frugalen Mahle, und freute sich der einfachen Junggesellenwirthschaft, die ihn an ein anspruchloses Kandidatenleben erinnerte, freilich mit halbchinesischem Anstrich; die Einrichtung stach von dem Comfort der meisten englischen Missionare bedeutend ab. Doch fand er eine reiche Bibliothek voll der besten theologischen und philosophischen Werke, ließ sich in der Schule einige deutsche Choräle vorsingen und meinte, auch manchem, der sonst nicht viel darnach fragt, wären über den klaren herzlichen Diskantstimmen der Chinesenknaben die Augen feucht geworden. Sonntags kam dann die Gemeinde zusammen und dankte auch den Fremden mit herzlichem Händeschütteln für den freundlichen Besuch. — Ach wie mancher Europäer im Heidenlande könnte durch solch eine Reise nicht blos sich, sondern auch den durch Sprachunterschied getrennten neuen Christen eine große Freude bereiten! Wie wohl thut nicht ein wenig herzliche Theilnahme! — Weiter noch besuchte er zwei andere deutsche Missionsstationen, Hoau und Pulowei; er zählte die Christen, und fand die Zahl der Getauften — 300 etwa — nicht so unbedeutend, wenn man bedenkt, daß dort nicht, wie hie zu Land, alle die es wünschen, die Taufe empfangen. Und dazu überschlägt er, wie viele andere doch Eindrücke von der Wahrheit des Christenthums empfangen haben;

er läßt sich von der Verfolgung in Poklo und Tsche's Märtyrertod erzählen, und hofft, daß auch hier wie sonst die Verfolgung nur zu größerer Förderung der Sache dienen werde.

Das sind so einige Urtheile, wie sie über die Mission ergehen. Wir wollen aus allen, auch den schiefsten und böswilligsten, etwas lernen, nämlich daß unsere Sache noch klein und nicht ruhmeswürdig ist; freuen uns aber, wie die Dinge einmal stehen, daß sie nicht Jedermann gleich wichtig scheint. Als Dr. Morrison nach China gieng, um dort das Evangelium zu verkündigen, mußte er für hirnverbrannt gelten. Ein amerikanischer Kaufmann, dem er sich vorstellte, maß ihn von Kopf zu Fuß und fragte spöttisch: „Und glauben Sie, den Götzendienst des chinesischen Reichs erschüttern zu können?" Morrison antwortete: „Nein, mein Herr, ich hoffe, Gott wirds thun." Wir wissen mehr als Morrison: Gott hat es bereits gethan. Einmal in aufräumender Weise, durch die massenhafte Zerstörung der Götzen, welche von den Taipings ausgieng; dann in der Sammlung von etwa 2000 Chinesen, den Erstlingen der chinesischen Jüngerschaft. Wenn das Erfolglosigkeit ist, so lachen wir über das neue Wort. Erfolg heißt beim Missionar, wenn er in ein langverschlossenes Land einzudringen vermag; Erfolg, wenn er die fremde Sprache bewältigt und die gute Botschaft darin stammeln kann; Erfolg, wenn die Bibel übersetzt wird; Erfolg, wenn er nach lang getäuschten Hoffnungen den ersten Bruder findet, den Erstling eines neuen Volkes tauft; Erfolg, wenn er fortfahren darf, in Thränen zu säen: und diese Erfolge verbürgen ihm, wenn Gottes Wort es nicht vermöchte, daß auch der letzte Erfolg — die fröhliche Massenernte — nicht ausbleiben wird. Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen.



Buddhisten-Tempel in Ceylon.

Zur Erinnerung
an
Christian Martig.

(Zweite Abtheilung.)

Am Morgen des 30. Sept. 1859 fuhr Martig in Gesellschaft seines Klassengenossen Reinhardt, und vier künftiger Missionsfrauen von Basel ab. Eine indische Kindsmagd Lydia trat mit ihnen den Rückweg in ihr Vaterland an. Seine Reiseerlebnisse hat Martig in Briefen an die Seinigen, welche der „Bernerbote" aufnahm, geschildert. Wir können für die Beschreibung der wechselnden Scenen, so angenehm sie sich liest, hier keinen Platz finden; denn was er schildert, beschränkt sich auf die wohlbekannte Ueberlandfahrt. Daß seine übrige Pilgerzeit fast ganz im Reisen aufgehen sollte, ahnte er noch nicht; auch hat sein Körperleiden ihn gerade die wichtigeren Parthieen der späteren Fahrten kaum andeuten lassen. Schnell genug war man der Heimath entrückt worden, mußten doch täglich die Uhren, weil ostwärts gefahren wurde, um mehr als eine Viertelstunde vorgerückt werden; merkte man doch schon an dem aufdringlichen Gesindel in Malta (7. Oct.), mehr noch an dem bunten Volksgewimmel in Egypten (4—14 Oct.), daß man unter Fremde und Ferne gerathen sei. Das läßt unsern Martig ahnen, wie schwer dem Missionar der Eingang zu den Herzen oft werden muß, wie viel schwerer noch das Heimischwerden unter diesen Leuten. Da findet er auf dem rothen Meer ein Halbdutzend seiner künftigen Landsleute, „recht nette Chinesenjungen, die nach ihrem Aussehen zu schließen, gar nicht so arg und verschmitzt sind; nur dürften sie den Mund etwas seltener und weniger weit offen halten. Mit Einem habe ich

Gelegenheit bekommen, mein Chinesisch zu probiren; ist freilich schlecht genug gegangen." Rührend ist ihm, wie dieses Allerweltsvolk von Asiaten und Afrikanern so nett zusammenlebt, — „die armen Leute haben so wenig Ahnung von ihrem Elend, und zeigen, obwohl Heiden, ein recht liebenswürdiges Aeußeres." Davon ließ sich noch mehr sehen in Bombay (29. Oct.), wo Missionar Isenberg die ganze Siebenzahl mehrere Tage lang beherbergte. Welch ein neues Leben in der weiten Völkerstadt, und dann auf dem engen Pattimar (Küstenschiff), das die Reisenden langsam nach Mangalur führte. Dort landen sie an einem Sonntag Morgen (13. Nov.), werden von blassen, mageren Freunden empfangen, die sich des blühenden Aussehens der Ankömmlinge wundern und sie fröhlich ins Haus und dann in den Betsaal führen. Englische, kanaresische und Tulu-Predigt, mit Abendmahl und Taufen, Alles machte einen ergreifenden Eindruck auf Martig, dem besonders der kräftige Gesang heimathlicher Melodien in fremder Sprache die müde Seele erquickte.

Die Kommittee hatte ihn angewiesen, nicht eher von Ostindien nach China weiter zu reisen, als bis er von Basel die Nachricht erhalte, daß seinem Abgang in den Osten, wo indessen große Ereignisse sich anbahnten, Nichts in den Weg getreten sei. In Indien konnte er sich bald überzeugen, daß der ausbrechende Krieg die Mission im Süden China's kaum stören werde, und mußte also auf baldige Weiterreise gerüstet bleiben. So reichte die Zeit nur zum Besuch der meisten Küsten-Stationen von Canara und Malabar. Zuerst ließ er sich „in der unsanften Sänfte" zu einem achttägigen Besuch nach Mulki und Udupe tragen, wo er alte Bekannte traf. Auf Menschenschultern zu reisen, erregt in den meisten Neulingen widerstrebende Gefühle. Nicht so bei ihm: „Die Burschen reißen sich ums Tragen und sind froh, wenn sie was verdienen können. Andere tragen wohl schwerer an mir. Auch will ich die Heiden noch tragen lernen." In Udupe sah er etwas von einem Heidenfest und wunderte sich, nirgends eine Spur von Andacht zu entdecken; er wohnte der Straßenpredigt Miss. Bührer's bei, und wie stumpf, wie gleichgültig und gedankenlos sind doch die Meisten! Doch giebt es auch Spötter und gescheidte Frager, ja und etwa Einen, dem die Sache merkwürdig ist. „Adieu, Udupe mit deinem Getrommel, deinen Götzentempeln, deinen netten Häuschen, deinem hochmüthigen Volke!"

Auch in Mangalur traf er wieder Festlärm; und über das ganze

Treiben um ihn her ward ihm wunderbar zu Muth. Er las in Zinzendorfs Jeremias, der ihm viel zu denken gab: „Inwendig voll Jammer und Angst, und auswendig ein fröhlich Angesicht, damit man die Seelen nicht erschrecke! Es ist Arbeit (Jer. 31, 16), wird aber reichlich belohnt!“ Wird sie ihm auch gelingen?

Ueber Cannanur (5. Dec.) giengs nun nach Talatschëri (8. Dec.), wo gerade die todesbangen Heiden und Muselmanen die Nacht hindurch opfern, trommeln und lärmen, aus Angst vor der Cholera. „Wunderlich, daß man christlicherseits wenig daran denkt!“ Doch freut ihn hier und in Tschombala (11. Dec.) die stattliche Gemeinde mit den sauberen Leuten und netten Kindern. Im Fischerboot ruderten ihn neun Christen die Nacht hindurch nach Calicut (19. Dec.), wogegen die Nachtfahrt im Karren auf die Nebenstation Codacal (21.), „allwo Br. Boßhard Jahr aus, Jahr ein mutterseel allein sich mit den Leuten müht“, unangenehm abstach. „Weihnachten noch in Calicut zu feiern, that mir wohl zum Abschied von unserm indischen Missionsgebiet.“ Das Neujahr 1860 aber trifft Martig unter unglaubigen Europäern in Kotschin, die sich am Kartenspiel, und um Mitternacht am Tanz und Mummenschanz heidnischer Weiber vergnügen; doch findet er auch hier eine kleine portugiesische und Malayalen-Gemeinde, und hört eine gute englische Predigt über Luc. 24, 32, welchen Text er sich zum lieben Begleiter auf der Reise durchs Jahr erwählt. Noch sieht er dort in der Synagoge die Juden, wie sie mit geschlossenen Augen sich bücken und erheben, hin und herwanken und summen, bis ihm der Geist des tiefen Schlafs, der über das merkwürdige Volk ausgegossen ist, das Herz schwer macht. Auch sonst kam so vieles auf der Reise vor, „worüber ihm das Herz im Leibe wehthut.“

So fährt er auf einem mit Pfeffer beladenen Küstenschiff nach Ceylon weiter (7. Jan.). Wie gerne sagte er ein Wort des Friedens zu dem frommen Mapilla (Muhammedaner), der neben ihm sein Gebet verrichtet, die Stirne wiederholt bis auf den Boden senkt, aufsteht und die Formeln murmelt in derselben einschläfernden Judenweise. Der reicht ihm eine junge Kokosnuß zum Löschen des brennenden Durstes; wie schön wäre es, wenn er ihm dafür den Seelendurst lindern könnte! Aber was kann auch der Neuling thun in dieser fremden Welt, — als segnen und beten.

Und was ist das? Man läßt in der Hast ein Boot hinunter

und rudert rechts und links, und späht und horcht. Ein Mann ist über Bord gestürzt, ein armer Tagelöhner, der in den Kaffeepflanzungen Ceylons etwas zu verdienen hoffte. Man findet ihn nicht, und die Mannschaft ist bald darüber getröstet. Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen! Ach, wer doch diesen Sterbenden vom rechten Leben sagen könnte!

Auch in Kolombo (13. Jan.) fanden sich englische Brüder, welche den ruhebedürftigen Fremdling freundlich aufnahmen und ihm einen erquickenden Blick in die mehrsprachigen Gemeinlein gestatteten, die dort dem buddhistischen Tode entronnen sind. In Cotta besuchte er die Lehranstalt der bischöflichen Mission und machte im Buddhatempel die erste Bekanntschaft mit dem Bilde und Kultus des Weisen, dessen „Glotzaugen" er in China noch so oft begegnen sollte. Fast wie ein Stern in der Nacht erschien ihm die Betstunde, welche an mehreren Orten der Insel jeden Abend gehalten wurde, um eine Zeit der Erquickung vom Angesichte des Herrn zu erflehen. Noch eine kurze Fahrt im Postwagen durch den Lustgarten Ceylons (17. Jan.), und der südlichste Punkt der Insel Galle war erreicht, wo auf den Dampfer von Aden nach Hongkong gewartet werden mußte.

So gabs Zeit zum Verdauen der mannigfachen Eindrücke, welche ihm der Flug durch die Stationen der Westküste gelassen hatte. Hören wir, wie sich Martig darüber gegen einen Bruder im Basler Missionshaus ausspricht.

„Point de Galle, Ceylon 22. Jan. 1860.

„Ich kann meine Eindrücke etwa in dem Wort zusammenfassen: 'Der Missionsberuf ist herrlich, aber nur im Glauben.' Von der Herrlichkeit dessen was vor Augen ist, habe ich vorher schon vielleicht so nüchterne Vorstellungen gehabt, als irgend ein Bruder im Missionshaus, und doch sind mir jetzt noch drei Viertel derselben entschwunden. So viel ist gewiß: die Heimath weiß durchaus nicht, was Mission ist, trotz aller Missionsblätter und Missionsstunden.

„Zuerst ein Wort vom Missionsfeld. Denke dir, in Basel gienge das Gerücht, ganz Liestal stehe in Flammen. Man telegraphirt nach schleuniger Hülfe. Schnell wird ein Extrazug veranstaltet, Leute mit Spritzen und Eimern strömen in großer Aufregung herbei. Du gehst mit, das Herz voll Bangigkeit für die unglücklichen Men-

schen. Der Zug rückt an, aber siehe, da ist Alles todtenstille und schlaftrunken. Du wendest dich an einen träge daherschlendernden Burschen, der zeigt dir da und dort etwas Rauch und sagt, es solle wohl in einigen Bettelhütten brennen, aber die Gefahr werde nicht so groß, der Schaden jedenfalls unbedeutend sein. — Diese Täuschung wird dir ungefähr denselben Eindruck machen, als mir die meinige. Die Heiden sind ruhig, als gäbe es keine Mission, die Missionare — dieß soll kein Vorwurf sein — sind ruhig, als gäbe es kein Heidenthum; die Christen sind ruhig, als handle es sich um nichts Besonderes, Alles ruhig ringsherum, als wäre nirgends Gefahr, als wäre nichts Bedeutendes im Werden.

„Ich könnte dieß näher auseinandersetzen, allein es wird dir zum Theil von selbst deutlich werden, wenn ich ein Wort sage von der Missionszierde — ich meine die Gemeinde, siehe Phil. 4, 1. — Es wird dem Uebelstand noch lange nicht abgeholfen sein, daß die Heimath mit den Ausdrücken der Missionare andre Begriffe verbindet, als dieselben eigentlich bezeichnen. Daheim bedeutet „Bekehrung" das Ergreifen des Heils in Christo, mit Hingabe an Ihn; hier bedeutet Bekehrung etwa: Anschluß an die Christengemeinde zum Heil der Seele. (Keine Regel ohne Ausnahme, versteht sich.) Der Missionar schreibt: 'Unsre Christen sind schwache Kinder;' da denkt man daheim gleich an einen Neuerweckten, lebendig, aber noch ganz unerfahren. In Wahrheit aber sollte man sich irgend einen Weltmenschen vorstellen, der den Vorsatz gefaßt hat, ein besseres Leben zu führen. Die Missionare machen zur Taufbedingung Aufrichtigkeit; Bekehrungen in unserem Sinn könne man gar nicht verlangen. Sie kommen vor, sind aber Ausnahmen. Sie unterscheiden zwischen einer Bekehrung zum Christenthum und einer zum Herrn. In Anerkennung der ersten, müsse man auf die zweite hoffen. Aus diesem Grunde werden die Katechistenschüler als Knaben in die Anstalt aufgenommen und kommen auch so ins Amt. Den meisten scheint's darum zu thun, daß sie etwas zu leben haben. In dieser Beziehung ist's mit der Aufrichtigkeit der Taufbewerber eine eigene Sache. Es kommt Einer und sagt: 'Der Herr hat mich gerufen, meine Seele zu retten und Christ zu werden.' Ein Andrer sagt: 'Ich meine, bei euch sei's besser, ihr versorget die Armen, unterrichtet die Kinder u. s. w. — wollt ihr mich nicht auch aufnehmen.' Jener wird mit Mißtrauen behandelt, dieser wird eher angenommen, weil seine Aufrichtigkeit viel wahr-

scheinlicher ist. Und wie Viele dieser Art kommen eben (diesen) ihren Angehörigen nach! Soll man die Frau abweisen, die ihrem Manne folgen will, wenn sie nur einigermaßen Grund zur Hoffnung giebt? Die Masse unsrer Missionstagelöhner sind fast sämtlich arme Leute aus niedern Kasten, die meistens durch ihren Uebertritt äußerlich eher gewinnen, als verlieren. Die Meinung, daß man bei einem Heiden, der diesen ungeheuren Schritt thut, doch einiges Leben voraussetzen dürfe, wird hiedurch ziemlich bodenlos.

„Eng hiemit verbunden ist die Missionsarbeit. Du kannst ein Pferd vor einen schweren Güterwagen spannen und dich auf diesem nach dem Dorf führen lassen. Bergauf wird das Rößlein schwitzen und Mühe haben vorwärts zu kommen. Du wirst aber nicht denken, 'ich bin doch eine ungeheure Last;' der Wagen ist's, der ihm die Mühe macht. So ungefähr kommt mir unser Missionswagen vor, ich meine alle die äußerlichen Sachen, in denen das eigentliche Werk fortgeführt wird. Besorgung von Haus und Hof, Anweisung der Tagelöhner auf weiten Länderstrecken, Einrichtung und Fortführung von Werkstätten, Schreiben von Rechnungen und Berichten und dergleichen mehr, das ist's was einen guten Theil der Missionszeit und Missionskraft verschlingt. Da kommt Einer und dort Einer und will etwas von dir, das mit dem Evangelium durchaus nichts zu schaffen hat. Du wirst zerstreut, die beste Tageszeit geht vorüber und hast noch keiner Seele vom Heiland geredet, noch keinen Schrei in die Welt gethan. Wie viel Zeit geht drauf mit Reisen, mit Ausruhen u. s. w. Wie viel Kraft muß aufs Lernen und Vorbereiten verwendet werden! Der Missionar muß nach Hause oder stirbt; wo ist seine Arbeit, das Denkmal seines gewesenen Daseins? 'Eitelkeit der Eitelkeiten,' sprach der Prediger, 'es ist Alles ganz eitel!'

„In gewissem Sinn kann ich hievon noch unterscheiden das Missionsleben. Das Aeußere betreffend war ich überrascht von den schönen Häusern, geräumigen Zimmern, bequemen Möbeln, wohlbesetzten Tischen u. s. w. Ein einziger Blick auf die blaßgelben Gesichter, die man vielleicht erst vor Kurzem in frischer Blüthe gesehen hat, genügt indessen, Einen zu überzeugen, daß in alle dem keinerlei Luxus ist. Die Brüder bedürfen dessen und sollten im Gegentheil noch Dieses und Jenes mehr haben, ihre wenigen Kräfte aufrecht zu halten. Ich habe auch welche gesehen, die wirklich dürftig leben und nicht frei sind von Nahrungssorgen. Dann fehlt am guten

Tisch der Appetit, auf weichem Sopha*) die Ruhe. Doch sind die eigentlichen Entbehrungen mehr geistiger Art. Das Klima frißt die europäische Energie. Es fehlt die Anfrischung durch eine eigentliche christliche Gemeinde. Jeder steht selbstständig da, und so haben die Eigenthümlichkeiten, resp. Sonderbarkeiten der Einzelnen vollen Spielraum, sich zu entfalten. So hat Jeder die eigene Verantwortlichkeit für sein Amt, die ihn in kurzer Zeit zu einem ganz andern Menschen gestaltet. Hieraus erklären sich zum Theil die traurigen Streitigkeiten in unsrer indischen Mission. Gegenwärtig jedoch herrscht fast überall brüderliche Einigkeit; thut mir leid, daß ich dieses 'fast' nicht weglassen darf. — Mancher unter euch würde sich stoßen an dem Humor und der Spaßhaftigkeit, die im geselligen Zusammensein vorwaltet. Man sagte mir aber, es sei meist eine Reaktion gegen die unabweisbare Neigung zu melancholischer Gedrücktheit, deren Wucht den Missionar zu Allem unfähig macht. Kein Wunder in solcher Luft, bei den mancherlei Mißgriffen, bei der vielen Sorge, bei Kämpfen nach Außen und Innen, wo selbst das Gebet nicht immer fröhlich macht.

„Und nun, mein Lieber, wo bleibt die Herrlichkeit? Antwort: Im Glauben. Laß mich dir einige Punkte anführen. 1. Herrlichkeit ist's, — um ans Letzterwähnte anzuknüpfen — daß der Missionar so durch und durch des gekreuzigten und auferstandenen Heilandes bedarf. Er ist, wenn aufrichtig, gezwungen, alle Eigengerechtigkeit fahren zu lassen, — gezwungen, ganzen Frieden zu suchen, wenn er bestehen will, — gezwungen, seine in diesem Beruf tiefschneidenden Sünden schnell vom Herzen zu laden. — Wie kann er das? Im Glauben. Der Herr hat eine Gnade, die über Alles ist. — 2. Herrlichkeit ist das Leben der Mission, denn wenn auch der Missionar nichts Besondres ist, so ist es doch sein Ruf in diesen besondern Dienst des Herrn. 3. Herrlich ist die Arbeit in der Mission. Sie ist Vorbereitung im Kleinen für Großes, das kommt. Sie muß gethan und soll nicht umsonst gethan werden. Wir wissen's im Glauben an die Verheißung. 4. Herrlich ist die Zierde der Mission. Es ist vom Geist Gottes in ihr, der die Welt überwindet. Die einzelnen Perlen, wenn auch mit Schutt bedeckt, werden durch Gottes Macht gerettet zur Seligkeit. Wir glauben's. 5. Herrlich ist das Feld der

*) Der Ausdruck des Briefschreibers ist unglücklich gewählt, da man dort der Hitze wegen nur auf Rohrgeflechten ruht.

Mission, denn es ist 'Immanuelsland'. Die Heiden mögen stille sein, das Feuer ist doch angezündet; die Missionare mögen ruhig ihr Tagewerk thun, der allmächtige Gott wird das Reich einnehmen. Das glauben wir. Ein Viertel der sichtbaren Herrlichkeit ist noch zurück. Noch einmal: Der Herr hat eine Gnade, die über Alles ist."

Martig bekennt dabei, daß seine Gedanken nicht die richtigen sein mögen, daß er vielleicht später selbst Manches unrichtig finden dürfte. Indessen sage er's auch weniger, damit davon geredet werde, als vielmehr um den Bruder, an den er den Brief richtet, zum stillen Nachdenken und Gebet aufzufordern.

Dem Inspektor aber schien es gerathen, eine Abschrift des Briefs den indischen Missionaren zur Beherzigung zuzusenden. Bei diesen hat derselbe nun allerhand Gemüthsbewegungen hervorgerufen, ja wie sich das erwarten läßt, noch mannigfachere als sein Gegenstück, jener Aufsatz über den verlorenen Sonntag, den Martig vor sieben Jahren geschrieben hatte. Immerhin hat er auch günstig gewirkt, wenn gleich nicht jeder Missionar das rasche Urtheil sich sobald zurechtlegte, wie der Herzensfreund im Pfarrhaus. Konnte es doch scheinen, als wollten die Vorsteher der Gesellschaft dem Privatschreiben des Neulings eine besondere Wichtigkeit beilegen und dadurch die älteren Arbeiter zur Rechtfertigung auffordern.

Was einer von diesen, Dr. H. Mögling, damals in Kurg, auf eine 24jährige Erfahrung gestützt, zu entgegnen sich aufgefordert fand, möge hier, verkürzt, seine Stelle finden. — Er hatte den Martig nie gesehen, ihn aber aus seinen Briefen kennen gelernt und liebgewonnen. „Könnten Sie uns nur bald ein halbes Dutzend solcher Brüder schicken! Das wäre eine große Hilfe!" Aber so gesunder Verstand, so kernhafte Gesinnung der Neuling auch zeigt, will dem älteren Bruder doch der Gesammtinhalt des Schreibens nicht probehaltig erscheinen. Es ist ihm ein sehr anständiger Novizenversuch, nicht mehr. Wenn Martig sich zu den nüchternsten Missionszöglingen rechne und doch durch seine persönliche Bekanntschaft mit der Mission drei Viertel seiner höchst gemäßigten Begeisterung für dieselbe verloren hat, so will ihm das nicht stimmen mit der fünffachen Herrlichkeit der Mission, die er am Ende seines Briefes rühme. Freilich sage er, diese Herrlichkeit bestehe im Glauben; aber wenn bei ihm der Glaube, nach dem Schriftsinn des Worts, ein Haben wäre, so würde derselbe auch den Schreiber fröhlich und siegesmuthig gemacht haben, und das

drückende Bewußtsein einer allernüchternsten Ernüchterung wäre überwunden worden. Dagegen findet der Veteran in der Mission eine Gottesherrlichkeit, welche Allem, was er in andern Kreisen christlichen Gemeindelebens und irgend welcher Thätigkeiten des göttlichen Reichsdienstes sieht, mindestens gleichkommt.

Einer solchen Enttäuschung, wie Martig sie erfuhr, kann er sich nicht entsinnen. Wohl hat er auch vom Jahr 1836 her etwas Aehnliches im Gedächtniß, das starke Gefühl eines Kontrastes zwischen den zu Hause gelesenen ersten Berichten seiner Vorgänger und der Wirklichkeit, wie er sie fand bei der Ankunft in Mangalur. Einmal klangen die begeisterten Reden des sel. Inspectors Blumhardt in den Briefen der Bahnbrecher wieder; dann hatte auch eine halb unbewußte, doch starke Hoffnung auf besondere Gnadengaben, und jedenfalls auf ungewöhnlich schnelles geistliches Wachsthum, die Arbeiter auf ihr neues Feld begleitet. Statt dessen hatte man Selbstkenntniß der traurigsten Art zu gewinnen, bis gründlich erfahren war, was man wohl schon gelernt hatte, daß am Fleische auch des Missionars nichts Gutes sei.

In Beziehung auf die eingebornen Christen dagegen weiß Mögling sich keiner Enttäuschung zu erinnern. Er hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß Indien von Europa her wohl kein höheres geistliches Leben überkommen werde, als eben das allgemeine europäische Christenthum, und daß die Missionare nur die unscheinbaren Vorläufer und Herolde der kommenden großen Geistesbewegung seien. Sodann habe er mit besonderem Fleiß sich um ein richtiges Bild der ersten europäischen Christengemeinden und ihrer Schattenseiten bemüht, wie es sich aus den paulinischen Briefen gewinnen lasse, um nämlich die jetzigen Heidenchristen nicht zu überfordern. Kam dazu noch die wachsende Erkenntniß von der Macht und Masse heidnischer Elemente, welche unter dem deutschen Volke zurückgeblieben sind, so blieben an der Wesenhaftigkeit und Lebenskräftigkeit unseres Missionstreibens keine Zweifel zurück, außer welche auch das Christenthum der apostolischen Gemeinden oder des deutschen Volks in Frage stellen würden.

Freilich nach einigen Jahren peinigte ihn die Sorge, ob es denn in Indien keine Leute gebe, die sich bekehren wie wir Schwaben oder Schweizer, ob man da keine Brüder finden könne, die Ein Herz und Eine Seele mit den Weißen würden. Zugleich erkannte er aber auch, daß man solchen, wenn sie sich fänden, nicht wie ein europäischer

Pastor gegenüber stehen dürfe, denn „ein Herz kauft man nur um ein Herz". Das Dunkel hellte sich aber auf durch die Bekehrung des Tamulen Stephan (der 1845 in Mangalur entschlief), noch mehr durch die kerngesunde Wiedergeburt des lieben Kaundinja. Andere Brüder machten ähnliche Erfahrungen, und es war nun erwiesen, daß auch im Munde weniger schwachen Fremdlinge die gute Botschaft noch mit derselben Kraft wirkt, wie einst bei der Evangelisirung des Westens. Und nach diesen kleinen Anfängen scheinen ihm Massenbekehrungen, freilich nicht im Sinn des Pfingstfestes, sondern im Styl europäischer Völkergeschichte, ein ganz naturgemäßer Fortschritt, wenn sich unversehens ein neuer Abschnitt der Geschichte Indiens eröffnen sollte. Mittlerweile schreite in Indien Alles in einem unserm Zeitlauf angemessenen Gange voran. Jede Missionsgesellschaft ernte wie sie säe. Die Schotten haben einige ihrer besten Männer der indischen Mission geweiht, die ihre meiste Zeit und Kraft auf Schularbeit verwendeten, und sie sind reichlich bezahlt worden durch eine Anzahl sehr tüchtiger und gutgeschulter eingeborner Missionare. Die englisch-kirchliche MG. hat verhältnißmäßig sehr viel gethan (für Dorfpredigt und Dorfschulen) in Tinneveli, und gerade so ist die Frucht ausgefallen: große blühende Gemeinden bis jetzt ohne ausgezeichnete einheimische Prediger. So die amerikanischen und die irischen Missionare. Und die Basler Brüder, die sich doch kaum über die Mittelmäßigkeit erheben, die vielleicht über einen zu großen Raum sich zerstreut haben, deren besondere Gaben nicht immer gehörig benützt und durch regelmäßigen Nachschub verstärkt worden seien, sie haben auch geerntet wie gesäet, ja darüber, dem Herrn sei Dank!

„Also nach meinen Erfahrungen," fährt Mögling fort, „ist das Missionsfeld nicht das Gebiet der Enttäuschungen, wenigstens nicht mehr als irgend ein anderer Lebenskreis. Als 50jähriger Mann kann ich nicht anders, denn meinem Herrn von Herzen danken, daß er mir im 25sten Jahre die Gnade geschenkt hat, nicht einer besondern außerordentlichen Berufung, sondern seinem letzten Willen, dem Weltmissionsbefehl zu gehorchen. 'Gehet hin in alle Welt,' so heißt es. Aber wer geht? sagte ich mir, nachdem mir der rechte Blick in die Schrift geschenkt worden war. Die Wenigsten kümmern sich um Ihn und Sein Wort. Die Andern besinnen sich und schwatzen. Also laufe der nächste beste! Warum nicht ich? Mein lieber Vater sagte unerwartet: ja! So bin ich fortgegangen. Nun stehe ich im fünfzigsten

Jahr. Wie habe ich die Hälfte meines Lebens verbraucht? Was habe ich gewonnen? Ist es der Mühe werth oder reut es mich?

„Nun, ich bin Basler Missionar gewesen und habe leider träg und untreu gearbeitet, aber doch gearbeitet. Habe eine Heimath unter diesem Volk und in seiner Sprache gefunden. Habe etliche wenige Seelen wie zum besondern Lohn bekommen, und sonst noch einen ganzen Reichthum von Gnade seitens des Herrn und viele Liebe von vielen Brüdern, heimathlichen und fremden, genossen, und bin sicherlich freier und kräftiger gewachsen, geistig und geistlich, als es daheim wahrscheinlich gewesen wäre. Müßte ich freilich vor einem Weltmann Rechnung ablegen, so hätte ich — kein Geld, kein Amt, keine Aussichten, keinen Namen — Nichts. Und doch möchte ich mit keinem meiner alten Kameraden tauschen. Ich meine, dieß sollte genügen, christlichen Vätern und Brüdern zu zeigen, warum wir des lieben Martigs Stimmung über unsere Mission nicht theilen, zu beweisen, daß man sich in den Missionen der protestantischen Kirchen — nicht, wie manche hochweise Herren meinen, mit Schein und Schwatzen, mit Halbheiten und Hohlheiten begnügt, sondern daß man lebt, so daß es der Mühe werth ist, und daß Gottes Gnade die Heidenmission auch unserer Zeit nicht stiefmütterlich behandelt. Ferne sei es von mir, uns für besser zu achten als unsersgleichen daheim. Sondern das ist unser Ruhm oder unsere Schande, daß wir ganz die gleichen Leute sind, wie unsere Freunde im Vaterlande.

„So halte ich denn den Hauptsinn des Martigschen Briefs für unrichtig und unberechtigt. Er enthält das voreilige Urtheil eines kernhaften braven Rekruten, der ein rechter Soldat werden will, nicht mehr. Weil aber der Ton, den er angeschlagen hat, doch auch in manchen Ihrer Herzen nachklingt, lege ich Ihnen meine Beurtheilung vor, welche — ohne eine Spur von Uebertreibung oder auch nur sogenannter Begeisterung — Ihnen doch den Muth machen muß, daß Sie nicht um eine vergebliche Sache sich vergeblich abmühen.

„Daß das unmittelbare Gegenüber der Wirklichkeit sich anders ausnimmt als Vorphantasieen, Träume und Bilder, ist nichts Besonderes. Das findet sich also auch sonst in der Welt. Was hat der neu erweckte Schwabenbruder für eine paradiesische Vorstellung vom Missionshaus zu Basel, welche durch Festbesuche sich nicht verliert. Und mit welchen Augen schaut er zu Ihrer heiligen Reichsrathsversammlung, verehrte Kommittee, hinauf! Darnach kommt die

gepriesene Erfahrung. Der Zauber schwindet. Man leibt und lebt selbst im Missionshaus, steht unter Ihrem Kommando u. s. w. Da ist es oft, als hätte sich die schöne geträumte Welt in ihr Gegentheil verkehrt. Wie viele Briefe im Martigschen Ton haben Sie schon zu lesen bekommen! Ich aber finde viel mehr Wahrheit in den Vorein-drücken eines gesunden Sinnes und Herzens, denn in jener Erfahrung, welche sich unter dem Zusammenfluß und Zusammenstoß aller möglichen Zufälligkeiten, eigener und fremder Eigenheiten, Fehler, Mißverständnisse und Sünden in einem muthlosen oder gereizten Herzen sammelt. Trotz dem, daß ich nur zu kritisch geworden bin, was aber hoffentlich mit zunehmendem Alter und, der Herr gebe, wachsender Demuth mehr und mehr schwinden soll, so ist mir die jetzt erkannte Wirklichkeit von 1860, ob ich unsere indische Mission, ihren bisherigen Erfolg und jetzigen Stand, oder unsere brüderliche Gemeinschaft, oder unsere regierende Kommittee, oder unsern ganzen Basler Missionshaushalt mit allen seinen mir bekannten Schäden und Gebrechen ansehe, viel lieber als meine lieblichsten Phantasieen von 1835. Allenthalben sehe ich, so oft meine Augen wacker sind, durch die Bretter und Felle der Hütte eine Herrlichkeit schimmern, daß ich gewiß bin, der Herr der Herrlichkeit sei mit uns."

Dem unerfahreneren Leser mag es vielleicht auffallen, daß solche Meinungsverschiedenheit im Missionskreise aufkommen kann; vielleicht fragt er auch: wozu solche Schwächen der Sache vor aller Welt aufdecken? Die Antwort dürfte aber einfach genug sein: Die Mission ist Gottes Sache, sie wird jedoch durch Menschen betrieben; und die Missionsfreunde können sich nur dann recht für sie interessiren, wenn sie auch ihre menschliche Seite der Wahrheit gemäß anschauen lernen. Mit idealer Begeisterung ist ihr wenig geholfen. Wir sollen Gott danken, für das was Er thut; und die Arbeiter sollen wir lieben, was am besten geschieht, wenn wir für sie beten wie für uns selbst; denn mit einem Heiligenschein, wie man ihn nur bei gemalten Knechten Gottes findet, ist den wirklichen nicht gedient.

Zur Vervollständigung dieser indischen Episode bleibt zu sagen, daß Mögling obiges Schreiben auch an Martig sandte, ohne doch ihn zu überzeugen. Was Letzterer darauf entgegnete (wie, daß Möglings anfängliche Enttäuschung eine oberflächliche, die seinige aber eine tief innerliche gewesen sei, u. s. w.), nannte der Inspektor „einen schönen aber hochmüthigen Brief". Die Nachricht davon erhielt unser

Martig erst auf seiner Reise ins nördliche China, da er bereits nach Kühlung ausfuhr für das leidende Herz. Er schrieb darüber ins Tagebuch (Tientsin 3. Sept.): „'Hochmüthiger Brief' — erste Ueberwindung des geistigen Wurms." Die Deutung dieser kurzen Notiz bleibe dem Leser überlassen.

Während Martig in Galle Briefe schrieb und sich über den Gewinn der indischen Reise ins Klare zu setzen suchte, widerfuhr ihm ein Ungeschick, das ihn tief demüthigte. Er hatte sich am 23. Januar mit seinem Koffer verspätet, und siehe da — als er ans Ufer kam, dampfte bereits sein Schiff den Hafen hinunter. Im theuren Hotel noch vierzehn Tage zu bleiben, schien ihm schon der Kosten wegen nicht rathsam; die Hälfte des Fahrgeldes nach Hongkong war voraussichtlich schon eingebüßt. Was wird auch die Kommittee denken! Sie hatte ihn nicht nur im Allgemeinen zur Vorsicht ermahnt,*) er war noch ganz speciell gewarnt worden. Am Morgen der Abfahrt von Basel nämlich, da alles bereit war auf den Bahnhof zu gehen, hatte man am Ende nur noch den Br. Martig vermißt. Der Inspektor gieng selbst ihn zu suchen, und fand ihn ruhig an einem Pult sitzend; er hatte noch in einige Albums lieber Freunde zu schreiben und lachte über den aufgehobenen Finger. „Gewiß bleibst du einmal auf der Reise wo sitzen mit deiner Sicherheit," war ihm damals prophezeit worden. Und nun war das Warnungswort in Erfüllung gegangen. Was war zu machen? Eben rüstete sich ein Dampfer zur Abfahrt nach Kalkutta, — möglich, daß man mit dem Umweg wohlfeiler durchkommt; zum Besinnen blieb keine Zeit. Er ließ seine Bootleute eine Flagge aufstecken, der Dampfer hielt, und Martig stieg an Bord. So sollte er denn auch die zwei andern Hauptstädte Indiens sehen, ein Reiseglück, wie es keinem der Missionare auf der Westküste Indiens zu Theil geworden war. Aber wie gerne hätte er es entbehrt; er hatte lange Stunden das wogende Herz vor Gott zu prüfen und zu demüthigen, bis er alle Sorgen auf Ihn werfen konnte. Immerhin blieb ihm diese Erfahrung ein Fingerzeig, wie leicht man über schein-

*) Art. 9 seiner Instruktion lautet: „Da du bis jetzt im Reisen wenig Erfahrung hast, empfiehlt dir die Kommittee für den Theil des Wegs, den du allein zurückzulegen hast, ganz besondere Aufmerksamkeit und Besonnenheit."

bar höheren allgemeinen Interessen den nächstgebotenen Schritt versäumen kann.

An Bord der „Nubia" fand Martig einen früheren Basler Missionar, den Dr. Halleur, der einst zehn Jahre lang auf der Westküste Afrika's zugebracht hatte und jetzt einen ganz verschiedenen Posten in Kalkutta bekleidete. Aus seinen Erzählungen „von der trüben Missionslaufbahn" merkte er den großen Fortschritt, den doch jene Mission in einem Menschenalter errungen hatte. Madras besah er sich (26. Jan.) ein paar Stunden, fand dort viel Staub und keine Herrlichkeit; die liebste Herrlichkeit wäre ihm jetzt eine schnelle Gelegenheit nach Singapur gewesen. So gieng's denn nach Kalkutta (30. Jan.) weiter, wo nach dreitägigem Suchen ein alter Berner Missionar ihn aufnahm, obgleich er sich gerade zur Rückreise nach Europa rüstete. Hier konnte Martig wieder in Missionsgemeinden einen Blick werfen, das Abendmahl mit ihnen genießen und sich an einer köstlichen Frucht der Reichsarbeit unter den Muselmanen ergötzen, — es war der ehrwürdige Prediger Schujat Ali, mit seinem schneeweißen Bart, der ihm zum Abschied einige seiner herzmäßigen Schriften schenkte. Von den verschiedenartigen Bestrebungen in Predigt und Gebet, Schularbeit unter muntern Jungen, der Bibel- und Traktatenverbreitung ꝛc. ließ sich manches lernen, denn der Aufenthalt zog sich in die Länge und es war gerade die kühle Zeit der Jahresfeste von allerhand Gesellschaften. Da durfte er einmal einer Konferenz von mehr als zwanzig Missionaren anwohnen und freute sich über manches. Aber auch vor den Mängeln der vielgetheilten Kirche konnte sich das Auge nicht verschließen. Meinte doch ein wohlgesinnter Mann: die Schulen seien die Hauptsache, ein Ungebildeter könne sich nicht bekehren. Und wieder einer rieth ihm, sich nur baldigst an eine englische Gesellschaft anzuschließen: da werden ihm erst die Augen aufgehen; denn je mehr Geld, desto mehr Einfluß! Dann warnte der gewaltige Redner Dr. Duff beim Jahresfest der Bibelgesellschaft mit voller Macht vor der deutschen Theologie. Auch von verkommenen Missionaren wurde ein und das andere Warnungsexempel erzählt. Ueber all den gewinnreichen Erfahrungen kam doch die Hauptsache nicht zu kurz. Der Marinesuperintendent erlaubte Martig auf der „Carthage" nach Singapur mitzufahren, wohin das Kriegsschiff zwei Kanonenboote für den chinesischen Krieg ins Schlepptau nehmen sollte; und der geneigte Kapitän schenkte ihm freie Fahrt, so daß er nur das Kostgeld zu bezahlen hatte. Am 19. Fe-

bruar gieng's endlich den Hugli hinab; und dem Segelschiff dort zur Rechten, in welchem Wenger und Supper der Heimath zufuhren, wurde das letzte Lebewohl zugewinkt. In Singapur ließ sich schon die Singsprache der Chinesen aus dem Gewimmel der Stimmen vernehmlich heraushören; und da ward auch nach dem langen Umweg glücklicherweise das Postschiff Malabar gefunden (3. März), auf welchem sich die Reise zu ermäßigten Bedingungen abschließen ließ. Noch eine Woche unter Handels- und Kriegsleuten, denen allen China das ersehnte Ziel des Reichthums und der Ehre ist, — und die Lichter von Victoria erscheinen in ihrer Pracht; am Morgen (12. März) findet sich auch das deutsche Missionshaus am Westende der Stadt, wo Winnes vierzehn Tage lang sehnsüchtig auf ihn gewartet hatte, und Basler, Barmer und Berliner Geschwister singen in heller Freude: Lobe den Herren, o meine Seele.

Daß dann noch die Missionsgeschwister in Macao besucht und das Grab Morrisons, des Bahnbrechers der Chinamission, nicht vorbeigelassen wurde, daß Martig an den kleinen Gemeinlein und an den Kindern des Findelhauses seine Freude hatte, versteht sich von selbst. Doch sollte er noch aufs chinesische Festland hinüberfahren, wo ihm sein kurzes Arbeitsfeld — nicht aber sein Grab — bestimmt war. Er landete am 23. März und schritt mit fröhlichen Gedanken durch schöne Felder und über unfruchtbare Hügel, zuweilen von Punti's und Hakka's angegafft, ins Innere, bis gegen Mittag ein weißes Häuschen im engen Thale sichtbar wurde, das sich offenbar von den chinesischen unterschied. Vor der Thüre standen einige Christen, welche freundlich den neuen „Mak" (Lehrer) begrüßten, welchen Winnes bei ihnen einführte. So sei denn der Eingang in Gottes Namen gemacht! Natürlich füllte sich am Sonntag (25. März) die Kapelle mit Christen und Heiden, denen der ältere Missionar eine Ansprache des Neulings über den 23. Psalm verdolmetschte. Besonders zutraulich bezeigten sich die Kinder; und auch auf dem Spaziergang grüßte mancher Heide mit seinem: Trink Thee! und verabschiedete, wenn man weiter gieng, mit: Sitz doch!

So war nun die fast halbjährige Reise zum fröhlichen Abschluß gekommen, und handelte es sich hinfort ums Festsitzen unter den Chinesen. Natürlich besprachen sich diese gleich mit Interesse über den Charakter des Ankömmlings, ob er wohl ruhig oder zornsüchtig, heiter oder sauertöpfisch sei. Ein Religionslehrer soll nach ihrer Ansicht

einen Bauch haben (d. h. den Sitz der Vertragsamkeit) von solcher Größe, daß man ein Boot darin umdrehen kann. Und sein Maaß von Geduld auf die Probe zu stellen, gelingt ihnen wirklich in hohem Grade.

Suchen wir uns nun über den damaligen Zustand der Basler Mission einen Ueberblick zu verschaffen. Seit dem Ausbruch des Kriegs mit England im Jahr 1856 hatten die beiden Missionare Lechler und Winnes in hastiger Eile sich vom Festland zurückziehen müssen; sie wohnten mit den andern Missionaren im sogenannten deutschen Missionshaus in Hongkong und sammelten eine kleine Gemeinde aus den armen eingewanderten Hakka-Arbeitern. Bei ihnen machten z. B. die Polygamie, die Frage ob auch Christenmädchen ihre Füße verunstalten sollen, und andere chinesische Missionsschwierigkeiten ihrer Armuth wegen keine Noth. Der größeren und feineren Punti-Bevölkerung nahmen sich mit andern Missionaren die Barmer-Brüder an. Gewitzigt durch frühere Erfahrungen, nahm man es jetzt sehr genau mit den Aufzunehmenden, d. h. auf bloße Zustimmung zur Wahrheit hin wollten sie niemand mehr taufen, da sich gezeigt hatte, daß wo nicht vor der Taufe eine gründliche Erweckung statt fand, auch nach derselben immer ein schläfriges todtes Wesen übrig blieb. Dazu war denn geregelter Unterricht, und in diesem die Weckung des Gewissens und die Hinweisung auf den Heiland die Hauptsache. Allmählig zeigte sich auch ein Werk des Geistes an den Herzen, es kam zu aufrichtigen Sündenbekenntnissen, während der längst getaufte 80jährige Magister von Lilong noch 1856 in großen Zorn ausgebrochen war, wenn man ihn zum Sünder machen wollte. Die verschlossenen Herzen öffneten sich; man durfte endlich Etliche taufen und fand Freudigkeit, dabei nicht allzu streng aufs vorgesetzte Maaß zu sehen. Besonderen Eingang fanden die Brüder bei den Maurern und Steinbrechern im Dorf Saukiwan. Auch an zum Tode verurtheilten Chinesen, einem oder zwei Unschuldigen, wie an einem Schuldigen, ließ sich die Gnade Gottes nicht unbezeugt. Die Knechte und Schüler erwiesen sich im Verlauf immer zuverlässiger; Winnes konnte nach vielen Prüfungen endlich von der Wahrhaftigkeit auch chinesischer Christen überzeugt sein. Das war keine geringe Errungenschaft. Denn eben löste eine

Mission in Canton die ganze Gemeinde wegen Betrugs auf.*) Und mit dem Betragen seiner Schüler überhaupt konnte Winnes zufriedener sein, als mit der Jugend, welche er einst in Baden unterrichtet hatte. Lechler predigte auch oft einer Hoklo-Gemeinde der amerikanischen Mission; es ließ sich allerhand Arbeit in Schulen und am Schreibtische thun, und so erwies sich die Wartezeit auf engem Raume als eine sehr gesegnete, da für die spätere Ausdehnung des Werks durch gründliche Verinnerlichung vorgearbeitet wurde.

Lechler wurde durch Krankheit genöthigt, für einige Jahre nach Europa zurückzukehren (1858). So hatte Winnes die ganze Last zu tragen, und machte schwere Zeiten durch; unter anderem auch wegen der Häusernoth in der Hafenstadt Viktoria, wo die Regierung das deutsche Missionshaus für ihre Zwecke ansprach, worauf denn die Barmer, Berliner und Basler sich allmählig vertheilen und theure Miethe für ungenügende Räumlichkeiten bezahlen mußten, falls sie nicht zum Ankauf oder Bau eines Hauses sich entschließen konnten. Von allerhand Bedenklichkeiten umgetrieben, beschloß endlich Winnes, sich lieber wieder aufs Festland zu wagen und in Lilong zu wohnen. Dort war doch eine Kapelle, an welche er für Martig ein kleines Zimmer anbauen konnte, weil die Sakristei einmal nicht für zwei Brüder hinreichte. Der eigentliche Hausbau, bei dem es sich noch immer fragte, ob er auf der Insel oder in Lilong unternommen werden solle, blieb auf Friedenszeiten verschoben. Winnes taufte noch (25. Sept. 1859) zwölf Personen, die er lange unterrichtet hatte, ohne doch sehr sanguinische Hoffnungen von ihnen zu hegen. „Sie haben," sagte er, „die Ueberzeugung von der Eitelkeit des Götzendienstes erlangt und Alles, was mit demselben zusammenhängt, entschieden aufgegeben. Ihre Sündenthaten erkennen sie an, sind aber noch ziemlich blind über ihren Sündenzustand, wie das bei dem abgestumpften sittlichen Sinn des Volkes, seiner geistlichen Gefühllosigkeit fast

*) Etwa 26 Christen hatten ihren Missionaren zu einem weitläufigen Baugeschäft einen Architekten empfohlen, mit welchem sie sich dahin verständigt hatten, daß er von seinem Gewinn ihnen 10 Prozent auszahle. In diesen Betrug waren auch die Gehülfen verwickelt, darunter einer, von dem der Missionar geäußert hatte: wenn der sich nicht als redlich erweist, so glaube ich nie mehr an die Bekehrung eines Chinesen. Nun hatten sie sich ein paar tausend Dollar Missionsgeld erschlichen! Es blieb kein anderer Ausweg, als die Gemeinde zu sprengen und von vorn anzufangen.

zu erwarten steht. Natürlich lege ich im Taufunterricht allen Nachdruck auf den christlichen Heilsweg. Wenn ich aber meine, nun haben sie es gefaßt, und ich frage wieder, so heißt es eben abermals: Wir müssen Gutes thun, Gott dienen, Sein Wort halten ꝛc. Ich weise sie zurecht und suche nicht müde zu werden in Darlegung des Evangeliums: taufe aber am Ende doch diejenigen, die einen ernsteren Sinn und redliches Verlangen an den Tag legen." Dann gab er die verstärkte Gemeinde, die nun 42 Seelen zählte, welche alle von heidnischem Brauche sich enthielten und ohne viel sichtbares Ringen doch unanstößig wandelten, an den vertrauenswerthen Lehrer Litsinkau ab, versprach ihnen, sie alle zwei bis drei Monate zu besuchen und fuhr (im Oct.) hinüber zu der lange vernachlässigten Gemeinde auf dem Festland.

Da freute er sich nun, die Dinge doch besser zu finden, als er erwarten konnte. Zwar am Anfang wehte ihm in Lilong ein kühler Geist entgegen; so ein chinesisches Gemeinlein, wenn es längere Zeit sich selbst überlassen blieb, fühlt sich erst an „wie ein kalter Frosch"; nach und nach erwarmt es aber doch zu größerer Herzlichkeit. Winnes zog mit Lehrern und Gehülfen, mit Schülern und Dienern in die Kapelle ein, wo man nun eng genug beisammen wohnte, um sich gegenseitig Hitze mitzutheilen, wenn man nämlich genug von der rechten hatte. In dieser Zeit widmete er sich insbesondere der Bildung seiner Jünglinge, deren begabteste er deutsch, nicht englisch lehrte; denn wer in China englisch lernt, entgeht kaum der Versuchung, seine Kenntnisse möglichst bald als Dollmetscher, Comprador oder sonst im Dienste von Beamten und Kaufleuten zu verwerthen. Der Mission gehen solche Schüler größtentheils verloren.

Hatte Winnes sich den Tag über mit dem Schulhalten und dem Anbau für den heraus reisenden Mitarbeiter beschäftigt, so gieng er Abends zu den christlichen Familien, die er leider noch immer sehr vereinzelt traf. Es braucht Zeit, bis sich solche nüchterne Leute wie die Chinesen für ein evangelisches Gemeindeleben begeistern und herzlich zusammenwachsen. Bei einigen ließ sich auch deutlich vermerken, daß ihnen als die empfehlenswertheste Seite des Christenthums seine Wohlfeilheit erschien; nämlich nicht die freie Gnade, sondern daß man damit durchkommen konnte, ohne für Goldpapier, Wachslichter und Weihrauch etwas aufzuwenden. Ein christliches Familienleben wollte auch nicht in der Eile heranwachsen. Früher verlobte Töchter wurden

hie und da an ihre heidnischen Bräutigame abgegeben und dadurch der Gemeinde entzogen. Sodann hatte sich die Gemeinde in der dreijährigen Zeit der Selbstüberlassenheit eher vermindert als vermehrt; Taufbewerber und Nachfrager waren zurückgetreten; die Treugebliebenen, 112 an der Zahl, zeigten sich muthlos und verschüchtert; am lebendigen Zeugniß gegenüber den Heiden fehlte es fast ganz. Immerhin hatte das treue Verharren im überkommenen Glauben einige Wirkung gethan; in den nahen Dörfern hatten etliche dem Ahnendienst entsagt, und so wie das Evangelium wieder regelmäßig verkündigt wurde, mehrten sich die Zeichen seiner geheimen Wirkung. Zu dem berichtete Tschonghin, der seit 1857 in seinen Geburtsort zurückgekehrte Lehrer, daß nun 200 Leute im fernen Tschonglok sich zur Verehrung des wahren Gottes vereinigt hätten und ernstlich nach der Taufe begehren. Keine kleine Ermuthigung war es, daß eben um diese Zeit ein frommer Engländer in Indien, der früher Opium-Inspektor im Dienst der ostindischen Compagnie gewesen war, aber durch Zweifel über die Rechtmäßigkeit des Opiumhandels seiner Vorgesetzten gepeinigt, die Stelle aufgegeben hatte, dennoch keine Ruhe fand, bis er auch die in jenem Amte zurückgelegte Geldsumme (6000 fl.) herausgegeben und an vier Missionen China's vertheilt hatte. Winnes erhielt als Antheil der Basler 500 Dollars ausbezahlt: ein schöner Beitrag zum künftigen Missionshaus.

Plötzlich wurde er durch beunruhigende Nachrichten auf die Insel Hongkong zurückgerufen. Eben hatte er sich noch dieser Gemeinde als der lebensvolleren gefreut, da sollte er aufs neue sehen, wie wenig dem Menschenherzen zu trauen ist. Ein früherer Missionar, der in Regierungsdienste übergetreten war, hatte sich dazu hergegeben, dem Mangel an Arbeitskräften im britischen Guiana durch Beförderung der Auswanderung aus China abzuhelfen. Kaum hatte Winnes die Insel verlassen, so machten sich die Untergebenen dieses Auswanderungsagenten an die ärmeren Christen der Gemeinde, welche besonders im Dorfe Saukiwan wohnten. Ihnen wurde ein wunderliebliches Evangelium von Amerika gepredigt, und der Vorschmack vom gelobten Lande, bestehend in spanischen Thalern, die als Angeld ausbezahlt wurden, that schnellere Wirkung, als alle bisherigen Ermahnungen zum geduldigen Ausharren im Blick auf die einstige Herrlichkeit. Ohne ihren Lehrer zu Rathe zu ziehen, machte sich die Mehrzahl verbindlich, dem Rufe nach Guiana zu folgen. In großer Eile

kam Winnes herüber, fand aber die Sache bereits entschieden. Da konnte er denn einen tiefen Blick in die Tücke des Menschenherzens, insbesondre des chinesischen werfen; wie gemein und käuflich blieben doch diese Hakka-Christen! Er durfte aber auch manche Gnade erfahren. Zwar war die Auswanderung nicht mehr rückgängig zu machen, der Schritt war gethan; aber daß etwas Gutes an den Leuten sei, bei aller Schwachheit, das trat in den herzergreifenden Verhandlungen mit ihnen so deutlich an den Tag, daß der Missionar die persönliche Kränkung mit der Hoffnung überwinden konnte, die kleine Gemeinde, von der er nun wohl auf immer scheide (obschon sie alle vom Wiederkommen sprachen), werde auch in Guiana ein Segen sein. Daß sie im Ganzen dort bessere Aussichten auf leibliches Fortkommen haben, konnte er sich ohnehin nicht verhehlen. Die gegründete Furcht, daß auch andere noch ihnen nachzuziehen sich rüsten werden, wurde in den nächsten Jahren durch lamentable Briefe, die vom schweren Einstand handelten, allmählig beseitigt. Und daß bei allen menschlichen Sünden, welche zu diesem Schritt mithalfen, doch Gottes Hand mit im Spiele war, erhellt nun aus den neuesten Berichten, wornach die verpflanzte Gemeinde auch in Guiana einen tüchtigen Seelsorger gefunden und sich durch herzliches Zusammenhalten und treues Zeugniß bereits verdoppelt und verdreifacht hat. Und auch in Saukiwan ist so viel Same zurückgeblieben, daß jetzt nach drei Jahren der Ausfall an Kirchengliedern wieder ersetzt ist. Einstweilen aber herrschte doch die Trauer vor, als Winnes sich von den 35 Getauften und einer ebenso großen Zahl Angeregter, die schon dem Götzen- und Ahnendienst entsagt hatten, mit Gebet verabschiedete. Im Januar 1860 fuhren sie dem fernen Westen zu. — Nur ein unbedeutendes, doch bezeichnendes Anhängsel an diese Erfahrung war der gleichzeitige Abgang des gewandten Sprachlehrers Tai. In ihm sehen wir den letzten Mann, der von dem chinesischen Verein des seligen Gützlaff übrig geblieben war, nun aber, nachdem er sich entlarvt sah, eine weltliche Anstellung suchte. Der arme Mann hatte trotz sonstiger großer Erkenntniß, durch finanzielle und Familienrücksichten bewogen, die Ahnenverehrung in der Stille fortgesetzt. Nachdem er die Mission verlassen hatte, war es auch bald mit dem schwachen Schein von Christenthum, den er unter seinen Stammverwandten in Hatschun verbreitet hatte, gänzlich zu Ende.

So ungefähr war der Stand der Gemeinde, als Martig in dieselbe eintrat. Er erhielt davon den Eindruck, daß sie ihm mehr Freude mache, als er erwartet habe; er finde doch einige lebendige Christen, deren Existenz in China er früher bezweifelt habe; dann viele, die selig werden möchten, wenn sie auch noch nicht wissen, wie man's macht. Er habe die Chinesen für bloße Nachmacher gehalten, und so sei's denn doch nicht. Freilich der gute Diener Tenfuk z. B., der auch Basel besucht habe, sei so maustodt und lederherzig, wie irgend ein Mensch auf der Welt. Aber im Ganzen halte die Gemeinde sich zum Missionar; die Leute, auch die Frauen, kommen und sprechen sich aus. Anderseits liegen sie dem Missionar nur auf dem Herzen, nicht auf dem Hals wie in Indien. Große Vorarbeiten seien gethan; dennoch sei es betrübend, sich gestehen zu müssen, daß die Bibel, obwohl übersetzt, dem Volk in fremder Sprache vorliege; denn so wenige lernen das Lesen der Sachzeichen, daß die Leute doch nur wissen, was der Missionar ihnen sage. Wie nöthig, daß man da reichlich predige und ihnen eine verständliche Bibel (in Lautzeichen) in die Hand gebe. Mit der Bildung des Volkes sei's einmal nicht so weit her, als man zu Hause meine. Nicht einmal für ein denkendes, aufgewecktes Volk halte er sie, außer wo es sich um materiellen Gewinn handle. Das Heidenthum liege eben der Hauptsache nach im irdischen Sinn, in der Abgestumpftheit gegen alle geistlichen Dinge. Die Mission sei etwas Großes im Blick auf das Licht, das sie schon gebracht habe; ebenso etwas Kleines im Blick auf die noch unbesiegte Masse von Finsterniß.

Mit großem Eifer warf er sich nun auf die Erlernung der Sprache, indem er zugleich den Schülern die Lepsiusschen Lautzeichen in verhältnißmäßig kurzer Zeit beibrachte und den Singunterricht übernahm; es war ihm wohler als je. Auch wunderten sich die Leute, welche er Abends in ihren Häusern besuchte, nicht wenig über seinen schnellen Fortschritt. Er möchte gern den Frieden zu allen Gliedern, in jede Familie tragen. Denn des Elends ist allenthalben so viel. Im Nachbarhause erhängt sich die heidnische Frau eines Christen über dem Bett des abwesenden Mannes; jetzt fressen ihn die Verwandten aus. Noch am Sarg reißen und beißen sie sich, um möglichst viel Geld zu erpressen. Kommt Martig den Heiden nahe, so zittert und weint dort ein Kind; andere schreien ihm Schimpfworte nach. Im eignen Hause ist man nicht sicher; während des Gottesdienstes wird

das Pult erbrochen und das Geld gestohlen. Da war's denn doch eine Freude, wie am Dreieinigkeitstag (6. Jun.) Winnes' greiser Sprachlehrer, früher der einflußreichste Mann in Lilong, mit zwei andern Erwachsenen die Taufe empfieng. Es war die erste Chinesentaufe, welcher Martig anwohnte; der Mann interessirte ihn sehr, und war wirklich ein lieber Mensch, wenn er nur auch etwas Sündenangst gezeigt hätte! „Es war nichts Ueberschwengliches, aber doch eine Erquickung!"

Nun wollte es aber mit dem Lernen der Sprache nicht in gleichem Schritt fortgehen. Schon im Mai fand Martig sich genöthigt, etliche Wochen damit auszusetzen. Er fieng zu schnell wieder an, bis am 8. Juni das gesteigerte Kopfweh Halt gebot. Nun giengs wieder Hongkong zu, wo der Missionsarzt Göcking den Kranken untersuchte und als die Quelle aller seiner Leiden vermehrte Herzthätigkeit bezeichnete. Dem älteren Mitarbeiter aber theilte derselbe alsbald seine Ueberzeugung mit, daß es ein unheilbarer organischer Herzfehler sei, dessen Entwicklung jedoch das dortige Klima nicht mehr befördere als irgend ein anderes; sein Leben werde einmal plötzlich zu Ende gehen. Wie hemmend diese Entdeckung auf die Missionsarbeit und ihre Aussichten wirkte, braucht nicht im Einzelnen ausgeführt zu werden. Eben regte sich's wieder in Saukiwan, und nach verschiedenen Dörfern wurde Winnes eingeladen: gewiß würden ihm manche zufallen; in Maham meldeten sich 50 Leute zur Taufe. Ja auch der Vetter des Rebellenkaisers, der wohlunterrichtete Katechist Hung-jin, den ein Streben nach hohen Dingen seit 1858 bis nach Nanking gelockt hatte, wo er nun zum Kanwang (Schildkönig) ernannt wurde, auch er gedachte dankbar seiner deutschen Lehrer in Hongkong und lud sie in einem gelbseidenen Brief zu sich ein. Ebenso suchte er den Vorsteher der Hongkong-Gemeinde zu sich zu locken. Die Missionare verschiedener Gesellschaften bemühten sich um die Wette, nun endlich Einfluß auf die Rebellen zu bekommen; sollten die deutschen nicht auch einen Versuch machen? Davor bewahrte sie schon der Mangel an Arbeitskräften, dann die Erkenntniß, daß Hung-jin nicht ohne viele Lüge und Anbequemung (z. B. im Punkt der Vielweiberei) in seine Stellung bei den Rebellen gerathen sein konnte. Andrerseits konnten sie freilich die sonderbare Politik der Engländer nicht begreifen; denn während die Rebellen mit diesen ein freundliches Vernehmen suchten, ließ sich der britische Bevollmächtigte Sir F. Bruce von den Franzosen, welche natürlich in der bilderfeindlichen Rebellion kein verwandtes Element

zu erblicken vermochten, dahin bestimmen, sie mit Kartätschen zu begrüßen, zur gleichen Zeit, da auch sie dem tatarischen Kaiser durch die Landung im Norden das Messer auf die Brust setzten. Zu allen diesen aufregenden Ereignissen kam in Lilong selbst ein Alles aufwühlender Streit mit dem Nachbarorte, der fast zu einem Dorfkrieg geführt hätte, und bald darauf die Bildung einer missionsfeindlichen Partei, welche durch die Taufe des Sprachlehrers aufgestachelt, die Christen durch Entziehung des Erbguts zu strafen gedachte und in Plakaten zu ihrer Verfolgung und zum Mord des „fremden Teufels" aufforderte. Nur dem Gerücht vom großen Sieg der Alliirten hatte man es zu verdanken, daß der Sturm auf die Kapelle hinausgeschoben wurde; den Sprachlehrer hatten die Drohungen krank gemacht; die Christen wurden allgemein gehaßt und ihr Einfluß gefürchtet; die Nachfrager zogen sich zurück. Ueberall that sich der Auflösungsproceß kund, dem China nun verfallen war; es war ein Kampfjahr, wie Winnes keines erlebt hatte, so daß er selbst der Erholung sehr bedürftig war. Mächtig forderte der neue Friedensvertrag (Oct. 1860) zu frischem Eindringen ins himmlische Reich auf, — und Martig mußte ruhig zusehen, das heißt sich anstrengen, Ruhe zu gewinnen über sich und die Mission. Hat er nicht vielleicht seine ganze Lebensführung mißverstanden und in der Wahl des Berufs fehlgegriffen? Meinte er nicht, etwas leisten zu können, und muß nun lernen, sich und Andern eine Last zu sein! Kaum kann er mehr etwas lesen; das Schreiben strengt ihn noch stärker an; er fühlt den Herzschlag durch alle Fingerspitzen und kann nur spazieren gehen — Abends und Morgens nämlich, unter dem Regen- und Sonnenschirm, dem lieben Andenken aus dem Pfarrhaus, — oder herumliegen und träumen.

Doch lassen wir ihn selbst seine Träume schildern. Erstlich führt er uns das Bild eines Werktags aus seiner — nun schon entschwundenen — Arbeitszeit vor.

„Will ich Morgens aufstehen," schreibt er an die Seinen, „so ist's etwa fünf Uhr und kaum Tag. Ihr, meine Lieben, suchet dann, müde vom Heuen und sonstigen Werk, die ersehnte Ruhe. Es ist dann bei euch zehn Uhr am vorhergehenden Abend. Ich gönne euch von Herzen die nächtliche Erquickung, die euch vielleicht besser zu Theil wird als mir. Ich schlafe der Hitze wegen blos auf einem Geflecht

und decke mich nur dann ein wenig mit dem Leintuch, wenn der über und über angehängte Schweiß anfängt kalt zu werden. Dessenungeachtet bin ich heute Morgen so 'gesotten', wie wenn ich weiland in einem entbrannten Heustock übernachtete. Zudem haben die Hunde der Nachbarschaft wieder die halbe Nacht einen unheimlichen Lärm verführt, an den man sich wohl besser gewöhnte, wenn er nicht seine absonderliche Bedeutung hätte. Das ganze Land ist nämlich voll von Räuberbanden, die alle Polizei verspotten und beständig die friedlichen Bauern in Furcht und Schrecken setzen. Erst neulich haben sie da und dort in der Nähe das Vieh aus den Dörfern getrieben, die Hausthüren eingeschlagen und Alles geplündert. Wer sich widersetzt, läuft Gefahr, es mit seinem Leben zu büßen. Oft stecken sie auch ein Haus in Brand, um dann in der Verwirrung ihr Spiel zu treiben. Da ist's natürlich, daß einem das Hundegebell keine so angenehme Musik ist, den Schlaf zu versüßen, als euch vielleicht das Zirpen der Heuschrecken oder das einsame Läuten einer Kuh an später Weide. Da horcht man auf, denkt noch einmal an eine starke Hand über sich, dann auch an die geladene Pistole und an das Gewehr mit dem Bajonett nicht weit vom Bett, und schläft endlich wieder ein, um von Feuer und Schwert zu träumen. Da bin ich also billig dankbar, wenn schon in aller Frühe die muntern Stimmen lernender Knaben im Schulzimmer mich erinnern, daß Alles schön in Ordnung geblieben ist. So schlüpf' ich denn ordentlich vergnügt aus meinem dünnen Zelt, dem Moskitovorhang, heraus, dem ich ein Kompliment mache für seinen guten Dienst. Aus ein paar Mücken macht sich sonst ein Mann nicht viel; wenn aber die Mücken aus dem Mann so viel machen, daß er eine Nacht nach der andern nicht schlafen kann, — wenn er dadurch Appetit und Kraft verliert, wie ich's auch schon erfahren habe, wie froh ist man da über solch einen Vorhang, wenn er Einem auch die Luft noch etwas dichter macht! — Beim Ankleiden schon wieder eine kleine Noth. Die Kleider, die ich des Abends trocken abgelegt, sind schwer, sind durch und durch naßfeucht; ja manche, die erst einige Tage da gehangen, sind verschimmelt ('ergrauet'), die Schuhe mit gleichem Flaum überzogen. Die Sonnenhitze entlockt den wässerigen Reisfeldern umher so viel Dünste, daß die Luft davon ganz geschwängert ist. Drum muß ich ein frisches Hemd haben; — aber o weh! — da hat mir der Waschermann, der es unbarmherzig an einem Ende ergriffen und gewaltig auf einen rauhen Stein hin-

geschmettert hat, alle Knöpfe daran zerschlagen. Ein zweites, drittes, viertes haben dasselbe Schicksal gehabt. Nun, da will ich eben geschwind ein Knöpfchen annähen, hab' ja das zu Hause an den Zwilchhosen auch schon gethan. Ich mache mich ans Schublädchen, aber ach! alle meine Nadeln sind überrostet, so gut als die Scheere, obgleich sie sorgfältig eingepackt sind. So muß ich mich denn einstweilen mit Stecknadeln behelfen, so gut es geht. Den zerschlagenen Knopf am Rock zu ersetzen, finde ich nirgends einen ähnlichen, kann auch keine solche kaufen. Da muß ich eben warten, bis ich Gelegenheit habe, ein paar Dutzend von Hongkong zu bestellen, schneide dann dem zerschlagenen zu lieb alle andern Knöpfe ab und besetze den Rock mit neuen. Solche kleine Verlegenheiten gibt's in Menge, und wenn jemand darüber lacht, so hab' ich nichts dagegen.

„Um sieben Uhr komme ich von einem erfrischenden Spaziergang zurück, trinke eine Tasse Kaffee, und nun geht die Arbeit an. Mein alter, dicker Lehrer kömmt herangewackelt mit dem gewöhnlichen chinesischen Gruß: 'Lehrer, hast du Reis gegessen?' oder: 'Thee getrunken?' Ich antworte nach Pflicht und Wissen, entweder: 'Habe gegessen,' oder: 'Habe noch nicht gegessen.' Häufig wird noch beigefügt: 'Nimm's nicht schwer,' — nämlich, daß ich gegessen, oder daß du noch nicht gegessen hast. — Wie er zum ersten Male kam, empfing er mich, sich tief verbeugend und beide Fäuste gegen einander reibend, mit den Worten: 'Ich gratulire zum Reichwerden.' Ihr seht schon an diesen Grüßen, was dem Chinesen das Wichtigste im Leben ist: Essen, Trinken, Reichthum. — Nun also, ich setze mich mit dem Lehrer an ein Buch; er zeigt mir mit seinen Nägeln, die wenigstens einen halben Zoll über die Finger hinausreichen, auf die kuriosen Worte oder Wortzeichen, spricht sie vor, und ich spreche nach.

„Auf einmal fängt er an, jedem Wort einen langen Schwanz anzuhängen, und der Zeigenagel bewegt sich nur langsam von der Stelle. Ich schaue auf, und siehe da, mein gelehrter Schulmeister hat die dicken Wimpern über die schrägen Augen gesenkt und seinem Geist die Stille gewiesen. Wäre der Schüler nicht eifriger, wir wären bald daran, mit einander 'Denkübung' zu halten. So aber fängt der Schüler, dessen Zeit kostbarer ist, ganz barsch neben dem Schulmeister zu lernen an, stampft wohl auch ein wenig auf den Boden, so daß der Schläfer erschrocken auffährt und seinen Nagel wieder in die rechte Richtung zu bringen sucht. Demungeachtet begegnet es

dem stolzen Herrn Gelehrten öfters, daß er in unrechte Zeilen kömmt, ohne zu merken, daß er einen Fehler macht. Es ist eben eine außerordentliche Gleichgültigkeit in diesem Volk, wenn sie nur ihre Thaler bekommen!

„Von acht bis neun Uhr hält Bruder Winnes Andacht und Bibelstunde mit dem ganzen Haus- und Schulpersonal. Ich bin auch dabei und passe auf aus allen Kräften. Da ist unsere höhere Schule, sechs bis acht Knaben und Jünglinge, die zum Dienst an der Gemeine sollen gebildet werden; da ist die niedere Schule, etwa zwanzig getaufte und ungetaufte Knaben; da sind die Lehrer und Diener; — eine schöne Anzahl, die täglich das Wort Gottes hören! Es ist freilich oft schreckliche Unwissenheit wahrzunehmen, wie z. B. der erwachsene Sohn eines christlichen Schullehrers nicht wußte, wo der Herr Jesus geboren sei; aber hinwieder kann man auch mit Freuden bemerken, daß der Unterricht seine guten Früchte trägt.

„Daß die Chinesen Mäuse, Ratten, Kröten, Katzen u. dgl. essen, daß sie ein hohes Fest nicht ohne einen Hundsbraten feiern können, das ist freilich wahr. Indessen würde euch ein Blick auf unsern Frühstücktisch um neun Uhr überzeugen, daß wir uns dieser Leckerbissen so ziemlich enthalten dürfen. Da haben wir eine schmackhafte Suppe von Reis oder von Schweinefleisch, welch letzteres ziemlich wohlfeil ist; da haben wir Reis, blos gesotten oder verdämpft; wir haben mitunter ein appetitliches Hühnchen oder Entchen, ferner etwas Grünes, d. h. Kraut, ohne Speck und Schmalz, dem ich deßwegen das Lob nicht besonders reden will. Auch die lieben Kartoffeln fehlen uns nicht. Sie wachsen nicht hier, sondern in Amerika, und werden von dort herübergebracht. Endlich haben wir auch gute Milch zum Kaffee, was hier zu Lande eine Kostbarkeit und Seltenheit ist. Die Chinesen genießen nämlich keine Milch, lassen sie von den Kälbern saugen (!) und halten die Kühe blos zum Ackerbau, d. h. zum Pflügen und Düngen. Da führt denn unser Knecht mit unsern zwei Kühen eine so kuriose Küherei, daß ich ihm schon gern ins Amt gegriffen hätte, was sich aber aus Gründen nicht recht thun läßt. Da hat er sie an einem Ring, den er ihnen durch die Scheidewand der Nasenlöcher gesteckt, den Weg entlang zur Weide geführt, und kömmt nun auf einer derselben gemüthlich nach Hause geritten. Sie werden an einen Pfahl gebunden, und die Melkerei geht an. Da er's nicht versteht, ihnen die Milch herunterzulocken, so führt er von der einen das

Kalb hin und läßt dieß zuerst etwas saugen; das der andern ist aber schon zu groß und muß deßhalb mit einem Maulkorb seine Kunst versuchen. Stirbt das Kalb, so stopft er es aus und stellt es hin, damit die Kuh doch die Milch gebe. Nun nimmt er in die eine Hand eine blecherne Büchse, setzt sich so ferne als möglich auf seine Fersen und vollführt so zuerst auf der rechten, dann auf der linken Seite mit der Hand sein Meisterstück. Zwei solche Becher ist wohl das höchste, wozu es eine chinesische Kuh bringt. Sie sind der Wallisrasse ähnlich, mit kleinen Hörnern; hab' auch schon ganz ungehörnte gesehen.

„Wenn ich dann von zehn bis zwölf Uhr wieder Chinesisch lese, Winnes im Zimmer neben mir mit seinem Lehrer etwas liest oder einigen Knaben Taufunterricht giebt, — wenn zu gleicher Zeit links und rechts unter mir die Schulen recht im Eifer sind, dann ist's wirklich eine Lust, zuzuhören, wie das ganze Haus lebendig ist, und man sollte meinen, es müsse Tag für Tag Ungeheures gelernt werden. Die Knaben kommen, wie oben bemerkt, schon mit Tagesanbruch (die Oberschüler wohnen bei uns), und da treiben sie denn ihren Singsang hoch und tief um die Wette, sowie auch wir früher an den Winterabenden um den Tisch herum, mit den 'Fragen' und Psalmen und Gellertliedern. — Es ist eben Alles ein Säen, und auch das Säen macht Einem Freude. — In Hoffnung künftigen Segens gebe ich um ein Uhr zweimal wöchentlich eine Gesangstunde; ist mir aber lieb, daß ihr nicht dabei seid. Da geht's an ein Vor- und Nachmachen, da ist ein Stottern und Geberdenspiel! Und wenn ich etwas erklären möchte, deutsch und chinesisch durcheinander (die älteren Schüler lernen nämlich deutsch), so stehen die armen Bursche da und sehen mich an, wie jene Heidenversammlung den Missionar, der ihr in ihrer Landessprache gepredigt hatte und nun als Erfolg die bedauerliche Erklärung vernahm: 'Wir verstehen leider nicht Englisch.'

„Nachdem ich von zwei bis vier Uhr wieder Chinesisch getrieben, schmeckt nun das Abendessen, auch Mittagessen genannt, vortrefflich. Es ist dem Frühstück ziemlich ähnlich. Nachher spiele ich einige Choräle auf unserm kleinen Harmonium, und dann gehen wir Zwei (Winnes und ich) spazieren, immer Einer hinter dem Andern, denn neben einander zu gehen, ist kein Weg breit genug. Wir machen auch wohl Besuch in einem Chinesenhaus. Zuweilen nehme ich einen unserer Zöglinge mit und lasse mir von ihm die Gegenstände nennen, die sich gerade darbieten. Sie ziehen es aber vor, in dieser ihrer

Ruhezeit miteinander herumzuspringen, in Spaß und Ernst Händel anzufangen, dann geschwind den bequemen, bis auf die Ferſen hängenden Zopf zu ergreifen, um mit demſelben tüchtig auf den Gegner loszuſchlagen. Mich freut's, wenn ſie nur friſch und wohlgemuth ſind, müſſen ſie doch ſchon von ſieben bis neun Uhr wieder an ihr hartes Lernen. Während dieſer Zeit leſe ich, nach Hauſe zurückgekehrt, irgend Etwas, das nicht ſehr anſtrengt, und trinke eine Taſſe Thee. Von der chineſiſchen Andacht um neun Uhr bis zu unſerer deutſchen um zehn Uhr ſitze ich auf das freie Läubchen hinaus, denke allerlei über Vergangenheit und Zukunft, und es kommt mir vor, es ſei ſo ziemlich daſſelbe Blau, das hier wie daheim des Himmels Bogen färbt. Ich hatte mir als Knabe im Wintergut beim Füttern vor Tag einige Sterngruppen gemerkt, die mir die Zeit anzeigten. Beſonders war es die Geſtalt eines netten Körbchens, die mich anzog. Dort ſtands, beim 'Paſſeli', etwa wo im Sommer die Sonne um acht Uhr ſteht. — Später ſah ich nach der Welt und nicht mehr nach Gottes Sternen. Ich kam nach Genf; ich kam nach Baſel. Ich hatte mein Strahlenkörbchen wenigſtens zehn Jahre verloren. Siehe, da lächelt's mich geſtern Abend ganz unerwartet da über mir an und bringt mir einen herzerquickenden Gruß vom Heimathland. Ich hätt' es vor Freude küſſen mögen. — So wend' ich mich denn von den Sternen weg, um, Leib und Seele in Gottes Hand befohlen, im feuchten Bette Ruhe zu ſuchen. . .

„Meine Lieben! Es wird euch vorkommen, das ſei ein mageres Tagewerk eines Miſſionars, auch abgeſehen von einem unſichtbaren Oel, das ihr euch da und dort hinzudenken könnt. Aber wie froh wäre ich, wenn ich's heute ſo treiben könnte, wie ich's früher gethan! Ich genoß nur einige Wochen nach meiner Ankunft eine gute Geſundheit, die ganze übrige Zeit leide ich an einem Herzübel, verbunden mit Rheumatismus, das mich zur Arbeit ganz unfähig macht und ſehr langwierig zu werden ſcheint... Ich brauche Seinen Stab; Er iſt bei mir und tröſtet mich. . ."

Auch einen Sonntag in Lilong weiß er uns lebhaft zu vergegenwärtigen. Er wählt dazu gerade das Dreieinigkeitsfeſt, das durch die Taufen verherrlicht wurde.

„Heut muß es Sonntag ſein; es iſt ſo ſtill und feierlich. Ich höre zwar kein munteres Glockengeläute weder nah noch fern. Da unten pflügt ſchon ein fleißiger Bauer mit den trägen Büffelochſen

sein schlammiges Ackerfeld. Dort am Hügelrain ziehen Reihen von Männern und Weibern mit Stangen und Körben, mit Stricken und Hacken, der harten Tagesarbeit zu. Doch muß es Sonntag sein, denn es ist anders als gestern und ehegestern. Sonst nehm' ich Antheil an der Menschen Geschäftigkeit und freue mich daran; heut' aber ist's mir, als gehe sie mich nichts an. Und seufzt auch dabei das Land, darum daß es ein Heidenland ist und keine Ruhe hat, so macht es doch ein freundlicheres Gesicht denn gestern, und scheint ihm auch die segnende Sonne holdseliger als sonst.

„Sonntag ist's heute, aber nicht blos das! Es ist zugleich ein Festtag für uns in diesem Winkel der Erde, wie er sonst nirgends gefeiert wird. Wir wollen heute mehrere Chinesen auf den Namen des dreieinigen Gottes taufen, daß sie wo möglich selig werden. Darüber freue ich mich, und freue mich um so mehr, da es die ersten Heiden sind, bei deren Taufe ich darf Zeuge sein.

„Nach zehn Uhr fängt's im Haus herum an lebendig zu werden. Die Leute kommen so, wie es ihnen bequem ist, besser zu früh als zu spät. Sie haben keine Uhren, und nach dem zweiten Glockenzeichen können sie sich auch nicht richten. Um eilf Uhr stellt sich freilich der Prediger in seine Zimmerthüre und klingelt ein Glöcklein. Das bedeutet aber nicht, sie sollen herbeikommen, sondern er, der Prediger, wolle kommen, und sie sollen deßwegen jetzt fein ruhig in ihre Plätze sitzen. Wir gehen hinunter und finden eine schöne Versammlung. Manche haben's zwar auch wie die hungerlosen Leute bei euch, daß sie lieber in ihren Hütten herum liegen als zum Gottesdienst kommen. Bruder Winnes hat sie einmal aus den Nachbarhäusern herübergeholt, wie er sah, daß sie nicht in der Kapelle waren, und hat ihnen öffentlich vor der Versammlung einen Verweis gegeben. Heute aber waren sie da, denn die Taufe ist ihnen vorher angezeigt worden, und eine solche ist ihnen auch wichtig. Wir singen zuerst ein Lied von zwei vierzeiligen Versen, denn so sind alle Lieder nach chinesischer Weise. Natürlich kann in so wenig Worten unmöglich so viel enthalten sein, als zu einem guten Kirchenliede nöthig ist, und wenn die Sänger Gerhard oder Woltersdorf nur solche hätten dichten dürfen, so wäre ihnen die überfüllte Brust gesprungen, und ihr könntet euch nicht an ihren herrlichen Herzensergüssen laben. — Unser Gesang wird mit dem kleinen Harmonium begleitet, oder vielmehr geleitet, denn das Singen ist nicht jedermanns Ding, am

wenigsten des Chinesen, der hat nur Singsangsingsang. Von Noten hat er keine Vorstellung. Da ist's eine Freude zu hören, daß unsere Gemeinde wenigstens singt.

„Das Gebet wird frei gehalten, denn Bücher dazu haben wir noch nicht. Die Versammlung scheint ordentlich andächtig. Nur der Heide hier am Tischchen zu meiner Linken, der geschiedte Lehrer, den kostet's große Mühe, sich von seinem Sitz zu erheben. Ist's endlich geschehen, dann steht er bolzengerad hin, läßt beide Hände, in den langen Aermeln versteckt, schlaff hinunterhängen, und sucht etwa an einem vor ihm liegenden Buch seine Gedanken zu zerstreuen, damit er nicht hören müsse. Er kennt die Wahrheit schon lange, ist ihr aber von Herzen feind, namentlich weil sie ihm sagt, er sei ein Sünder und bedürfe der Vergebung. Das kann er nicht leiden. Er kommt aber dem Missionar zu lieb in den Gottesdienst, obschon es diesem lieber wäre, er bliebe weg, statt immerfort so gleichgültig und heuchlerisch zu sein.

„Auch der Text zur Predigt wird nicht vorgelesen. Er würde den Leuten klingen, wie den deutschen Katholiken die lateinische Messe. Die chinesische Schriftsprache ist eine ganz andere als die gewöhnliche Umgangssprache. Keiner versteht sie, wenn er sie nur lesen hört; er muß die Schrift, die gelesen wird, selbst sehen; dann nur versteht er sie, wenn er überhaupt lesen kann. Nun könnten wir zwar einem jeden Zuhörer eine Bibel in die Hand geben, denn die ist schon längst gedruckt, allein da gibt's neue Noth. Die wenigsten unter ihnen können lesen, — bei Frauen zumal ist keine Rede davon. Kein Chinese denkt daran, ein Mädchen zur Schule zu schicken; auch unter den Christen haben wir's noch nicht so weit gebracht. — Also der Text, heute vom guten Hirten, Joh. 10., wird den Leuten gesagt, erzählt, und zwar mit möglichst einfachen, alltäglichen Worten. Nun ist das zwar bei Abschnitten, die mehr Erzählung enthalten, so schwer nicht, schlaget aber z. B. den Anfang des zweiten Petribriefes auf, und leset ihn so, daß ihr euch keines andern Ausdrucks bedient, als wie wenn ihr traulich um die Abendlampe herumsitzet. Ich wette, nicht Jedes von euch weiß, wie es nur dieses Gespräch anfangen soll, damit es gutes Simmenthaler-Deutsch wird. Beim Chinesischen ist's aber noch ganz anders. Der Prediger muß erklärende Worte hinzufügen; nun ist's natürlich, daß er bei demselben Vers das nächste Mal andere Worte in anderer Ordnung

braucht. Auf die Art aber kommen die herrlichsten Sprüche den Leuten weder in Herz noch Gedächtniß, die in der deutschen Predigt an euren deutschen Herzen gewöhnlich die meiste Kraft beweisen, weil ihr sie als solche kennet und liebet, oder doch wenigstens wisset. Aber so ist's daheim auch nicht immer gewesen. Darum macht man's auch hier so gut man kann, in der Hoffnung auf bessere Zeiten.

„Bei Br. Winnes' Predigt bin ich wohl einer der aufmerksamsten Zuhörer; es ist mir jedoch noch ziemlich leerer Schall, und es dünkt mich, es gehe manchen Andern auch so, obschon sie die Worte verstehen. Einer stützt den Kopf behaglich in seine Hände; sein Nachbar spielt mit einem kleinen Spiegel, in welchem er sein theures Chinesenantlitz beschaut; der dort scheint in allzutiefes Nachdenken versunken. Einige Frauen haben Spaß mit ihren Jungens, die herumspringen und unschuldige Possen treiben, oder sich auf die Erde hinstrecken und schlafen. Die Mütter sind schon oft ermahnt worden, sich ruhig und die Kleinen stille bei sich zu halten, allein sie haben keinen Verstand. Da kommt so ein kecker Junge bis zu mir heran, spaziert zurück und kommt wieder, denn an diesem fremden Barbar ist ihm Alles merkwürdig anzusehen. Der aber denkt ihn mit einer Ohrfeige zur Ruhe zu bringen, packt ihn und hält ihn fest. Das ist ihm aber doch zu viel. Die Mutter kommt, ihn aus der Angst zu retten. Doch das hat wenig gefruchtet. Der Prediger muß mitten im Vortrag halten und sämmtliche Kinder hinauskommandiren. Auch das beständige Schlagen der Fächer, mit denen jeder Chinese gegen die Hitze bewaffnet ist, macht viel störendes Geräusch. — Die größere Anzahl jedoch ist aufmerksam, und wenn sie auch Vieles nicht fassen, so haben sie es doch gehört. Dort blicken auch einige Köpfe durchs Fenster herein; sie gehören theilweise Heiden an, die lieber in der Laube draußen bleiben. Im Ganzen sind's etwa sechzig Seelen, die heute zum guten Hirten eingeladen werden.

„Die Predigt ist zu Ende. Ein neugeborner Gehülfe wird zum Beten aufgefordert; dann geht ein Teller herum, in welchem Almosen gesammelt wird. Wer ein großes Opfer einlegen will, giebt eine Rolle von hundert Geldstücken, die durch ein viereckiges Loch an eine Schnur gereiht sind, das sich zu dem Zweck in der Mitte eines jeden Stücks befindet. Ein solches hat aber nur den Werth eines halben Rappen. Die Meisten legen nur einige derselben ein, doch scheint es, sie geben das Wenige mit willigem Herzen.

„Zur Einleitung der Taufe wird wieder ein Lied gesungen. Dann tritt Winnes hinter das Stühlchen, auf dem das Becken mit dem Wasser steht. Die Täuflinge treten vor und bilden einen Halbkreis. Da steht ein grauer Mann von 68 Jahren, Winnes' Sprachlehrer, zwischen zwei fünfzehnjährigen Knaben; an diese reihen sich zu beiden Seiten drei Männer mit ihren kleinen Kindern. Stiller Ernst herrscht in der Versammlung. Winnes setzt die wichtige Bedeutung der heiligen Handlung auseinander. Dann richtet er an die Dastehenden einige Fragen, die den innersten Herzensstand betreffen. Ob sie glauben, sie seien von Natur verlorne Sünder; ob sie glauben, es gebe außer Jesu in Ewigkeit kein Heil für ihre Seelen; ob sie dieses Heil in dem gekreuzigten und auferstandenen Jesus von ganzem Herzen erfassen; ob sie dem Teufel, dem Götzendienst, den falschen Göttern, der Vorelternverehrung, der Zauberei und allem Sündenwust völligen Abschied geben, und allein dem wahren, dreieinigen Gott bis an's Ende dienen und anhangen wollen? Jede Frage wird mit 'Ja' beantwortet, von welchem Ja ich von Herzensgrund wünsche, es möchte ihnen fort und fort in tiefster Seele ertönen. Wir flehen den Herrn gemeinschaftlich darum an, und bitten Ihn um die Taufe seines heiligen Geistes.

„Nun tritt der alte Mann her, kniet nieder und erhält das Sakrament; ebenso die zwei Knaben. Dasselbe thun die Eltern mit ihren Kindern. Ein fünfjähriges Mädchen macht seinem Vater einige Noth. Während der Ansprache ist's ihm immer davongelaufen, bei den Leuten herum. Er sucht es bald bei der Hand zu halten, bald bei dem weiten Ring von Zinn, den es am Halse trägt. Jetzt kommt's, sieht mit verständigem Blick in das Wasser hinein und dann fragend zu seinem Vater hinauf. Es scheint sich etwas zu fürchten, wird aber beruhigt. Und wie wir nun Alle zum Schlußgebet niederknieen, da kniet's auch hin, weiß wohl noch nicht warum. Gewiß aber wurde mancher Herzensseufzer für diese junge Christin vor den Thron der Gnade gebracht. Ich fühlte, wenn auch gar nichts Ueberschwängliches, doch eine Erfrischung des Geistes, eine Belebung, die durch die Versammlung zu gehen schien. — O heil'ger Geist, kehr bei uns ein!

„Wenn's auf die Namen ankäme, dann könnte man für die Getauften Großes hoffen. Sie sind in der Auswahl derselben sehr geschickt: der des alten Lehrers Senschi = Gutes im Ueberfluß; der

eines fünfzehnjährigen Knaben Limpau = mächtig geschützt; der des Mädchens Ngitsin = täglich neu. Die Namen sind des Lebensbuches würdig; ob auch die Träger derselben, das wollen wir einst sehen.

„Nach dem Gottesdienst kommen einige Männer, wechseln ein paar Worte und gehen wieder. Dann kommen die Frauen, die sind so bald nicht fertig. Wir haben Stühle und lassen sie sich setzen. Sie geben sich ungekünstelt wie Naturmenschen, gaffen herum und gähnen mitunter hörbar genug. Indessen sie haben etwas auf dem Herzen, etwas über die Predigt zu fragen, das ihnen aufgefallen ist, oder das sie nicht verstanden haben, oder sie sprechen sonst von allerlei. Wir zeigen ihnen auch etwa Bilder, und erzählen ihnen Etwas von dem 'äußeren Reich', das heißt vom fernen Heimathland. Es freut Einen, wenn sie nur kommen. Man hat da Gelegenheit, sie kennen zu lernen, und hie und da ein Wörtlein ans Herz zu legen, das man in der Predigt nicht so könnte. Sie haben eine gewisse Freude an einander, sich so Sonntags wieder einmal zu sehen, freuen sich auch, wenn sich ihre Zahl vermehrt. Jetzt zerstreuen sie sich wieder, ein Jedes in das Seine, zum Theil weit weg, und sollen geistliches Brod zu zehren haben für die ganze Woche. Ach wenn sie's nur bei Ihm, dem Brod des Lebens, selbst zu holen wüßten! Geht hin, Er wolle mit euch gehen! — Wir aber sind uns heute Abend lebendig und mit Freuden bewußt, daß wir an dem Werk des Herrn stehen zum Heil der Chinesen."

Martig aber ist nun nicht mehr in Lilong; Freund Genähr hat ihn im August auf die portugiesische Halbinsel Macao gerufen, wo er nun ein scheinbar zweckloses Stillleben führt. Unter dieser Erschlaffung wollte dichte Melancholie sich um seinen Geist lagern; er mußte sich oft an spärlichen Sonnenblicken seines Heilandes genügen lassen. Sollte er sich am Kap der guten Hoffnung eine leichte Predigerstelle suchen? oder gar in die Heimath zurückkehren? „Ich weiß nicht, was Heimweh ist," schreibt er einmal, „bin aber doch ein Mutterkind und schäme mich dessen nicht. Ich bliebe gern, habe ich beim Abschied von Hause gesungen; ich bliebe gern, seufze ich noch tiefer beim Abschied von China. Indessen, warum sollte ich läugnen, daß mir der Gedanke der Heimath ein Stück Zucker in den Mund schiebt? Sollte ich auch nicht wieder gesund werden, so wäre selbst 'Furre

trage und Schärrhufe bräche' eine Art Erlösung für mich. So einen Monat nach dem andern arbeitslos und zwecklos in der Fremde herumliegen, wo man sich kräftig genug fühlt, etwas Handarbeit zu verrichten, wenn man nur welche hätte, das ist doch wirklich eine Last." Mit tiefer Wehmuth feierte er das Christfest in Macao; das Schaustück in der dortigen Kathedrale, wo das Kindlein in einem prächtigen Bett gezeigt wurde, das die Andächtigen küßten, samt den prunkvollen Processionen der katholischen Kirche war nicht geeignet ihn aufzuheitern.

Im Febr. 1861 besuchte Martig die Hauptstadt von Süd-China und trat damit in einen Kreis rühriger Missionsthätigkeit. Das interessanteste in Canton war ihm die Heidenpredigt in den Missionskapellen an dichtgedrängten Straßen, wo die Leute nach Belieben kamen und giengen, öfters mit Körben, Stangen oder Vogelkäfigen eintraten, eine Weile blieben, auch schwatzten und lachten, und dennoch etwas von der seligmachenden Wahrheit hörten, so warm und lebendig wurde sie vorgetragen. „O könnt' ichs auch!" seufzt Martig und sucht die englischen und amerikanischen Brüder der Reihe nach auf. Wundert er sich bei den einen über ein dreistöckiges Haus und hohe Spiegel, so findet er dafür den Veteranen Graves in einem reinlichen, aber fast leeren, überall offenen Chinesenhaus; im Zimmer steht ein allerkleinster Ofen zum Fußwärmen, ein Stuhl und ein Bambutischchen, worauf einige Bücher liegen. Ein Bett auf Brettern ausgebreitet vollendet den ganzen Hausrath. Noch schlechter scheint das Haus, worin der südstaatliche Missionar Gaillard wohnt; es ist auch im Orkan des folgenden Jahrs dem Missionar über dem Kopf zusammengefallen und hat ihn erschlagen. Die Gemeinden fand er klein, einige der Gehülfen aber sehr tüchtig, die Missionsspitäler in voller Arbeit. Erfrischt kehrte er nach Macao zurück.

Die Ankunft der Geschwister Lechler (10. Apr. 1861) brachte eine neue Abwechslung in sein einförmiges Leben; er besuchte nun Hongkong und die Dörfer, bis die beginnende Sommerhitze seinen Zustand wieder verschlimmerte. Er beschloß also, eine weitere Reise in den kaum geöffneten Norden des großen Reiches zu unternehmen, vielleicht daß damit die Heimkehr in die Luft der Schneeberge unnöthig werde. Die Kommittee hatte ihm Vollmacht zum Reisen wie zum Stillsitzen gegeben, und ein freundliches Hamburgerhaus war erbötig, die deutschen Missionare auf seinen Schiffen von Hafen zu Hafen

mitzunehmen. Die Frau eines Offiziers, der mit Vorräthen für die Besatzungen im Norden vorausgefahren war, bot eine angenehme Begleitung. Die gesunde Luft, die einfache Seemannskost thaten dem Kranken wohl. In vierzehn Tagen (11. bis 25. Juni) war der Meerbusen von Petschili erreicht, wo die Gebirge der Schantung-Halbinsel ihn lebendig an die Scenen der Heimath erinnerten. An der Mündung des Flusses, wo die englischen und französischen Flaggen über den halbzerstörten Forts von Lehm und Stroh und den zerbrochenen Kanonen wehten, traf er noch die eisernen Ketten, Fußanker und Stachelringe, welche im Schlamm verborgen, die Begleitung des englischen Gesandten vor zwei Sommern festgehalten hatten, während das verrätherische Feuer der Forts sie widerstandslos niederschmetterte. Statt den vielgewundenen Peiho hinaufzufahren, holperte Martig im zweirädrigen Maulthierkarren nach der Handelsstadt Tientsin, und brauchte einige Tage, um sich von der Erschütterung der Nacht zu erholen. In der belebten Steinstraße einquartirt, genoß er erquickliche Nächte im Thurm eines alten Götzentempels, wenn ihn auch der heiße Wind, der um Mittagszeit über die unabsehbaren Ebenen des Westens dahergestrichen kam, täglich zur Flucht in die unteren Räume des Gebäudes nöthigte. Die Lehmmauern der Stadt, welche man in einem Winkelthurme erstieg, dem zur Treppe ein Haufe zertrümmerter Götzen diente, waren vom Regen zerrissen, die ausfütternden Steine zum Fall geneigt, unten stinkende Teiche statt der Gräben, oben die kaiserliche Flagge zerrissen und schmutzig wie China selbst. Dort liegt ein englisches Schützenkorps in einem weitläufigen Tempel; auf der Ebene exercirt die gefürchtete Sikh-Reiterei in prächtiger Haltung. Martig schreibt von dort:

„Auch hier wird nun das Evangelium gepredigt und sind bereits Erstlinge herausgetreten. Gegenwärtig weilen fünf Missionare von ebenso vielen Gesellschaften hier, deren einer (Klökers) neulich in Peking war, aber vom englischen Gesandten aus politischen Gründen von dort vertrieben wurde. Kommt es auf die Westmächte an, so ist China noch lange nicht offen zu nennen! — Außer den Missionaren finde ich auch viele gläubige Männer unter dem Militär. Wir haben in einem Zimmer der Polizeistation fast jeden Abend eine Gebets-, Bibel- oder Missionsstunde, und Donnerstags Mäßigkeitsverein, da jeder Anwesende nach Kräften thätig ist. Sonntags zwei Gottesdienste in anglikanischer und presbyterianischer Form; Heidenpredigt alle Tage

in Räumen an den belebten Straßen, um die 400,000 Einwohner zu Christo einzuladen. Unter ihnen scheinen die 4000 Muhamedaner der uralten Kolonie, die drei schöne Moscheen hier haben, die wissensbegierigsten zu sein. So bin ich auch hier im Königreich des Wortes Gottes, inmitten des Dunkels, das die Völker bedeckt."

Doch gieng es nicht immer so fröhlich voran; vielmehr brachte dieser Sommeraufenthalt wieder eigenthümliche Versuchungen und Kämpfe mit sich, in denen Martig oft das Gefühl des Friedens mit Gott verlor, und einmal „wie betäubt und trunken" herumirrte, bis er „das harte müde Herz auf den einsamen Grabstein eines fünfundzwanzigjährigen Friedensboten legte" und aus dessen Inschrift neue Hoffnung schöpfte. Indessen gewann das Gotteswerk um ihn herum einen fröhlichen Aufschwung, der auch ihm manchen Genuß gewährte. Ernste Chinesen bekehrten sich und ließen sich's was kosten, zu Christo zu kommen. „Ende gut, Alles gut!" war das Wort, das er sich wieder und wieder vorsagte.

Der October kam, und die Chinesen hüllten sich von Kopf bis zu Fuß in ihre Pelzröcke. Die Kälte wurde empfindlich. Martig begab sich, einigermaßen erleichtert, wieder aufs Schiff (8. Oct.), und kehrte in Tschifu ein, wo die meilenlangen Feuer am Horizont den Fortschritt der Schantung-Rebellen bezeugten, unter deren Schwertern eben zwei Missionare verbluteten. Obdachlos irrten Tausende der ausgeplünderten Einwohner auf den Bergen umher, ohne Nahrung und Kleidung im einbrechenden Winter. Doch auch hier wurde unter allen Stürmen das selige Evangelium verkündigt. Auch von der regen Thätigkeit in dem gesegneten Amoy durfte er sich im Vorüberfahren überzeugen. Nur ihm selbst wollte keine neue Arbeitskraft erblühen. „Je weiter nach Süden, desto matter, und mit der Ankunft im feuchtheißen Hongkong (28. Oct.) schwand die Hoffnung auf Arbeit unter den Hakka's."

Von diesen hatte Lechler gerade Tags zuvor zehn Leute getauft. Die Gemeinde war trotz der Auswanderung wieder größer geworden, als da er sie verlassen hatte. Während die Missionare anderer Gesellschaften sich mehr auf die neugeöffneten Vorposten warfen und das kleine Hongkong verließen, fand er es immer gerathener, sich mit ganzer Kraft der nächstliegenden Umgebung anzunehmen. Er fand

immer reichlicheren Eingang in den Dörflein der Hakka's, wie auch bei den Hoklo's, denen nun sonst niemand mehr predigte. So baute er denn ein Missionshaus, zu welchem die Regierung den Platz geschenkt hatte, und lehrte seine Schüler im Evangelium Matthäi lesen, das er mit Lepsiusscher Schrift in Deutschland hatte drucken lassen. Von englischen Missionaren war nur noch Dr. Legge auf der Insel. Ihm hatte sich unter der Punti-Bevölkerung von Poklo eine große Thür aufgethan; da erhob sich der Pöbel, stürmte die Kapelle und erschlug den treuen Zeugen Tsche. Die Getauften (100 an der Zahl) mußten den Raub ihrer Güter leiden und flohen der Küste zu; von der Regierung war kein Schutz zu erlangen, — sie hatte keine Macht dazu, und der Gesandte in Peking hat sich bis auf diesen Tag, trotz aller Vertragsbestimmungen, der Sache nicht angenommen.

Nach wenig Tagen schiffte Martig „lebensmüde" sich wieder ein, dießmal nach Swatau, dem östlichsten Distrikt der Canton-Provinz. Dort fand er (5. Nov.) eine anständige Versammlung von etwa hundert Chinesen, aber auf den Außenstationen Tathaupo und Jamtsau bereits große Feindschaft, die neuestens in offene Pöbelverfolgung ausgebrochen ist. Die Leute schrieen den Missionaren nach: Kopf ab! und begleiteten das Wort mit leicht verständlichen Zeichen. Hier fand er auch einen Missionar, der so einfach lebte, daß ihn Andere einen protestantischen Mönch nennen konnten. Jedenfalls überzeugte sich Martig, daß nicht alle englischen Missionare sich bequem einzurichten suchen. Bei den Amerikanern war das noch weniger der Fall. —

Weiter gieng es Amoy zu, wo Martig dießmal länger bleiben durfte. Da wunderte ihn einigermaßen, in der großen Gemeinde die Weiber mit Blumen in den Haaren und Glöcklein an den kleinen Füßen zu sehen, und zu hören, daß auch in christlichen Familien den Eltern die Verunstaltung der Füße ihrer Töchter freigestellt ist. Martig meinte: was einen chinesischen Lehrer nach seiner Bekehrung bewog, sich die stolze Zierde der fingerlangen Nägel*) abzuschneiden, nämlich das Wort: „Gott hat uns die Glieder gegeben, sie zu gebrauchen",

*) Bekanntlich läßt der Chinese die Nägel wachsen zum Beweis, daß er nicht nöthig habe zu arbeiten. Jener Lehrer hatte sich so gewöhnt, seine Hände zum Schutz der Klauen verkehrt auf den Hüften zu tragen, daß er unbewußt noch immer dieselbe Weise beobachtete.

das hätte auch für die weiblichen Füße gelten sollen. Er sah, daß die Mission es hier mit höheren Klassen zu thun hatte als im Süden; dafür lasen auch die Frauen eifrig in Bibel und Gesangbuch. — Opiumraucher dagegen werden von der Gemeinschaft ohne weiteres suspendirt, weil auch die Chinesen dieß unter allen Umständen für eine Sünde halten. Einer war gerade in der Kur, und mußte noch etwas Opium als Arznei einnehmen, bis er von der übeln Gewohnheit vollends geheilt würde; mit seiner Wiederaufnahme wurde aber gewartet, bis er auch darüber hinaus sei.

Interessant war für Martig eine christliche Hochzeit. In prächtigem Kleide führte der Bräutigam die gekrönte verschleierte Braut, eine noch junge Schülerin, vor die Gemeinde. Die Fragen des Predigers wurden mit entschiedenem Kopfnicken bejaht, was einen Bruch mit dem chinesischen Aberglauben einschließt, nach welchem die Braut wie ein lebloser Stock hinstehen muß, wenn sie nicht unglücklich werden soll. Der Missionar legte am Schluß der Handlung Beider Hände in einander. Sonst blieb viel Landesbrauch in seinem Recht: da war der Tragsessel mit dem Drachen und vier Trägern für die Braut, und die Geschenke und Schmausereien in beiden Häusern kosteten den Bräutigam wohl 200 Dollar. Martig wurde eingeladen, auch das Hochzeithaus zu betreten. Da wurde er sehr freundlich empfangen, und traf sogar fremde Weine, europäische Gabeln und auserlesene Süßigkeiten, außer der beliebten Lichtermenge und reichlichem Schmuck und dem prächtigen Brautbett. Aber auch schöne christliche Inschriften auf Goldpapier legten Zeugniß ab von dem ernsten Sinn, der denn doch in der Familie herrschte. Mutter und Großmutter waren überglücklich und bezeugten den wackern Christen, welche den Uebertritt der Familie nach sich gezogen hatten, daß doch erst, seit sie glauben, die wahre Freude ins Haus eingezogen sei. Auch ein erklärter Luxusfeind wie Martig, konnte am Ende einer solchen Feier seine Mitfreude nicht versagen, wenn es ihn auch nachträglich wunderte, noch am fünften Tage die Festlichkeiten nicht beendigt zu finden.

Die Missionare der drei verschiedenen Gesellschaften waren dort von Anfang an aufs brüderlichste verbunden und pflegten die Einheit im Geiste durch monatliche Versammlungen, welche abwechselnd in einer ihrer Kapellen gehalten wurden. Auch der Streit über den Gottesnamen (ob Schangti, ob Schin?) hat die dortigen Missionare nie berührt.

Die Gemeinden waren zur Zahl von siebenhundert erwachsenen Kirchengliedern herangewachsen und hatten sich auf Betrieb der Missionare bereits von deren Leitung bedeutend emancipirt. Nicht nur unterhielten sie selbst die Schulen für ihre Kinder, die amerikanischen wählten auch die Pastoren, und das zur Zufriedenheit der Missionare, ebenso die Diakonen, denen die Almosenverwaltung anvertraut ist. Die Oberschüler schlossen sich eifrigen Gemeindegliedern zur Betreibung der Heidenpredigt an. Die Leute haben wirklich beten gelernt, und sie geben gerne. Zu der Aufnahme von Neubekehrten wird die Zustimmung der Gemeindeglieder erfordert. Die großen Erfolge dieser Station sind ganz der Predigt zuzuschreiben, welche hier immer zur Hauptsache gemacht wurde; dann hatten die Wechselfälle der Rebellion im Jahr 1853 und die thätige Theilnahme der Fremden in jenen Nothzeiten die Herzen des Volks den Friedensboten geneigt gemacht, so daß seit 1854 die Taufbewerber sich herzudrängten und in Masse die Götzen wegwarfen, wenn auch verhältnißmäßig nur Wenige durch Buße und Glauben es bis zur Aufnahme in die Kirche brachten.

Unter allen diesen interessanten Erfahrungen steigerte sich aber Martig's Kopfweh dermaßen, daß er im Dezember auf den Rath der Kommittee und erfahrner Missionare zu dem Entschluß kam, nun endlich die Rückreise in die Heimath anzutreten. Daß er ohne bestimmte Aussicht auf Genesung in China bleibe, wünschte auch die Kommittee nicht. „Des armen Lebens ungeheurer Ernst tritt nun als eine Schreckensgestalt vor die Seele. Der Geschreckte flieht zum lebendigen Jesus und fleht um Erbarmen. Er erhält's und geht fröhlich dankend weiter. Das ist meine ganze Geschichte." Mit diesen Worten kündigte Martig seinen Entschluß an, in der „Madras" über Newyork heimzukehren (20. Dez. 1861).

Doch da änderte sich's plötzlich am Tage der Abfahrt. Der Kapitän hatte so viel Waaren einzunehmen, daß er sein Versprechen nicht halten konnte. Er erfuhr, ein anderes Schiff derselben Hamburger Firma werde bald von Hongkong nach Europa abfahren; ein freundlicher Kapitän nahm ihn unentgeldlich auf die Insel mit. Schon waren sie am Einlaufen in den Hafen, als der starke Gegenwind sie nöthigte, die Insel zu umsegeln, während derselbe Wind das Schiff, welches Martig besteigen wollte, die „Malacca", nach der entgegen-

gesetzten Seite inss offene Meer hinausblies. Das geschah am Christtag. Der Kranke war heimlich froh über diese wunderbare Vereitlung seiner Plane; das Jahr aber war herum und er der Arbeit oder Genesung keinen Schritt näher.

So gieng's denn wieder Lilong zu (7. Januar 1862), und die erste Predigt im Hakka-Dialekt ergreift ihn so, daß er wünscht, lieber nie weggegangen zu sein. Inzwischen hatte Winnes einen Hügel gekauft, um mit der Zeit ein Haus dahin zu bauen. Der Bauplatz mußte aber zuvor geebnet werden. So verfiel Martig, um sich die Zeit zu vertreiben, auf den Gedanken, aus einigen Klavierresten einen Handkarren zusammenzuzimmern, Erde zu graben und wegzuführen. Das that er jeden Tag einige Stunden und fühlte sich besser; er lernte dabei den chinesischen Matthäus auswendig und kam sich wenigstens um etwas weniger nutzlos vor, als bisher. Welche Gnade ihm aber mit der Durchkreuzung der Reiseplane widerfahren war, erfuhr er erst im März, als die Nachricht eintraf, die Malacca — sei in einem Sturm gescheitert. „Kapitän und Mannschaft haben sich zwar auf ein anderes Schiff begeben, dasselbe sei aber ebenfalls verloren gegangen. Ob die Leute gerettet wurden, weiß ich nicht, doch aber, daß ich es bin."

Wie nun Winnes endlich dem Rufe nach Tschonglok folgte, wo er nach siebenwöchentlichem Aufenthalt bald hundert Personen taufen durfte, welche durch Tschonghins Dienst zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen waren, da faßte sich Martig ein Herz und hielt (23. März) die erste chinesische Ansprache an das kleine Gemeinlein. „Wie ich die erste Predigt ausarbeitete, vergaß ich darüber fast Schlafen und Essen, und als ich sie gehalten hatte, gieng ich in mein Kämmerlein zu danken, und auf dem nackten Boden hingestreckt, schlief ich ein." Eine merkwürdige Wiederholung von dem, was ihm bei der ersten Predigt im Missionshaus zu Basel widerfuhr; und beinahe ein Zeichen von dem, was an Martigs und unser aller Zeugenarbeit eigentlich ist: glauben, einige Worte stammeln und dann entschlafen. Er konnte es fast nicht ertragen, länger von der Gnade Gottes zu schweigen. „Als ich [im Juni] auf der Straße die versammelten Heiden anredete, d. h. nicht viel mehr sagte als: 'Jesus liebt euch, Jesus ist euer Erlöser,' da war mir's wie dem Durstigen ein Labetrunk, obwohl ich wußte, daß das auf die Heiden so wenig Eindruck macht als wenn ich zu Hause einem Bauernmädchen sagte: 'Lykurg hat

Sparta eine gute Verfassung gegeben.'" — Daneben lehrte er die jüngern Schüler das romanisirte Alphabet lesen und schreiben, nachdem es die älteren schon gründlich eingeübt hatten. Auch eine Leiche begleitete er einmal zur letzten Ruhestätte und feierte das Abendmahl mit der Gemeinde. „Alle diese kirchlichen Funktionen," schreibt Winnes, „verrichtete er im Kirchenrock, den er beim Abschied dem Bruder Lechler zurückließ. Ich habe mich bis jetzt dieses Priesterschmucks enthalten aus dem einfachen Grunde, weil ich keinen hatte. Weiß auch nicht, wozu ein solch buddhistischer Kittel mir irgendwie helfen soll. Sodann hat Martig am Hügel abgegraben. Endlich hat er in seinem Leidenszustand lange genug ausgeharrt, so daß ich zweifle, ob ich unter gleichen Umständen gleiche Geduld geübt hätte."

Mit der heißeren Jahreszeit wurde Martigs Zustand immer bedenklicher. Gerne gab er nach Winnes' Rückkehr seine Amtsverweserei ab: „Der Herr will Arbeiter in seinem Weinberg haben, und einen solchen hat er einmal nicht an mir." Er denkt an alle Ausgaben, die man schon auf ihn verwendet, und schämt sich, daß er einmal nichts dafür leisten soll. So begab sich's, daß er wieder den Wanderstab ergriff, d. h. ein Dampfschiff bestieg, worauf er freie Passage gefunden hatte. Auch die übrigen Missionsstationen an der chinesischen Küste sollte er durchfliegen dürfen. Von Amoy gieng's dießmal nach Futschau, der großen Hauptstadt von Fokien (16. Sept.), wo zehn evangelische Missionsgesellschaften sich in der Arbeit theilen und 117 erwachsene Kirchenglieder in der Pflege haben. Hier besah er auch die große Examenhalle, bestehend aus 10,000 Zellen für die zugelassenen Bewerber, von welchen allen nur die ersten 200 den Grad der Licentiaten erreichen können. Er besuchte dann Ningpo (23. Sept.), wo die Mission eben ärntete, was sie in der Nothzeit, da die Rebellen sie besetzt gehalten, in Geduld und Glauben ausgestreut. Die Leute hatten die hingebende Liebe, mit der man sie geschützt, ernährt und geflüchtet hat, in hohem Maße schätzen gelernt. Einen grausigen Anblick boten noch da und dort am Zopf aufgehängte Köpfe; vor einem Tempel lagen verstümmelte Leichname, an denen die Hunde nagten, während die nichtigen Götzen dazwischen hervorschauten, zerschmettert, verstümmelt, in den lächerlichsten Stellungen; das Loch im Rücken des Bildes, sonst mit beschriebenem Papier zugeklebt, war bei allen aufgekratzt und „die göttliche Seele", die in einem Stückchen Gold oder Silber besteht, weggeraubt. Von den (etwa 560) erwach-

senen Christen hörte Martig nur, daß mehrere den Missionaren viele Noth bereiten, einige auch den Rebellen sich angeschlossen haben. Im Kampf mit ihnen war soeben der zum Mandarin erhobene Abenteurer Ward (Amerikaner) gefallen, der Typus eines neuen Geschlechts, wie China es noch nicht gesehen. Denn dieser Westländer hatte die Tochter eines reichen chinesischen Seidehändlers geehlicht und war Mandarin mit regelrechter Bestallung geworden, natürlich ohne Examen. Noch nirgends hatte Martig von den Geburtswehen, aus welchen das neue China hervorgehen soll, einen so klaren Begriff erhalten, als in diesem unglücklichen Ningpo. Auch für die Mission war die Schreckenszeit nicht unfruchtbar geblieben. Am ergiebigsten erwiesen sich gerade die Außenstationen, welche von den Rebellen am meisten gelitten hatten. Aber auch die Katholiken breiteten sich aus. Sie machten gerade großartige Spekulationen mit verödeten Häusern und käuflichen Ländereien, die sie an sich brachten.

Wieder gieng es den Fluß hinab ins Meer: da sah man vom Schiff aus fünf Männer auf eine Klippe verschlagen, die mit zerschnittenen Hemden nach Hilfe winkten. Der Kapitän wollte sich nicht um sie bemühen, gehen doch Boote genug in der Nähe vorbei! „Aber wie," meinte Martig, „wenn nun Niemand sie bemerkt oder Alle denken wie wir? Wie lange mögen sie schon dort sein, hungrig, durstig, verwundet, durchnäßt, — und wir fahren vorbei!" Thut nicht die Christenheit an unzähligen Orten dasselbe, wie dieser Kapitän? Es hat eben jeder sein Geschäft, und bleibt ihm keine Zeit, an die Andern dort drüben zu denken!

Martig fährt weiter in den Norden. Unterm 27. September ist er schon unter den dreihundert Schiffen, die vor der Handelsstadt Schanghai liegen. Ein harter Missionsboden: von den 700,000 Einwohnern sind nicht viel mehr als 200 christliche Kommunikanten, und von den Schulknaben machen nur wenige ihren Lehrern Freude. Hier nun traf Martig mit den zwei Pariser Missionaren Bonhoure und Rau zusammen, welche gleichfalls nach kurzem und schwerem Anfange China für immer verließen. Ein Trost für ihn, daß er die Basler Mission nicht mit sich trug! Denn Heimgehen schien nun doch das Nächste. Noch ein kurzer Besuch in Hongkong (11. Okt.), sich von den Brüdern zu verabschieden; noch einige Lust, vielleicht Tschonglok zu besuchen und dort einen Winteraufenthalt zu wagen; zuletzt die Erkenntniß, daß Alles vergebens sei!

Mit tiefem Schmerz riß er sich endlich von China los (15. Okt.), um auf einem Dampfer das Hamburger Schiff „Arracan" in Singapur zu erreichen. Nur neun Tage nach seinem Abgang trafen in Hongkong die neuen Arbeiter Bender und Eitel ein, zum Trost der beiden Brüder Lechler und Winnes, denen die fast dreijährige Anwesenheit unsers Martig so wenig Hilfe gebracht hatte!

„Vielleicht wird mir noch die Freude," schrieb er den Seinen, „euch zu sehen; ihr dürft aber keine bestimmte Erwartung hegen. Durchgekämpft hab' ich die Schmerzen meiner vereitelten Hoffnungen in Betreff meines Berufs schon längst; dennoch ist mir das Weggehen sehr schwer geworden. Nachdem es nun geschehen, fühle ich mich weit leichter. Er leitet die Elenden recht und lehret die Elenden seinen Weg, war die Losung an meinem Abschiedstage! Der Heiland schenke der lieben Mutter einen heitern Lebensabend nach dem stürmischen Tag, einen hoffnungsvollen Blick hinter jenen Vorhang hier über den wogenden Meeresfluthen. Meine Mutter! Kein Mensch hat mich je mehr geliebt!"

In Singapur traf er glücklicherweise den Arracan, dessen freundlicher Kapitän ihn bereitwillig aufnahm. An der Thätigkeit des Freimissionars Keasberry, der auf der Insel seit 1838 unermüdlich gewirkt hatte, konnte Martig sich noch einmal laben, da es mit dem Besuch von Missionsstationen — ja und mit den irdischen Pilgerstationen überhaupt — zu Ende gehen sollte. Der Kapitän hatte auf dem Weg noch in Java zu laden, wohin er am 25. Oktober unter Segel gieng. Martig schien noch einmal aufleben zu wollen; unter der Linie fand er's nur gar nicht heiß. Da sah er noch einen schweren Todesfall. Ein Kranker hatte schon lange Selbstmordsgedanken Gehör gegeben und schloß sich gegen alle Vorstellungen ab. Einmal warf er sich in die große Lucke und wurde nur noch an dem Fuße festgehalten. „Warum soll ich so Schmerz leiden? In einem Augenblick, dann ist Alles vorbei" — und damit stürzte er sich ins Wasser, hielt beide Ohren zu, kümmerte sich nicht um die Rettungsboje, die neben ihm schwamm, und war weg. Martig war in der Eile ohne Rock im Schweiß aufs Verdeck gesprungen und zog sich dadurch starken Rheumatismus zu; am meisten schmerzte ihn, dem unglücklichen Heiden nicht von Christus, dem Heiland der Sünder, gesagt zu haben.

Unter zunehmenden Leiden sah er noch das schöne Batavia (4. Nov.) mit seinen Kanälen und den ländlichen Vorstädten; schon lange hatte er nicht so gut geschlafen, als auf diesem letzten Gestade. Wieder gieng's unter Segel und seit dem 16. November lag er vor Samarang. Er suchte da beim Auswerfen des Ballasts mit Hand anzulegen, fand sich aber bereits zu schwach; er beschränkte sich also darauf, auf- und abzugehen und die Kegelberge zu bewundern („ein Land wie zwischen Thun und Blumenstein") und das tägliche majestätische Wetterleuchten, das „wie aus einer Glutesse geschlängelt, gewunden, gegabelt, gekreuzt nach allen Richtungen fuhr." Damit schloß er sein Tagebuch. Der Kapitän, durch sein elendes Aussehen beunruhigt, wollte ihn ans Land bringen oder einen Arzt rufen lassen; Martig hielt es für überflüssig: „an Bord gefalle es ihm am besten." Doch ließ er sich endlich bereden, nachdem er etliche Tage nichts gegessen, am 28. November Morgens ans Land zu fahren. Er kleidete sich noch allein an, Kapitän und Steuermann halfen ihm ins Boot; da sprach er kein Wort mehr, und um 8½ Uhr entschlief er sanft auf dem Boot in den Armen des treuen Führers, der die Leiche vollends nach Samarang brachte, wo sie am nächsten Tag auf dem Kirchhof beerdigt wurde.

Ein räthselhafter Missionslauf! wird Mancher sagen. Und doch bleibt's wahr: „Er leitet die Elenden recht und lehret die Elenden seinen Weg." Am Ende ist es ja doch unsrem großen, königlich waltenden Gott weniger an unsrer Arbeit gelegen, mag sie auch noch so treu gemeint sein, als an unsrer Person, an unsrer eigenen Seele Seligkeit. Die Arbeit eines Einzelnen in dem großen Weinberg Gottes, ach wie wenig ist sie Ihm unentbehrlich! Kann Er sich doch an des Einen Statt hundert Andere schaffen, berufen, ausrüsten und zu mächtigen Rüstzeugen bestellen. Aber was meine eigenste persönliche Erziehung für sein Himmelreich erfordert, dafür kann kein Anderer für mich eintreten, — das muß der barmherzige Gott an mir persönlich thun. Und das ist am Ende doch die große Hauptsache. Darum noch einmal: „Er leitet die Elenden recht und lehret die Elenden seinen Weg."

Missions-Zeitung.

Die Polygamie in Indien.

Während man unter uns, namentlich auch in den verschiedenen Missionsgesellschaften, noch immer nicht einig ist über die Frage, ob man von einem Polygamisten, der die Aufnahme in die christliche Kirche durch die Taufe begehrt, als Bedingung derselben die Entlassung aller seiner Frauen bis auf Eine zu fordern habe oder nicht, so treten in Ostindien die Heiden selbst mit Entschiedenheit gegen die Polygamie, als gegen eines der furchtbarsten Uebel ihres Volkes auf und bitten sogar die Regierung um ein gesetzliches Verbot aller Polygamie. Ohne Zweifel geht diese Petition von derjenigen Partei unter den Hindu's aus, die unter dem Namen von „Jung Bengalen" bekannt und, obwohl der Gesinnung nach heidnisch, dennoch von europäischer Bildung mehr oder weniger angehaucht ist. Diese Partei pflegt in der Regel, wo es um eine Reformation des indischen Volkslebens sich handelt, den Mund sehr voll zu nehmen und überaus großsprecherisch aufzutreten; wo es aber eine eigene muthige That, ein eigenes Vorangehen mit gutem Beispiel gilt, da sind sie feige und furchtsam. Gleichwohl ist diese Petition ein sehr bedeutungsvolles Zeichen der Zeit, und wenn es wahr ist, daß große Dinge ihren Schatten weit voraus werfen, so darf man auch an diese Erscheinung schöne Hoffnungen knüpfen.

Die Petition selbst ist unterzeichnet von „mehreren Hindu-Einwohnern Bengalens", und im Juli dieses Jahres dem gesetzgebenden Rath in Kalkutta eingereicht worden; sie lautet folgender Maaßen: —

„Die unterzeichneten Bittsteller haben reichlichen Grund zu glauben, daß die fast einhellige Stimmung der eingebornen Volksgemeinde gegen einen Gebrauch ist, der das häusliche Glück der Hindufrauen in einem viel größeren Umfang zerstört hat, als das Verhängniß ewiger Wittwenschaft.

„Die Freunde und Beförderer dieser Sitte, die offenbar zu der ungebildetsten Klasse gehören und augenscheinlich von dem Interesse der Selbstsucht geleitet werden, bilden eine höchst verächtliche und kaum beachtenswerthe Minorität. Viele von ihnen beklagen selbst bitterlich ihr Loos, nachdem sie zu weit gegangen sind, um sofort umkehren zu können, sofern es nun für sie unmöglich ist, ihre unglückseligen ehlichen Verbindungen ungeschehen zu machen. Würde nicht Leidenschaft und Habsucht sie gegen die Eingebungen der Vernunft blind machen, so wären die Polygamisten selbst die ersten und vordersten Gegner einer Sitte, die ihnen gestattete, den Samen des heftigsten Zanks und des tödtlichsten Hasses in ihrer eigenen Familie auszustreuen.

„Die unterzeichneten Bittsteller erlauben sich ferner zu bemerken, daß es den Grundsätzen der Civilisation

zuwider ist, die Ehe anders anzusehen, denn als einen feierlichen Vertrag zwischen Einem Mann und Einer Frau, — einen Vertrag, worin beide Theile die Liebe, die sie sich vor dem Altar Gottes gegenseitig zugesagt haben, unverletzt und treu zu bewahren sich verpflichten; und die unterzeichneten Bittsteller scheuen sich nicht, mit dem Namen Meineid einen Akt zu bezeichnen, welcher den stärkeren und einsichtsvolleren Theil des Bündnisses berechtigt, dasselbe nach Belieben zu brechen, während der schwächere und minder einsichtsvolle Theil, der überdieß im gesellschaftlichen Leben strengen konventionellen Regeln unterworfen ist, gezwungen wird, dem Bunde treu zu sein, so groß auch die persönlichen Nachtheile, der Verlust an gesellschaftlicher Stellung, die Aufopferung des häuslichen Friedens und die Verletzung der zartesten Gefühle dabei sein mögen."

Darauf folgt die Bitte, daß durch ein allgemeines rechtsgültiges Gesetz die Polygamie im ganzen indobrittischen Reiche verboten werde.

„Im Jahr 1856," so bemerkt der Friend of India aus Anlaß dieser Petition, „befaßte sich der gesetzgebende Rath von Indien mit einer Reihe wichtiger socialer Reformen, die jedoch durch den Ausbruch des Militäraufstandes unterbrochen wurden, nachdem nur eine derselben — die Wiederverheirathung von Hinduwittwen betreffend — zum Gesetz erhoben worden war. Diesem bedeutungsvollen Geschenk, das Indien der Regierung zu verdanken hat, sollte ein Gesetz folgen, das — unter gewissen Vorbehalten — die Polygamie im Lande verbietet. Die Zeit für diese Reform ist nun gekommen, und wir freuen uns, zu bemerken, daß mehrere Hindu's von Bengalen beim Generalgouverneur und dem gesetzgebenden Rath eine Petition eingereicht haben, worin sie sagen, — und wir glauben, mit vollem Recht, — daß sie reichlichen Grund hätten, zu glauben, daß die fast einhellige Stimmung der eingebornen Volksgemeinde gegen einen Gebrauch sei, der das häusliche Glück der Hindufrauen in einem weit größeren Umfang zerstört hat, als das Verhängniß ewiger Wittwenschaft. Diese Bitte wird gewährt werden. Wir hören, daß der ehrenwerthe Radscha Deonarain Singh, Mitglied des gesetzgebenden Raths, in der nächsten Sitzungsperiode eine Bill einbringen werde, welche auf diese Frage Bezug hat."

Hören wir auch, was der Bombay Guardian (zugleich mit Beziehung auf die eben mitgetheilten Aeußerungen des Friend of India) über diesen wichtigen Gegenstand sagt. „Im Punkte der Wichtigkeit," schreibt er, „kann das Gesetz in Betreff der Wiederverheirathung von Hinduwittwen gar nicht verglichen werden mit einem Gesetz, das die Polygamie verbietet. Das erstere hat einfach für die Hinduwittwen eine Schwierigkeit, und zwar nicht einmal eine sehr große, aus dem Wege geräumt. Es war nicht das englische Gesetz, das die Hindu's verhindert hätte, ihre verwittweten Töchter wieder zu verheirathen; es war Hindugesetz und Hinduvorurtheil, was im Wege stand. Das neu erlassene Gesetz erklärt einfach, daß jeder Hindu, der mit Abschüttelung aller Bande herrschender Sitte und Kastenregel eine

Hinduwittwe zu heirathen sich entschließt, nach englischem Gesetz nichts Strafwürdiges thut. Wesentlich ward in der Sache selbst nichts geändert. Wohl sind etliche wenige Fälle von Wiederverheirathung von Wittwen in Bengalen vorgekommen, aber es sind ihrer so wenige, daß sie nur die Ausnahme bilden. Die Anhänger der Kaste in ganz Indien, selbst solche, die an Bildung und Aufklärung ziemlich hoch stehen, scheinen sich noch nicht zu der Gesinnung erhoben zu haben, daß sie eine Wittwe zu heirathen bereit wären. —

Von ganz anderer Art und Bedeutung aber ist jener Gesetzesvorschlag, wonach die Polygamie zu einer strafbaren Uebertretung des Gesetzes gemacht und die eingeborne Bevölkerung in Betreff der Vielweiberei auf dieselbe Linie gestellt wird, auf der die christliche Gemeinde steht. Ein solches Gesetz trägt nicht einen negativen, sondern einen ganz positiven Charakter und entzieht mit Einem Federstrich den Muhamedanern und Hindu's die Freiheit, mehrere Frauen zu ehlichen. Es soll uns herzlich freuen, aus dem Munde vollwichtiger Zeugen zu vernehmen, daß 'die fast einhellige Stimmung der eingebornen Volksgemeinde gegen die gesetzliche Fortdauer der Polygamie ist.' Auf der Westküste Indiens (Bombay-Präsidentschaft) wissen wir, daß die Praxis, mehrere Frauen zu nehmen, nicht allgemein von den Hindu's gebilligt wird; doch ist sie bis auf einen gewissen Grad herrschend, besonders wenn die erste Frau ohne Kinder bleibt. In gewisser Beziehung hat jedes Gesetz eine pädagogische Aufgabe, und wir sind geneigt zu glauben, daß die indische Gesetzgebung vollkommen berechtigt ist, einen Schritt in dieser Polygamiefrage zu thun. Die Vielweiberei unter den Kulin-Brahmanen [welche nach dem Hindugesetz Dutzende von Frauen nehmen dürfen, dieselben aber meist für sich wohnen lassen und ihnen die Sorge für sich und ihre Kinder überlassen] ist jedenfalls eine äußerst empörende und verderbliche Sitte und sollte entschieden verboten werden. Außerdem giebt es noch eine Reihe von Fällen, wo die Polygamie rücksichtslos verboten werden sollte. Was aber die Muhamedaner betrifft, so fürchten wir, sie sind noch nicht vorbereitet, auf ein Recht zu verzichten, das ihnen der Koran zuspricht."

Es muß von Interesse sein, über diese wichtige Frage auch noch das Zeugniß von Eingebornen zu vernehmen. Hören wir, was der Phönix schreibt: „Wir haben vor einigen Tagen in diesen Blättern eine Petition mitgetheilt, welche von mehreren Hindu's in Bengalen dem gesetzgebenden Rath in Kalkutta eingereicht wurde. Eine gewisse Artigkeit hat uns veranlaßt, ihr einen Platz in unsern Spalten einzuräumen; aber wir glauben uns berechtigt, zu sagen, daß nichts, was auf ein Verbot der Polygamie hinausläuft, eine weitverbreitete, noch viel weniger eine allgemeine Billigung von Seiten der eingebornen Bevölkerung finden wird. Wir wissen nicht, wer die Leute sind, welche die Bittschrift verfaßt haben; wir haben aber den Eindruck bekommen, daß die Sache nicht eben viele warme und aufrichtige Freunde in der Hauptstadt, und vielleicht nicht Einen außerhalb derselben finde. Solche

Papiere werden in der Regel von Leuten, die gerne als Reformer gelten möchten, in Umlauf gesetzt, und es ist ihnen gleichgültig, ob die Sache, die sie in Vorschlag bringen, bei der Masse ihrer Landsleute günstige Aufnahme finde, oder ob sie sie zur Erbitterung reize."

Diese Erklärung ist freilich nicht sehr hoffnungsvoll, doch vertrauen wir, daß der Herausgeber des Phönix darin mehr seine persönliche Ansicht, als die der Mehrzahl seiner gebildeten Landsleute ausspreche.

Ceylon.

Statistik von Ceylon. — Aus dem Colombo-Observer theilen wir folgende Angaben mit:

„Die Bevölkerung von Ceylon vertheilt sich nach Abstammung (in runden Zahlen) folgender Maßen:

Europäer	2500
Europäische Abkömmlinge	4000
Malayen, Javanesen, Parsi's u. s. w. . . .	4000
Weddhas (Ureinwohner) .	2000
Mauren	130,000
Tamulen (Kuli's eingeschlossen)	700,000
Ceylonesen (Singalesen) .	1,157,500
Summa	2,000,000.

„Die Insel enthält 15 Millionen englische Acker Landes. Somit fällt auf jeden einzelnen Bewohner 7½ Acker.

„Nach Religionsbekenntnissen kann die Bevölkerung folgender Maßen eingetheilt werden:

Christen {Katholiken 100,000 / Protestanten 40,000}	140,000
Buddhisten und Teufelsanbeter	1,065,000
Gentu's (Anbeter von Siwa, Wischnu ꝛc.) . .	657,500
Muhamedaner	132,500
Feueranbeter (Parsi's) .	5000
Summa	2,000,000

„Unter den obengenannten 40,000 Protestanten befinden sich 17,000 Bischöfliche; 10,000 Presbyterianer und Kongregationalisten; 10,000 Wesleyaner und 3000 Baptisten.

„Daß nach der obigen Angabe nur 7 Procent der Bevölkerung von Ceylon sich zum Christenthum bekennen, und daß nur 2 Procent zur protestantischen Kirche gehören, ist freilich eine niederschlagende Thatsache; aber so ist es, obgleich das Evangelium schon so lange auf dieser Insel verkündigt und die Bibel nach allen Seiten hin verbreitet worden ist. Sieht man bloß diese Zahlen an, so könnte man sagen, das Christenthum habe in Ceylon sehr geringe Fortschritte gemacht; allein wer die Schwierigkeiten bedenkt, die dem Christenthum dort hindernd im Wege stehen, der wird bekennen müssen, daß wenigstens eine große und bedeutende Vorarbeit gethan ist. Wie weit aber die verborgenen und geheimen Einflüsse der evangelischen Wahrheit unter dem Volke reichen, ist nicht mit Zahlen zu berechnen."

Die dänische Mission und Kirche in Grönland.*)

Mitgetheilt von Dr. Kalkar in Kopenhagen.

Die ersten Missionsbestrebungen in der evangelisch-lutherischen Kirche giengen von Dänemark aus. Wer möchte wohl an dem Beruf Hans Egede's zweifeln? Schon im 21sten Jahre Prediger, trägt er zehn Jahre den Gedanken mit sich herum: du mußt Haus und Vaterland, Amt und Freunde verlassen, um den armen verkümmerten Grönländern die frohe Botschaft zu bringen von der Gnade Gottes in Christo. Es schien ihm fast eine Versuchung, es erschien seiner Frau als eine Versuchung. Da wendet der Herr den Sinn der Geliebten, sie stärkt ihren Mann in seinem Vorsatz, sein Amt niederzulegen, alle Hindernisse zu überwinden, endlich nach der eisigen Küste überzusiedeln und dort den Grund zur grönländischen Mission zu legen. Was dieses Ehepaar gestritten, gelitten, gebetet und für den Herrn erbeutet hat, steht angeschrieben in dem Buche des Lebens. Noch viele Jahre nachher war die grönländische Mission in den Händen der Egedeschen Nachkommen; wäre sie doch später in dem Geiste des stillen Dulders fortgeführt worden!

Es ist ein schönes Gefühl, mit dem wir den Gründer der grönländischen Kirche auf seinen Wanderungen sehen, wie er an der Hand seines Söhnleins und Töchterchens mit den Grönländern verkehrt, ihre Sprache erlernt, ihre Kranken tröstet und pflegt, und das gute Bekenntniß von ihrem Munde hört. Doch wollen wir über dem armen Mann in dem vom Eise umgebenen Lande nicht des Königs Frie-

*) Wir beschränken uns in diesem Berichte auf die dänische — noch so unbekannte — Mission in Grönland, weil die der Brüdergemeine in dem Missionsblatte derselben ausführlich beschrieben wird.

derich des Vierten vergessen, wie er fast gleichzeitig in seinem Gemache für sein Volk Gebete aufsteigen läßt, und wie die Frage an sein Herz schlägt: Kannst du es vor Gott verantworten, daß du heidnische Unterthanen hast, denen das Evangelium nicht angeboten worden ist? Auch die Trankebarsche Mission entsprang aus einer reinen Liebe zum Herrn. So lange noch Sinn für die stillen Gottesthaten unter dem christlichen Volke herrscht, werden die Namen eines Ziegenbalg, Fabricius und mancher anderen unvergeßlich sein. Auch hier sagen wir: wäre doch die Mission in demselben Geiste fortgeführt worden!

Wir wenden den Blick nach Grönland*). Das Land und Volk sind so oft beschrieben, daß wir einer weiteren Beschreibung uns mit Recht überheben. Wer hat nicht gehört von den eisigen Gestaden dieses Polarlandes, wo die gezackten schneebedeckten Berggipfel hervortreten, wo die Eisberge sich immer weiter vorschieben, oft mit gewaltigem Krachen zerplatzen und das schwache Schiff, welches des Handels oder des Fischfangs wegen, oder um die dänischen Colonien zu

---

*) Wir haben im Miss.-Mag. Seite 361 ff. über das „dänische Missionswesen", namentlich in Grönland, Berichte mitgetheilt, die dem englischen Blatt: Christian Work etc. entnommen waren. Darüber schreibt uns Dr. Kalkar aus Kopenhagen, dem wir auch die ausführlichere Darstellung im gegenwärtigen Hefte verdanken, Folgendes:

„Der englische Aufsatz, den Sie benützt haben, ist von einer andern Hand aus dem Dänischen übersetzt; der Herausgeber des Christian Work hat denselben arg verstümmelt. Dadurch und durch das Manuscript sind manche Fehler eingeschlichen, auf die ich Ihre Aufmerksamkeit hinlenken muß.

„S. 362 wird gesagt, daß 'vor einigen Jahren' die dänische M.G. gebildet worden sei, und S. 400 wird dieselbe 'eine junge Gesellschaft' genannt. Sie ist aber doch schon in ihrem Mannesalter, da dieselbe 1821 gestiftet ist. . . In der letzten Zeit ist allerdings eine neue Organisation eingetreten; aber viel Rühmens wollen wir nicht machen.

„Ferner Druckfehler sind folgende zu berichtigen:

„S. 364. Statt Upernavik lies Upernivik; st. Korsosoak l. Karsorsoak; st. Proven l. Prøven; st. Torlasson l. Thorleifson.

„S. 365 st. Rillenbanks l. Ritenbenks.

„S. 366. Der Passus 'Pastor Raa ꝛc.' gehört nicht unter Jakobshaven, sondern unter Egedesminde (nicht Egedesmunde). Statt Diskobag l. Diskobucht; st. Sakordlir l. Sakkardlik.

„S. 367. 'Nur der südöstliche Theil dieser großen Insel ist bewohnt.' Hier ist ausgelassen: Zu diesem Missionariat gehört Godhaven auf der Disko-Insel. (Denn von dieser ist die Rede.)

verproviantiren, sich in diese Gewässer hinaufwagt, so drohend umringen, daß auch die erfahrensten Seeleute jeden Augenblick ihre letzte Stunde erwarten? Wer kennt nicht die armseligen Einwohner, die Eskimo mit ihren Kajaks und Umiaks (Boote von Weibern gerudert), das harte Leben in den nackten Gegenden, die Klugheit und die Ausdauer, womit sie den Seehunden nachstellen und sich ihren Lebensunterhalt erwerben; wer kennt nicht den Schmutz und den Rauch in ihren fast unterirdischen Hütten? Wer hat nicht gehört von dem gutmüthigen, leider durch Christen verdorbenen Charakter der Grönländer, von ihrem Sinn für Musik, von ihrem fast nicht auszurottenden Kommunismus, in Folge dessen jeder, der etwas mehr erwirbt, mit allen denen theilen muß, die nicht arbeiten wollen oder können, bis alle gleich arm werden? Bei aller Verkümmerung, bei allem Mangel an europäischer Gesittung und Gewohnheit, trotz aller Entbehrungen ist es doch manchem Missionar in Grönland so wohl geworden, daß er die dort verlebten Jahre zu den glücklichsten seines Lebens rechnet.

An zwei Schäden litt die grönländische Mission von ihrem Anfange an; man muß beide ins Auge fassen, um ein gerechtes Urtheil fällen zu können. Der eine war, daß sie gleich eine staatskirchliche wurde und als eine solche fortgesetzt wird. Die Sache konnte sich nicht anders gestalten. Was sollte der arme Egede thun? Wohin sollte er sich mit seinen Wünschen und seiner Sehnsucht nach dem Heil der Grönländer wenden? Es gab damals keine freien Vereine; die Regierung mußte die Sache in die Hand nehmen und unterstützen. Dadurch kam die Mission von Anfang an in eine schiefe Stellung; der staatskirchliche Mechanismus ging übers Wasser mit nach der

---

„Statt Godshaab l. Godthaab; st. Orger l. Kjer; st. Sukkerloop l. Sukkertoppen.

„S. 368. Statt Herr Rink lies: Hr. Kjer; st. Godshaab l. Godthaab; st. Inkarmapt l. Fiskernäs; st. Toskemas l. Fiskernäs. — Das 'in Kopenhagen' ist zu streichen; denn Hr. Kleinschmidt ist in Grönland.

„S. 398. Statt Sennerich l. Sennerit.

„S. 399. Statt Julianshaab l. Julianehaab; st. Pomadluk l. Pamiädluk.

„S. 400. Statt Boerlam l. Rördam; st. Honori l. Honoré.

„Es ist auch hie und da von einer 'Stadt' die Rede; allein es ist bekannt, daß diese Benennung gar nicht auf die Kolonien in Grönland angewandt werden kann, die nur aus einigen Häusern bestehen."

neuzubildenden Kirche. Im Jahr 1710 wurde das Missions-Collegium oder das sogenannte königliche Collegium de cursu Evangelii promovendo (zur Förderung der Ausbreitung des Evangeliums) errichtet; diesem wurde die trankebarsche und später die grönländische Mission übergeben. Damals war die pietistische Richtung die vorherrschende. Ein lebhafter Kampf für und wider die Mission nahm die Gemüther in Anspruch. Wie es aber immer geht, wo die Leiter einer kirchlichen Anstalt Staatsbeamte sind, so gieng es auch dem Missions-Collegium; der Formalismus und die Schreibereien nahmen überhand; in das Collegium traten Männer ein, deren Befähigung zu diesem Amt in andern Stellungen lag, ohne daß sie gehöriges Interesse für die Ausbreitung des Reiches Gottes mitbrachten; der Pietismus, eine heilsame Läuterung für den todten Orthodoxismus, mußte dem Rationalismus weichen. Unter diesen traurigen Verhältnissen war es eine schwierige Sache, tüchtige Leute für das gute Werk zu finden; manche Kandidaten, die wegen ihrer geringen Begabung oder in Folge schlechten Examens kein Unterkommen in der heimatlichen Kirche finden konnten, giengen nach Grönland, um die durch das Gesetz bestimmten Jahre in dem fernen Lande hinzubringen und nach dem Verlauf derselben sich in einer heimatlichen Pfarre Entschädigung für die Zeit des Entbehrens zu verschaffen. Daß es auch Ausnahmen gab, daß hie und da auch Rüstzeuge sich meldeten, welche angethan waren mit den Waffen des Lichtes und mit wahrer Begeisterung für das Seelenheil der Grönländer sich dem Werke widmeten, darf nicht in Abrede gestellt werden. Auch wurde mancher Kandidat durch den Ernst seines Berufs, dessen Schwere er nicht geahnt oder erkannt hatte, erweckt und selbst bekehrt. Im Ganzen jedoch giebt uns die grönländische Kirche kein Bild treuer Arbeiter, sondern nur das einer kümmerlich sich fortschleppenden Erziehungsanstalt für das Christenthum.

Soll dieses nicht eine fremde Treibhauspflanze bleiben, sondern naturwüchsig in einem Volke werden, so muß es den Eingebornen in ihrer eigenen Muttersprache klar, lieblich, verständlich entgegenkommen. Das ist der Schaden in so manchen Missionsgebieten, daß die Missionare sich die Sprachen der Eingebornen so schwer aneignen können, und daß ihnen, wenn sie auch einigermaßen einen Wortvorrath zusammenstoppeln, doch der eigentliche Sinn und Geist der Sprache ganz fremd bleibt. Im höchsten Grade war dies der Fall

mit den grönländischen Missionaren; und darin lag ein zweites großes Hemmniß. Die grönländische Sprache, zu den sogenannten karalischen gehörend, gleicht in ihrer Textur keiner andern bekannten; wie gering auch der ursprüngliche (oder wurzelhafte) Wortvorrath ist, so reich ist die Sprache an Nüancirungen, an Ausmalungen, an Affixen, welche dem Stammwort eine vielfach sich verändernde Bedeutung geben. Der Accent spielt eine bedeutende Rolle und hat einen dem Unkundigen schwer zu begreifenden Einfluß auf den Sinn eines Wortes. Darum kommt es oft vor, daß der dänische Prediger, der mühsam seine Predigt mittelst Wörterbuchs und Grammatik zusammengenäht hat, doch seinem Zuhörer etwas ganz anders sagt*) als das, was er eigentlich will; und dies merkt oft der Missionar am längsten nicht. Es ist daher eine überaus wichtige Sache für die Mission, dahin zu streben, daß eingeborne Prediger gebildet werden, die in ihrer Muttersprache ihren Landsleuten den unaussprechlichen Reichthum des Evangeliums verkündigen können. In Grönland benutzt man auch Eingeborne als Nationalgehülfen oder Katecheten für den Schulunterricht, oder um die Taufe auf den fernliegenden Eilanden zu verrichten und Abendgebete zu halten. Diese Katecheten sind die eigentlichen Träger der grönländischen Mission; sie sind jedoch wegen ihrer geringen Besoldung genöthigt, sich den Lebensunterhalt auf gewöhnlichem Wege durch Jagd und Fischfang zu erwerben, und sind daher oft abwesend. Zu Hause wird von ihnen oft Schule gehalten in einem überaus engen Raum, der von andern Bewohnern mit ihren verschiedenen Verrichtungen gefüllt ist, daher es dem Lehrer sehr schwer wird, die liebe unbändige Jugend im Zaum zu halten. An Heranbildung eines eingebornen Predigerstandes wurde nicht gedacht; nur ein einziges Mal, da man wegen des Krieges in großer Verlegenheit war, ordinirte man einen Grönländer, Bertelsen, zum Prediger. Sobald der Friede hergestellt und der Zugang zu Grönland wieder geöffnet war, wollte man wieder zu der gewöhnlichen Weise zurückkehren und mit dem geringsten Kandidaten der Theologie eher vorlieb nehmen, als daß man sich einen Lehrerstand aus Eingebornen heranzubilden suchte. Hören wir, was einer der treuesten Arbeiter,

*) Welche Mißgriffe hier möglich sind, ist begreiflich; ich will nur das eine Beispiel anführen, daß der fromme und treue Egede „taufen" durch ein Wort übersetzte, das im Grönländischen bedeutet: sein Wasser lassen (Koïak).

Ostergaard, der eine ungemein schwierige Stelle auf dem nördlichsten Platze, Upernivik, mit großer Liebe bekleidet hatte, über diese Sachlage äußert: „Die Prediger sind dem Volke fremd, können im Anfang nicht mit ihm sprechen und stehen seiner ganzen Lebensweise fern. Wie schwer fällt es einem gebildeten Manne, zum ersten Mal in eine ächt grönländische Behausung hineinzukriechen; und doch ist es noch unendlich schwerer, geistig in ihre Sphäre herniederzusteigen, auf ihre Lebensansicht einzugehn, sich ihre Denkweise und Anschauungen anzueignen, um den Grönländern ein Grönländer zu werden, wie Paulus den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche wurde. Und doch ist dieses nothwendig, wenn der Missionar es zu einer rechten Wirksamkeit bringen soll. Denn es ist ein Fehler, dessen ich mich selbst in den ersten Jahren schuldig gemacht habe, daß ich die gewohnten dänischen Verhältnisse auf die Grönländer, und das entwickelte Christenthum auf ein noch in der Kindheit befindliches Volk übertragen wollte, bis ich lernte, sie mit den Fehlern, welche mir unangenehm entgegentraten, als unartige Kinder zu betrachten, welche man allmählig zum Bessern erziehen muß... Und nun die Sprache, die von Allem, was zu überwinden war, mir der schwerste Stein des Anstoßes war, das größte Hemmniß, welches nur so weit besiegt wurde, daß es nicht immer bleischwer auf meiner Seele lag und meine Zunge band, daher ich nie recht vom Herzen zum Herzen reden konnte. Einzelne ausgenommen, welche eine bessere Anlage für Sprachen haben mögen als ich, oder welche durch Heirathen sich mit dem Volke familiarisirt haben, zweifle ich nicht, daß die meisten Prediger, welche in Grönland gearbeitet haben, dasselbe bekennen müssen, wenn sie ernst und wahr sich es eingestehen wollen. Die Missionare müssen neben den offiziellen Berichten jährlich einige von ihnen verfaßte Predigten, grönländisch mit dänischer Uebersetzung, an das Collegium einsenden, um ihren Fortschritt in der Sprache zu bezeugen; das Collegium kann dies natürlicherweise nicht selbst beurtheilen und muß durch die Brillen Anderer sehen. Nach Verlauf von vier Jahren wurde mir die Zufriedenheit des Collegiums mit meinen Fortschritten bezeugt; wie viel mir jedoch in dieser Beziehung abgieng, wußte ich selbst am besten." Dies das Zeugniß eines treuen Arbeiters, der auf seinem Posten erstaunlich viel gelitten hat, dessen Leiden und Entbehrungen einst allgemeines Mitgefühl erweckt haben, und der noch als ein bejahrter Diener des Herrn in der Heimat mit Liebe nach dem Arbeitsfeld seiner Jugend hinsieht.

Egede konnte für seine von den Zeitgenossen als phantastische Träume eines Schwärmers betrachteten Plane keinen Eingang gewinnen; er hätte sie nie ausführen können, wenn er nicht auch den Kaufleuten und der Regierung den Gewinn durch den Handel in Aussicht gestellt hätte. So gestaltete sich von Anfang an ein eigenthümliches Verhältniß zwischen Handel und Mission in Grönland. Der erstgenannte ist monopolisirt, d. h. er wird für königliche Rechnung geführt, und zwar sollte er dienen, die Mission zu unterhalten und den Kolonien, deren jetzt vier in Nordgrönland, Upernivik, Omanak, Jakobshaven und Egedesminde, vier in Südgrönland, Holsteinburg, Frederikshaab, Godthaab und Julianehaab sind, solche europäische Waaren zuzuführen, welche den Grönländern nützlich sein könnten. Der Handel steht unter einer königlichen Handelsdirektion; dieselbe ernennt unter königlicher Genehmigung zwei Inspektoren, welche die Verwaltung leiten, sowie die Kaufleute oder Kolonievorsteher mit den Assistenten. Es ist das eine sehr unerfreuliche Verbindung zwischen Handel und Mission; der Einblick in die Protokolle giebt kein angenehmes Gesammtbild. Die Handelsdirektion sah fast immer mit scheelen Blicken auf das Missions-Collegium; jede Erweiterung und Erleichterung des Missionswerkes mußte ihr abgezwungen werden. Der Handel wollte verdienen, hielt seine Waare sehr theuer, gewöhnte die Grönländer an europäische Genüsse, besonders an Kaffee, dessen Verbrauch ungeheuer gestiegen ist. Die Sorglosigkeit der Grönländer in Hinsicht des Erwerbs und des Sparens von Erworbenem wurde genährt durch manche unkluge Maßregel der Handelsdirektion. Allmählig ist es dahin gekommen, daß trotz dem Reichthum des Landes an animalischen Produkten, trotz dem bedeutenden jährlichen Ertrage, welcher nach Abzug der großen Administrationskosten an die Staatskasse abgegeben wird, trotz der besseren Bezahlung für die Arbeit der Grönländer und der erhöhten Preise ihrer Waaren, die meisten Kolonien im Rückgang sind und manche Orte zusehends verarmen. Dies weiter zu erörtern, gehört nicht hieher. Was aber nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf, ist der schädliche Einfluß der Europäer auf die Kolonieen. Es ist ja eine laute Klage, die von so mancher Missionsstation zu uns herüberschallt, daß der Herr noch von seinem Volke — den Christen — sagen muß: „Und da sie unter die Heiden kamen, entheiligten sie meinen heiligen Namen, daß man von ihnen sagte: ist das des Herrn Volk, das aus

ihrem Lande hat ziehen müssen?" Ezech. 36, 20. Was man in andern Missionsländern nicht hindern konnte, daß Unsittliche und Glaubenslose aus Europa sich dort ansiedelten, war leichter zu hindern in Grönland, wohin außer den von der Handelsregierung gesandten niemand kommen konnte. In dieser Beziehung hätte man doch wenigstens solche Leute wählen sollen, die in bürgerlicher Rücksicht unbescholten waren. Die Handelsdirektion hatte aber kaum ein Auge für christliche Zwecke; darum wurde auch durch ihre höhern und niedern Diener in Grönland dem Werke der Bekehrung viel Eintrag gethan; die Europäer gaben oft durch ihr unsittliches Leben den Grönländern großes Aergerniß und erschwerten den treuen Knechten des Herrn ihre Aufgabe ungemein. Gedrückt durch manche kleinliche Reibungen und geplagt von Landsleuten, welche ihnen alles Leid anthaten mit ihrem unzüchtigen Wandel (2 Petri 2, 7), hatten die Missionare oft eine sehr schwierige Lage. Schon im Jahr 1756 schrieb ein Grönländer an Hans Egede unter anderem: „Ich habe mich oft über die Christen gewundert und weiß nicht, was ich von ihnen denken soll. Sie verlassen ihr schönes Land und leiden viel Ungemach in diesem für sie harten und fürchterlichen Lande, um uns zu ordentlichen Leuten zu machen; aber hast du je so viel Böses bei unserer Nation gesehen, hast du wohl je ein so sonderbares und unsinniges Gewäsche von jemanden unter uns gehört? Ihr Lehrer ermahnt uns, daß wir dem Teufel absagen sollen, den wir nie gesehen, und eure Matrosen bitten mit der größten Ernsthaftigkeit, daß der Teufel sie holen und zerreißen möge. . . Du erinnerst dich wohl des lustigen Einfalls Okakah's, Angekoks in euer Land zu senden, um euch zu lehren, ordentliche Menschen zu werden, so wie euer König Priester hieher gesandt hat, um uns zu lehren, daß ein Gott sei u. s. w." Welch bittere Satyre eines Neubekehrten! — Sehr schädlich ist das Gesetz, welches den in dem Dienst der Handlung neu Angestellten verbietet, sich im Lande zu verheirathen, wenn sie nicht erst die Erlaubniß des Inspektors oder der Direktion erhalten haben. Diese Erlaubniß wird oft aus merkantilischen oder ökonomischen Gründen den Unterbedienten verweigert, manchmal nach reiner Willkühr; so wird ein Concubinat fortgesetzt, wider welches die Predigt des Missionars als ein Ruf in der Wüste verhallt. Das Zusammenleben mehrerer Familien beiderlei Geschlechts in einer Wohnung würde zu schrecklichen Gräueln geführt haben, läge nicht zugleich in der ange-

stammten Züchtigkeit ein Bollwerk gegen Ausschweifungen; doch dieser Zaun ist jetzt durch die Europäer auf mancherlei Art eingerissen; die Grönländer haben den Christen bald abgelernt, es mit Unzuchtssünden sehr leicht zu nehmen. Noch im Jahr 1862 schreibt ein Missionar an die Missionsgesellschaft: „Leider müssen wirs sagen, unsre ärgsten Feinde sind unsere Landsleute; wo es möglich ist, halten sie zusammen als eine geschlossene Corporation." Wo giebt es ein Plätzchen in den von Europäern besetzten heidnischen Ländern, das nicht dasselbe traurige Zeugniß abgibt?

Wir haben die Schattenseiten der grönländischen Mission unverholen dargelegt. Daß jedoch in den anderthalbhundert Jahren nicht wenig ausgerichtet worden ist, daß das Reich Gottes auch in diesem eisigen Lande die Herzen erwärmt hat, daß jetzt das äußere Heidenthum gänzlich ausgerottet und die Mission in so fern an ihrem Ziel angelangt ist, als alle Grönländer auf den Kolonien Christen sind und sich die christlichen Lebensordnungen angeeignet haben, wollen wir zum Preise Gottes nicht vergessen. Der verstorbene König Christian VIII hatte auch auf Grönland seine Augen gerichtet; durch seine Resolution vom 27. Dec. 1844 wurde die Besoldung der Missionare bedeutend verbessert — man hoffte dadurch tüchtigere Kandidaten zu erhalten — und die Errichtung zweier Seminare für Heranbildung eingeborner Katecheten zu Nationalgehülfen in Jakobshaven und Godthaab beschlossen. Der Impuls hiezu gieng von der dänischen Missionsgesellschaft aus. Dieser freie Verein, dessen Stiftung besonders dem Grafen Holstein zu Holsteinburg und dem Prediger Rönne in Lyngliz auf Seeland am Herzen lag, interessirt sich auch, nachdem die Stifter der Gesellschaft längst heimgegangen sind, lebhaft für die armen Brüder in Grönland. Er war aber in seiner Wirksamkeit sehr beschränkt, weil die grönländische Mission eine Regierungsangelegenheit blieb. Andererseits war das Missionscollegium eifersüchtig auf jedwede freie Bestrebung; es hatte sogar den Missionaren verboten, Bericht über den Zustand der Stationen an Andere als das Collegium abzustatten; man konnte lange außer gelegentlich Gehörtem nur wenig erfahren. Der Prediger P. Fenger, jetzt in Kopenhagen angestellt, hatte einen verständigen Vorschlag für die Errichtung eines Seminars zur Heranbildung eingeborner Prediger verfaßt, welchen Vorschlag die Direktion der Missionsgesellschaft an das Collegium abgab (23. März 1843) mit dem Anerbieten,

8000 Thlr. für die Erreichung dieses Zweckes zu zahlen. Allein das Missionscollegium wollte nicht darauf eingehen: „dieses System, nämlich Geistliche aus Landeskindern zu bilden, habe zur Voraussetzung einen Kulturstand, der bis jetzt in Grönland noch nicht stattfinde; erst wenn mit der Zeit die jetzt in ihrem Anfang stehende Civilisation größere Fortschritte gemacht habe und die Geldmittel für die Errichtung einer Bildungsanstalt zusammengebracht werden können, lasse sich nach der Meinung des Collegiums an die Anstellung eingeborner und im Lande selbst gebildeter Prediger denken.“ — So ist es denn beim Alten geblieben.

Nachdem im Jahr 1849 Dänemark ein konstitutioneller Staat geworden, und die Regierungscollegien in Ministerien verwandelt worden waren, gieng auch das Missionscollegium ein; die Mission in Grönland wurde dem Ministerium des Kultus übergeben. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß dieß unter den gegebenen Verhältnissen eine heilsame Veränderung war; es ist eine freiere Bewegung eingetreten und der Sache wird größere Aufmerksamkeit gewidmet; die Missionsgesellschaft hat eine ausgedehnte Wirksamkeit ausüben können; die Berichte an die Regierung werden auch dem Vorstand der Gesellschaft zugestellt. Man muß es dem jetzigen Kultusminister zum Lob anrechnen, daß er sich für die armen Grönländer interessirt und ernstlich darauf bedacht ist, den Fortschritt zu fördern. Auch hat das Ministerium Schritte gethan, um die Heranbildung eines einheimischen Predigerstandes zu beschleunigen; nur sind leider die Meinungen der Missionare selbst über diesen Punkt sehr getheilt, indem einige es für ganz unthunlich ansehn, daß Grönländer mit ihren natürlichen Anlagen eine solche Bildung erhalten könnten, daß sie als Prediger für ihre Landsleute aufzutreten vermöchten, während andere zwar dieß nicht leugnen wollen, jedoch meinen, daß erst eine gänzliche Veränderung aller äußeren Verhältnisse stattfinden müsse. In den letzten Jahren ist das Interesse für die unter der Vormundschaft der Regierung stehenden Eskimo's sehr rege geworden; man hatte beabsichtigt, einen Geistlichen aus Dänemark nach Grönland zu schicken, um da eine Visitation der Kolonieen anzustellen; die Sache zerschlug sich jedoch, weil der Reichstag, welcher die Geldmittel anzuweisen hat, sich der Visitation besonders durch einen Geistlichen widersetzte, indem namentlich übel aufgenommen wurde, „daß der Visitator auch darauf sein Augenmerk richten solle, welchen Einfluß die Europäer in sittlicher Hinsicht

auf die Eingeborenen hätten." Auch sonst steht wahrscheinlich diesen Eskimo's noch manches Traurige bevor; ist man doch derzeit sehr für den Freihandel gestimmt und ist bereits eine Kommission ernannt, um die Frage der Aufhebung des Handelsmonopols zu überlegen. Zwar weiß kein Sterblicher, was im Rathe Gottes über die zersprengten Ueberreste des kleinen Volkes beschlossen ist; nach menschlichen Ansichten scheint es jedoch, daß es durch den freien Zufluß von allerlei Europäern seinem Untergang entgegen gehen wird, indem zu befürchten ist, daß die zwei mörderischen Gewalten, vor deren Hauch so mancher Stamm dahinstarb, der Branntwein und die Unzucht, auch hier ihre schreckliche Macht ausüben werden, — wenn nicht durch Gottes Gnade das Evangelium im Volke selbst tiefere Wurzeln schlägt.

Nachdem wir die äußern Verhältnisse der grönländischen Mission geschildert haben, laden wir unsere Leser ein, mit uns einen Gang durch die Kolonieen selbst zu machen, um zu sehen, wie es da aussieht. Wir fangen mit der nördlichsten,

Upernivik

an, 72° 48′ nördlicher Breite. Sie liegt auf einem kleinen Eilande, das die offene See bespült, immer, selbst im höchsten Sommer, den eiskalten Winden ausgesetzt; die Küste ist öde und traurig, die verwitterten Felsen starren einem mit ihrem rostähnlichen Gelbbraun entgegen. Noch im Juli, wenn das Schiff ankömmt, liegen große Schneemassen, besonders am Hafen; über diesen Schnee geht man ans Land. Die Häuser, eine kleine Kirche, die Wohnung des Missionars, das Handlungslokal, alles sieht klein und trübe aus; über 79 Tage ist es Nacht, dunkler als die finstersten Tage an der Diskobucht. In den ersten Monaten des Jahrs steigt jedoch die Kälte selten über 10°, dagegen im April bis auf 20°, während sie im Juli nur bis auf den Gefrierpunkt sinkt. Hoch über die niedern Inseln erhebt sich die große Insel Karsorsoak, deren nördliche schräg abfallende Seite mit einer Kruste festen Eises bedeckt ist; wenn diese losbricht, stürzt die Masse, beinahe ganz in Staub verwandelt, krachend ins Meer. In diesem öden Distrikte wohnen 569 Grönländer, davon 114 in Upernivik selbst; diese stehen, zufolge dem Bericht des daselbst arbeitenden Missionars Anthon, noch am meisten auf

dem ursprünglichen Standpunkt und zeigen wenig Anhänglichkeit an Europäer. Noch findet da mancher heidnische Aberglaube statt mit Todten- und Teufelsbeschwörungen; sogar eine „Leserin" (eine weibliche Gehülfin) hat sich schon solcher schuldig gemacht; sie wurde natürlicherweise sogleich von dem Dienst ausgeschlossen. Welche Selbstverläugnung gehört nicht dazu, an einem Orte zu arbeiten, wo die Kälte in dem kleinen Wohnhause des Missionars voriges Jahr so stark war, daß die Betttücher seiner eben entbundenen Gattin an die Wand anfroren, und in der Kirche trotz zweistündigen Heizens sogar der Wein im Kelche gefror. Mit welcher Schwierigkeit hat der Diener des göttlichen Wortes zu kämpfen unter einer so armseligen Bevölkerung! Die Missionsgesellschaft hat das Mögliche gethan, um die äußern Verhältnisse des lieben Mannes zu verbessern. Und doch wohnen Grönländer in noch nördlicheren Breiten, Heiden, bis zu denen unsere Fürsorge nicht hinanreicht. Im Jahr 1855 fand der bekannte Dr. Kane, der die großbritannische General-Expedition zur Aufsuchung des verschollenen Franklin begleitete, nördlich von der sogenannten Smithsstraße, einen Stamm Eskimo, beinahe auf allen Seiten von Eismassen umringt, vom Meer abgeschnitten und so von der übrigen Welt ganz abgeschlossen. In kümmerlichem Zustande haben sie nicht einmal Treibholz genug, um Kajake zu verfertigen, können auch mit ihren armseligen Geräthschaften keine Rennthiere fangen. Füchse und Kaninchen geben ihnen die nothwendigsten Kleider; Seehunde und Walrosse, wenn sie diese erbeuten können, eine kümmerliche Nahrung; der Hunger treibt sie beinahe immer zum Wandern. Dr. Kane, der sich eine Zeitlang unter ihnen aufhielt, schrieb an die Missionsgesellschaft, sie möchte doch bewirken, daß diese elenden Menschen nach den dänischen Kolonieen in Upernivik geführt werden; der menschenfreundliche Mann wollte selbst die Expedition für den Transport leiten und der damalige Missionar Pastor Krogh erbot sich, als Agent und Dollmetscher mitzugehen. Die Missionsgesellschaft wandte sich auch an die Regierung, welche genaue Nachforschungen über die Möglichkeit eines Auszugs von einem so entfernten und schwer zu besuchenden Ort anstellte; es zeigte sich jedoch, daß unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege standen. Voriges Jahr kam ein Grönländer nach Upernivik, welchen Dr. Kane von Fiskernäs mitgenommen hatte, auf dem amerikanischen Nordpol-Expeditionsschiff „United States" unter dem Befehl von Kapitän Hayes, welcher bis

81° nördlicher Breite vorgedrungen war; dieser Grönländer hatte die Expedition verlassen und sich zu den 70—80 Meilen nördlich von Upernivik wohnenden Eskimo's begeben, von wo er mit seiner heidnischen Frau in die Kolonie gelangte. Dadurch ist die Aufmerksamkeit auf diesen traurigen Ueberrest der Heiden neu angeregt worden. Pastor Anthon sieht die Versetzung dieser nördlichwohnenden Eskimo's als eine sehr schwierige Sache an. Nach der Kunde, die man sich von ihrer Lebensart verschafft hat, ist ihre Lebensweise und Fangmethode von der auf Upernivik üblichen wesentlich verschieden; sie würden sich also ihren Unterhalt daselbst nicht erwerben können; auch würden die Kosten für den Transport sich auf eine bedeutende Summe belaufen. Da die Grönländer, sogar in den traurigsten Umständen, ihre Wohnsitze nicht gerne verlassen, so ist es auch eine Frage, ob sie selbst in ihre Versetzung einwilligen. Dagegen glaubt der obengenannte Missionar, daß eine Kolonisation leichter ausführbar sei; immerhin möge dort noch ein Ueberfluß von Land- und Seethieren zu finden sein; der Schifffahrt würde in der Mitte des Sommers kein unüberwindliches Hinderniß im Wege stehen. Ob dieses Häuflein von Menschen die frohe Botschaft von einem Heiland, der auch sie liebt, je auf Erden hören wird, weiß nur der Herr, in dessen Händen alle Gewalt ist.

Von Upernivik kommen wir etwas südlicher nach

Omanak,

der produktivsten Kolonie Grönlands, wo alle dem Lande eigenthümlichen Erzeugnisse sich zusammenfinden: die Eisfjorde mit dem Binnenlandeise, welche mit Hundsschlitten zu befahren sind, mächtige Jökels, Steinkohlenflötze, eine reichliche Fülle von Seehunden und Narwalen. Die Insel Omanak steigt bis auf 3800′ über der Meeresfläche; auf dem Felsen sind die europäischen Wohnungen erbaut; kommt man durch die Eisfjorde an der Südspitze der Insel vorbei, so macht der Platz einen freundlichen Eindruck. Die Eisfelsen stoßen ein Stück Eis nach dem andern („Calve") ab, daher man in Omanak ein stetes Prasseln und Krachen hört, als ob viele Kanonen auf einmal abgefeuert würden; meilenweit stürzen die Blöcke in die See, zerbröckeln oder fahren als Treibeis weiter. Den 2. November verschwindet die Sonne vom Horizont und die lange Winternacht beginnt. Der Mond scheint helle zur Mittagszeit; dann bringt man die meiste Zeit im Hause zu bei dem farblosen Lichte der Thranlampe; der Schnee, welcher gegen die Fenster anschlägt, und das melancholische Geheul der Hunde unter-

bricht das öde Schweigen. Am zweiten Februar läßt sich die Sonne wieder sehen; die Temperatur wird, je länger die Tage werden, nur um so strenger (24 bis 30 Grad Kälte). Daß dem ohngeachtet doch das Herz erwärmt werden kann für die schönen Gottesdienste des Herrn, zeigt der Umstand, daß die kleine dänische mit der großen grönländischen Gemeinde voriges Jahr 300 Thaler zur Anschaffung einer Orgel in der kleinen Kirche zusammengebracht hat! Der Missionar, Pastor Mielche, drückt jedoch über den Mangel an tüchtigen National-Katecheten sein Bedauern aus.

In Jakobshaven

finden wir das eine der für Heranbildung von Nationalgehülfen oder Katecheten errichteten Seminarien; das ist der Stamm, aus dem eine eingeborne Geistlichkeit erwachsen soll. Es ist eine eigenthümlich schwierige Sache mit der Bildung dieser Seminaristen: sie sollen ja einerseits über ihre Landsleute emporgehoben werden, anderseits dürfen sie auch der Lebensweise, welche die Natur einem nomadischen Volk wie den Grönländern angewiesen hat, nicht entfremdet werden. Die Regierung wünscht, daß der Unterricht in dänischer Sprache ertheilt werde; das hat auch seine großen Schwierigkeiten, indem die Grönländer nicht sehr geneigt sind, sich eine fremde Sprache anzueignen; es dürfte auch sehr zweifelhaft sein, ob man recht daran thue, ihnen die Muttersprache zu entziehen. Daß aber auch Grönländer bildungsfähig sind, zeigte der einst am Seminar angestellte Lehrer Vitus Steenbolt, ein Autodidakt, der einen guten Styl, eine schöne Hand und verständige Briefe schrieb und einen klaren Blick in die Verhältnisse an den Tag legte. Der alte Mann, welcher an seinen erwachsenen Söhnen sich Gehülfen erzogen hatte, die er aber durch verschiedene Unglücksfälle verlor, ist nun dem Kummer und dem Alter erlegen, vielfach verdient um sein Volk, dem er noch als Muster vorleuchtet.

Die Kolonie Jakobshaven, schon 1741 angelegt von einem isländischen Kaufmann Jakob Swirm, ist der angenehmste Aufenthalt in Nordgrönland, theils wegen ihrer Lage und Umgebungen, theils weil sie ein Verbindungsglied zwischen dem Norden und Süden bildet, theils auch weil wegen des Seminars mehrere europäische Familien, darunter die des Arztes, dort angesiedelt sind. Und doch dürften diejenigen Grönländer, welche an diesem von der Natur verhältnißmäßig so reich ausgestatteten Orte wohnen, gerade die ärmsten sein; so ge-

waltig ist die Anziehungskraft, welche die europäischen Luxus-Artikel, namentlich der Kaffee, über sie ausüben, daß sie alles, was sie haben, Felle, Pelze, Geräthschaften ꝛc. verkaufen, um sich diesen Genuß zu verschaffen. Es ist ein trauriges Zeichen für ihren niedrigen Kulturstand, daß die Grönländer hier nicht einmal Felle zu Zelten haben, so daß sie auch den Sommer über in ihren Wohnungen, von Excrementen und anderem Schmutz umgeben, sich aufhalten. „Es war eine schwere Zeit für uns," schreibt der Vorsteher des Seminars, Pastor Siemonsen; „viele der Gemeinde sind entschlafen; wie jedoch alles denen zum Besten dienen muß, die Gott lieben, so ist es uns eine unaussprechliche Freude, daß das Volk, obschon auch hier Fleisch und Blut sich nicht verleugnet und Unkraut unter dem Weizen sich zeigt, doch mehr nach der Gerechtigkeit, die von oben ist, dürstet, als nach dem Essen und Trinken; sowohl bei den Entschlafenen als den am Leben Gebliebenen erfährt man, daß unser Glaube der Sieg ist, welcher die Welt überwindet."

Man möchte sich wundern, daß von

Egedesminde

die traurige Nachricht eingelaufen ist, daß auf einem Nebenorte Neakornarsuk vor zwei Jahren zehn Menschen des Hungertodes gestorben sind. Die Kolonie ist im Jahr 1759 von Capitän Egede angelegt und seinem Vater zu Ehren so genannt worden; an einem Orte, der sich von Schiffen ohne Gefahr erreichen läßt, und wo die See weit weniger stürmisch ist, weil ihn Inseln und Fjorde einschließen. Des Sommers ist hier ein fröhliches Leben wegen der vielen Vögel und Fische; im Spätsommer oder im Herbst kommen Kabliau (Codfisch), Butten und Lachse. Es ist somit hier eine leichte Sache, sich mit Nahrungsmitteln für den Winter zu versehen; die Sorglosigkeit und der Leichtsinn der Grönländer läßt sie jedoch schnell alles aufessen, und der leidige Kommunismus benimmt ihnen jeden Sporn zu irgend einer Thätigkeit, die über den täglichen Bedarf hinausgeht. Sie ergötzen sich, so lange kein Mangel herrscht, die Lachse hundertweise mit Steinchen zu tödten und liegen zu lassen, statt für den Wintervorrath etwas aufzuheben. Daher entsteht mitunter auf den entfernten, schwer zu erreichenden Eilanden wirkliche Hungersnoth. Dem Uebel ist nicht vorzubeugen, so lange die Grönländer nicht gelernt haben, das Wort des Herrn, Joh. 6, 12., sich anzueignen.

Gegen den Reichthum an Vögeln und Fischen, mit dem diese

Kolonie versehen ist, sticht somit an manchen Orten die Armuth der Einwohner bedeutend ab; der leichte Verkehr mit den Europäern, an die sie während der guten Jahreszeit Alles verkaufen, um eingeführte Genüsse zu erhalten, erscheint als die vornehmste Ursache. Desto günstiger ist das Zeugniß, welches der abgegangene Missionar Raa den Einwohnern in kirchlicher Hinsicht giebt; sie zeigten einen Hunger nach dem Worte Gottes, welcher ihn sehr erfreute. Zu Egedesminde gehört die große nur auf einem Punkte bewohnte Insel Disko mit der Kolonie Godhaven an der südwestlichen Seite, allwo der Inspektor von Nordgrönland wohnt. Es ist sehr schwierig, von dem Festlande nach der Insel zu kommen; beim schönsten und klarsten Wetter in Jakobshaven erscheint manchmal die gegenüberliegende Insel ganz in Schneegestöber gehüllt; daher kann der Missionar selten mehr als einmal des Jahrs dahinkommen und das nur auf einige Tage. Wie unvollkommen eine solche Seelsorge ist, springt in die Augen. Es ist daher ein allgemeiner Wunsch, daß Godhaven einen eigenen Missionar erhalten möge, der für den Dienst auf diesem Posten befähigt wäre. „Godhaven," schreibt ein kundiger Mann, „ist das Sodom Grönlands; schon viele Jahre leiden die Einwohner unter dem entsittlichenden Einfluß der Europäer. Jedes Jahr kommen hier die Wallfischfänger, Expeditionsschiffe und andere Fahrzeuge zusammen; der Unsittlichkeit, dem Leichtsinn und dem Müssiggang kann nur ein ständiger Prediger, wenn auch nicht ganz abhelfen, doch wenigstens einen Damm entgegenstellen."

Verlassen wir jetzt Nordgrönland, so kommen wir in Südgrönland zuerst nach

Holsteinburg,

wo der treubewährte Pastor Kjer mit großer Aufopferung und Liebe seinem schweren Amte unter einer Bevölkerung obliegt, die wegen der vielen fremden dort anlegenden Schiffe großer Versuchung ausgesetzt ist. Auch hier wechseln daher Ueberfluß an Nahrungsmitteln und unmäßiger Genuß mit Hunger und Mangel ab. Eine große Heimsuchung ergieng über die Kolonie in Folge einer Epidemie, die voriges Jahr achtzig bis neunzig Menschen hinraffte. Es wäre den drei Europäern, welche dort seßhaft sind, unmöglich gewesen, alle diese Leichen zu bestatten; da führte ihnen der Herr, der auch in der Trübsal Gedanken des Friedens über sein Volk hat, gerade dreißig englische Schiffbrüchige zu, welche dem treuen Missionar halfen, die Leichen

aus den pesterfüllten Höhlen hinauszutragen, Särge anzufertigen und dann in die Grabgesänge mit einzustimmen. So ward auch diese große Heimsuchung ein Zeugniß der göttlichen Gnade, das die traurigen Herzen tröstete. Zu Holsteinburg gehört auch die weitabgelegene Kolonie Sukkertoppen mit 272 Einwohnern, die leider nur sparsam von ihrem Seelsorger besucht werden können. „Hier, in Hordlak," schreibt Pastor Kjer, „wo die Häuser der Grönländer theils verfallen, theils wegen der großen Armuth so schmutzig sind, daß man durch tiefen Schlamm waten muß, hatte ich im Speditionshause zwischen Fischen und Tonnen das Abendmahl auszutheilen und eine hungrige Bevölkerung unter solchen Umgebungen zur Andacht zu stimmen." Auch Rink erzählt, daß, als er im Jahr 1855 die Kolonie besuchte, das Haus des Katecheten von 26 Personen — alle in einem engen, feuchten, schmutzigen Raum eingepfercht — bewohnt war; im Innersten dieser Behausung, wo an Ruhe gar nicht zu denken ist, hatte der Lehrer ein kleines Plätzchen für sich und seinen Schreibtisch. Diesen Uebelständen ist jetzt abgeholfen, indem durch die Fürsorge der Behörden eine kleine Kirche von Europa dahingeschickt ist. Damit ist jedoch nur etwas Aeußeres gethan; das Wichtigste bleibt, daß ein besonderer Missionar für Sukkertoppen ernannt werden möge; dahin streben wir jetzt.

Die Kolonie

Godthaab

trägt einen für die christliche Kirche unvergeßlichen Namen; hier, auf der Insel Kangek unter dem 64°, kam der treue Hans Egede ans Land, und nannte es Godthaab — gute Hoffnung — im Vertrauen auf die göttliche Gnade, die ihn dahin geführt hatte. Hier sind die wenigen Ueberbleibsel aus den Zeiten der Norweger, Trümmer eines Kirchengebäudes, dessen starke Mauern noch jetzt die Kraft und Fürsorge der verschwundenen Kolonisten bezeugen. In diesem Distrikte befinden sich die zwei Stationen der Brüdergemeinde: Neuherrnhut und Lichtenfels; auch ist hier das zweite Seminar für Heranbildung eingeborener Katecheten, dessen Vorsteher, der Missionar Jörgensen, manches Interessante über seine Stellung und die Arbeiten in Grönland mittheilt. Leider herrscht auch hier, trotz der Ergiebigkeit des Platzes und des Ueberflusses an Fischen und Seehunden, eine beklagenswerthe Armuth, namentlich auf den Stationen der Brüdergemeine und auf dem „Fiskernäs". Das Zusammenwohnen

der Grönländer und die Angewöhnung an europäische Genüsse zehren dergestalt an der Lebenskraft des zur nomadischen Lebensart geschaffenen Volkes, daß es sichtlich verarmt. Man hat diese Abnahme des äußern Wohlstandes und den damit verbundenen sittlichen Verfall durch bessere sociale Einrichtungen zu hemmen versucht; namentlich hofft man von einer Communalverfassung, falls eine solche sich in Grönland einführen lasse, daß sie die Einwohner daran gewöhnen werde, mit dem Erworbenen haushälterischer zu verfahren.

In Verbindung mit dem aus der Brüdergemeine zur dänischen Kirche übergetretenen Kleinschmidt — dem verdienstvollen Verfasser der Grammatik der grönländischen Sprache, Berlin 1851, eines Werkes, das ein ganz neues Verständniß dieser schweren Sprache anbahnt — arbeitet hier Pastor Jörgensen an der Revision des grönländischen Neuen Testaments; es ist das eine höchstnothwendige und, so der Herr seinen Segen dazu giebt, fruchtbare Arbeit, weil die ältere Uebersetzung an vielen Mängeln leidet; auch kann dies Unternehmen schwerlich in bessere Hände, als die der genannten Männer, fallen. Leider werden deren, welche die grönländische Sprache verstehen, in Europa immer weniger. Es ist ein schönes Zeugniß, wenn Pastor Jörgensen sich über die ihm anvertrauten Seelen folgendermaßen ausspricht: „Unsere Arbeit hier ist oft sehr mühsam und mit großen Schwierigkeiten verbunden, so daß man oft nur mit Furcht und Zittern an das Werk gehen kann; jedoch haben wir reichliche Ursache, dem milden und barmherzigen Heiland zu danken, daß er sowohl das Wollen und Beginnen als das Vollbringen im Namen unsers Herrn Jesu Christi gestattet und zu dem in Schwachheit unternommenen Thun seinen Segen gegeben hat, so daß auch auf dieser öden, fernen und kalten Küste eine christliche Gemeinde sich findet, welche, wenn man die Umstände, in denen wir leben, und unsern Mangel nicht aus den Augen läßt, sich der Vergleichung mit allen ihren Schwestern nicht zu schämen braucht.“ —

In Frederikshaab

arbeitet mit großer Treue der Miss. Pastor Barfod; zu dieser Kolonie gehören mehrere Inseln: Norön, Quann, Kikerlak, Avegeit, Kangarsuk u. s. w. Hier sind noch verwitterte Baureste aus der Zeit der alten Normannen; kalte, schneebedeckte Jökels wechseln mit grünen Auen, öde Felsen mit fischreichen Binnenseen. Hier wird auch Kryolith gebrochen, eine Arbeit, welche in den letzten Jahren viele

Menschen beschäftigt. Im Ganzen bietet jedoch die Kolonie eine traurige Ansicht; das feste Land liegt begraben unter dem Eise; die hervorspringende Küste Cap Desolation trägt eine spärliche Vegetation, die auch im höchsten Sommer je und je von starkem Schneegestöber heimgesucht wird; weht der Wind aus Norden, so werden die Meereseinschnitte von dickem Eise geschlossen. Es gehört Liebe und Glauben dazu, um auf einem solchen Platze das Werk des Herrn zu treiben. Dem obengenannten Missionar ist die Gnadengabe eines fröhlichen Muths gewährt; seine Berichte lauten hoffnungsvoll. Auf die Empfehlung von Miss. Barfod hat die Regierung die Unternehmung des Katecheten Laurent Olsen unterstützt. Dieser mit der grönländischen Sprache genau bekannte und mit einer Grönländerin verheiratete Mann wollte die auf der unzugänglichen Ostküste wohnenden Heiden aufsuchen und ihnen das Wort des Lebens bringen. Sein Unternehmen ist jedoch schon im ersten Anfang gescheitert. Ueber die Ostküste von Grönland und die dort ansäßigen Stämme herrscht noch großes Dunkel. Seit der letzten von dänischer Seite veranstalteten Expedition (1829—1833), an deren Spitze der Kapitän Graah stand, ist eigentlich nichts geschehen, um die Ostküste zu entdecken; die Meinung hatte sich mehr und mehr festgesetzt, daß das Eis sie unzugänglich und großentheils unbewohnbar mache; man hatte es als erwiesen angesehen, daß die von den Norwegern lange besetzte Ostküste infolge eines Mißverständnisses so genannt und auf der jetzigen Westküste zu suchen sei, wo noch Ruinen in bedeutender Menge von der Normannenzeit zeugen. Die neueste Zeit hat diese Ansicht wieder erschüttert; ein Engländer Taylor, der sich lange Zeit in Grönland als Mineralog aufhielt, hat einen Vertrag mit der dänischen Regierung abgeschlossen, der ihm die Erlaubniß ertheilt, die Entdeckungen auf der Ostküste wieder aufzunehmen; er bereitet sich gerade jetzt, die Sache mit großen Mitteln anzugreifen. Doch hat die Regierung sich die Mission unter den etwa dort befindlichen Heiden vorbehalten. Die Zahl der vermeintlichen Grönländer auf der Ostküste wird sehr verschieden angegeben; Rink glaubt, daß sie kaum hundert übersteige, während Andere sie auf Tausende schätzen. Die Zeit wird auch darüber aufklären.

Noch bleibt

Julianehaab,

die südlichste Kolonie, zu besprechen übrig. An diese schließen sich die

meisten historischen Erinnerungen an. „Hier war es," schreibt noch im vorigen Jahr der eben dort angekommene Missionar Rosen, „wo, nach dem Bericht Ivor Bardsen's, die Normänner ihre größte 'Bygd' (Anlage) hatten; noch sieht man hier jenseits der Laxete, unter dem Schutze hervorspringender, von der Sonne beschienener Felsen, die Trümmer der nordischen Gebäude, welche deutliche Spuren von der Thatkraft ihrer Erbauer tragen. Noch stehen mehrere im Laufe der Jahrhunderte aufgebaute Mauern, nun mit dickem Moose bewachsen, die mir deutlich zeigen, wo meine Vorfahren ihr strenges und mühsames Leben führten, — um später spurlos zu verschwinden, oder sich in die eskimoische Bevölkerung zu verlieren. Ich stand zwischen den Ruinen der großen Bygd Dyrnos; die Natur ist noch eben so jung wie damals, das Werk der Menschen aber ist eitel und vergänglich; ich dachte an die Worte des Jakobus, der das Treiben der Menschen einem verschwindenden Dampfe vergleicht, ob sie auch rastlos hin und her eilen, zu hantiren und zu gewinnen. Und in diesen großartigen aber einsamen Umgebungen flehte ich zu Gott mit stillem Gebete, daß ich der Gnade gewürdigt werden möge, einen Stein zu dem Gebäude hinzufügen zu dürfen, welches nicht zusammenstürzt, dessen Säule und Grund der Herr selbst ist in seiner himmlischen Machtfülle." Der Herr wird das Gebet Seines Knechts erhören, mit welchen Schwierigkeiten er auch zu kämpfen habe. Sowohl der jetzige Missionar Rosen als auch der vorige nach Jakobshaven als Vorsteher des dortigen Seminars versetzte Nissen klagen über mannigfache Gebrechen; noch wachsen die Kinder ohne alle Zucht auf und sind schwer zur Schule zu bringen; diese ungebundene Erziehung verkümmert den Unterricht; das Jagdleben, wodurch allein der nöthige Unterhalt sich verschaffen läßt, stumpft den Sinn für geistige Beschäftigungen ab; die Katecheten, welche die eigentlichen Träger der grönländischen Mission sind, stehen im Ganzen nicht viel höher als ihre Landsleute, und können daher keinen wesentlichen Einfluß auf die Weiterbildung der ihnen anvertrauten Gemeinden üben, zumal auch sie sich ihr Brod auf die gewöhnliche Art verdienen müssen. Der letztgenannte Missionar schlägt vor, ein paar Erziehungshäuser bei Julianehaab anzulegen, in die man die Kinder des Distrikts und der entfernten Orte sammeln könnte, um ihnen daselbst eine christliche Erziehung angedeihen zu lassen. Dieser Vorschlag verdient Beachtung, sofern die Rückwirkung der aus einer solchen Bildungsanstalt hervor-

begangenen Kinder auf die geselligen Verhältnisse nicht anders als ersprießlich sein kann.

Wir scheiden von dem unter dem Nordpol liegenden Lande und seinen armen Bewohnern mit dem herzlichen Wunsche, daß der Herr die Missionsbestrebungen in Grönland gnädig ansehe, damit auch hier erfüllt werde, was der heilige Sänger ausspricht: „Deine Söhne werden von ferne kommen und deine Töchter an der Seite getragen werden." (Jes. 60, 4.)

Sektirerei in der Südsee.

Daß die Reformation noch nicht die Wiederherstellung der apostolischen Kirche ist, obgleich sie sich von Anfang an dieß Ziel gesteckt hat, ist jedem Unbefangenen in diesen Tagen klar. Mit lautem Triumph verkündigt es die katholische Kirche seit langer Zeit, daß die Sekten sich immer mehr spalten und scheiden, daher in Kürze die Selbstauflösung des Protestantismus zu erwarten sei. Sie dagegen rühmt sich, nicht ohne einen Schein der Wahrheit, trotz aller menschlichen Schwachheit und nationalen Verschiedenheit im Grunde doch ihre Einheit bewahrt zu haben; und daß dieser Ruhm noch jetzt seine Wirkung thut, beweist die Erfahrung so mancher Geister, welche nach vielen Wechseln sich in den Schooß der Alleinseligmachenden werfen, um endlich Ruhe für das umgetriebene Herz zu finden. Man mag nun darüber denken, wie man will, das wird sich nicht läugnen lassen, daß die Einheit ein bedeutendes Kennzeichen der wahren Kirche ist und bleibt. Sie braucht gewiß nicht Einförmigkeit zu sein; die Gemeinden, welche Paulus unter den Griechen gründete, hatten sicherlich eine andere Form als die, welche er in Palästina traf. Aber daß diese und jene in Liebe verbunden blieben, war ein Hauptanliegen des großen Apostels und aller seiner Mitarbeiter; und ihren Anstrengungen ist es gelungen, die Einheit zu erhalten und dem Teufel zum Trotz immer wieder herzustellen. Wir haben dasselbe Bedürfniß. Allianzen bilden sich zwischen den verschiedenen christlichen Kirchen, Compromiße und Unionen kommen da und dort zu Stande, Vereine treten neuestens zusammen, welche sogar Katholiken und Protestanten näher verbinden sollen; im großen Gan-

zen aber läßt sich kaum verkennen, daß das Bedürfniß viel mehr gefühlt und erkannt, als wirklich befriedigt wird. Wir ersehen daraus, wie sehr uns die apostolische Kraft des Glaubens und der Liebe abgeht, und demüthigen uns unter das Gefühl unserer unläugbaren Schwäche.

Auch auf dem Missionsfeld begegnen wir vielfach diesem Bedürfniß, den mannigfachen Abhilfen, welche mit verschiedenem Erfolge versucht worden sind, und dem Bekenntniß, daß leider noch das Größte zu thun übrig bleibt. Es ist durchaus nicht unsere Absicht, neue Mittel vorzuschlagen; was wäre auch das Mittel, als eben der rechte apostolische Geist. Aber Thatsachen mögen wenigstens Zeugniß davon ablegen, daß wir dem Bekenntniß unserer Schwäche nicht ausweichen wollen. Noch vor wenigen Jahrzehnten konnten sich die Missions-Gesellschaften rühmen, daß ihre Arbeiter im Ganzen zusammenstehen, daß des Einen Fortschritt auch den Andern freue, die Niederlage einer Kirche auch von den übrigen beklagt werde. Das wird nachgerade anders. Der Missionare, welche für Einigkeit in Christo eifern, werden weniger; derer, die für ihre Secte eifern, mehr und mehr. „Daß sie vollkommen seien in Eines," betet der Herr, „damit die Welt erkenne, daß du mich geliebt hast; daß sie Alle in uns Eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt." Damit ist jedenfalls den Missionsfreunden gezeigt, wornach sie zu streben, um was sie zu bitten haben, wenn ihnen daranliegt, daß die Welt zur Erkenntniß des eingeborenen Sohnes Gottes komme. Alles Werben für die Secte, alles Proselytiren in diesem und jenem Namen — ob auch von Wundergaben begleitet — erweist sich durch dieß Wort des Herrn als unfruchtbar, wenn es nicht getragen ist von einem Sehnen nach der Einheit der Gotteskinder, wie es im Herzen dessen glühte, der sich selbst für uns geheiligt hat.

Wir besuchen zuerst die Sandwich-Inseln. Dort landeten amerikanische Missionare im April 1820, und wurden mit dem Ruf empfangen: „Die Götter sind nicht mehr!" Das Heidenthum war — ohne Mission — abgeschafft worden, in Folge des zunehmenden Verkehrs mit Fremden, besonders aus England; das Christenthum, wie es nun von den amerikanischen Congregationalisten geboten wurde, fand eine günstige Aufnahme bei Hohen und Niedern. Bald wurden auserlesene Seelen getauft und schöne Triumphe gefeiert. Nicht ohne

Kampf; denn vom Thron war der Religionswechsel ausgegangen, und die Launen des Königs und seiner Umgebung behielten immer großen Einfluß auf die jeweilige religiöse Strömung. Französische Kriegsschiffe haben auch diesen Inseln katholische Priester aufgenöthigt (1836), und beinahe ein Drittheil der Bevölkerung mit 23,000 Seelen gilt für katholisch. Auch Mormonen haben hier Eingang gefunden; heidnischer Aberglaube und Zauberei, mit den civilisirteren Sünden der Trunksucht und Unzucht, halten noch fast ein Drittheil von den christlichen Kirchen fern. Auf 20,000 belief sich im Jahr 1861 die Zahl der Kirchenglieder in der evangelischen Mission; sie sind der Kern des Kanaka-Volkes, dem sich noch eine große Anzahl getaufter Kinder anschließt. Die meisten von diesen sind als die Frucht der großen Erweckung zu betrachten, da 25,000 Seelen sich der Kirche anschlossen. Damals hat Missionar Coan (1838) an Einem Tage 1700 Seelen getauft, wozu er sich einer eigenthümlichen Vorrichtung bediente; und die meisten der damals Erweckten sind noch die Freude des Missionars. Auf 20,000 belauft sich die Zahl der im Glauben Entschlafenen. Leider giebt es mehr alte als junge Christen; Bekehrungen unter der Jugend gehören schon lange zu den Seltenheiten.

Wie viel auch über die Schwächen der neuen Christen geklagt wird, wer sollte sich nicht freuen über das Werk, welches hier innerhalb einer Generation vollendet worden ist? Nackte, tiefgesunkene Wilde zu einer christlichen Nation umgewandelt, alle in anständiger Kleidung, mit geregelter Ehe und fleißig besuchten Gottesdiensten; Schulen, in welchen eine einheimische Literatur, gegründet auf eine gute Bibelübersetzung, der Jugend zugänglich gemacht wird; dazu Seminarien und Hochschule; endlich eine ganz anständige Staatsverfassung mit christlichen Gesetzen, welche z. B. jedem Kinde vom sechsten bis zum sechzehnten Jahre den Schulbesuch auferlegen, die Sonntagsheiligung sichern und Trunksucht und Unzucht möglichst beschränken. Ueberall trifft man Kirchen, einige aus Holz oder Stein gebaut, andere im alten Styl mit Gras gedeckt, viele mit schönen Glocken, und in den Städten mit Thurmuhren versehen. Eine schöne Kirche, die aus Korallstein gebaut ist, kostete der Regierung 30,000 Dollar. Und jeden Morgen füllen sich diese Gebäude mit Andächtigen. Schon stehen gebildete Hawaier in den höchsten Aemtern; die Kenntnisse der Lehrer erreichen mit jedem Jahre größere Ausdehnung; Missionen auf der Marquesas-Gruppe und in Mikronesien wer-

den von Hawaii aus mit Eifer betrieben, und die Missions- und Bibelgesellschaften der sieben Inseln erfreuen sich eines zunehmenden Gedeihens. Das ist die eine Seite des Bildes.

Die andere zeigt uns viel Gleichgiltigkeit in den Gemeinden, das Schwinden der ersten Liebe aus manchen Herzen, den steigenden Einfluß gottloser Fremden, welche besonders durch Branntwein viele verführen, und einen Mangel an Festigkeit und selbstständigem Charakter in den Bekehrten. Wenn z. B. plötzlich ein Missionar wegstirbt, so nimmt im Nu das Saufen überhand; darüber mußten in einer Gemeinde sechzig Kirchenglieder zumal ausgeschlossen werden. Weil sie aber doch Christen sein wollen, gehen sie zu den Römischen über; der Priester verspricht ihnen, in aller Stille ihre Beichte abzunehmen und sie zu absolviren; so bleibt ihnen die öffentliche Kirchenbuße „der Calviniſten" erspart. Auch vom Bürgerkrieg in Amerika fühlen sich die Missionare gedrückt; sie dürfen den Kanaka's nicht verhehlen, daß selbst in Amerika noch nicht Alles ist, wie es sein sollte; auch der politische Einfluß ihrer Nation auf jene Inseln ist merklich erschüttert.

In diese Zeit fällt nun die Errichtung eines anglikaniſchen Bisthums in Honolulu, der Hauptstadt des jungen Staats. Wie gieng es damit zu?

Engländer in dieser Hafenstadt hatten im Jahr 1860 den Wunsch ausgedrückt, einen Prediger ihrer Kirchenform, und zwar einen evangelisch gesinnten, zugeschickt zu erhalten. Darüber regte sich bei der hochkirchlichen Partei in England das Verlangen, einen Bischof hinzusenden. Der König wurde veranlaßt, um einen solchen zu bitten. Der Weltverkehr mit China, Californien und Columbia, das Aufblühen des Hafens, wo unter 25,000 Einwohnern schon Konsuln und Kaufleute aller Seestaaten sich finden; die Vorliebe, welche der König für den anglikanischen Gottesdienst aussprach, wie er sich denn mit einer amerikanischen Miß nach dieser Form hatte trauen lassen; das Gefühl, daß man die ganze große Insel zu lange dem Einfluß der Sekten überlassen habe, indem außer Australien selbst nur noch auf Neuseeland kirchliche Mission betrieben wurde, diese und andere Rücksichten bewogen die Hochkirchlichen, einen Mann nach ihrem Herzen, Dr. Staley, als Bischof auszusenden in Begleitung von zwei Kaplanen. Pläne für den Bau einer Kathedrale begleiteten sie auf der Hinausreise; die Taufe des königlichen Prinzen wurde auf ihre Ankunft verschoben. Man dachte an die Herstellung einer Hofkirche, welche zu-

gleich für die Bedürfnisse der Fremden eine anständige Vorsorge treffe. Dagegen ließ sich nichts einwenden; hat der König ja auch sein Hoftheater, in welchem Kanaka's englische Stücke aufführen. Der Arbeit der amerikanischen Missionare wurde mit einer gewissen Anerkennung gedacht, das Verhältniß zu ihnen aber nicht näher bestimmt.

Nun ist der Bischof im Oktober 1862 auf der Insel gelandet; er wurde empfangen von den Ministern des Staats, und die königlichen Wagen zu seiner Disposition gestellt. Doch warum ist alles in Schwarz gekleidet? Der vierjährige Kronprinz war gestorben, nachdem er noch in Eile von den Amerikanern die Taufe erhalten hatte. Die Landung fiel auf einen Samstag; am folgenden Tag strömte Alles zur Predigt des bischöflichen Kaplans und ergötzte sich an dem Singen und der Musik der Ankömmlinge, deren Art so stark gegen die puritanische Sitte der Amerikaner abstach. Des Königs Vater, der seit zwanzig Jahren in keine Kirche gekommen war, die Prinzessin Victoria u. s. w. stellten sich ein; verschiedene Unitarier erklärten alsbald, zu dieser Kirche übertreten zu wollen. Am nächsten Sonntag predigte der Bischof selbst vor König und Königin; schon heißt er nicht mehr Bischof von Honolulu (auf Oahu gelegen), sondern von Hawaii, der Hauptinsel, welche der Gruppe den Namen giebt. Tags darauf hält er Audienz und begrüßt den König mit der Schmeichelei, daß dieß der erste Fall sei, daß ein unabhängiger Fürst „den englisch-reformirten Zweig der heiligen katholischen Kirche Christi" zu sich einlade. Er bedauerte sehr, daß er den Prinzen nicht taufen, nicht in Christi Gerechtigkeit kleiden durfte; von den Missionaren, die noch diesen letzten Dienst dem Königshaus erwiesen hatten, schwieg er gänzlich. Ebenso schmeichelhaft war der Willkomm des Königs. Wie sich aber der Bischof zu jenen Missionaren stellt, erhellt aus dem Inhalt seiner ersten Predigt und aus seinem Aufruf an die englische Kirche. In jener erklärt er, einen mittleren Standpunkt zwischen den protestantischen und katholischen Missionaren einnehmen zu wollen. In diesem bittet er dringend, doch auf allen Inseln anglikanische Geistliche zu stationiren, weil dort noch so viel Heidenthum und Zauberei herrschen. Es sei schauerlich, wie die Leute einander zu todt beten.*)

*) Das ist wirklich der Fall: A läßt z. B. B wissen, er werde ihn zu todt beten; und in vielen Fällen geschiehts; wie von der unwiderstehlichen Kraft des alten Tapu getroffen, siechen die Verurtheilten dahin. Oder aber ermannen sie sich und stellen andere Todtbeter an, deren Thun gleichfalls nicht ohne Wirkung bleibt.

Allem dem wird nun durch einen reichen Vorrath von Kirchengewändern, Bildern, geistlicher Musik, Peterschlüsseln u. dgl. abgeholfen werden. Ein Missionar lud des Bischofs Kaplan zu einer monatlichen Betstunde ein; der lehnte es aber ab, weil er mit Christen, welche das Episcopat nicht für eine göttliche Stiftung halten, keine Gemeinschaft halten könne. Schon hat der Bischof etliche Inseln besucht und dreizehn Leute, die sich nach seiner Handauflegung sehnten, konfirmirt, während seine Prediger Schulen errichten, die Sprachen lernen und allenthalben taufen. Ein Traktat, der erste, den sie veröffentlicht haben, empfiehlt die bisher unbekannte Confirmation als „eine sakramentliche Handlung der Kirche", welche jedem Christen nothwendig und nur von dem Bischof der heiligen katholischen Kirche zu verrichten sei; alle Unkonfirmirten werden eingeladen, zu kommen und „Gottes Diener" zu sehen, ihre Gewissen zu entladen und die holdseligen Worte: deine Sünden sind dir vergeben! aus dem rechten Munde zu hören. Ist es doch der Ruhm dieser Kirche, wenn nicht die allein —, doch die ganz besonders selig machende zu sein!

Das geschieht auf einer Inselgruppe, welche auf 67,000 Einwohner, deren Zahl leider noch immer in Abnahme begriffen ist, 28 evangelische Missionare zählt, neben mindestens ebenso vielen katholischen Priestern. Wären die letzteren nicht eingedrungen, so hätte schon längst die Zahl der weißen Missionare bedeutend verringert werden können. Eine dritte Kirche will jetzt zwischen beiden die rechte Mitte treffen und schmeichelt sich, nun endlich den Kanaka's das wahre volle Licht zu bringen und dem übrigen Heidenthum den Todesstoß zu versetzen. Was anders wird sie zu Wege bringen, als Verwirrung der Gewissen und Steigerung des katholischen Einflusses!

Die amerikanische Missionsgesellschaft hat diesen Sommer ihren Nestor, Dr. Anderson, auf die Inseln geschickt, um noch einmal die Missionsstationen zu besuchen, ehe sie von der Gesellschaft aufgegeben werden. Denn das ist der Beschluß, zu welchem im Juni dieses Jahres alle Missionare und Kanaka-Prediger nach langer Berathung kamen, daß hinfort keine Missionare mehr auf die Inseln geschickt werden, sondern dieselben eine selbständige, sich selbst unterhaltende Kirche bilden sollen. Man hofft, daß damit die rechte Selbstthätigkeit in den Kanaka-Christen geweckt werde; und möge der HErr ihnen helfen, sich durch die Aergernisse, welche sogenannte Christen ihnen in den Weg legen, auf die rechte Weise durchzukämpfen!

Wir besuchen eine südlichere Inselgruppe, die Samoa's. Hier wohnt auf acht Inseln ein rühriges Schiffervölklein von 34,000 Seelen, darunter man im Jahr 1861 nur noch zehn Heiden zählte. Im Jahr 1830 hatte Williams das Werk der Evangelisirung angefangen, und in einem Menschenalter hat es schon wunderbare Früchte gereift. Die Bibel ist revidirt und findet sich fast in jedem Hause; Schulen und Kapellen in jedem Dorfe. Sieben englische Missionare, Congregationalisten der Londoner Gesellschaft, führen die Aufsicht; zwei von ihnen bilden im Seminar von Upolu (seit 1844) Lehrer für diese und die umliegenden Inselgruppen. Für die Mission steuert das Völklein 8695 Thaler im Jahr und bestreitet außerdem den Unterhalt von beiläufig 200 Pastoren. Das vermögen sie auch ohne Mühe. Im Jahr 1842 hatte der britische Consul, Williams' Sohn, das erste Schiff befrachtet; jetzt werden in einem Jahr auf 67 Schiffen für 134,000 Dollars Waaren ausgeführt. Leider haben auch hier französische Schiffe seit 1845 katholische Priester gelandet; ihr Fortschritt ist aber bis jetzt sehr unbedeutend geblieben. Wenn irgend etwas geeignet ist, ihm aufzuhelfen, so dürfte dieß durch das Eindringen der Methodisten bewirkt werden; es ist das eine lange Geschichte, aber so lehrreich, daß es der Mühe werth erscheint, Missionar G. Bird's Bericht nur wenig verkürzt mitzutheilen. Er schreibt:

„Am 22. August 1830 landete der 'Friedensbote' den unvergeßlichen Williams mit dem ehrwürdigen Barff auf Samoa, um im Namen des Herrn von der Insel Besitz zu nehmen. Auf dem Wege dorthin waren sie an den Freundschaftsinseln vorbeigekommen, wo Williams und Barff vierzehn Tage zubrachten und manchen ermuthigenden Erfolg des Missionswerkes sehen durften. Bei jenem Besuch wurde auf einen Antrag der Wesleyaner zwischen den verschiedenen Brüdern zu beiderseitiger Zufriedenheit ausgemacht, daß diese das Evangelium unter den Fidschi-Insulanern ausbreiten und sich dazu der drei eingebornen Lehrer bedienen sollten, welche die Missionare der Londoner Missionsgesellschaft zu diesem Zweck mitgebracht hatten, während die Letzteren das Werk auf den Samoa-Inseln betreiben wollten.

„Im Jahr 1834 kehrte Williams, nach einem zweiten Besuch auf Samoa, nach England zurück. Missionar Platt blieb in Samoa, um das Werk dort zu überwachen, bis neue Brüder aus der Heimat kämen. Am 8. Juni 1836 landeten sechs junge Missionare auf

der Insel, und Bruder Barff kam von der östlicheren Inselgruppe herüber, um ihnen beim Anfang mit Rath beizustehen.

„Groß war ihr Erstaunen und Bedauern, als sie von H. Platt hörten, daß Anfangs 1835 der wesleyanische Missionar P. Turner mit einer Anzahl eingeborner Lehrer von den Freundschaftsinseln herübergekommen sei, um auf Samoa seine Sekte auszubreiten und Zwietracht unter den jungen Christengemeinden zu säen.

„Am 10. Juni 1836 wurde eine Sitzung gehalten, in welcher darüber berathen wurde. Ein kurzer, scharfer Briefwechsel erfolgte.

„Im September 1836 kam ein zweiter Wesleyaner, Missionar Wilson, von Tonga herüber. Die Londoner Missionare protestirten und gaben eine Bittschrift an ihre Kommittee in England ein. Der Erfolg war, daß am 23. Mai 1839 die beiden Wesleyaner sammt allen ihren eingebornen Gehülfen freie Passage auf dem 'Camden' (dem Schiff der Londoner Missionsgesellschaft) bekamen. Die Direktoren der wesleyanischen Missionsgesellschaft waren nach einer freundschaftlichen Berathung mit unsrer Kommittee auf den Vorschlag eingegangen, hatten den Vertrag feierlich bestätigt und ihre Weisungen für die Wesleyaner-Brüder dem Missionar Williams mitgegeben. Dieser besuchte gleich nach seiner Ankunft die Brüder Turner und Wilson, übergab ihnen das Schreiben des Vorstands und bekam von ihnen das freiwillige Versprechen, daß sie nicht nur Samoa verlassen, sondern auch die Anhänger ihrer Sekte ermahnen und bewegen wollten, sich künftighin an den Unterricht der Londoner zu halten. Der Geschichtschreiber unsrer Gesellschaft giebt in dem ersten Band seines Werkes diese Verhandlung ausführlich wieder.

„Aber kaum zwei Jahre nach Turners und Wilsons Abreise (1841) kam eine frische Anzahl eingeborner Lehrer von Tonga herüber. Sie sagten, ihre Könige Josia und Georg schickten sie auf die dringende Bitte der Glieder ihrer Gemeinschaft auf Samoa. Diese Männer belebten aufs Neue den Sektengeist und widersprachen offen unsrer Aussage, daß keine Wesleyaner-Missionare mehr nach Samoa geschickt werden würden. Einer dieser Lehrer war ein 'ordinirter Pastor'. Die Londoner Missionare, wie aus ihrem Schreiben vom 11. Dezember 1845 an die Wesleyaner in Tonga erhellt, hatten starken Verdacht, daß diese Lehrer von ihren Missionaren nach Samoa geschickt worden seien. Augenscheinlich hatten dieselben wenigstens die Augen zugedrückt und die Lehrer keineswegs von ihrem Vorhaben ab-

zubringen gesucht. Der Vorstand jenes Distrikts schrieb sogar unsern Missionaren einen Brief, am 30. Oktobter 1845, in welchem er so weit gieng zu läugnen, daß der besagte Vergleich von 1830 zwischen den beiden Parteien je getroffen worden sei. Darüber, daß die Tongakönige uns Lehrer geschickt haben, sagt er: 'Die Könige Josia und Georg gaben den dringenden Bitten der Wesleyaner auf Samoa nach und sandten ihnen Lehrer, und es wird schwer halten, zu beweisen, daß sie damit gegen Gott oder Menschen gesündigt haben.'

„Im Jahr 1849 fragte Missionar Peter Turner (der erste Wesleyaner Eindringling) bei unsrer Mission schriftlich an, ob wir uns wieder verbindlich machen würden, die eingeborenen Lehrer von Samoa aus nach Tonga zurück zu befördern, falls dort Anstalten für ihre Rückkehr getroffen werden sollten. Es wurde ihm geantwortet, die Londoner Missionsgesellschaft habe vor zehn Jahren das Ihrige völlig gethan, indem sie allen wesleyanischen Missionaren und Lehrern freie Ueberfahrt nach Tonga auf ihrem Schiff Camden bewilligte; der Vertrag, den die beiden Gesellschaften mit einander geschlossen, sei durch die Wesleyaner auf Tonga verletzt worden, sofern sie wieder Lehrer nach Samoa sandten und dieselben dort bisher verhielten; an ihnen sei es nun, ihre Leute zurückzunehmen. Die Londoner Missionsgesellschaft könne fürderhin keine weitere Mühe und Ausgaben in dieser leidigen Geschichte auf sich nehmen, welche sie als das größte Hinderniß für das Werk der Ausbreitung des Evangeliums auf Samoa betrachten müsse.

„Im Jahr 1852 wurden die Tonga-Lehrer wieder heimberufen. Das Protokoll vom 9. Dezember 1852 sagt darüber: 'Mit Dank gegen Gott berichten wir, daß unsre Wesleyaner Brüder auf der Tongagruppe endlich entschlossen scheinen, den Vertrag, der 1830 zwischen ihrer und unserer Mission geschlossen wurde, einzuhalten. Vor einigen Monaten erhielten ihre Lehrer auf unsrer Inselgruppe strengen Befehl, nach Tonga zurückzukehren, was denn auch viele von ihnen im letzten Oktober thaten. Etliche Wenige bleiben hier; aber sie thun es scheints nur wegen Familienverbindungen, die sie mit Samoa verknüpft haben; sie werden aber, wie die Tonga-Missionare ihnen entschieden erklärten, keinerlei Unterstützung mehr von ihnen erhalten. Nur wenige Lehrer sind durch dringende Bitten der Samoa-Leute zurückgehalten worden. Wir bedauern sehr, daß unsre Brüder diese Lehrer nicht schon lange zurückriefen, die seit vielen Jah-

ren der Ausbreitung des Evangeliums unter den Samoa-Insulanern beständig im Wege gestanden sind. Ferner bedauern wir, daß die Lehrer, von den Brüdern zurückberufen, nun diese Inseln verlassen haben, ohne irgend welchen Versuch, ihre Leute zur Vereinigung mit uns aufzufordern. Doch freut es uns, daß endlich dieser Schritt gethan wurde, dessen gute Folgen sich schon zu zeigen anfangen. Auf einigen unsrer Stationen sind die frühern Anhänger der Wesleyaner insgesamt zu uns übergetreten, anderswo haben ganze Dörfer und an verschiedenen Orten wenigstens einzelne Personen sich mit uns vereinigt. Wir haben aber alle Ursache zu hoffen, daß in kurzer Zeit die Meisten von den jetzt Fernestehenden sich zu uns schlagen werden.'

„Die wenigen Tongalehrer, die zurückgeblieben waren, bemühten sich jedoch, den Sektengeist wach zu erhalten. Wären sie nicht gewesen, so hätte der Riß wohl leicht geheilt werden können. Als im J. 1839 die Wesleyaner Missionare Samoa verließen, zählten sie dort 13000, Anhänger; im Jahr 1855 waren diese auf 3—4000 geschmolzen; noch wenige Jahre, und dieser Ueberrest wäre wohl, trotz der wenigen Tongalehrer, vollends übergetreten.

„Nun aber erfolgte der dritte Eingriff der Wesleyaner in unser Arbeitsfeld, welcher leider noch fortdauert. Hören wir, was das Protokoll der Sitzung vom 2. Januar 1856 darüber sagt: Im August 1855 besuchte Missionar John Thomas, Vorstand des Distritts der Freundschaftsinseln, in dem Schiff 'John Wesley' die Insel Samoa. Sein Zweck war, dort Anstalten zu treffen, um die Mission auf jene Gruppe auszudehnen. Wir können die Wiedereröffnung dieser Unternehmung nur bedauern und wundern uns sehr über das Verfahren unsrer Wesleyaner Brüder, nachdem doch der Vertrag zwischen den beiden Gesellschaften eingegangen und durch die Vorfälle von zwanzig Jahren befestigt worden ist, bis im Jahr 1852 die Sache für immer bereinigt schien. Auch sind wir sehr erstaunt über Herrn Thomas' Betragen während seines Besuchs auf Samoa. Anstatt eine freundschaftliche Besprechung zu suchen, wie es nicht allein die brüderliche Liebe, sondern schon die gemeine Höflichkeit geboten hätte, wies er jeden Wunsch Herrn Murray's, der eine Zusammenkunft der Brüder vorgeschlagen hatte, entschieden ab. Weiter haben wir zu beklagen, daß er an wenigstens vier verschiedenen Orten Versammlungen unter den Leuten hielt, ohne nur die Missionare in

jenen Ortschaften zu besuchen, gerade als existirten sie nicht. Obschon wir gegen unsre Wesleyaner Brüder keine feindselige Gesinnung hegen, ist doch um mancher triftigen Gründe willen ihre Rückkehr nach Samoa keineswegs wünschenswerth. Dagegen sprechen schon die Bedürfnisse der Heidenwelt. Die Samoagruppe ist verhältnißmäßig gut besetzt und unsrer Meinung nach wäre es eine Verschwendung der kirchlichen Mittel, zwei verschiedene Missionen auf dieser Gruppe zu haben. Die 34,000 Leutchen können doch wahrhaftig der Londoner Mission überlassen werden, deren Arbeit bisher durch Gottes Gnade manchen segensreichen Erfolg gehabt hat, z. B. die Bildung zahlreicher Gemeinden auf allen Inseln, die Uebersetzung und der Druck der ganzen heiligen Schrift, die Heranbildung vieler eingeborenen Gehülfen für den Dienst zu Haus und im Ausland, in einer Anstalt, die vor vielen Jahren zu diesem Zweck errichtet worden ist. Wäre es nicht viel schöner und löblicher, wenn unsre Wesleyaner Brüder, statt in die Arbeit andrer Christen einzudringen, sich der vielen Tausende annehmen würden, welche auf so ausgedehnten Räumen in Polynesien aus Mangel an Erkenntniß dahinsterben, weil sie weder Missionare noch eingeborne Lehrer haben? — Obschon vielleicht noch etwa 3000 Seelen sich auf Samoa zerstreut vorfinden, die sich Anhänger jener Tongalehrer nennen, welche dem Befehle ihrer eignen Gesellschaft zuwider dablieben, so scheint doch ihr Fernstehen von uns sich nur dem Einfluß jener Lehrer zuschreiben zu lassen, und keineswegs einem Widerwillen, den sie gegen unsre Gemeinschaft hätten. Das wird bestätigt durch die Erfahrung, daß überall, wo keine solche Lehrer mehr sind, die Leute sich gerne von uns unterrichten ließen. Was die Tongalehrer betrifft, so protestiren wir jetzt, wie wir wiederholt gethan haben, gegen ihr Verharren auf unsrer Insel, da ihre Anwesenheit viel geschadet hat. Wir betrachten es deßhalb als unsre Pflicht, unsre wesleyanischen Brüder zu bitten, daß sie sich diesen Gegenstand nochmals überlegen, ehe sie den Vertrag der beiden Gesellschaften, welchen wir unsrerseits treu einzuhalten gesucht haben, nochmals brechen. Wir ersuchen daher unsre Vorsteher, mit der Kommittee der wesleyanischen Missionsgesellschaft zu unterhandeln, und werden eine Abschrift dieses Protokolls an die Missionare auf den Freundschafts-, Fidschi-Inseln und Neuseeland, sowie an den Vorstand der Wesleyaner-Conferenz in Australien übersenden."

„Es thut uns leid," heißt es im Bericht vom November 1857,

„nochmals auf das Eindringen und den Wortbruch der Wesleyaner aufmerksam machen zu müssen. Am 8. September kehrte der 'John Wesley' nach Manoni zurück; alsobald stationirte Missionar L. Adams, ohne mit irgend einem von uns sich zu besprechen, daselbst einen jungen Missionar (Dyson), der eben von Melbourne gekommen war. Mit ihm landete eine Anzahl von Tongalehrern, welche in den verschiedenen Gegenden der Gruppe stationirt werden sollen. Erst nachdem er diesen Schritt gethan hatte, besuchte Herr Adams unsre Missionare Ella, Turner und Murray, um ihnen das Geschehene mitzutheilen. Er glaubte, damit seine Pflicht als Agent der australischen Wesleyaner-Conferenz in Verbindung mit der Mission auf den Freundschaftsinseln erfüllt zu haben. Unsre Brüder sprachen offen mit Herrn Adams über den vielfältigen Schaden, der unsrer Mission von diesem neugesäten Samen der Zwietracht entsprießen werde. Augenscheinlich war Herr Adams über manche Punkte nicht genau unterrichtet; aber alle Gegenrede blieb fruchtlos. Die Sydney-Conferenz und ihr Missionar waren fest entschlossen, ihre Arbeit auf Samoa wieder aufzunehmen, was es auch kosten möge, und ihr Agent sagte, er müsse, wenigstens vor der Hand, seinen Aufträgen nachkommen. Wir unsrerseits legten gegen diesen Plan unsern feierlichen Protest ein. Wir glauben, daß alle Gründe, welche zu jenem ersten Vertrag zwischen den beiden Missionsgesellschaften Anlaß gaben, noch existiren und zwar stärker als je.

„Im Jahr 1860 kam ein zweiter Wesleyaner Missionar, im letzten Mai ein dritter, und ein vierter steht nun in Aussicht. Die Auszüge beweisen, daß nicht nur jetzt, sondern daß von Beginn unsrer Mission an gegen das Eindringen der Wesleyaner beständig protestirt worden ist.

„Der Vorwand, mit welchem dieses dritte Eindringen in unser rechtmäßiges Arbeitsfeld beschönigt wird, lautet: wir müssen unsre 3000 Schafe von den 'römischen Wölfen' erretten. Diesen Vorwand lassen wir nicht gelten, wir können's nicht. Christlichen Männern sollte ein feierlicher Vertrag heilig und unverletzt bleiben, was hier nicht geschehen ist.

„Außer den angegebenen Ursachen können wir noch viele Gründe anführen, welche gegen das Eindringen der Wesleyaner sprechen. Williams, der weitherzige, scharfsichtige Gründer und Vater der Samoa-Mission, begründet jenen Vertrag vom Jahr 1830 mit den

Worten: 'Und hier muß ich noch bemerken, wie wünschenswerth es ist, daß jede Gesellschaft ihr besonderes Arbeitsfeld unter den Heiden habe. So gerne ich mich mit einem Episkopalen, einem Baptisten oder einem Methodistenbruder vereinigen würde (der nämlich nicht Nebensachen zur Hauptsache machte), so scheint mir doch das Interesse jeder Mission, besonders in der ersten Zeit ihres Wachsthums, ein anderes Verfahren zu fordern. Den Eingebornen, so unvollkommen auch ihr Verständniß unsrer Absichten wäre, würden doch sogleich die äußeren Verschiedenheiten unsrer Gottesdienste auffallen, und das müßte ihre Aufmerksamkeit theilen und zerstreuen. Wir würden zu allerlei unnöthigen Fragen über kleinliche Unterschiede, und damit zu Erklärungen von dieser und jener Seite Anlaß geben, woraus viel Unheil entstehen würde, das sonst verhütet werden könnte.' Das klingt uns wie eine erfüllte Weissagung. Er fügt hinzu: 'Deßhalb hoffe ich, daß die Vorstände aller Missionsgesellschaften stets bereit sein werden, dem großen Zweck ihrer Anstalt alle kleinlichen Sekteneigenheiten zu opfern.'

„Der Geschichtsschreiber unsrer Gesellschaft, selbst ein Veteran der Südsee-Mission, sagt über jenen 'feierlichen Vertrag': 'Die Art, wie sich die Wesleyaner Missionare bei dieser Gelegenheit benahmen, war höchst löblich; hoffentlich wird Nichts sie von ihrem ausgesprochenen Entschluß abbringen, da die Einigkeit, der Friede und folglich die Wohlfahrt der Samoakirche, sowie die Ruhe der ganzen Inselgruppe großentheils davon abhängt, daß kein Grund zu religiöser Uneinigkeit und Verschiedenheit vorhanden ist. So ermuthigend auch die Aussichten auf Samoa für die Wesleyaner gewesen sein mögen, so hat doch die Gesellschaft, durch gesundes Urtheil und christliches Ehrgefühl geleitet, in dieser Sache den richtigen Weg eingeschlagen.' — Dieselben Gründe sind auch in der 'Erneuerung des Bundes im Jahr 1837' ausgesprochen: 'In der Furcht Gottes und geleitet von dem Gesetz unumstößlicher Gerechtigkeit und Billigkeit, sowie christlicher Brüderschaft und Einigkeit, welches in solchen Fällen das Verfahren geistverwandter Gesellschaften gegeneinander regieren muß, bestätigen und erneuern sie (die Wesleyaner Direktoren) ihren frühern Beschluß vom 24. Februar 1830, als nach ihrem Urtheil an sich selbst recht und billig, und wahrscheinlich höchst geeignet, die Verbreitung des Evangeliums unter der heidnischen Bevölkerung der polynesischen Inseln und den Frieden und die Erbauung der bereits

gegründeten jungen Kirchen zu fördern.' Dieß sind die von der Kommittee der Wesleyaner Missionsgesellschaft selbst angegebenen Gründe, womit sie dem Andringen ihrer Agenten auf Tonga und Samoa, ihren Beschluß nochmals zu überlegen, entschieden widerstanden.

„Weiter drückte der Sekretär der Wesleyaner Missionsgesellschaft, Dr. Bunting, da er eine Abschrift besagten Beschlusses unsern Direktoren übergab, die Hoffnung aus, daß die ausgesprochenen Grundsätze als heilig und unverletzlich betrachtet werden möchten. Dazu sprach denn auch unsre Gesellschaft ein herzliches Amen.

„Die näheren Gründe für unsern Protest sind z. B. folgende:

„1) Halten wir dafür, Samoa sei besser mit den Gnadenmitteln versehen als Tonga oder Fidschi. Diese sind, wie wir glauben, unsrer Hülfe bedürftiger als wir der ihrigen. Schon seit Jahren klagen die Methodisten, für Fidschi keine Arbeiter bekommen zu können, und die Fidschi-Gruppe hat 200,000 Einwohner!

„2) Falls die Wesleyaner Männer und Geld übrig haben sollten, so giebt es noch ungefähr 200 Inseln im stillen Ocean, deren Einwohner in Finsterniß und Todesschatten sitzen.

„3) Samoa ist ein zu enges Arbeitsfeld für zwei große Missionsgesellschaften. Unsre Gesellschaft ist willig und im Stande, es zu evangelisiren.

„4) Eine Doppelmission ist eine Verschwendung von Werkzeugen und Geldmitteln, wogegen die schreiende Noth von Millionen noch unbesuchter Heiden protestirt.

„5) Es ist unbillig und ungerecht, daß eine Gesellschaft sich in das Arbeitsfeld einer andern drängt, auf welches diese mit Säen und Pflanzen viele Mühe und Kosten verwendet hat; daß sie da sammle, wo sie nicht ausgestreut hat, und also die Arbeiter ihrer rechtmäßigen Ernte beraube. Mit großen Kosten hat unsre Gesellschaft die Evangelisation Samoa's seit 1830 betrieben. Nun da das Brachland aufgebrochen und angesät worden und die schwerste und kostspieligste Arbeit größtentheils gethan, die ganze heilige Schrift von uns übersetzt, auf unsrer Presse gedruckt und unter dem Volke verbreitet ist; da das Seminar zur Bildung eingeborner Prediger völlig im Gang ist — kurz, im Jahr 1857, als Samoa mit zehn Missionaren und 212 eingebornen Predigern und Lehrern bestellt und die ganze Missionsmaschine in voller Thätigkeit war und wir die Wesleyaner Brüder am allerwenigsten brauchten, als unsre Mission sich selbst zu verhal-

ten anfieng, — da bricht die wesleyanische Conferenz von Sydney ohne weiteres den gemachten Vertrag und drängt sich in unsre Arbeit ein.

„6) Viele schlimmen Folgen zeigen sich, wo zwei Sekten auf einem so kleinen Felde wirken. Nicht die geringste derselben ist, daß dadurch unser Plan, das Werk so viel als möglich durch eingeborne Prediger, nicht durch Europäer fortzuführen, in großem Maß vereitelt worden ist. Damit würde an Männern und Geld gespart, die anderswo zu verwenden wären. Natürlich wünschen das die Eingebornen nicht. Jedes Dorf hätte gern einen Missionar, wenn einer zu haben wäre.

„Wie unsre Plane und Arbeiten durch die Wesleyaner Brüder gestört werden, zeigt ferner folgender Bericht vom Juli 1861: 'Wir bedauern, nochmals auf das Treiben der Wesleyaner auf dieser Inselgruppe kommen zu müssen, das unsre Stellung immer schwieriger macht. Ihre leichte Art, Kirchenglieder aufzunehmen, Lehrer und Prediger anzustellen, sowie ihre freigebigen Versprechungen, Missionare zu senden, verbunden mit der Geneigtheit der eingebornen Häuptlinge und Anderer, Alles gleich übel zu nehmen und im ersten Aerger sich einer andern Sekte zuzuwenden, — das Alles wird, wie wir fürchten, am Ende ihnen die Oberhand verschaffen und die Masse des Volks hinüberziehen. Schon hat sich ein ganzes Dorf zu ihnen geschlagen, weil wir den Lehrer, unziemlichen Wandelns wegen, suspendirt hatten; und von verschiedenen Ortschaften droht uns dasselbe. Ein Dorf ist zertheilt: die eine Hälfte sagt, wenn der Lehrer nicht fortkomme, werden sie Wesleyaner; und die andere Hälfte erklärt: wenn man ihn versetze, bleiben sie nicht bei uns. Drei wichtige Gebiete, auf denen früher Missionare unsrer Gesellschaft wohnten, in geringer Entfernung von Missionsstationen, drohen schon, sie würden zu den Wesleyanern gehen, wenn wir ihnen nicht Missionare schicken.

„Wie schwierig ists da, Kirchenzucht zu üben. Wenn die Wesleyaner europäische Missionare schicken, gewinnen sie schnell das Volk, das eine wahre Sucht nach Missionaren hat; besonders jene Gebiete, wo früher Missionare wohnten, die nun durch eingeborne Prediger ersetzt sind. Unser Plan war ohne Anstand gelungen und gedieh, bis die Eindringlinge kamen. Ein sehr wichtiges Gebiet, wo ehemals ein Missionar wohnte, sandte im Januar eine Deputation an unsre Missionskonferenz mit der dringenden Bitte um einen Missionar. Weil wir ihnen darauf keine Hoffnung machen konnten, hieß es alsbald,

die ganze Einwohnerschaft habe sich zu den Wesleyanern geschlagen, unter der Bedingung, daß der neue Missionar bei ihnen wohne; ja sie haben ihm ein Boot entgegengeschickt, um gleich seine Habseligkeiten ans Land zu bringen. Die Wesleyaner brauchen also nur Missionare zu senden, so haben sie das Volk; damit wird unser Plan vernichtet; ihn fortzusetzen hieße, die Gemeinden verlieren.

„Was habe ich nur kürzlich in meinem eignen Distrikt erlebt! Letzte Woche machte ich mit einem Lehrer aus, er solle seinen bisherigen Posten verlassen und seinem Wunsche gemäß auf einer etwa zwölf Stunden entfernten Station Pfarrer werden. Da er ein guter Lehrer und der Posten gerade leer war, hoffte ich ihm damit einen Gefallen zu erweisen und die Anstellung eines Neulings zu umgehen. Am nächsten Tage kamen die Häuptlinge zu mir und erklärten geradezu, wenn ich ihren bisherigen Lehrer versetze, so würden sie Wesleyaner werden und brauchten keinen neuen Lehrer von mir. Die Häuptlinge hatten diesen kindischen Weg eingeschlagen, weil sie sich viel auf ihr Amt einbilden und gerne in Kirche und Staat das große Wort führen. Umsonst schlug ich ihnen einen zweiten und dritten Lehrer für jenen Posten vor; die Lehrer wären's zufrieden, allein die Häuptlinge stehen einfach hin und sagen: 'Gut, wir brauchen keinen Neuen, wir werden Wesleyaner.' Die Folge ist, daß ich mich ihrer elenden Amtsvollmacht fügen und einen Neuling von Malua auf die wichtigere Station kommen lassen muß. — In einem andern Dorf sind vier Häuptlinge katholisch geworden, weil, wie sie sagen, sie nicht mehr wissen, ob wir oder die Wesleyaner die wahre Religion haben. Die Priester sagten ihnen, es gebe nur eine wahre Religion; Herrn Bird's Religion sei von der des Herrn Dyson verschieden und also seien beide falsch, die Päpstliche allein sei die wahre; dieser Sophisterei glaubten sie. Die Anwesenheit zweier Sekten auf Samoa ist also wirklich für Viele ein großes Aergerniß, und die Absicht der Wesleyaner 'die Samoaner von den römischen Wölfen zu erretten' wird durch sie selbst vereitelt; denn die Priester benützen die gebotene Gelegenheit aufs Beste und streuen den Samen des Zweifels und der Zwietracht emsig unter dem Volk aus. Zwar sage ich, um die Lügen der Priester zu widerlegen, unsern Leuten immer: 'Nein, es ist nicht wahr. Unsre Religion ist nur Eine. Es sind nicht zwei verschiedene. Ihr wisset, wenn ich nach Manono komme, predige ich dort in der Wesleyaner-Kapelle und theile die Sakramente aus. Wir sind nicht verschieden.

Wir haben die gleiche Bibel. Die Bibel und die Bibel allein ist unsre Religion.' Aber sogar bei meinen Lehrern habe ich die größte Mühe, ihre Zweifel zu heben, Zweifel erregt durch die Lügen, die der 'Mensch der Sünde' eifrigst verbreitet.

„Andrerseits wirkt auch mein versöhnliches Auftreten wieder zu Gunsten der Wesleyaner. Ein Häuptling oder ein Dorf fängt an zu trotzen und sagt: 'O wir gehen zu den Wesleyanern, es ist ja eine und dieselbe Religion!' Jeder Akt der Kirchenzucht, ein Verweis oder Tadel kann den Gestraften zur andern Sekte hinübersenden. Wenn ein Landstrich, ein Häuptling oder irgend jemand etwas übel nimmt, geht er nur zu den Wesleyanern über, um uns zu strafen. Ebenso wenn ein Lehrer über etwas zur Rede gestellt wird, trotzt er und wird Wesleyaner; oder will jemand sich der engern Gemeinde anschließen und wird vom Missionar, guter Gründe wegen, nicht gleich zugelassen, so fühlt er sich beleidigt und wendet sich an die Wesleyaner. So ist in der That das Eindringen der Wesleyaner-Brüder für uns eine Quelle beständiger Widerwärtigkeit und wirds wohl bleiben. Ich gestehe, meine Lage ist nichts weniger als angenehm, und sie ists hauptsächlich solcher Uebelstände wegen, die nur die Anwesenheit der Wesleyaner mitgebracht hat. Man möchte fragen: würden die, welche sich so den Wesleyanern anschließen oder damit drohen, nicht ebenso leicht zu den Katholiken übergehen? Ich glaube nicht. Die Leute kennen den großen Unterschied zwischen Protestantismus und Papstthum, aber von Calvinisch und Arminianisch wissen sie Nichts. Während wir durch unser Wort und brüderliches Benehmen gegen die drei Wesleyaner-Prediger zu beweisen suchen, daß unsre Religion dieselbe — nämlich die der Bibel ist, verkündigen wir auch überall, daß das Papstthum ein Lügensystem ist, und pflegen keinerlei Gemeinschaft mit seinen Werkzeugen. Eine Masse unsrer Leute würden Wesleyaner, ohne sich eine Minute zu besinnen, aber es würde ihnen nie einfallen, katholisch zu werden. Wo Wesleyaner in einem Dorf sind, versammeln sich unsre Leute, wenn der Missionar jene besucht, regelmäßig in der Wesleyaner-Kapelle, und umgekehrt, wenn wir sie besuchen. Dieses freundschaftliche Verfahren zeigt den Eingebornen, daß wir nicht zwei verschiedne Religionen sind, wie die Priester sie glauben machen wollen, sondern Sekten derselben Religion; und daraus erklärt sich das oben beschriebene Betragen der Unsren, wegen irgend welcher Kleinigkeit sich ohne Anstand zu den Wesleyanern zu schlagen oder

doch damit zu droben. Ja sogar aus lauter Trotz und Neid gegeneinander, wendet sich jeweilen ein Häuptling zur andern Sekte. Alle, die Samoa kennen und wissen, wie viel Neid, Trotz und Eifersucht unter der Schaar kleiner Häuptlinge herrscht, können dieß verstehen.

„Bei unsrer Generalkonferenz im Mai 1862 wurde ein Brief unsres geehrten auswärtigen Sekretärs (Herr Dr. Tidman) verlesen, der uns alle Hoffnung auf Hülfe von der Weslevaner-Missionsgesellschaft abschneidet. Er bedauert ihr beklagenswerthes Eindringen in unser Missionsfeld, kann aber sich kaum ein Heilmittel dafür denken. 'Denn jene Agenten scheinen mit wenig oder gar keiner Rücksicht auf ihre Vorgesetzten zu handeln; und wenn ihr eignes Gewissen ihnen nicht Einhalt thut, können wir sonst nirgends appelliren.' Darauf beschlossen wir durch vier Brüder, einen Protest gegen die vertragswidrige Sendung Weslevanischer Agenten nach Samoa an die Weslevanerkonferenz von Sydney aufsetzen zu lassen. Das geschah. Ich selbst war damit beauftragt. Bei unsrer letzten Sitzung im Dezember 1862 wurde nach siebenmonatlangem Ueberlegen beschlossen, Ihnen diese Darstellung von Thatsachen zu senden und es Ihrem eigenen erleuchteten Urtheil zu überlassen, ob dieser Protest im 'British Standard' veröffentlicht oder liegen gelassen werden soll. Darauf ist uns soeben folgende Antwort von unserm verehrten Sekretär zugekommen: 'In Ihrem Schreiben sind etliche Punkte, die bei allen wahren Freunden der Samoa-Mission Trauer und Unruhe erregen werden. Wir hofften immer, die Weslevaner würden sich vom Feld zurückziehen. Allein die Ankunft eines neuen Weslevaner-Agenten mit seiner Gattin, und ihr Vorsatz, sich in Herrn Drummond's Distrikt anzusiedeln, enthüllt die unverkennbare Absicht, unsern Brüdern die kaum erst reifenden Früchte ihrer harten Arbeit zu entreißen. Man hätte erwarten können, daß die christliche Freundlichkeit, mit der unsre Brüder trotz ihres Protests den Eindringlingen zuvorkamen, ihren Widerstand entwaffnen würde, aber, wie wir es leider in der Geschichte der Kirche nur zu oft finden, hat auch hier der Parteigeist und falscher Eifer alle andern Rücksichten verschlungen. Da nun aber die Sydney-Conferenz augenscheinlich ihre Agenten in ihrem unverantwortlichen Verfahren unterstützt und ermuthigt, bleibt unsern Brüdern kaum mehr etwas andres übrig, als, wie sie beabsichtigten, in öffentlichen Blättern gegen solches Verfahren Zeugniß abzulegen, da es für die Mission die traurigsten Folgen haben muß. Doch wäre

es gerathen, diesen Protest zuerst an die Sydney-Conferenz zu schicken, um womöglich alles Aergerniß zu vermeiden und zugleich sich zu vergewissern, wie weit die Furcht vor öffentlicher Darlegung jenen Umtrieben Einhalt thun dürfte. Es mag manchen Brüdern vorkommen, als ob ein solches versöhnliches Verfahren vielleicht beitragen würde, dem Zweck ihres Protests entgegenzuwirken; doch will das wenig bedeuten; Leute, die bisher so wenig Rücksicht auf die Rechte Anderer bewiesen haben, werden auch nach öffentlicher Rüge gewiß nicht ermangeln, ihr Thun in ein möglichst vortheilhaftes Licht zu stellen.'

„Diese Antwort hat die Brüder an ihrem Entschluß nicht irre gemacht. Deßhalb übergebe ich im Namen der Samoa-Mission die Sache der verehrlichen Redaktion zu beliebigem Gebrauche, und wende mich damit an die Freunde der Mission in der ganzen Christenheit.

Sawaii, 24. März 1863. P. G. Bird,
Sekretär der Samoa-Mission."

Des Kontrastes halber stehe hier noch ein Beispiel von wahrhaft brüderlichem Zusammenwirken verschiedener Missionsgesellschaften. Auch in der Südsee hat dieses nicht aufgehört, wie schon die Geschichte der melanesischen Mission beweist, jenes Schmerzenkindes, an dessen Heranziehung die kirchliche Mission in Neuseeland zugleich mit den Londonern und Presbyterianern aus Neuschottland einträchtig arbeitet. Besonders wichtig ist uns aber, was auf Tahiti geschieht.

Zwanzig Jahre sind dort seit der Besitznahme durch die Franzosen oder vielmehr seit Errichtung ihrer Schutzherrschaft verflossen; die Bitterkeit der blutigen Kämpfe hat sich gemildert; der Katholicismus aber findet trotz der Erbauung einer Kathedrale (1857) keine Anhänger. Die evangelische Mission arbeitet im Segen fort, freilich unter mannigfachen Beschränkungen; denn alles Protestantische hat einmal für die jetzige Obrigkeit einen widrigen, englischen Beigeschmack. Trotz aller Unannehmlichkeiten hat aber Missionar Howe auf dem schwierigen Posten ausgeharrt und, in unofficieller Weise, die Oberleitung der von der französischen Regierung angestellten und besoldeten Prediger fortgeführt. Immerhin war es ein schwieriges Verhältniß, aus welchem die eingebornen Gemeinden sich herausseh nten; und zwar schien ihnen der einzige Ausweg der zu sein, daß zwei evangelische Prediger von der Pariser-Gesellschaft ausgesandt würden, ihre Leitung zu übernehmen. In diesem Falle fielen die nationalen Vorurtheile und Em-

pfindlichkeiten weg; die evangelischen Missionare dürften dieselbe Zuvorkommenheit seitens der Behörden erwarten, wie sie den katholischen zu Theil wird; die Regierung selbst träte den Eingebornen näher, sofern sie nicht mehr ausschließlich den Katholiken günstig erscheinen würde; alle Verhältnisse würden sich natürlicher gestalten.

Der alte Arbousset, von seiner 25jährigen Missionsthätigkeit her mit vielen Engländern besonders der Londoner Mission befreundet, entschloß sich, diesem Liebeswerke den Rest seiner Kraft zu widmen; mit ihm sollte der jüngere Missionar Atger sich in die Arbeit theilen. Nun ist (Febr. 1863) Arbousset auf der Insel gelandet, und hat bei dem französischen Gouverneur eine wohlwollende Aufnahme gefunden. Er empfahl sich den Christen auf der Insel durch einen herzlichen Gruß, den er samt einer Adresse der evangelischen Prediger von Paris an die tahitischen Gemeinden schreiben, übersetzen und verbreiten ließ. Die Pastoren haben diesen Rundbrief von den Kanzeln verlesen und den neuen Freund mit großer Liebe bewillkommt. Auch die Königin Pomare, welche eben zur Hochzeit ihres Sohnes nach Raiatea, dem Sitz seiner kleinen Herrschaft, gereist war, hat sich beeilt, Arbousset und seine Tochter wenigstens schriftlich zu begrüßen. Es freute sie sehr, daß ihr und ihres Volkes Wunsch, einen Prediger desselben Glaubens von Frankreich zu erhalten, in Erfüllung gegangen sei. Sie habe auch sogleich den Gouverneur um Erlaubniß für ihn gebeten, in Tahiti zu wohnen, um ihr und ihrer Familie, sowie des ganzen Volkes Hüter zu sein ꝛc. (15. März.)

Es war für Arbousset ein besonderes Anliegen, sich von dem geistlichen Zustand der Gemeinden zu unterrichten; er mußte sich nur wundern, wie trotz aller Unvollkommenheit der einheimischen Prediger dieselben so treu und eifrig an Gottes Wort hiengen. Die Kirchen gedrängt voll; die Predigten von Männern und Weibern theilweise nachgeschrieben; die Leute allgemein entzückt über den neuen Plan; der Thronerbe begierig, mit Hilfe des neuen Lehrers sein Französisch zu vervollkommnen ꝛc. Alles sah wahrhaft einladend aus.

Keiner aber begrüßt ihn fröhlicher, als der ehrwürdige Missionar Howe, der unter dem Titel eines Hafenpredigers für die englischen Schiffsmannschaften in Papeite zurückgeblieben war. Er erkannte sogleich, daß Arbousset Pfarrer in dieser Hafenstadt werden müsse, was nur in der Weise zu erreichen sei, daß der bisherige Pfarrer, Daniela, freiwillig zurücktrete, worauf Arbousset sich von den Kirchen-

gliedern wählen lassen könne, und abzuwarten habe, ob der Gouverneur die Wahl bestätige. Alles das fügte sich aufs schönste. Die Mehrzahl der Gemeindeglieder hat Arbousset ihre Stimme gegeben, der Gouverneur fand sich bewogen, die Wahl zu bestätigen, und am 12. April war die Investitur. Arbousset schreibt darüber:

„Am frühen Morgen hatten sich die eifrigsten Christen versammelt, um durch Gebet Gottes Segen für den Tag herabzuflehen. Später füllte sich die Kirche mit 5—600 Personen; die Diakonen und Prediger der Umgegend stellten sich um die Kanzel und leiteten den Gesang. Einer betete. Dann erklärte Daniela in ruhiger freimüthiger Rede, warum er zurückgetreten sei, und wie gerne er hinfort als mein Vikar oder 'als rechter Arm des französischen Hirten' an der Gemeinde fortarbeiten werde. Darauf bestieg Howe die Kanzel; die zahlreiche Gemeinde war ja von ihm mitbegründet und von ihm so lange geweidet worden. Zärtlich und besorgt, wie nur ein Vater sein konnte, redete er sie an. Dann wandte er sich an mich und ermahnte mich aufs herzlichste im Sinn von 2 Tim. 4, 6. Ich kniete nieder, die Prediger umringten mich und alles stand auf, während unser Freund unter allgemeiner tiefer Andacht mich für den besondern Dienst des Herrn auf Tahiti einsegnete. Darauf sprach ich durch einen treuen Dollmetscher meinen Entschluß aus, ihnen Allen das Wort Christi rein und einfältig zu predigen. Nachmittags folgte ein zweiter Gottesdienst, und Abends verabschiedete sich Howe in der englischen Kapelle von seiner dortigen Gemeinde, der er seinen Nachfolger Morris vorstellte. Denn die Kräfte des Veteranen waren gebrochen; er wollte nach Sydney fahren, um dort einige Ruhe zu suchen." *)

*) Howe ist der einzige Missionar, der auch unter dem französischen Protektorat seinen schwierigen Posten mit ebensoviel Weisheit als Festigkeit zu behaupten wußte. Wie er, auf jede Weise von den Eingebornen ferne gehalten, dennoch auf sie zu wirken und ihnen die wichtigsten Dienste zu leisten vermochte, wird erst in späterer Zeit gehörig erzählt werden können. Nachdem er auch die Achtung des französischen Gouverneurs gewonnen und allmälig größere Freiheit für seine Arbeit an den Kirchen ausgewirkt hatte, war er doch durch vielfache Anstrengungen und langgedehnte Sorgen so erschöpft, daß er über der Ankunft seiner Nachfolger, Morris und Arbousset, in Lob und Dank ausbrach und bald nach der Amtsübergabe das Missionsschiff bestieg. Krank zum Tode, aber selig in seinem Gott, landete er am 7. Mai auf Rarotonga, ließ sich Morgens und Abends von den Studenten und ihren Frauen singen, um die Schmerzen zu lindern, die ihn oft nach Gnade zu schreien zwangen, und entschlief in der frohen Hoffnung eines schönen und sichern Erbtheils am 9. Juni 1863, betrauert von Tausenden polynesischer Christen.

Arbousset hat darauf die 20—22 Prediger der Insel, jeden mit zwei Diakonen, zu einer Conferenz eingeladen. Alle fanden sich dazu ein; die Verhandlungen wurden mit dem heil. Abendmahl geschlossen, und festgesetzt, daß die Genehmigung des Gouverneurs für ihre vierteljährige Wiederholung nachgesucht werden solle. Einmal in jeder Woche versammelt Arbousset die Diakonen und Evangelisten der Hauptstadt um sich zur Schriftbetrachtung; auch für Sonntagsschulen und französischen Unterricht soll jetzt gesorgt werden. Die französischen Protestanten auf der Insel, etwa 30 an der Zahl, meist Soldaten, freuen sich gleichfalls, endlich einem regelmäßigen Gottesdienst in ihrer Sprache beiwohnen zu können.

Es war gewiß keine leichte Aufgabe für die Londoner Gesellschaft und ihren würdigen Vertreter, die Frucht so vieler Arbeiten, Leiden und Thränen, die nun bald siebenzigjährige Mission von Tahiti in andere Hände übergehen zu sehen. War doch die Stiftung der Gesellschaft (1795) mit dem Anfang gerade dieser Mission aufs innigste verknüpft; und an dem 20jährigen Harren auf Frucht, wie an dem merkwürdigen Umschwung und Triumph des Evangeliums (1815) auf der Insel, hatten alle Missionsfreunde fast persönlichen Antheil genommen. Auch für die Feinde der Missionssache, für Ungläubige, Fleischesmenschen und Ultramontane, war Tahiti das Stichwort, erst zu neckischem Spott, dann zu momentaner Beschämung, endlich zu grimmigem Verlästern und hinterlistigen Angriffen aller Art. Die Gesellschaft hatte sich mit dieser Mission wie mit keiner andern identificirt; sich von ihr zu trennen, war ein Schnitt durchs eigene Herz. Welcher Christ erbaut sich aber nicht an der Eintracht und Einfalt, welche die Uebergabe dieses Postens charakterisiren. Wie ist dieser Geist so ganz verschieden von dem Ignoriren der früheren Arbeit, den weit gesuchten hochtrabenden oder künstlich aufgebauten Gründen für späteres Eindringen und Einschleichen, wodurch die unberufenen Mitarbeiter auf Samoa und Hawaii die Unbehaglichkeit ihrer selbstgewählten Stellung verrathen. Gewiß, auf Tahiti wenigstens ist den Katholiken gezeigt worden, daß es noch eine evangelische Kirche giebt, welche über den Unterschied der Nationen und Denominationen hinaussieht und in Einem Geiste den Einen Herrn anbetet, im Geiste der Liebe und Demuth und kindlichen Aufmerkens auf Seinen Willen. Möge unter den Missionsfreunden immer weniger von Allianz geredet oder über Union verhandelt werden, wenn nur die Einigkeit im Geiste immer fleißiger gesucht und festgehalten würde!

Register.

Abbeokuta, afrik. Stadt, 5, 9.
Abessinien, 17, 187.
Adams, Miss., 528.
Afrika, Christchona-Zöglinge in, 15, 19.
—, der Islam in, 3.
—, Menschenopfer in, 3.
—, der Sklavenhandel in, 3.
Akassa, afrik. Miss.-Station, 9.
Algier, 20.
Algoa-Bay, 258.
Allen Gardiner, Kapitän, 77.
Amalienstein, südafr. Miss.-Station, 94.
Amboina, Insel, 144.
Amerika, die Mission in, 69 ff.
Amoi, China, 140, 444, 484 f.
Anderson, Miss. Dr., 522.
Aneiteum, Insel, 155.
Anhalt-Schmidt, südafr. Miss.-Stat., 94.
Annam, die Mission in, 137.
Anthon, Miss., 507.
Antigua, Insel, 134.
Ansorge, Miss., 18.
Apostelstraße, 187.
Araukaner, Volk, 78.
Arbousset, Miss., 333, 375, 385, 536 ff.
Armenien, 79.
Asien, die Mission in, 79 ff.
Atger, Miss., 536.
Australien, 135.
Austral-Inseln, 160.

Baden-Baden, 105.
Banks-Inseln, 218.
Barbados, Insel, 76, 135.
Barff, Miss., 523.
Barfod, Miss., 514.
Barmanen, Volk, 90.
Barmen, 252.
Barth, Dr. Chr. Gottlob, 97 ff.
Basler Mission, die, auf der Goldküste, 8.
— in Indien, 86 f.
Basuto's, Volk, 313 ff., 369 ff., 391 ff.
Batavia, 143, 492.
Beccles, Bischof, 6.
Benares-Mission, 83.
Bender, Miss., 491.
Bengalen, 83.
Bengel, Prof., 99.
Berliner Gesellschaft zur Beförderung der Mission unter d. Heiden, 93 ff., 133 ff.
Bernasko, Miss., 5.
Bernau, Miss., 124.
Berseba, südafr. Miss.-Stat., 326 ff., 385.
Bethanien, südafr. Miss.-Station, 133.
Bethel, südafr. Miss.-Station, 95.
Bethelsdorf, südafr. Miss.-Station, 261.
Bethesda, dito, 264, 319 ff., 383 ff.
Bethulia, südafr. Miss.-Stat., 262, 326.
Betschuanen, Volksstamm, 262.
Bibel, die, in Indien, 47.
Bird, Miss., 523.
Boers in Südafrika, 11, 385.
Bombay, 87 f.
Bomwetsch, Miss., 258.
Bonhoure, Miss., 490.
Boßhard, Miss., 451.
Boshof, Präs. der Boers, 385.
Borneo, Insel, 143.
Boulogne, 259.
Bowen, Bischof, 6.
Bramberg, Miss., 36.
Brett, Miss., 77.
Bruce, Sir Frederic, britt. Gesandter, 343 ff., 429 ff., 470.
Brüdergemeinde, die, in England, 122 f.
—, Missionen der, 134 ff., 150, 231.
Bulgaren, Volk, 79.
Bunting, Dr., Sekretär der Wesleyaner MG., 530.
Burdon, Miss., 432.
Burgovine, Oberst, 172.
Burns, Bischof, 7.
Burrup, Miss., 14.
Buschneger, 23 f.
Bührer, Miss., 450.

Calicut, Indien, 451.
von Calkar, Miss., 36.
Calw, Württemberg, 105 ff.
Calwer Verlagsverein, 121.
Canada, Mission in, 72.

Cannanur, Indien, 451.
Canton, China, 482.
Casalis, Miss., 264, 316 ff.
Celebes, Insel, 145.
Central-Amerika, 76.
Ceram, Insel, 144.
Ceylon, 88, 451 f.
—, Statistik von, 496.
China, der britt. Gesandte in, 229.
—, eine christliche Hochzeit in, 486.
—, die Mission in, 138, 309, 392 ff., 429 ff., 464 ff.
—, katholische Missionare, 140.
—, Opiumhandel, 230.
—, Opiumraucher, 486.
—, engl., franz. und russ. Politik in, 171.
—, Regierungsbeamte, 230.
—, Taipings, 139, 164 f., 227.
—, Urtheile über die Mission in, 429 ff.
Chrischona, die Pilgermission auf, 185 f.
Christianenburg, Miss.-Station, 133.
Christianstad, Norwegen, 400.
Coan, Miss., 519.
Codacal, Indien, 451.
Colenso, Bischof, 12, 276.
Colesberg, südafr. Miss.-Station, 327.
Congregationalisten, 518 ff.
Corisko, Insel, 10.
Cotta, Ceylon, 452.
Cromwell, 398, 439.

Dahome, Erdbeben in, 4.
—, Menschenopfer, 14.
Damara, Mission in, 10.
Dänemark, 498, 506.
Dänische Mission, die, 361 ff., 497 ff.
Delille, Armand, Pastor, 256.
Deimler, Miss., 124.
Disko, Insel, 512.
Dornfeld, Württemberg, 100.
Dornhan, Württemberg, 101.
Drechsler, Miss., 45.
Duff, Miss. Dr., 278, 462.
Dußlingen, Württemberg, 100.

Effringen, Württemberg, 101.
Egede, Hans, Miss., 363, 498, 513.
—, Kapitän, 511.
Egedesminde, grönl. M.-Stat., 366, 511 f.
Egypten, 20.
Eisenbahnen in Indien, 179.
Eitel, Miss., 491.
Elberfeld, 251.
Ellis, Miss., 16, 354 ff.
Elliotb, Prediger, 120.
Emmaus, Miss.-Station, 96.
Engelmann, Hofkammerkäfer, 99.
Erdbeben in Westafrika, 4, 8.
Eromanga, Insel, 154.
Eschenmayer, Prof., 99.
Eskimo's, 499, 508 f.
Europäer, Einfluß der, in den Missions-Kolonien, 503 f., 512.
Euschart, holländ. Kaufmann, 4.
Evans, Superintendent, 71.
Eyo, afrik. König, 10.

Fabricius, Miss., 498.
Falands-Inseln, 78, 188.
Falascha's, Volk, 20.
Fate, Insel, 155.
Fernando Po, Mission auf, 10.
Feuerland, 77, 188.
Fidschi-Inseln, 165.
Filter, Miss., 272.
Flatt, Prof., 99.
Fredrikshaab, Grönland, 398, 514 f.
Friedau, südafr. Miss.-Station, 327.
Freundschafts-Inseln, 157.
Friedrich IV, König von Dänemark, 497.
Fu-tschau, China, 140, 444, 489.

Gabun, afrik. Fluß, 10.
Gaillard, Miss., 482.
Gambia, Mission am, 8.
Gambier-Inseln, 160.
Genähr, Miss., 481.
Genf, 247, 253, 403.
Gerlachshoop, südafr. Miss.-Stat., 134.
Germond, Miss., 391.
Gesellschafts-Inseln, 160.
Glardon, Miss., 82.
Gobat, Bischof, 19, 187.
Godthaab, grönl. Miss.-Station, 513.
Goldküste, Mission auf der, 8.
Goluck-Nath, Miss., 183.
Gordon, Miss., 154.
Goßner'sche Missionare, 143 ff.
Gosselin, Miss., 264, 320, 332, 391.
Göcking, Missionsarzt, 470.
Graah, Kapitän, 515.
Grandpierre, Pastor, 254, 257, 259, 332.
Graves, Miss., 482.
Grey, Sir G., Gouver., 12, 309, 385, 392.
Groß, Pfarrer, 99.
Grönland, Mission in, 69, 134, 363 ff., 398 ff., 497 ff.,
Guayana, 23, 77.

Haiti, Mission auf, 75.
Hamlin, Miss. Dr., 306.
Hanspach, Miss., 174, 447.

Hardeland, Miss., 271.
—, dessen Missionspraxis, 271 ff.
Hawaii, Insel, 521.
Hayes, Schiffskapitän, 508.
Heber, Bischof, 281.
Halleur, Dr., 462.
Helmore, Miss., 12.
Heide, Miss., 232 f.
Hermannsburger Zulu-Mission, 271.
Herwey-Inseln, 158.
von der Heyd, Banquier, 125.
Himalaya-Gebirge, 82.
—, Mission am, 135.
Hoau, China, 447.
Hobson, Dr., 445.
Hofacker, Ludwig, 100.
Hohl, Miss., 273.
Holmes, Miss., 446.
Holsteinborg, grönl. M.-Stat., 367, 512.
Hongkong, China, 446, 467, 484.
Honolulu, 520 f.
Howe, Miss., 536 f.
Hung-jin, Schildkönig der Taipings, 171, 470.
Hung-siu-tseuen, Taipingkaiser, 174, 228.

Jakobshaven, grönl. M.-Stat., 365, 510.
Jamaika, Mission auf, 74, 134.
Java, 491.
—, die Mission u. die Beamten in, 145.
Japan, Mission in, 142, 210 f.
—, Staatsumwälzung, 189 ff.
Jäger, Prof., 99.
Jäschke, Miss., 232.
Jesso, Insel, 191.
Jetter, Miss., 124.
Indianer, die, in Nordamerika, 72 f.
Indien, Baumwollenhandel in, 179.
—, Bibel, 47.
—, Census der verschied. Missionen, 181.
—, Christenthum, 298 ff.
—, Ehegesetz, 184.
—, Eisenbahnen, 179 f.
—, Literatur, 184.
—, Mission, 81 f., 181, 308 f.
—, Missionare, 276 ff., 308.
—, Missions-Conferenzen, 182 ff., 277 ff., 289 ff.
—, Polygamie, 184, 493 f.
—, Tagespresse, 338 ff.
—, Unterrichtswesen, 180, 289 ff., 304.
Jörgensen, Pastor, 368, 399, 513 f.
Jouen, Pater, 15 ff.
Ischagga, Yoruba, 4, 9.
Isenberg, Miss., 124, 450.
Julianenhaab, Miss.-Stat., 399, 515 f.

Kaffern, Volk, 12.
Kalabar, Mission am, 10,
Kalkar, Dr., 362 ff., 400, 498.
Kalkutta, 462.
—, Missions-Conferenz in, 277 ff., 462.
Kanaka's, Volk, 519 f.
Kane, Dr., 508.
Kanne, Prof., 100.
Kapkolonie, 10.
Kap Palmas, Mission von, 7.
Karenen, ind. Volk, 89 f.
Katholische Priester in China, 393.
— auf den Südsee-Inseln, 519.
Keasberry, Miss., 491.
Keck, Miss., 333.
Kiu-siu, Insel, 191.
Kjer, Miss., 512 f.
Klaiber, Prof., 99.
Kleinschmidt, Miss., 514.
Klökers, Miss., 483.
Kolombo, Ceylon, 452.
Kols, ind. Gebirgsvolk, 84.
Kolumbia, Mission in, 72.
Korsosoak, grönl. Miss.-Stat., 364, 507.
Kotschin, Indien, 451.
Krischona, s. Chrischona.
Krapf, Miss. Dr., 19, 124.
Krause, Miss., 159.
Kreyher, Schiffsprediger, 445 ff.
Krogh, Miss., 508.
Krummacher, G. J., Pfarrer, 251 f.
Kurland, Chrischona-Zöglinge in, 187.
Kumasi, afrik. Stadt, 3.
Kyelang, M.-Stat. am Himalaya, 231 ff.

Labrador, Mission in, 70½, 134.
Lacroix, Miss., 237, 258, 371.
Ladysmith, südafr. Miss.-Station, 94.
Lahore, Missions-Conferenz in, 289 ff.
Lal Behari De, Miss., 276.
Latrobe, Vorsteher der Brüdergemeinde in London, 123.
Lebrün, Miss., 16.
Lechler, Miss., 124, 447, 465, 482 ff.
Legge, Miss. Dr., 395 ff., 432 f., 485.
Liberia, Mission in, 7.
Lichtenfels, grönl. Miss.-Station, 513.
Lilong, China, 447, 471 ff., 488.
Lincoln, Präsident, 74.
Livingstone, Miss. Dr., 13.
Lobscheid, Miss., 174.
Lodiana-Mission, 82.
Lockhardt, Dr., Missionsarzt, 141, 432.
London, 259.
—-Missionsgesellschaft, 311.

Macao, 463, 481.
Machtolf, Pfarrer, 99.
Mackenzie, Bischof, 13.
Madagaskar, 14.
—, Revolution in, 354 ff.
Madras, 462.
Magomero, südafr. Miss.-Station, 13 f.
Maienbühl, Anstalt, 186.
Maitin, Miss., 260, 382.
Malakka, Hinterindien, 138.
Mangalur, Indien, 450.
Manihiki-Inseln, 159.
Mannheim, 248.
Maori, neuseeländ. Volk, 151 f.
Marburg, 239 ff.
Maripa-Stoon, Negerdorf, 25.
Marmonen auf den Austral-Inseln, 160.
— auf den Sandwich-Inseln, 163, 519.
Maron, Dr., 441.
Marquesas-Inseln, 160, 519.
Marshalls-Inseln, 163.
Marseille, 255.
Martig, Christ., Miss., 401 ff., 449 ff.
—, Jugendzeit, 402 ff.
— im Missionshaus zu Basel, 412 ff.
—, Reise nach China, 450.
—, Urtheile über die Mission, 452 ff.
—, Freuden und Leiden in China, 463 ff.
—, Abschied von China, 491.
—, letzte Stunden, 492.
Matuari, Buschneger, 23 ff.
Mauritius, Insel, 18, 309.
Mekkapilger, 55.
Methodisten, 523.
Mielche, Miss., 510.
Mission, die, in Abessinien, 19.
— in Algier, 20.
— in Amerika, 69, 134, 310.
— in Annam, 137.
— im ind. Archipel, 143 ff.
— unter den Araukanern, 78.
— in Armenien, 79.
— unter den Barmanen, 90.
— unter den Basuto's, 369 ff.
— in Benares, 83.
— in Bengalen, 83, 308.
— der Brüdergemeinde, 134 ff., 231 ff.
— unter den Bulgaren, 79.
— in Canada, 72.
— auf Ceylon, 88, 309.
— in China, 138, 309, 392 ff., 429 ff., 464 ff.
— in Egypten, 20.
— unter den Falascha's, 20.
— auf Fernando Po, 10.
— im Feuerland, 77.
Mission, die, am Gabun, 10.
— am Gambia, 8.
— am obern Ganges, 82.
— auf der Goldküste, 8.
— in Grönland, 69, 134, 363 ff., 398 ff., 497 ff.
— in Guiana, 77.
— auf Haiti, 75.
— am Himalaya, 82, 231.
— in Japan, 142, 210 f.
— auf Java, 143.
— unter den Indianern, 72.
— in Indien, 81, 181, 308 f.
— am Kalabar, 10.
— von Kap Palmas, 7.
— unter den Karenen, 89.
— unter den Kols, 84.
— in Kolumbia, 72.
— in Labrador, 70, 134.
— in Liberia, 7.
— in Madagaskar, 14, 16 ff.
— in Makassar, 146.
— in Malabar, 87.
— auf Mauritius, 18.
— in Melanesien, 146, 212 ff.
— in Menahasse, 146.
— in Mikronesien, 519.
— in der Mongolei, 136.
— unter den Muhamedanern, 80.
— in Neuguinea, 149.
— in Neuseeland, 151, 213, 309.
— unter den Nestorianern, 80.
— am Niger, 9, 307.
— in Ostafrika, 308.
— in Palästina, 80, 308.
— im Pandschab, 81, 308.
— in Patagonien, 78.
— am Pongas-Fluß, 8.
— in Rupertsland, 71.
— in Sierra Leone, 6.
— unter den Schans, 90.
— am Senegal, 7.
— in Siam, 138.
— in Süd-Afrika, 135.
— in Süd-Amerika, 76.
— auf den Südsee-Inseln, 153 ff., 518 ff.
— in Syrien, 179.
— im Tamil-Land, 84.
— im Telugu-Land, 84.
— in Tinnewely, 85, 309.
— in Trawankor, 85, 309.
— in Tunis, 20.
— auf der Vancouver-Insel, 72.
— in Westindien, 74 f., 134.
— im Yorubaland, 9, 149, 307.
Missionar, der, u. die Eingebornen, 270 ff.

Missionare, die, in China, 140, 170, 172, 393 ff.
— in Indien, 276 ff., 303.
— auf den Südsee-Inseln, 157 f., 518 ff.
Missionsanstalt, die, in Kopenhagen, 400.
Missions-Collegium, dänisches, 500 f.
Missions-Conferenz in Kalkutta, 277 ff., 462.
— in Lahore, 289 ff.
Missionsgesellschaft, engl.-kirchliche, 306 ff.
—, Baptisten-, 311.
—, Berliner, 93 ff., 133 ff.
—, dänische, 361 ff., 398 ff., 505 ff.
—, London-, 311.
—, Wesleyanische, 311.
Missions-Institut, das, in Islington, 307.
Missionsschiff in der Südsee, 217, 525.
Mittelmeer-Mission, die, 308.
Moffat, Miss., 11, 259, 375.
Mögling, Miss. Dr., 456 f.
Morija, südafr. Miss.-Station, 374, 385.
Morris, Miss., 537.
Morrison, Miss. Dr., 448, 463.
Moscheseh, Basuto-Häuptl., 314 ff., 369 ff.
Moskito-Küste, 76, 135.
Mota, Insel, 219.
Möttlingen, Württemberg, 98, 103.
Muhamedanismus, der, als Feind des Christenthums, 50 ff.
Mulki, Indien, 450.
Mullens, Miss. Dr., 181, 308.

Namaqua, Südafrika, 10.
Nanking, China, 139, 172, 179, 228.
Neckarwaihingen, Württemberg, 100.
Neger, die, in den Vereinigten Staaten, 74.
Nestorianer, 80.
Neuhebriden, 154.
Neuherrnhut, grönl. Miss.-Station, 513.
Neuseeland, 151, 213, 309.
Niger-Mission, die, 9, 307.
Ningpo, China, 140, 172, 309, 444, 489.
Nipon, Insel, 191.
Nizza, 256.
Nordamerika, 134.
—, Chrischona-Zöglinge in, 187.
Normanen-Baureste in Grönland, 515 f.

Oceanien, 50.
Olsen, Laurent, grönl. Katechet, 515.
Omanak, grönl. Miss.-Stat., 365, 509 f.
Opiumhandel in China, 230.
Opiumraucher, 486.
Oranje-Freistaat, 11, 133, 313 ff., 379 ff.
Orissa-Mission, 84.
Ostergaard, Miss., 502.

Pagell, Miss., 232 f.
Palästina, 80, 187.
Paramaribo, Guayana, 23.
Paris, 254.
Parker, Miss., 446.
Patagonien, 78, 188.
Patteson, Bischof, 214, 216.
Payne, Bischof, 7.
Peking, China, 445.
Pellissier, Miss., 262.
Penrhyn-Inseln, 159.
Perry, amerik. Commodore, 192, 197.
Petersberg, südafr. Miss.-Station, 95.
Pfander, Miss. Dr., 308.
Pfingstweide, Anstalt, 186.
Pfrimmer, Miss., 327.
Pinang, Hinterindien, 138.
Platt, Miss., 523.
Plochingen, Württemberg, 101.
Point de Galle, Ceylon, 452.
Polygamie, die, in Indien, 184, 493 f.
Pomare, Königin von Tahiti, 536.
Pommern, Chrischona-Zöglinge in, 187.
Pongas-Fluß, die Mission am, 8.
Port, Elisabeth, 261.
Poulin, Pastor, 259.
Presbyterianer, 535.
Price, Miss., 12.
Protet, franz. General, 229.
Pulowei, China, 447.

Quäker, 121.

Raa, Pastor, 366, 512.
Raboda, Königin v. Madagaskar, 355 ff.
Radama II, König v. Madagaskar, 14, 355 ff.
Rakota, Prinz v. Madagaskar, 14 f.
Rama, Insel, 76.
Ranawalona, Königin v. Madagaskar, 14.
Raratonga, Insel, 158.
Rau, Miss., 498.
Rebmann, Miss., 19, 308.
Reinhardt, Miss., 449.
Reunion, Insel, 15.
Riedel, Miss., 146 f.
Ries, Miss., 8.
Rink, Miss., 515.
Rittensbank, grönl. Miss.-Station, 365.
Roberts, Miss., 139.
Rosen, Miss., 516.
Roth, Prof., 99.
Rotti, Insel, 144.
Rupertsland, Mission in, 71.
Russel, Lord, 393, 395, 398, 431, 459.

Samarang, Batavia, 143, 492.
Samoa-Inseln, 158, 213, 523 ff.
Sander, C. F., Pfarrer, 251.
Sandwich-Inseln, 161, 213, 518 ff.
Saramakka, Fluß, 23, 25.
Schanghai, China, 139, 171, 228, 309, 444, 490.
Schans, ind. Volksstamm, 90.
Schiffer-Inseln, 158.
Schlenker, Miss., 124.
Schmid, Prof., 99.
Schmidt, Miss., 94.
Schönbrunn, Württemberg, 101.
Schrumpf, Miss., 237, 258, 369, 384.
Schrumpf, Rosette, 237 ff., 314 ff., 369 ff.
— Jugendzeit, 238 ff.
— Reise nach und in Südafrika, 258 ff.
— Wirken in der Mission, 318 ff., 369 ff.
— Rückkehr nach Europa u. Tod, 389 ff.
Schujat Ali, Prediger, 462.
Schurr, Miss., 258.
Schwarz, Miss., 124, 146 f.
Senegal, die Mission am, 8.
Sierra-Leone, 6, 188, 307.
—, Statistik von, 226.
Sikok, Insel, 191.
Simmenthal, Kanton Bern, 402.
Simonsen, Pastor, 366, 511.
Singapur, 138, 463, 491.
Sklavenhandel in Afrika, 3, 8.
— in Amerika, 68.
Spittler, C. F., 185.
Staley, Dr., Bischof, 520.
Steenholt, Vitus, grönl. Lehrer, 510.
Steinkopf, Dr., 122.
Stendal, südafr. Miss.-Station, 96.
Stern, Miss., 124.
Steudel, Prof., 99.
St. Croix, Insel, 134.
St. Kitts, Insel, 135.
St. Thomas, Insel, 134.
Stutterheim, deutsche Kolonie im Kafferland, 95.
Sukkertoppen, grönl. M.Stat., 367, 513.
Sumatra, Insel, 143.
Surinam, 135.
Südamerika, Chrischona-Zöglinge in, 187.
— Mission in, 76.
Swatau, China, 485.
Syrien, 79.

Tabago, Insel, 135.
Tahiti, Insel, 160, 535.
Taipings, die, 139, 164 ff., 227 ff.
Talatscheri, 451.
Tanna, Insel, 155.
Taylor, Mineralog, 515.
Teffer, Miss., 144.
Thaba Bosigu, Südafrika, 314.
Thomas, J., Miss., 526.
Tientsin, China, 483.
Timor, Insel, 144.
Tinnewely, Indien, 85.
Tonga-Inseln, 157, 213, 524 f.
Tozer, Bischof, 14.
Trankebar-Mission, 498.
Trinidad-Insel, 76.
Tschifu, China, 446, 484.
Tschombala, Indien, 451.
Tschonglok, China, 467, 488.
Tunis, 20.
Turner, Miss., 524 ff.
Türkei, Census der Bevölkerung, 305 f.
—, Chrischona-Zöglinge in der, 187.
—, Verhalten der Regierung gegen die Protestanten, 306.

Udupé, Indien, 450.
Umanak, grönl. Miss.-Station, 365.
Upernivik, grönl. M.Stat., 304, 507 ff.
Upolu, Insel, 523.

Valence, Frankreich, 248 f.
Vancouver-Insel, 72.
Venn, Henry, Prediger, 120.
Vertrag zwischen England und China, 397 ff., 439.
Victoria, Bischof von, 393, 429, 435.
Victoria, China, 463.
Vorster, C. F., Fabrikant, 238 f.

Wanika, ostafr. Volk, 19.
Ward, Amerikaner, 171, 229, 489.
Wartburg, südafr. Miss.-Station, 95.
Waugh, Dr., Prediger, 1.
Weismann, Pfarrer, 100.
Werner, Präceptor, 99.
Wesleyaner, 311.
— in der Südsee, 523 ff.
West, Miss., 3.
Westindien, 74 f., 134.
Williams, Miss., 523 ff.
Wilson, Miss., 523.
Winnes, Miss., 447, 463 ff.
Witi-Inseln, 155.
Wurm, Prof., 99.

Yorubaland, 9, 149, 307.

Ziegenbalg, Miss., 498.
Zulu-Kaffern, 12, 314 ff.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4. 1863.

Inhalt. 1. Der Pastor, der Rathsherr und der General.
2. Ein Samenkorn und seine Frucht.
3. Nöthiget sie, hereinzukommen.

1. Der Pastor, der Rathsherr und der General.

Heutzutage möchten Viele gern den lebendigen Gott, den uns die Bibel predigt, aus der Welt hinweg disputiren. Das ist freilich nichts Neues, denn schon David sagt im 14. Psalm: „Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott." Aber was antwortet ihnen der Herr, der im Himmel wohnet, und der mit seinen Flammenaugen herabschaut auf alle Menschenkinder? „Sie taugen nichts," spricht Er, „und sind ein Gräuel mit ihrem Wesen." Doch nicht mit Worten allein predigt der lebendige Gott allen Menschenkindern auf Erden, daß Er lebe und herrsche und ein heiliger und eifriger Gott sei, der da heimsucht die Missethat derer, die Ihn hassen, und thut Barmherzigkeit an denen, die Ihn lieben; sondern Er reckt auch jeweilen seinen gewaltigen Arm aus und thut es mit Thaten heiligen Gerichts den Leuten kund, daß Er seiner nicht spotten lasse. „Denn was der Mensch säet, das wird er ernbten." ... „Will denn der Uebelthäter keiner das merken? Den Herrn rufen sie nicht an; wenn aber seine Gerichte wie Wasserfluten hereinbrechen, dann erschrecken sie mit Schrecken; aber Gott ist bei dem Geschlecht der Gerechten. Das ist das Geschlecht derer, die nach Ihm fragen, die da suchen Dein Antlitz, Herr Zebaoth." (Ps. 14.)

Solche Betrachtungen mag in uns die ergreifende Geschichte wecken, die eine christliche Zeitschrift erzählt, und die wir ihr nacherzählen wollen.*)

Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, daß ein ausgezeichneter Prediger des Evangeliums, Namens Sasse, zu Altona bei Hamburg im Frieden zu seines Herrn Ruhe eingieng, nachdem er sein kampfreiches und vielbewegtes Leben ausschließlich dem Dienste seines himmlischen Meisters geweiht hatte. Fast um die gleiche Zeit geschah es, daß ein schwedischer General, Namens Steinbock, in großer Seelenangst und furchtbarer Verzweiflung aus diesem Leben schied. Aus den folgenden Mittheilungen wird klar werden, in welcher Beziehung diese beiden Männer zu einander im Leben gestanden sind. Beide waren Helden gewesen: der eine in christlichem Glaubensmuth und demüthiger Leidenswilligkeit, der andere im Kriegshandwerk und in siegreichen Schlachten; am Ende aber zeigte sichs, daß der erstere den Sieg davontrug, während der letztere trotz allen seinen blutigen Siegen eine schreckliche Niederlage erlitt.

Pastor Sasse, dessen Name in Altona in aller Munde war, gehörte zu jenen Glaubenshelden, die sich vor keinem Widersacher fürchten, wenn es gilt, für die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit einzustehen. Das wußte Niemand besser, als der Rathsherr Hofleben, der vermöge seines ungeheuren Reichthums und seines großen Einflusses die übrigen Rathsherren, ja selbst den Bürgermeister seinen Launen dienstbar zu machen und alle Angelegenheiten der Stadt nach seinem Willen zu lenken verstand. Nur ein einziger Mann beugte sich nicht vor seinem Ansehen: das war Pastor Sasse, der einem viel mächtigeren Herrn diente, als Rathsherr Hofleben war, und dessen ganze Seele von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß die höchste Ehre und ein unbedingter Gehorsam keinem sterblichen Menschen, sondern dem lebendigen Gott allein gebühre.

Der Rathsherr war ein großer Freund glänzender Feste, lärmender Vergnügungen und weltlicher Zerstreuungen; der Pastor aber, welcher dergleichen Dinge weder liebte noch billigte, machte sich kein Bedenken daraus, dem reichen und vornehmen Manne, so oft sich

*) Sie findet sich in dem französischen Blatt: Feuilles réligieuses, und ist dahin wahrscheinlich aus deutschen Blättern gekommen. Was thut's aber, wenn wir sie hier wiedergeben?

Gelegenheit dazu darbot, zwar freundlich und würdevoll, aber mit dem ganzen Ernst der Wahrheit seine Ansicht über dergleichen Dinge auszusprechen. In unsern Tagen würde ein städtischer Beamter solche Vorstellungen etwa mit einem leichtfertigen Witz oder mit höflichem Spott an sich abgleiten lassen; aber zu jener Zeit fanden es die reichen und vornehmen Herren, besonders die höheren Beamten kleiner Städte, oft viel bequemer und ihrer Würde angemessener, mit rohen Verweisen und derben Drohungen zu antworten, wie dieß auch Rathsherr Hofleben that. — „Ich sag es Ihnen ein für alle Mal, außerhalb der Kirche lasse ich mir nicht vorpredigen. Predigen Sie meinethalben auf der Kanzel, so lange Sie wollen, aber damit seien Sie zufrieden, mein Herr; wo nicht, so wird man Sie auf den rechten Weg zu bringen wissen, und zwar so, daß Sie lange dran denken werden." — „Das ist gar nicht nöthig," erwiederte der Pastor ruhig, „mich erst auf den rechten Weg zu bringen, denn ich befinde mich schon darauf; es thut mir aber leid sagen zu müssen, daß Ihro Excellenz auf dem Irrweg sind. Sie sind einer von denen, die Gott berufen hat, das Volk dieser Stadt auf den Weg der Ordnung, der guten Sitte und der Gerechtigkeit zu leiten; Sie aber lehren die Leute, den Tag der Ruhe zu entheiligen, den Bauch zu ihrem Gott zu machen, und dem seligmachenden Evangelio ungehorsam zu sein, das ich berufen bin Allen denjenigen, die ich zu erreichen vermag, zu verkündigen." Der Rathsherr kehrte dem Pastor den Rücken und gieng voll Zornes hinweg; denn wie groß auch seine Macht und sein Einfluß sein mochten, so wagte er es doch nicht, diesen Mann anzutasten, der unter dem Schutz des Gesetzes stand, und der zugleich der beliebteste Prediger der Stadt war. Aber Pastor Sasse hatte ja auch seine Liebhabereien, so gut als Rathsherr Hofleben, und dieser war entschlossen, dieselben ihm gründlich zu verderben.

Der Ort, wo der treffliche Pastor seine liebste Erholung zu suchen pflegte, war ein kleines Grundstück, etliche Schritte von seiner Kirche, auf welchem sich sechs oder sieben armselige und halbzerfallene Hütten erhoben. Dieses Grundstück und die Häuschen darauf gehörten der Stadt; und da Niemand jene armseligen, in so schlechtem Zustand befindlichen Gebäude miethen, der Stadtrath aber sie nicht ausbessern wollte, so hatte man seit mehreren Jahren dem Pastor Sasse gestattet, sie zu einem wohlthätigen Zweck zu benutzen. Theils auf seine eigenen Kosten, theils mittelst einiger Beiträge seiner Freunde

hatte er die Hütten wieder in ordentlichen Stand setzen lassen, einige Zimmer mit Hausgeräthen versehen und nach und nach diese Wohnungen in ein Asyl für Waisenkinder und alte Frauen umgewandelt. Hier war es, wo er am liebsten seine Mußestunden zuzubringen pflegte; hier war es seine Lust, mit den armen Frauen über göttliche Dinge zu reden, und mit den Kindern zu spielen und zu singen. Es gab auch für diese guten Leutchen keine größere Freude, als wenn Vater Sasse kam und die schönen biblischen Geschichten erzählte, oder mit seiner wohlklingenden Baßstimme ein geistliches Lied mit ihnen sang. Es befanden sich damals vier Wittwen daselbst, ferner ein alter Invalide, der sein Bein auf dem Schlachtfeld verloren hatte, und siebenzehn Waisenkinder. Ihr Unterhalt wurde durch freiwillige Beiträge bestritten, die durch den frommen Pastor bei Freunden gesammelt wurden. Jedermann aber wußte, daß diese Beiträge kaum zwei Drittel der Ausgaben zu decken im Stande waren; gleichwohl gab es in der Rechnung niemals ein Deficit. Denn auf der Liste der Einnahmen stand immer unten noch eine reichliche Gabe von einem „ungenannten Freunde", wodurch das Mangelnde ersetzt wurde. Alle Welt wußte, wer dieser „ungenannte Freund" sei, aber Niemand war unbescheiden genug es auszusprechen. Eine jener vier Wittwen, eine fromme, verständige und thätige Person, Frau Liebich, nahm die Stellung der Waisenmutter ein. Der alte Invalide diente als Schulmeister. Er konnte allerdings selbst nur mit Mühe lesen, und seine Kenntnisse von der biblischen Geographie standen nicht gerade auf der Höhe der neuesten Entdeckungen; denn es konnte ihm begegnen, daß er von der Hochzeit zu „Kanaan" sprach, und zuweilen rühmte er vor seinen Schülern, wie wasserreich das heilige Land doch müsse gewesen sein; denn dort habe es nicht blos den „See Tiberias" gegeben, sondern auch den „See Genezareth" und das „galiläische Meer". Was er dagegen von den großen Wundern, die der Heiland an diesen Seen oder in ihrer Nähe gethan, zu erzählen wußte, das war immer ganz schriftgemäß und höchst anschaulich, so daß der liebe Pastor Sasse öfters lächelnd zu sagen pflegte: „Laßt ihn nur machen; wenn diese jungen Leute groß werden, so werden alle jene Seen schon in Einen zusammenfließen. Die Hauptsache ist, daß die Kinder recht lebendig verstehen lernen, wer Der ist, der auf dem einen See auf den Wellen zu wandeln und auf dem andern den Sturm zu stillen vermochte."

Eines Tags, als der Pastor nach seiner Gewohnheit seine alten

und jungen Pflegekindern besuchte, erzählte ihm Frau Liebich voll Freuden, daß der Bürgermeister und der Rathsherr Hofleben dagewesen seien, um das Grundstück in Augenschein zu nehmen; sie hätten davon gesprochen, man werde hier ein großes Gebäude errichten. Dieses Gebäude werde ohne Zweifel, meinte sie, für ihre lieben Waisenkinder bestimmt sein. Pastor Sasse hörte nachdenklich zu. „Ein Sturm ist im Anzug," dachte er; „aber man muß ihn durch Gebet verjagen." Dann gieng er stille nach Hause und schloß bis zum Abend sich in sein Studierzimmer ein.

Am folgenden Tag kam ein Rathsdiener in Amtskleidern, den Amtsstab in der Hand, und klopfte feierlich drei Mal an die Thüre des Pfarrhauses. Diese drei Schläge tönten durchs ganze Haus. „Siehe da, der Sturm kommt," dachte der Pastor und gieng selbst hinunter, die Thüre zu öffnen. Der Rathsdiener übergab ihm ein Schreiben, datirt vom 17. Februar 1711, worin „Joachim Diehlmann, Bürgermeister, und Heinrich Hofleben, Assessor, Seiner Ehrwürden, dem Pastor Kaspar David Sasse, kund und zu wissen thaten, daß er von heute in einem Monat die Gebäude zu räumen habe, die in der Hamburgerstraße Section B., und die Nummern 7—13 tragend, gelegen seien, indem dieses Grundstück zu einem Zwecke des öffentlichen Nutzens müsse verwendet werden". Oben an diesem Schreiben bemerkte man die zwei Buchstaben L. S. Der Pastor las das Papier wieder und wieder, und zwar mit einem Lächeln, in welches große Traurigkeit gemischt war. „L. S.," rief er aus, „das will sagen: Lectori Salutem (Heil und Segen dem Leser); ich fürchte sehr, dieser schöne Wunsch wird auf das Haupt derer, die ihn an mich richten, nicht zurückkommen; denn es ist etwas Schreckliches, den Kampf aufzunehmen mit Dem, der sich den Schirmvogt der Wittwen und den Vater der Waisen nennt. Ich bin begierig zu erfahren, um welchen 'Zweck des öffentlichen Nutzens' es sich handelt." Am Nachmittag trat die Dienstmagd mit rothverweinten Augen ins Zimmer und brachte die Nachricht, man wolle auf dem Grundstück, wo das Asyl stehe, ein öffentliches Gesellschaftshaus und einen Tanzsaal errichten. „Der Herr wirds versehen," erwiederte der Pastor einfach auf die ängstlichen Fragen des armen Mädchens; doch entschloß er sich, sofort zum Bürgermeister sich zu begeben. Dieser versicherte ihn, daß er für sich allein nichts zu thun vermöge, daß aber, wenn der Rathsherr Hofleben sich erweichen ließe, man bei ihm (dem Bürgermeister) auf

den besten Willen zählen dürfe. Nun richtete Pastor Sasse seine Schritte nach dem prachtvollen Hause, das Herr Hofleben bewohnte. Er mußte lange im Vorzimmer warten, bis ihn endlich der Rathsherr eintreten hieß. Hofleben blieb in seinem großen Lehnsessel sitzen, während er den Pastor stehen ließ. Sasse sprach zuerst von den wohlwollenden Gesinnungen des Bürgermeisters in dieser Sache, und bat ihn dann dringend, der Wittwen und Waisen sich zu erbarmen und jenen Plan aufzugeben. — „Nun gut!" rief der Rathsherr, „auch ich werde meine Stimme zu Ihren Gunsten abgeben, wenn Sie die Worte zurücknehmen, die Sie mir kürzlich gesagt, als Sie behaupteten, ich führe das Volk dieser Stadt dem Teufel zu." — „Ich erinnere mich nicht, eines Ausdrucks dieser Art mich bedient zu haben," sagte Pastor Sasse. — „Nun," erwiederte Hofleben, „darauf lief es wenigstens hinaus. Sie nehmen es zurück?" — „Von Herzen gerne," sagte Sasse, „wenn Euer Excellenz Ihr Benehmen geändert haben." — „Ich habe nichts daran geändert, denke auch nichts dran zu ändern," entgegnete der Rathsherr; „aber ich beharre darauf, daß Sie erklären, ich verleite die Leute nicht auf schlechte Wege." — „Wenn ich Euer Excellenz recht verstehe, so wünschen Sie von mir zu hören, daß Sie die Leute auf den Weg zum Himmel führen." — „Zum Himmel? Zum Himmel? Das sage ich nicht; aber wenigstens nicht auf den Weg zur Hölle." — „Möge Euer Excellenz mir erlauben zu bemerken, daß es nur zwei Wege giebt; wenn Sie mir aber gnädigst sagen wollen, auf welchem Sie selbst gehen, so werde ich Ihnen leicht sagen können, welchen Sie die Andern zu gehen lehren." — „Da Sie mir gesagt haben, daß ich die Leute zur Hölle führe, so glauben Sie wahrscheinlich, daß ich selbst auf dem Weg dahin sei." — „Sind Euer Excellenz ganz gewiß, daß ich mich täusche?" fragte der Pastor mit einer tiefbewegten Stimme. „Sind Sie gewiß, daß Sie auf dem Weg zum Himmel wandeln? Wenn Gott in dieser Nacht Sie abrufen würde, wüßten Sie gewiß, daß Ihr Theil und Erbe bei denen wäre, die in Aufrichtigkeit dem Herrn gedient haben?" — Der Rathsherr blieb stumm; sein Gewissen redete zu laut, als daß er auf diese Frage hätte antworten können. — „Also," fuhr er nach einer Pause etwas verstimmt fort, „Sie glauben, daß ich verloren und verdammt bin?" — „Noch nicht, Excellenz," erwiederte der Pastor mit Wärme, „Sie stehen noch in der Gnadenzeit. Das Blut des Lammes Gottes, das die Sünden der Welt getragen, hat auch für

Sie noch seine Reinigungskraft; aber wenn Sie nicht Buße thun und dem Herrn Jesus nicht zu Füßen fallen, so muß ich als ein treuer Diener Gottes Ihnen erklären, daß die Straße, auf der Sie wandeln, Sie geradewegs in die ewige Verdammniß führt. Aber warum wollen Sie verloren gehen, und nicht lieber leben und selig werden? Jesus ist bereit, Sie anzunehmen, und Ihnen alle Ihre Sünden, die Sie wider Gott und Menschen begangen, zu vergeben." — „Ich, ich soll gesündigt haben gegen Gott und die Menschen?" rief der Rathsherr, bei dem der Zorn wieder die Oberhand gewonnen. „Gehen Sie, mein Herr; ich will nichts von Ihren Predigten wissen, und von heute in einem Monat müssen die Hütten in der Hamburgerstraße leer sein."

Alle Freunde des Pastors waren tief betrübt über den Beschluß des Raths. Man machte noch einen letzten Versuch, der Sache eine andere Wendung zu geben, indem mehrere hundert Bürger eine Petition an den Rath unterzeichneten; aber da diejenigen Freunde des Pastors, die er unter der vornehmen Klasse zählte, fast lauter Nikodemusse waren, so fand sich auf der Liste kein einziger Name von Bedeutung, und man nahm auf die Bittschrift keine Rücksicht.

Es war am 13. März 1711, vier Tage vor dem bestimmten Termin, nachdem der Pastor bereits alle nöthigen Maßregeln getroffen hatte, seine Pfleglinge zeitweilig in seinem eigenen Hause aufzunehmen, als ein wohlhabender Küfer, Namens Thomas Büchler, der den Pastor Sasse wie einen Vater liebte, zu ihm eintrat und ihm ein Landhaus anbot, das ihm gehörte und etwa eine Stunde von der Stadt entfernt lag. Diese Wohnung war ganz wie gemacht, um den armen Wittwen und Waisen, welche ihr bisheriges Asyl verlassen mußten, zu einer Zufluchtsstätte zu dienen; der Garten war groß genug, um die nöthigen Gemüse für die kleine Kolonie zu liefern, und ein anstoßender Wiesengrund sollte zum Spielplatz der Kinder dienen. Meister Thomas weigerte sich entschieden, irgend einen Miethzins dafür anzunehmen; „ich würde fürchten," sagte er, „der liebe Gott ließe mir alle meine Fässer auseinanderfallen, wenn ich auch nur einen Kreuzer annähme."

Am 16. März sah man einen seltsamen Zug singend aus den Thoren von Altona herausziehen. An der Spitze gieng der Pastor Sasse im Kirchenrock; mit seinem klaren und wohltönenden Baß stimmte er den dreiundzwanzigsten Psalm an: Der Herr ist mein

Hirte, mir wird nichts mangeln. Hinter ihm kam Frau Liebich, das kleinste Kind auf den Armen, während zwei andere Waisen, sich an ihren Rockschössen haltend, neben ihr her trippelten. Dann kamen die anderen Wittwen, je ein Kind an jeder Hand führend, darauf die übrigen Kinder je zwei und zwei. Der Invalide schloß den Zug und hielt unter den kleinen Pilgern gute Ordnung. Eine Menge Volks strömte herbei. Die Rührung und die Thränen hinderten Viele, mitzusingen; doch schlossen sich zahlreiche Stimmen mit an, also daß Feld und Wald von dem herrlichen Psalm wiedertönte.

Thomas Büchler, der wackere Küfer, empfieng den Zug am Thore seines Landguts. „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes," sagte der Pastor mit aufgehobenen Händen, als er die Schwelle des Hauses betrat; „dieser Ort soll Christiana heißen, denn er wird ein Tempel Jesu Christi und die Wohnstätte seiner Kinder sein." — Amen, rief Thomas; Amen, tönte es aus dem Kreise der Umstehenden wieder. Das war ein Freudentag für den frommen Pastor Sasse. Da das Wetter schön war, versammelte er die Menge auf dem Wiesengrund, richtete an sie eine rührende Ansprache und weihte den Ort durch Gebet und Absingen geistlicher Lieder ein. Meister Thomas hatte eine Erfrischung mit Kaffee und Brod bereit gemacht; der glückliche Pastor aber und seine Freunde brachten mit einander einen fröhlichen und friedevollen Nachmittag zu, und der alte Invalide erklärte, er hätte eher sein anderes Bein auch dran gegeben, als bei diesem Feste nicht gewesen zu sein.

Es dauerte nicht lange, so wurden jene armseligen Hütten an der Hamburgerstraße abgerissen, und im Anfang des Jahres 1713 erhob sich ein prächtiges Kasino auf der Stelle, wo noch eben die Hütten des Armen- und Wittwen-Asyls gestanden waren. Dieses Gebäude enthielt unter Anderem einen großen und prächtigen Tanzsaal, welchen der Rathsherr Hofleben unter großer Pracht mit einem Ball einweihte. Jedoch trotz allem Glanze, den man diesem Feste zu geben versuchte, waren die Theilnehmer weder so zahlreich, noch so lustig, als der Rathsherr gehofft hatte; denn das Gerücht hatte sich eben verbreitet, daß der schwedische General Steinbock an der Spitze seiner Armee sich der Stadt nähere und sie zu belagern im Sinn habe. Damals nehmlich befand sich Schweden im Krieg mit Rußland, und da die Stadt Altona es mit den Russen hielt, so glaubte der schwedische General sie dafür züchtigen zu müssen.

Jenes Gerücht erwies sich als nur allzubegründet. General Steinbock säumte nicht, die Stadt mit seiner gewaltigen Armee zu umzingeln. Zwei Tage hindurch versuchte der Rath Widerstand zu leisten, sah sich aber bald zur Unterwerfung genöthigt. Der General gestattete den Einwohnern, die Stadt mit dem nackten Leben zu verlassen, erklärte aber, daß er Befehl habe, Altona in Asche zu legen. Die Bestürzung war furchtbar; durch die ganze Stadt hörte man nichts als das Wehklagen und Jammern der Weiber und Kinder. Wahre Verzweiflung aber herrschte in den Häusern der Reichen, vornehmlich bei dem Rathsherrn Hosleben, dessen großes Vermögen fast ausschließlich aus unbeweglichem Eigenthum (Häusern ꝛc.) bestand. Der Rathsherr bot dem General Steinbock eine ungeheure Summe an, wenn er die Stadt verschonen wolle, aber umsonst. Endlich griff man zu dem letzten Auskunftsmittel; man wollte sich an das Herz und die religiösen Gefühle des mächtigen Kriegsmannes wenden. Wenn aber irgend Jemand geeignet war, das Herz des Generals zu rühren und ihm ins Gewissen zu reden, so war es, wie Jedermann fühlte, der ehrwürdige Pastor Sasse. Der Rath begab sich in feierlicher Prozession zu ihm und bat ihn demüthig, den Vermittler und Fürsprecher zu machen bei dem grausamen Kriegshelden, der vor den Thoren der Stadt lag. Rathsherr Hosleben selbst drang mit Bitten in ihn und versicherte, daß er aufrichtig sein früheres Benehmen gegen den Pastor bedaure. — „Wir hoffen," sagte der Bürgermeister, „daß Euer Ehrwürden vergessen wolle, wie wir bei Anlaß jener Hütten gehandelt haben. Wir bekennen aufrichtig unser Unrecht, aber wir hoffen, daß Euer Ehrwürden nicht das ganze arme Volk dieser Stadt für das werde büßen lassen, was nur wir verfehlt haben." — „Davor bewahre mich Gott," erwiederte der Pastor, der sich der Thränen nicht erwehren konnte. „Was meine Wittwen und Waisen betrifft, so kann ich nur sagen, wie Joseph zu seinen Brüdern: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, wie es heute am Tage ist. Denn was für ein Loos auch dieser unglücklichen Stadt aufbehalten sein mag, — meine Pfleglinge sind in Sicherheit; der Herr hat sie vor aller Gefahr geborgen. Aber ich fürchte, Gott werde diese Stadt seine Ruthe fühlen lassen, denn ihr habt schwer gegen Ihn gesündigt; ihr habt seinen Augapfel angetastet, indem ihr die Hand gegen jene Wittwen und Waisen erhobet, die ohne Obdach und Brod hätten dastehen müssen, wenn nicht der

barmherzige Gott dazwischen getreten wäre. Und wenn jetzt der Herr eure Wohnungen zerstören und euren Weibern und Kindern die Stütze des Brods nehmen wollte, so müßtet ihr bekennen, daß seine Hand nicht ohne Ursach schwer auf euch liege. Aber ich werde gehen und mit dem Feind reden; denn mein Herz bricht mir, wenn ich an dieß arme Volk denke, wenn ich an euch denke, und an eure Frauen und Kinder. Doch hoffet nicht zu viel, denn ich bin nur Staub und Asche, und man sagt, der schwedische General sei ein sehr strenger und unerbittlicher Mann. Und während ich mich zu ihm begebe, werfet ihr euch mit wahrhaftiger Buße dem Herrn zu Füßen, und bittet Ihn, daß Er das Herz dieses Mannes erweichen möge um seines geliebten Sohnes Jesu Christi willen."

So sprach der ehrwürdige Pastor, und bald nachher begab er sich in das Generalquartier der feindlichen Armee. — „Möge Euer Excellenz," sprach er zu dem Sieger, „es nicht ungnädig aufnehmen, daß ein geringer Diener Jesu Christi es wagt, bei Ihnen Fürbitte einzulegen für die unglückliche Stadt Altona." Der General erhob sich, nahm den Hut ab und verbeugte sich vor dem Diener des Evangeliums. Er hatte von dem Pastor Sasse gehört, und war erfreut, ihn zu sehen. — „Ich wünschte," sagte er zu einem seiner Adjutanten, „wir könnten die Wohnung dieses frommen Mannes verschonen." Dann, zu dem Pastor gewandt, sprach er in gütigem Ton: „Ein Diener Jesu Christi, wie Sie, wird immer unter meinem Zelte willkommen sein, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie als mein Gast bei mir bleiben wollten; aber diese treulose Stadt muß ich züchtigen, — diese Stadt, die die Sache ihres legitimen Herrn verlassen hat, um gemeinschaftliche Sache mit seinem Feinde zu machen. Eine Stadt, die einer solchen Verrätherei fähig ist, verdient wohl, daß der Schlag einer vollständigen Zerstörung sie treffe." — „Ich bitte Euer Gnaden dringend," erwiederte Sasse, „den Fehler der Obrigkeit nicht die armen Einwohner büßen zu lassen, von denen ja Tausende nicht wissen, was rechts oder links ist. Euer Gnaden sind zu edel gesinnt, als daß Sie die Unschuldigen strafen wollten." — „Ihre Stadt ist eine freie Stadt," entgegnete der General, „und dieser Abfall ist mit der Zustimmung der ganzen Bevölkerung geschehen. Ich werde das Leben der Einwohner schonen, aber ich werde nicht von dieser Stelle weichen, bis die Stadt ein Aschenhaufen ist."

Der Pastor versuchte noch auf verschiedene Weise das Herz des Kriegsmannes zu rühren, aber seine Worte schienen wie an einem Felsen abzuprallen. Endlich fiel er vor dem grausamen Manne auf die Kniee und sprach: „Um der Wunden Jesu Christi willen, bitte ich Euer Excellenz, die Stadt zu verschonen!" — „Ein Russe oder russisch Gesinnter hat nie eines Schweden geschont um der Wunden Jesu Christi willen!" erwiederte ernst der General. — „Nun gut," rief Pastor Sasse, „so bitte ich Euer Gnaden demüthigst, zu beweisen,

daß Sie ein Christ sind, und daß Sie nicht Böses mit Bösem zu vergelten, sondern Ihrem Nächsten seine Fehler zu vergeben bereit sind, gleichwie der Heiland Ihnen Ihre Fehler vergeben will." — „Ich kann die Stadt nicht verschonen," rief der General; „ein höherer Befehl zwingt mich, sie zu zerstören." — „So ist es also einzig und allein aus Gehorsam gegen Ihren König, daß Sie die Stadt zu verbrennen sich anschicken?" fragte der Pastor, indem er sich erhob. „Ja, einzig und allein," antwortete der General, obgleich mit einigem Zögern. — „In diesem Fall empfangen Sie meinen Segen über Ihren Gehorsam," sagte der Pastor, breitete seine Hände über ihn aus und sprach in feierlichem Ton: „So segne Dich der Herr und behüte dich; der Herr lasse leuchten sein Angesicht über Dir und sei Dir gnädig, der Herr erhebe sein Angesicht auf Dich und gebe Dir seinen Frieden."

Der General stand im Innersten betroffen da, während dieser Segensspruch über sein grausames Vorhaben ausgesprochen ward. Die Stadt wurde verbrannt, und Tausende von Unglücklichen sahen sich in das äußerste Elend gestürzt. Rathsherr Hosleben kam an den Bettelstab und mußte aufs erschütterndste inne werden, daß Gott seiner nicht spotten lasse. Pastor Sasse fand eine Zufluchtsstätte bei seiner lieben kleinen Kolonie Christiana, wo er so viele von den armen Flüchtlingen der Stadt, als nur immer unterzubringen waren, aufnahm. Aber von Stund an war die Hand Gottes auch gegen den schwedischen General ausgereckt. Er verlor von da an alle Schlachten, und gerieth am Ende in Gefangenschaft. Hier verfiel er, erdrückt von dem Gewicht seines Elends und von Gewissensbissen gefoltert, in einen Zustand der Verzweiflung, der nur mit seinem Leben endigte. — „Können Sie denn nicht das Kreuz Jesu Christi umfassen?" fragte ihn eines Tags der Gefängnißprediger. — „Nein, ich kann es nicht," stammelte der Sterbende. „Die Flüche der Tausende, die ich ins Elend gestürzt, martern meine Seele; aber der Segensspruch des Pastor Sasse lastet viel schwerer als alles Andere auf mir; denn ich hätte die Stadt Altona verschonen können, wenn ich gewollt hätte. Ich sterbe als ein Meineidiger, verflucht und verdammt durch einen Segensspruch."

---

2. Ein Samenkorn und seine Frucht.

An der vorangehenden Geschichte ist uns der Ausspruch des Apostels deutlich geworden: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten." Die beiden folgenden Geschichten mahnen uns an die Wahrheit dessen, was Salomo (Pred. 12, 6) gesagt hat: „Frühe säe deinen Samen, und laß deine Hand des Abends nicht ab; denn du weißt

nicht, ob dieß oder das gerathen wird; und ob es beides geriethe, so wäre es desto besser."

Es mögen jetzt etwa dreißig Jahre sein, daß zwei junge Freundinnen, die in einer der Vorstädte Londons lebten und dem Herrn zu dienen beflissen waren, sich im Namen ihres himmlischen Meisters entschlossen, für die heilige Sache der Bibelverbreitung in ihrem geringen Theil etwas zu thun. War ihnen selbst doch das Wort Gottes zu einer Quelle des Friedens, des Trostes und der Kraft geworden, aus der es ihre Lust war täglich zu schöpfen; warum sollten sie diesen theuren Schatz nun nicht auch Andern anzupreisen versuchen? So fingen sie an, getrieben von herzlicher Liebe, den Distrikt, in welchem sie wohnten, Haus für Haus zu besuchen und Jeden, den sie trafen, zum Ankauf eines Neuen Testaments oder einer Bibel einzuladen. Eines Tages, als sie wieder ihre Gänge machten, trat ihnen beim Anklopfen an einer Thüre ein junger Mann entgegen, mit einem Buch in der Hand. Als sie ihm ihr Anliegen vorbrachten und den Wunsch aussprachen, ob er nicht, da doch in keinem Hause das Wort Gottes fehlen sollte, sich auch ein Exemplar anschaffen möchte, erwiederte er mit einem halb spöttischen Lächeln um den Mund: „Nun, ich habe gerade im Koran (dem Religionsbuch der Muhamedaner) gelesen, und das ist ja auch ein gutes Buch." — „Ei," erwiederten die Freundinnen, „da sollten Sie um so mehr auch einmal die Bibel lesen?" Damit zogen sie aus ihrer Tasche etliche hübsche schöngebundene Exemplare des Neuen Testaments und der Bibel hervor und boten sie ihm zur Einsicht dar. Der junge Mann lehnte Alles ab und bot ihnen, offenbar um der lästigen Gäste so schnell als möglich los zu werden, eine kleine Summe als Geschenk für die Bibelgesellschaft an, in deren Namen sie gekommen seien. Sie aber ließen sich dadurch nicht abschrecken, ihm nochmals mit Ernst und Bescheidenheit den unschätzbaren Werth dieses Buches anzupreisen und ihn zu bitten, mit dem Lesen desselben einen Versuch zu machen. Er versicherte sie, er sei kein Ungläubiger; aber da er der katholischen Kirche angehöre, so könne ihm ihr Besuch nicht ganz angenehm sein, und mit den Zwecken der Bibelgesellschaft wolle und könne er nichts zu schaffen haben.

Damit schloß die erste Begegnung. Aber die beiden Freundinnen waren nicht entmuthigt. Sie besuchten den jungen Mann wieder und wieder, und endlich, erstaunt über ihre merkwürdige Beharrlichkeit, ließ er sich bewegen, eine Bibel zu kaufen. „Es ist das Wort Gottes, das wir in Ihre Hände legen," sagten jene mit feierlichem Ernst, indem sie ihm das Buch übergaben, „und Alles, was wir von Ihnen nun erbitten, ist, daß Sie es mit Aufmerksamkeit lesen."

Und der junge Mann las es; er las es zum ersten Mal in seinem Leben und las es mit Aufmerksamkeit. Und je mehr er sich darein vertiefte, desto gewaltiger fesselte ihn die Macht der Wahrheit,

die ihm aus diesem Buche entgegenleuchtete. Wohl gab es in seinem Herzen tiefe und gewaltige Kämpfe, bei denen die alten ererbten Irrthümer sich mit dem neuen Lichte um den Sieg stritten; aber dieses Licht gewann die Herrschaft, und es dauerte nicht lange, so fühlte er das Bedürfniß, einen protestantischen Gottesdienst zu besuchen. Monate giengen darüber hin: das Wort der Wahrheit that seine ganze volle Wirkung an seinem Herzen, und nicht blos an ihm selbst, sondern auch an seiner Mutter, die bei ihm wohnte.

Zu der Zeit, als er das Wort Gottes aus der Hand der beiden Freundinnen empfing, war er eben im Begriff gewesen, eine Schule in jenem Distrikt Londons zu eröffnen und dadurch für sich und die Seinen einen anständigen Unterhalt zu gewinnen; aber die heilige Schrift, die immer mehr das Leben seiner Seele wurde, weckte neue Triebe, neue Wünsche in ihm. Er fühlte ein Bedürfniß, dem Herrn, der sich ihm so wunderbar geoffenbart und so große Barmherzigkeit an ihm gethan, aus Dank und Liebe nun auch in unmittelbarer Weise zu dienen. Das Wort des Lebens, das ihn selbst vom Tod errettet und in Christo lebendig gemacht hatte, wollte er auch Andern verkündigen, und wie ihm selbst durch den Dienst eines Menschen geholfen worden war, so wollte er nun auch Andern ein Gehülfe des Lebens werden. Er war entschlossen, den Predigerberuf zu wählen.

Doch kehren wir zu den beiden Freundinnen zurück. Der junge Mann, dem sie den Dienst der Liebe erwiesen hatten, kam ihnen aus den Augen, und ihre eigenen Lebenswege giengen bald auseinander. Die Eine von ihnen verehlichte sich in eine entfernt liegende Gegend Englands, die andere gieng nach dem fernen Indien und wurde die Gattin eines Missionars.

Es war im Jahr 1844, daß der uns Allen wohlbekannte treffliche Missionar **Weitbrecht** samt seiner Gattin sich von Burdwan, wo seine Station war, für einige Tage nach Kalkutta begab, um Freunde zu besuchen. Eines Abends wohnten Beide einem öffentlichen Vortrag bei, den ein anderer Missionar über das Wesen und die Irrthümer des Katholicismus hielt. Gleich im Anfang erwähnte der Redner, daß er wohl besser als viele Andere geeignet und befähigt sei, über den vorliegenden Gegenstand zu reden, indem er selbst einst in den Fesseln der römischen Kirche gefangen gelegen und nur durch Gottes wunderbare Führung zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen sei. Der erste Lichtstrahl, der in seine Seele einst gefallen sei, habe ihm aus einer **Bibel** entgegengeleuchtet, welche ihm von zwei christlichen Damen in London förmlich aufgenöthigt worden sei, und aus diesem theuren Buche habe er seit jener Zeit alles Licht, alle Kraft und allen Frieden geschöpft, nach welchem sein Herz gelechzt habe; auch werde er ewig dankbar sein für dieses unschätzbare Gut, das ihm nach Gottes gnadenreicher Leitung aus einer unbekannten Hand zu Theil geworden sei.

Am Schluß des Vortrags wurde Missionar Weitbrecht und seine Gattin dem Redner vorgestellt. Der Letztere schien betroffen, als er diese beiden Freunde sah; er blickte Frau Weitbrecht lang und scharf an. Eine tiefe Bewegung lief über sein Angesicht; dann reichte er ihr, während die hellen Thränen ihm aus den Augen quollen, die Hand und sagte: „Ich habe mehr als alle Andern, die hier sind, ein Recht, Ihnen die Hand zu drücken; denn Sie sind die Dame, die mir jene Bibel gebracht hat, aus welcher mir so viel Segen geflossen ist." Frau Weitbrecht schien sich der Sache nicht zu erinnern; aber einige kleinere Umstände, die ihr ins Gedächtniß gerufen wurden, ließen sie bald erkennen, daß der Mann, der vor ihr stand, derselbe sei, den sie einst in London mit dem Koran in der Hand getroffen hatte. Dieses Begegnen blieb Allen, die anwesend waren, unvergeßlich. Der junge Mann aber, den der Herr so wunderbar geführt hat, ist Missionar Denham in Serampar.

3. Nöthiget sie, hereinzukommen.

Eine ähnliche Frucht hat durch Gottes Gnade eine andere Bibel getragen, die in die Hände eines jungen Mannes kam. Es war an einem Sonntag Nachmittag, daß in der schottischen Stadt Glasgow sich eine Anzahl Kirchgänger unter der Vorhalle einer Kirche eingefunden hatte, um da auf den Anfang des Gottesdienstes zu warten. Es lag über der ganzen Stadt eine feierliche Sonntagsstille, und selbst unter den Männern, Frauen und Kindern, welche vor der Kirchthüre harrten, war kaum ein leises Geflüster hörbar. Da sah man plötzlich zwei Männer um eine Ecke biegen und der Kirche zuwandern. Sie waren offenbar halb betrunken. Als sie an der Kirchthüre vorüber kamen und der still wartenden Menge ansichtig wurden, schlugen sie ein helles Gelächter auf und fingen ein gemeines Gassenlied zu singen an. Etliche der Umstehenden drückten ihren Abscheu darüber aus, andere äußerten ihre Verwunderung, daß die Polizei so etwas dulde. Eine Mutter aber, die mit ihrem Knaben gleichfalls unter der Vorhalle der Kirche stand, sandte den letztern den beiden Männern nach mit den Worten: „Geh und lade sie ein, mit uns in die Kirche zu kommen." Der Knabe hatte die Beiden bald eingeholt und richtete den Auftrag seiner Mutter aus. Der ältere von ihnen fieng darüber zu lachen und zu fluchen an; der andere aber, ein junger Mann, schwieg stille und schien sich zu besinnen. Der Knabe wiederholte die Einladung; da schaute ihm der junge Mann mit unverkennbarer Bewegung in's Gesicht und sagte: „Als ich noch jung war wie du, gieng ich auch jeden Sonntag mit meiner Mutter in die Kirche; nun hab' ich drei Jahre lang nie mehr das Haus Gottes betreten. Ich fühle, ich bin auf dem Weg des Verderbens. Komm, ich gehe mit Dir." Trotz den Einreden und Flüchen seines Begleiters

riß sich der junge Mann los; der Knabe nahm ihn an der Hand und führte ihn zu seiner Mutter. Mittlerweile waren die Kirchthüren aufgegangen; man trat hinein, und der junge Mann nahm neben der Mutter und ihrem Knaben in einem der Kirchstühle Platz.

Die Predigt war herzergreifend. Der junge Mensch war sehr aufmerksam, schien aber tief niedergeschlagen. Nach beendigtem Gottesdienst wollte er schnell davoneilen, aber die Mutter mit ihrem Knaben holte ihn bald ein und sprach im freundlichsten Ton zu ihm: „Habt Ihr eine Bibel, junger Mann?" — „Nein, Madame," erwiederte er; „aber ich kann mir leicht eine verschaffen." — „Ihr könnt natürlich lesen?" fragte jene weiter. — „Ja wohl, Madame." — „Nun," fuhr die Mutter fort, „nehmt inzwischen meines Sohnes Bibel, bis Ihr Euch eine eigene verschaffen könnet. Leset sie während dieser Woche aufmerksam und kommet dann nächsten Sonntag wieder zum Gottesdienst. Es wird mich jederzeit freuen, Euch in meinem Kirchenstuhl einen Sitz anzubieten." Der junge Mann steckte dankend die Bibel in die Tasche und eilte davon.

Der nächste Sonntag kam, und dann der folgende, aber der Fremdling erschien nicht. Inzwischen hatte jene Mutter viel und ernstlich für ihn gebetet und war über sein Ausbleiben tief bekümmert. Am dritten Sonntag — siehe, da erschien der junge Mann wieder in der Kirche. Er war dießmal anständig gekleidet, sah aber blaß und krank aus. Nach dem Gottesdienst legte er die geliehene Bibel schweigend an des Knaben Platz und verließ eilends die Kirche. Er erschien nicht wieder. Auf einem der weißen Blätter der Bibel aber stand etwas mit Bleistift geschrieben. Der Inhalt davon war, daß er in den beiden letzten Wochen wegen Unwohlsein habe das Zimmer hüten müssen, er werde aber der Mutter des Knaben in Ewigkeit dafür dankbar bleiben, daß sie ihm zur Rettung seiner Seele verholfen; auch bitte er dringend um ihre Fürbitte. In wenigen Tagen werde er in seine Heimat, die im Süden von England liege, zurückkehren.

Jahre giengen dahin und des Fremdlings wurde kaum noch gedacht. Die edle Mutter gieng zu ihrer ewigen Ruhe ein, und ihr Knabe wuchs zum Manne heran. Er wurde Schiffsarzt auf einem brittischen Kriegsschiff. Hören wir ihn nun selbst weiter erzählen.

„Es war im Herbst 1849," schreibt er, „etwa 12 oder 13 Jahre nach dem oben erzählten Vorfall, daß unser Schiff in der Tafelbai gegenüber der Kapstadt (in Südafrika) vor Anker lag. Eines Sonntags fuhr ich mit einem Freunde hinüber nach der Stadt und wohnte dem Vormittagsgottesdienste bei. Am Schluß desselben bat mich ein Herr, der hinter mir saß, um die Erlaubniß, meine Bibel, die vor mir gelegen war, sich ansehen zu dürfen. Nach wenigen Augenblicken gab er sie wieder zurück, und ich verließ mit meinem Freunde die Kirche. Eben waren wir im Begriff, in einen Gasthof einzutreten, als jener Herr, der meine Bibel zu sehen begehrt hatte, mir die Hand auf die Schulter

legte und mich fragte, ob ich ihm einige Minuten vergönnen wolle. Wir traten in ein stilles Zimmer des Gasthofs. Als wir Platz genommen, sah er mich lange forschend an und brach endlich in ein lautes Weinen aus. Nachdem er sich etwas beruhigt, fragte er nach meinem Namen, meinem Alter, meinem Geburtsort; endlich frug er mich, ob ich nicht als Knabe einmal an einem Sonntag Nachmittag einen betrunkenen Sabbathschänder eingeladen hätte, mit mir in die Kirche zu gehen und in dem Kirchenstuhl meiner Mutter Platz zu nehmen. Wie ein Blitz fuhr die Erinnerung an jenen Vorfall durch meine Seele, und der Mann, für den meine selige Mutter so viel gebetet hatte, stand vor mir. Er erzählte mir unter tiefer Bewegung die Geschichte seines vergangenen Lebens, wie er von seinen Eltern eine gottesfürchtige Erziehung genossen, nach dem frühen Tod seines Vaters aber in böse Gesellschaft gerathen und endlich als ein rechter Taugenichts nach Glasgow gekommen sei. Zwar sei er oft von Gewissensbissen gefoltert worden, aber er habe weder den Muth zur Umkehr, noch einen Weg der Rettung gefunden. Da sei jene Einladung meiner Mutter an ihn ergangen. Die Erinnerung an die Tage seiner Kindheit sei in ihm aufgetaucht, und die Predigt, die er in der Kirche vernommen, habe ihn bis in den Grund seiner Seele erschüttert. Als er nach dem Gottesdienst in seine Kammer zurückgekehrt sei, habe seine Seelenangst einen solchen Grad erreicht, daß er auch körperlich krank wurde; aber von diesem Krankenlager sei er als ein ganz neuer Mensch aufgestanden. Die Bibel, die er nun Tag und Nacht gelesen, habe ihm den Weg des Heils gezeigt, und in dem Verdienst Jesu habe er Vergebung der Sünden und seligen Frieden gefunden. Darauf sei er in seine Heimat zurückgekehrt; dort habe ein wohlhabender Oheim ihm die Mittel gereicht, um die Theologie zu studiren; nach seiner Ordination aber sei er in die Missionslaufbahn eingetreten und habe nun seit mehreren Jahren in Südafrika unter den Eingebornen gearbeitet. An meiner Bibel aber habe er mich in der Kirche wieder erkannt. 'Und nun,' so schloß er seine Erzählung, 'wissen Sie, wer mein Begleiter war an jenem denkwürdigen Sonntag, da Sie mich zur Kirche einluden? Es war der berüchtigte Jack Hill, der ein Jahr nachher wegen Raubmords gehenkt wurde! Ach, der barmherzige Gott hat mich hart vom Rande des ewigen Verderbens hinweggerissen und wie einen Brand aus dem Feuer gerettet.'" —

Ja, lasset uns frühe den Samen des göttlichen Wortes ausstreuen; denn wir wissen nicht, ob nicht durch Gottes Gnade dieß oder das gerathen wird!

Redactor: Dr. A. Oftertag.

Druck von C. Schultze, in Commission bei C. Detloff in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cent. oder 12 kr.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.